201
6
B
51

Digitized by Google

3820

Schiller-Lexikon.

Erläuterndes Wörterbuch

zu

Schiller's Dichterwerken

Unter Mitwirkung

von

Karl Goldbeck

bearbeitet

von

Ludwig Rudolph.

Erster Band

A bis K

Mit dem Bildniß Schiller's

Berlin

Nicolaische Verlagsbuchhandlung

(A. Effert und L. Lindtner)

1869.

Das Bildniß Schiller's in Kupferstich wird dem zweiten Bande beigegeben.

Digitized by Google

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE
201
6 B
34

3820

Schiller-Lexikon.

Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken.

Unter Mitwirkung von K. Goldbeck bearbeitet von L. Rudolph.
2 Bände in 12 Lieferungen, à 7½ Sgr.
Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (A. Effert und L. Lindner)
in Berlin.

ROMA

Urtheile der Presse
über
Inhalt, Zweck und Werth dieser Arbeit.

Der Deutsche. Sondershäuser Zeitung. Nr. 58. 1869. Welchen Werth die Erläuterungsschriften zu den Werken unserer Dichter haben, wie unentbehrlich sie sind für das richtige Verständniß vieler zum Theil der schönsten ihrer Geistesprodukte, wie nothwendig und wünschenswerth bei der gegenwärtig allgemeinen Verbreitung, besonders Schiller's, daher aber auch die Möglichkeit einer immer allgemeinern Benutzung des zu seinem Verständniß von den tüchtigsten Kennern gesammelten Materials ist, brauchen wir wohl nicht näher zu erörtern. Wir begrüßen daher als einen Schritt näher zu diesem Ziele das Erscheinen des oben erwähnten Werkes, von dem uns die ersten Lieferungen zur Besprechung vorliegen, da sie wohl geeignet sind, unsern Lieblingsdichter zum wirklichen Eigenthum dessen zu machen, der sie benutzt.

Rudolph's erläuterndes Wörterbuch Schiller's begreift sämmtliche Dichterwerke in sich. In alphabetischer Ordnung giebt dasselbe über jeden der Erklärung bedürfenden Ausdruck in kurzer, aber doch erschöpfender Weise Auskunft und ermöglicht dadurch bei der Lectüre durch einfaches Nachschlagen das Verständniß jeder dem Leser unklaren Stelle. Außerdem sind den einzelnen Gedichten eine kurze Einleitung oder nach Bedürfniß eine Uebersicht des Inhalts, jedem Drama aber ein umfangreicher einleitender Artikel gewidmet, welcher die Entstehungsgeschichte des Stückes, wie seine historische Grundlage vorführt und eine gedrängte Charakteristik der handelnden Personen, eine Uebersicht über den Gang der Handlung, die Entwickelung der zu Grunde liegenden Idee, sowie eine Würdigung der ihm zu Theil gewordenen Beurtheilungen enthält. Der Leser wird dadurch auf den Standpunkt gestellt, von welchem er das betreffende Kunstwerk mit wirklichem Nutzen betrachten und sich ein selbständiges Urtheil darüber bilden kann. Die Verfasser haben dazu neben eigener durch tiefes Studium Schiller's erworbener Kenntniß seiner Dichtungen, wofür die Reichhaltigkeit und Voll-

ständigkeit der in den ersten Heften enthaltenen Artikel und die größeren Abschnitte, wie der über die Braut von Messina genugsam sprechen, das in den vortrefflichen Arbeiten von Schwab, Hoffmeister, Palleske u. A. vorhandene schätzenswerthe Material mit Geschick benutzt, so daß das vollendete Werk seinem Zweck, durch Förderung eines allseitigen Verständnisses unseres Lieblingsdichters denselben zu einer wahrhaft erquickenden Geistesnahrung und somit zum vollen Eigenthum unseres Volkes zu machen, vollständig erreichen wird. —

Indem wir daher dem vorliegenden Werke die wohlverdiente allgemeinste Verbreitung wünschen, empfehlen wir dasselbe Allen, denen es nicht um ein bloßes Lesen, sondern um volles Verstehen der Dichtungen zu thun ist, hiermit aufs Angelegentlichste.

New-Yorker Handels-Zeitung. Vom 24. Juni 1869. Von diesem in der Nicolai'schen Verlagshandlung in Berlin erscheinenden Wörterbuch, unter Mitwirkung von Carl Goldbeck bearbeitet von Ludwig Rudolph, ist Lieferung 3—6 ausgegeben und mit denselben der erste Band, welcher die Buchstaben A bis K enthält, abgeschlossen. Wie wir beim Erscheinen dieses Werkes in unserm Blatt vom 18. März d. J. voraussagten, hat sich dasselbe allseitig der höchsten und wohlverdienten Anerkennung zu erfreuen gehabt und können wir nur wiederholen, daß Jeder, der unsern Dichterfürsten ganz und mit vollem Verständniß genießen will, die Unentbehrlichkeit dieses Buches erkennen wird. Der letzten Lieferung ist ein Bildniß Schiller's in Kupferstich beigegeben. In New-York ist das Werk durch Westermann & Co.'s Buchhandlung zu beziehen.

Niederschlesische Zeitung. Görlitz. Nr. 75. 1869. Von dem bereits früher in diesem Blatte empfohlenen, im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin erscheinenden Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken liegen die drei letzten Lieferungen, bis zum Buchstaben K (incl.) reichend, vollendet vor. Auch diese zeichnen sich durch genaue Erklärungen, die zum eingehenden Verständniß Schiller's in sachlicher Beziehung oft geradezu unentbehrlich sind und manchen dankenswerthen literar-historischen Wink enthalten, ebenso wie die schon früher besprochenen, vortheilhaft aus. So Vieles, was man in Conversationslexicon, Literaturgeschichte und Mythologie nur mangelhaft erörtert findet oder völlig umsonst sucht, ist hier in bequemer und leicht verständlicher Form zusammengestellt.

Stoa. Zeitschrift für die Interessen der höheren Töchterschulen. Berlin. Wir würden uns einer Versäumniß schuldig erachten, wenn wir nach Erscheinen der ersten Hälfte des Werkes nicht jetzt schon auf diese Arbeit aufmerksam machten, die nicht nur von jedem Schulmanne, sondern von jedem Gebildeten als ein nothwendiges Hülfsmittel bei der Lectüre unseres großen Dichters erkannt werden muß. Seinen vorzüglichsten Werth zeigt das Wörterbuch in den Artikeln, welche einerseits uns die Culturstätten (vergl. Bibel, Homer)

aufdecken, aus denen unser Dichter so reiche Nahrung sog, andrerseits (vergl. Glocke, Fiesko, Kabale, Don Carlos, Jungfrau, Braut von Messina) uns die Entstehungsgeschichte, die culturhistorische und künstlerische Bedeutung der einzelnen Dichtungen und zwar, was die Dramen betrifft, in sehr bedeutendem Umfange darlegt. Das Wörterbuch zu Schillers Werken leistet, zumal dem Schulmanne, einen so großen Dienst, daß er, nachdem es nun da ist, erst recht das Bedürfniß empfindet, das bisher vorhanden gewesen.

Beilage zur Biene. 1. April 1869. Nrutitschein. Von diesem äußerst interessanten Werke sind nun auch die 3—6. Lieferung erschienen. Es gereicht uns zur großen Freunde, dieses bis dahin gediehene Werk allen Verehrern des größten Dichters Deutschlands auf das dringendste empfehlen zu können; es enthält so viele gediegene Abhandlungen und Erläuterungen, daß Jeder, dem es um ein richtiges Verständniß des Lieblingsdichters zu thun ist, dieselben mit warmem Dankgefühle lesen wird.

Spenersche Zeitung. Freitag den 19. März 1869. Berlin. In der Vorrede zu ihrer Arbeit sagen die Verfasser: „Schiller's Dichterwerke sind, abgesehen von ihrem hohen dichterischen Werth, ein unvergängliches Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit. Diese nicht hoch genug anzuschlagenden Eigenschaften auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu bringen, betrachten wir als eine Aufgabe von wahrhaft nationaler Bedeutung und zugleich als einen Tribut der Dankbarkeit, welcher den Manen unsers Dichters gebührt." Diesen Tribut haben die Verfasser für sich dadurch abgestattet, daß auch sie auf ihre Arbeit deutschen Fleiß und deutsche Gründlichkeit verwenden. Ganz vorzüglich sind die Analysen der Dramen und der größeren Gedichte (z. B. der Glocke) und das Buch wird sich als im höchsten Grade brauchbar selbst empfehlen.

Oldenburger Schulblatt. Nr. 15. 1869. Das alphabetisch geordnete Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken giebt nicht nur Namen-, Wort- und Sacherklärungen in conciser, aber genügender Fassung, sondern giebt auch zu den einzelnen Gedichten Einleitungen und Excurse, die von eindringendem Studium zeugen, die die verschiedenen Ansichten und Auffassungen, selbst der neusten Kritiker und Commentatoren, mit selbständigem Urtheil verwerthen und den Leser zu eigenem Denken anregen. Die in den ersten Lieferungen gegebenen Proben lassen für die alphabetisch folgenden Gedichte Bedeutendes erwarten. Das Wörterbuch hat vor dem Commentar darin den Vorzug, daß die Benutzung desselben weit mehr zur Selbstthätigkeit reizt, als das passive Lesen des letzteren. Es verbreitet, wenn es so gut angelegt und so reich ist wie das vorliegende, zugleich ein Licht über die andern zeitgenössischen Dichter, die eine antike Richtung haben; so ließe sich dies Werk z. B. auch in vielen Fällen für Göthe, Hölderlin, Platen und andere benutzen.

Digitized by Google

Daß es vor allen dem Lehrer, der Schiller's Gedichte zu erklären hat, von großem Nutzen sein wird, ist selbstverständlich. Wir hoffen auf baldige Beendigung der vorzüglichen Arbeit.

Schweizer Handels-Courier. Nr. 96. 1869. Das vorliegende Wörterbuch giebt dem Leser unseres großen Dichters ein Mittel an die Hand, rasch und bequem über jede Frage, die sich ihm im Texte aufdrängt, sichere Auskunft zu erhalten. Es führt dem Leser zugleich eine Menge edler und unschätzbarer Bildungselemente zu, indem es zu jedem der Dramen eine ausführliche Analyse giebt und jedem der größeren Gedichte eine Einleitung mit Angabe des Inhalts vorausschickt. Der Leser wird mit diesen Einleitungen auf einen Standpunkt erhoben, von welchem aus er das betreffende Kunstwerk mit wirklichem Nutzen und Verständniß betrachten kann. Ein besonderer Vorzug des Werkes ist der, daß es so umfangreiches Material in nur zwei Bänden zusammenfaßt.

Milwaukee See-Bote. Nr. 72. 26. März 1869. Eine mit steigendem Interesse vorgenommene Durchsicht des Inhalts der beiden ersten Lieferungen des Wörterbuches verschafft uns die Ueberzeugung, daß hier ein Werk vorliegt, das weit mehr bietet, als der Titel verspricht, ein Fall, der bei der Unmasse literarischer Producte der Gegenwart eben nicht häufig vorkommt. Die Aufgabe, welche sich die Verfasser des Werkes, nach dem Inhalte desselben zu schließen, setzten und welche dahin geht, Schiller's Geistesschöpfungen auch jenen Lesern vollkommen verständlich zu machen, welche nicht Gelegenheit hatten, umfassendere Studien in der klassischen Literatur der Alten, in der Geschichte, Länder- und Völkerkunde zu machen, diese Aufgabe wird in jeder Beziehung gelöst. Und nicht nur dies; das Werk enthält außerdem kritisch-literarische Commentare über die einzelnen wichtigeren Dichterwerke, so umfassend und erschöpfend, daß eine andere Specialliteratur über Schiller's Werke ganz überflüssig wird. Wir können das Werk allen Freunden Schiller's — auch solchen, die sich die nöthige Vorbildung zu einer erfolgreichen Lectüre seiner Schriften erworben haben — nur aufs wärmste anempfehlen und begrüßen es als das wirksamste Mittel, das Verständniß für Schiller auch in die Massen zu verpflanzen.

Sonntags-Post. Unterhaltungsblatt des „Louisville Anzeiger", Nr. 20. Louisville, Ky., 21. März 1869. Ein solches Wörterbuch wie es uns hier geboten wird, ist für die Deutschen in diesem Lande ein noch weit größeres Bedürfniß als für die im alten Vaterlande, da hier die Hülfsmittel zum Verständniß der Schiller'schen Werke weit schwieriger zu beschaffen sind als dort, und da hier in unsern deutschen Schulen nicht einmal die deutsche Nationalliteratur gelehrt wird, und die Schüler nicht einmal mit dem Geiste der Schriften unserer Dichterheroen im Allgemeinen bekannt gemacht werden. Um so mehr sind diejenigen, die in den Schacht der deutschen Geistesschätze einzudringen

wünſchen, auf ſich ſelbſt angewieſen und werden daher jedes Hülfsmittel, wie es ihnen in dem vorliegenden vortrefflichen Wörterbuche geboten wird, dankbar anerkennen. Wir können dieſes höchſt zeitgemäße Werk allen Deutſchen nur dringend anempfehlen.

Täglicher Buffalo-Telegraph. Nr. 227. 1869. Direkt von Berlin erhielten wir „Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Werken", welches für all die zahlreichen Verehrer unſeres Nationaldichters in dieſem Lande von großem Intereſſe ſein dürfte. Dieſes ſchöne und für Alle, welche Schiller's Werke gründlich zu verſtehen wünſchen, höchſt empfehlenswerthe Buch leiſtet noch mehr, als der Titel verſpricht, indem es neben mythologiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Erläuterungen auch äſthetiſch-kritiſche Ausführungen über ſchwierige Punkte in Schiller's Dichterwerken bringt. Es iſt ein mannigfach belehrendes Werk, welches beſonders hier in Amerika, wo derartige Kenntniſſe weniger verbreitet ſind als in Deutſchland, im Beſitze jeder Familie ſein ſollte, die ſich an der Lectüre unſers unſterblichen Schiller erfreut.

Lauenburgiſche Zeitung. Nr. 1. 1869. Zwei Lehrer in Berlin, die Herren Rudolph und Goldbeck, haben ein ſchätzenwerthes Werk unternommen, welches Jedermann aufs Beſte empfohlen werden kann, was um ſo ſicherer geſchieht, da die erſten erſchienenen Hefte uns vorliegen und wir uns von dem Werthe der Arbeit ſelbſt überzeugt haben.

Altpreußiſche Monatsſchrift. Dr. Reicke. Wir haben beim Erſcheinen der beiden erſten Lieferungen des obigen Unternehmens unſere Leſer mit Zweck und Bedeutung deſſelben bekannt gemacht und ihnen die Anſchaffung deſſelben angelegentlichſt empfohlen. Jetzt, da der 1. Band abgeſchloſſen vorliegt, wird man noch mehr erkennen, wie unentbehrlich dieſes erläuternde Wörterbuch für Jeden iſt, der unſern Lieblingsdichter ganz und mit vollem Verſtändniß genießen will. Mit Kenntniß und vor allem mit Liebe ſind die längeren Artikel geſchrieben. Die Einleitungen zu den Gedichten und Dramen, die eingehenden Darlegungen ihres Inhalts ſind weſentlich Commentare im beſten Sinne des Worts. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß die Verfaſſer es ſich haben angelegen ſein laſſen, das vergleichende Studium des Dichters nach Kräften zu fördern. Und ſo können wir das volksthümliche Werk, das gleichzeitig wiſſenſchaftlichen Anforderungen zu genügen beſtrebt iſt, wiederholt beſtens empfehlen.

Deutſche Volkszeitung. Hannover. Nr. 542. 1869. So erwünſcht vielen Leſern die Erklärungen der einzelnen Wörter und für das Verſtändniß des Dichters förderlich ſind: ſo liegt der Schwerpunkt dieſes „Wörterbuchs" doch in den Einleitungen zu den einzelnen Gedichten und in den Abhandlungen über die größeren Arbeiten. Und wenn wir hier auch wieder den Werth der eigentlich ſachlichen Mittheilungen über die Entſtehung, die ſonſtigen äußeren Beziehungen, die tech-

Digitized by Google

nischen Elemente und deren Aufbau zum Ganzen ꝛc. als höchst bedeutsam für das Verständniß der Dichtung ebenso würdigen, wie der Umsicht und Einsicht der Verfasser in der Behandlung alles Wesentlichen alle Anerkennung widerfahren lassen: so ist noch ein Anderes, in welchem wir das vorzüglichste Verdienst des Werkes erblicken. Wir meinen die Darlegung des geistigen und sittlichen Gehalts der Dichtungen. Bei dieser nehmen die Verfasser einen Standpunkt ein, dem wir die große Anerkennung zollen müssen, daß er an den des Dichters heranreicht. Die edle, ideale Weltanschauung, aus welcher der Dichter schuf, ist auch die seiner Erklärer. Dadurch verleihen sie ihrer Arbeit den Werth, daß man wünschen muß, dieselbe möge in jeder deutschen Familie heimisch werden, um das volle Verständniß unseres nationalsten und edelsten Dichters zu vermitteln.

Tageblatt für den Kanton Schaffhausen. Nr. 81. 1869. Dies erläuternde Wörterbuch kann als Nachschlagebuch, das uns über jede schwierige Stelle belehrt und durch diese Belehrung mit dem Geist des Dichters so recht vollends vertraut macht, als eine willkommene Erscheinung betrachtet werden. Auch der Lehrer, der mit seinen Schülern irgend ein Schiller'sches Gedicht liest und commentirt, hilft sich oft kümmerlich über gewisse Stellen hinweg. Mit diesem Commentar in der Hand wird er dem Schüler die Lectüre erst recht genußreich machen. Die ersten zwei Lieferungen, welche uns vorliegen, geben für die wichtige, von umfassender gründlicher Bildung geleitete Durchführung die beste Gewähr.

Europa. Nr. 15. Leipzig. (Ernst Keil.) Die uns bereits vorliegenden vier Hefte lassen in Bezug auf Vollständigkeit, sowie auf volksthümliche und gemeinverständliche Darlegung des Materials nichts zu wünschen übrig. Sind die weiteren Lieferungen mit gleicher Sorgfalt gearbeitet, so wird fortan Jeder durch Nachschlagen in diesem „Wörterbuche" nicht blos den Schiller verstehen, sondern auch durch den großen Reichthum des aus allen Gebieten des Wissens hier verbreiteten Materials ein vortreffliches Anregungs- und Bildungsmittel gewinnen. Auch den Lehrern wird das Lexikon beim Unterrichte wesentliche Dienste leisten.

Täglicher Baltimore-Wecker. Nr. 68. 1869. Die bereits eine bedeutende Repositur füllende Schillerliteratur ist kürzlich um ein neues Werk vermehrt worden, welches auf eine prominente Stelle in derselben Anspruch macht. Das Wörterbuch über Schiller's Werke giebt treffliche kritische und literarische Abhandlungen über die einzelnen Dichtungen, sowie in den meisten Fällen einen zuverlässigen Bericht über deren Genesis. Man sieht, daß der Verfasser und sein Mitarbeiter in der Schillerliteratur gründlich zu Hause sind. Das Werk ist zeitgemäß und verdient besonders die Beachtung der cisatlantischen Deutschen, welche der Anschauungsweise dieses deutschen Geistesheros noch weit ferner stehen als die Deutschen überm Wasser.

Allgemeine Schulzeitung. Darmstadt, 22. Mai. Schiller's Dichtungen sind zwar in eminentem Grade Lieblingslectüre der deutschen Nation, aber doch nicht in dem Sinne populär, daß sie der Erläuterung für ungelehrte Leser entbehren könnten. Daher rechtfertigen sich von selbst die vielfältigen Versuche, Schiller durch Einleitungen und Anmerkungen dem Verständniß näher zu bringen. Sehr glücklich erscheint aber der Gedanke, welcher in vorliegender Schrift zum erstenmal ausgeführt wird, Alles, was bei der Lectüre von Schillers Dichterwerken zu wissen nöthig oder doch förderlich ist, in alphabetischer Aufeinanderfolge zum Nachschlagen darzubieten. Die Ausführung, soweit ich das nach der gründlichen Durchlesung des ganzen ersten Bandes ersehe, verdient das Lob ausgezeichneten Fleißes und eines dem Zweck entsprechenden Zusammentreffens von wissenschaftlichem Geist und von Anbequemung an den Standpunkt wenig geschulter Schillerfreunde. Oft geht der Commentar über den nächsten Bedarf hinaus, um sich in lehrreicher Fülle zu verbreiten, ohne daß er jedoch geschwätzig würde; so in geschichtlichen Dingen und in ästhetischen Auslassungen über die einzelnen Gedichte. Die letzteren werden nämlich in besonderen Artikeln für sich besprochen. Darunter befinden sich gehaltvolle Abhandlungen von nicht unbeträchtlichem Umfang. Meines Erachtens verdienen die vortrefflichen Bemerkungen zur Braut von Messina besondere Anerkennung. Hier und auch im Uebrigen erfreut die Unbefangenheit der Kritik, welche zwar auf tiefer Liebe und Verehrung für Schiller ruht, aber gegen seine Mängel sich nicht die Augen zubindet. — Mit Verlangen sehen gewiß Viele mit uns dem zweiten Theile dieses gediegenen, nützlichen und patriotischen Buches entgegen. F. Zimmermann.

Barmer Zeitung. Der Herr Verfasser, durch seine trefflichen Arbeiten im Gebiete der deutschen Sprache und Literatur bekannt, will mit der Herausgabe dieses Werkes eine empfindliche Lücke ausfüllen. Ein bequemes Nachschlagebuch, welches bei jedem Anstoß schnell ein Mittel an die Hand giebt, über die störenden Klippen hinwegzukommen, wird wohl Keiner bei der Lectüre unseres Schiller für entbehrlich halten. Die Commentare zu Schiller's Werken sind bei allen ihren Vorzügen doch dem größeren Theile des Publicums, welches nur in seinen Mußestunden zum Genusse des Dichters kommt, zu fremd, und bieten, bei ihrer nothwendigen Ausführlichkeit, keine schnelle Handhabe zum richtigen Verständniß des Gelesenen. Die alphabetisch geordnete Zusammenstellung der Namen, der fremden oder wenig gebrauchten Ausdrücke, mit Angabe der Stelle, wo sie zu finden sind, soll diesem Mangel abhelfen. Aus den uns vorliegenden Lieferungen dürfen wir schließen, daß der Herr Verf. die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, vollständig und geistreich lösen und dem deutschen Volke in diesem Buche einen Schlüssel geben wird, welcher ihm die Pforten zur vollen Würdigung, zur richtigen Auffassung der großen Werke unseres populärsten Dichterheros erschließt. — Aus vollster Ueberzeugung empfehlen wir das erläuternde Wörterbuch zu Schiller allen Gebildeten. Dem Herrn Verfasser wünschen wir

für die große Mühe und Arbeit, der er sich unterzogen hat, das erfreuliche Resultat einer recht ausgedehnten Verbreitung.

Erheiterungen. (Stuttgart), 1869. Nr. 6. Dies ungemein belehrende und jedem Freunde Schiller's willkommene Wörterbuch liegt uns jetzt in der fünften und sechsten Lieferung vor. Eine vortreffliche Arbeit, wie sie nur in dem gründlichen Deutschland möglich ist. Bis zum Minutiösen ist alles vorgesehen, was nur irgend wie einer näheren Erklärung bedarf.

Schulblatt für die Provinz Brandenburg. Heft 5 u. 6, 1869. Ein Wörterbuch zu den Werken eines Dichters, möge er heißen wie er wolle, ist auf den ersten Blick eine frappirende Erscheinung. Ein Dichter, dessen Producte eines „erläuternden Wörterbuches" bedürfen, ist er ein Dichter, kann er jemals volksthümlich werden? — Schiller ist zum Liebling des deutschen Volkes geworden, ehe ein Wörterbuch ihn erläuterte, und dennoch, blicken wir auf die uns vorliegende Arbeit, fragen wir, welche Idee bei ihrer Entstehung die leitende gewesen, so haben sich die Verfasser einer höchst dankenswerthen Aufgabe unterzogen. Sie wollen dem größeren Publicum, und das ist auch ihre Antwort auf unsern ersten Einwurf, sie wollen ihm zu einem gründlicheren Verständnisse des Dichters helfen. Nicht Jedem ist die Zeit gegeben, die vortrefflichen Commentare, die in ein tieferes Studium Schillers einführen, zu benutzen; so geben sie denn dem Leser ein Mittel an die Hand, das mühsame Nachsuchen und Studiren zu ersparen ꝛc. Namentlich haben die Verfasser bei ihrer Arbeit auch des Lehrers gedacht, dem es an Zeit gebricht, mühevolle Vorstudien zu machen, wenn es ihm obliegt, die Werke des Dichters mit der Jugend zu lesen. Besonders sind die Einleitungen zu den einzelnen Gedichten und Dramen hervorzuheben, die dem Lehrer zur ersten Einführung in das Verständniß eines Kunstwerks unabweislich nöthig sind. Aber auch bei Worterklärungen findet er nicht eine magere Definition, eine dürftige Notiz, sondern reichhaltige, eingehende Erläuterungen. Sechs Lieferungen liegen bis jetzt vor, und der billige Preis derselben macht einem Jeden die Anschaffung des gediegenen Werkes möglich.

Hamburger Correspondent. Ein mit deutschem Sammlerfleiße gearbeitetes Werk, das auf den eingehendsten Studien und gründlichster Kenntniß der gesammten Schillerliteratur beruht. Bei der wichtigen Rolle, welche die Lectüre der Dichterwerke auf dem Gebiete der Jugenderziehung und der Volksbildung spielt, kann das vorliegende Wörterbuch namentlich allen Denjenigen nicht warm genug empfohlen werden, deren Aufgabe es ist, Schiller's Dichtungen mit der Jugend zu lesen. Die hier gebotenen Erläuterungen gehen weit über das beschränkte Maß dessen hinaus, was man in einem erklärenden Sach- und Namen-Register zu suchen gewohnt ist — sie sind ein vollständiger und zuverlässiger Commentar, dessen lexikalische Einrichtung dem Leser das Auffinden

Digitized by Google

jedes Gegenstandes, über den er sich unterrichten möchte, zur leichten Mühe macht. Besonders werthvoll sind die kritisch-historischen Einleitungen zu den einzelnen Gedichten und Dramen; nicht minder die zusammenfassenden Artikel, wie „Astrologie", „Bibel" ꝛc., welche uns interessante Einblicke in das Verhältniß des Dichters zu den betreffenden Wissenschaften, Meinungen oder Glaubenslehren gestatten. Mit derselben Genauigkeit und Correctheit werden die zahlreichen Anspielungen Schiller's auf literarische und politische Erscheinungen damaliger Zeit, die von ihm gebrauchten mythologischen Namen, Fremdwörter, landschaftlichen und technischen Ausdrücke erklärt, wie denn überhaupt seinen sprachlichen Eigenthümlichkeiten die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wenn das auf 10 — 12 Lieferungen berechnete Wörterbuch, wie schon die alphabetische Anordnung des Stoffes genügend zu verbürgen scheint, mit gleichmäßiger Sorgfalt zu Ende geführt wird, sollte kein Besitzer von Schiller's Werken, dem es um ein ernstes Studium und volles Verständniß des Dichters zu thun ist, die Anschaffung dieses trefflichen Commentars versäumen.

Ulmer Schnellpost. Nr. 53. 1869. Dies Werk, das in Lieferungen herausgegeben und durch geringen Preis allen zugänglich gemacht wird, befriedigt in sehr gediegener Weise ein dringendes allgemeines Bedürfniß. Waren schon immer Schiller's Werke im Volk verbreiteter als die Werke irgend eines andern Dichters, so sind sie jetzt, wo sie um einen Spottpreis zu haben sind, vollends das Eigenthum des ganzen deutschen Volkes geworden. Allein Schiller war Philosoph, Geschichtsforscher und Freund der altgriechischen Mythologie. Seine Dramen stehen alle auf historischem Boden und seine Gedichte erhalten durch die altgriechische Götter- und Heroenwelt ein eigenthümliches Gepräge. Wer nicht klassischen Studien oblag, wird und kann so Manches, oft das Schönste nicht verstehen, und selbst dem Gebildeten ist Manches wieder fremd geworden, und mit Freuden wird er nach dem hier dargebotenen Wörterbuche greifen, durch welches die Schönheit in der Schiller'schen Dichtung ihm wieder in herrlicher Klarheit entgegentritt.

Romanzeitung. Nr. 15. 1869. Von dieser sorgfältigen Arbeit liegt gegenwärtig der erste Band vor. Wir können nur die Anerkennug wiederholen, welche wir den ersten Lieferungen gezollt haben. Muß das Werk vor allem Denjenigen willkommen sein, denen die Verhältnisse nicht gestattet haben, eine gründliche Schulbildung sich zu erwerben, so wird es sich auch den Unzähligen als ein treuer Freund erweisen, denen es an Zeit und Hülfsmitteln gebricht, umfangreiche Vorstudien zu machen und deshalb nicht so in ihren Schiller einzudringen vermögen, daß derselbe in seiner Wirkung auf sie zu seinem vollen Rechte gelangt. Die alphabetisch geordneten Artikel enthalten sich aller überflüssigen Auseinandersetzungen und regen mehr zum Denken an, als daß sie dem Leser das Denken ersparten.

Digitized by Google

Cornelia. Zeitschrift für häusliche Erziehung. 11. Bd. 4. Hft. Es ist eine alte Erfahrung, daß das Lesen in unserm großen Nationaldichter Schiller mit Schwierigkeiten verbunden ist, weil eine Menge Ausdrücke darin vorkommen, die vielen Lesern unverständlich, oder doch nicht so klar sind, wie es zum rechten Verständniß nothwendig ist. Das obige Werk ist daher ein höchst verdienstliches Unternehmen, da es alle wichtigen und schwierigen Worte erklärt, und so in der That ein Schlüssel zu dem Geiste Schiller's ist. Die Schillerliteratur erhält durch dasselbe einen neuen köstlichen Schatz.

Hamburger Nachrichten. Durch das Erscheinen so vieler billiger Schiller-Ausgaben ist eine allgemeinere und eingehendere Beschäftigung mit diesem Lieblingsdichter des deutschen Volkes angeregt und ermöglicht worden, ein Commentar in alphabetischer Ordnung, um das Nachschlagen zu erleichtern, war also wohl an der Zeit. Obgleich die Lieferungen des ersten Bandes von dem „erläuternden Wörterbuche" sehr rasch erschienen, so enthalten sie doch eine Reihe belehrender und anregender größerer Abhandlungen, neben denen die sachliche Detailerklärung eine große Reichhaltigkeit zeigt. Das Unternehmen ist auf die weiteren Kreise der Verehrer Schillers berechnet und giebt deshalb aus der Mythologie, Geschichte u. s. w. vieles, was allerdings dem Kenner überflüssig erscheinen mag; indeß ist es bei der Lectüre immerhin bequem, das Material alphabetisch geordnet zur Hand zu haben.

Crefelder Zeitung. Wir finden in der 5. und 6. Lieferung das früher abgegebene Urtheil großer Gediegenheit vollkommen bestätigt und können in Uebereinstimmung mit den anderweitig in der Presse laut gewordenen Aussprüchen allen denen das Werk empfehlen, die unsern Lieblingsdichter ganz und mit vollem Verständniß genießen wollen.

Illinois Staats-Demokrat. Wir haben in einer früheren Nummer auf dies Werk aufmerksam gemacht. Zu unserm Vergnügen erhielten wir nun soeben die Fortsetzung (Liefr. 3—6) zu dem Werke, den Schluß des ersten Bandes. Da derselbe so viele gediegene Abhandlungen und Erläuterungen enthält, so steht zu hoffen, daß das Publicum in Anerkennung der Mühe, Kosten und Talent, welches bei diesem Unternehmen nothwendigerweise Seitens der Herausgeber und Verleger in Anwendung gebracht werden mußte, dasselbe würdigen und durch zahlreiches Abonnement unterstützen werde. Die besten literarischen Kräfte sind an diesem Werke betheiligt und darf man daher auf die Vollständigkeit desselben rechnen.

Oder-Zeitung. Die Verfasser geben, gestützt auf die besten Erläuterer Schillers, eine eingehende Würdigung der genannten Dichtungen, ohne indeß die eigene Meinung in den Vordergrund zu drängen. Das Buch, welches auch in seinen kleinen Artikeln großen Fleiß, eine genaue Kenntniß des Gegenstandes und vollständige Beherrschung des Materials zeigt, wird sich jedem Leser unseres nationalsten Dichters nützlich erweisen.

Digitized by Google

National-Zeitung. Eine Schillerausgabe, in der irgend ein Bruchtheil jeder Seite mit erläuternden Noten bedeckt wäre, würde sich schwerlich ein größeres Publicum verschaffen können. Es hieße fast gegen die Pietät verstoßen, die man dem Lieblingsdichter der Nation schuldig ist, wenn man in den herrlichen Strom seiner Gedanken von einer Seite zur andern eine Wehr der Kritik oder Belehrung hineinbauen wollte, und doch dürfte vielen Tausenden ein kundiger Führer, der ihnen einen mehr oder minder fühlbaren Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen ersetzt und für die Schönheit der einzelnen Dichtungen ein eingehendes Verständniß erschließt, gewiß hochwillkommen sein. Die Herren Rudolph und Goldbeck haben es sich angelegen sein lassen, dieser dankenswerthen Aufgabe in lexikalischer Form gerecht zu werden, indem sie in alphabetischer Folge alle der Erklärung bedürftigen Ausdrücke in längeren oder kürzeren Notizen abhandeln und namentlich zu jedem einzelnen Gedichte eine angemessene Einleitung, nach Bedürfniß auch eine Uebersicht des Inhalts geben. Ebenso ist jedem Drama ein umfangreicherer einleitender Artikel gewidmet, welcher die Entstehungsgeschichte des Stückes und dessen historische Grundlage vorführt, außerdem aber eine gedrängte Charakteristik der handelnden Personen, eine Uebersicht über den Gang der Handlung, die Entwickelung der zu Grunde liegenden Idee und eine Würdigung der ihm zu Theil gewordenen Beurtheilungen enthält. Eine selbständige kritische Haltung beobachten die Verfasser in den sechs ersten Lieferungen, die mit dem Buchstaben „K" abschließen und den ersten Band bilden, nur in ihrer Würdigung der „Braut von Messina", sonst setzen sie mehr ihre Aufgabe darin, den Dichter zu erklären, als ihn zu kritisiren. Wenn sie in ihrer Vorrede bemerken: „Schiller verdient es gewiß, daß wir ihm vor Allem unsere Liebe entgegen bringen; es ist dies wichtiger, als unseren Scharfsinn an ihm zu erproben", so können wir dieser Tendenz nur vollkommen beipflichten und möchten schon ihretwegen dem rüstig fortschreitenden Werke die größte Verbreitung wünschen.

Neue Zürcher Zeitung. 1869. Nr. 64. Diese Schrift erspart dem Leser der Werke Schillers mühsames Nachsuchen und Studiren, und giebt ihm ein Mittel an die Hand, sich rasch und sicher über jede Frage, soweit der Lieblingsdichter unserer Nation zu ihr in Beziehung steht, Aufschluß zu verschaffen. Namentlich ist das Buch Lehrern zu empfehlen, welche Schillers Dichtungen mit der Jugend lesen, und die oft nicht die Zeit zu umfassenden Vorstudien haben. Die sechs bis jetzt gedruckten Lieferungen, womit der erste Band schließt, geben von der Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit, der umfassenden Bildung und dem scharfen Urtheil der Herausgeber die löblichsten Belege.

Westminster Review. April 1869. The Germans are fond of dictionary-making. A vocabulary of Schiller promises to give a very full explanation of all the words in his poetry. To all students of Schiller it will become a necessity, if the succeding parts are as good as the first.

Digitized by Google

Eingehend besprochen und angelegentlichst empfohlen wird das Werk außer in vielen anderen Zeitschriften auch in nachfolgend genannten Blättern:

Wiener Musik- und Literaturblatt.
Columbia. Washingtoner Anzeiger und Unterhaltungsblatt.
New-Yorker Abendzeitung. Nr. 5729. 1869.
Frank Leslies' Illustrirte Zeitung. New-York. Nr. 11. 1869.
Pfälzisches Schulblatt. Nr. 18. 1869.
Constitutionelle Zeitung. Dresden. Nr. 88. 1869.
Münchener Neueste Nachrichten. Nr. 86. 1869.
Wiener Zukunft. Nr. 300. 1868.
Deutsche Allgemeine Zeitung. Nr. 304. 1868.
Reichenberger Zeitung. Nr. 296. 1868.
Laibacher Zeitung. Nr. 295. 1868.
Mährischer Correspondent. Nr. 3. 1869.
Die Wiener Elegante. Nr. 2. 1869.
Der Patriot. Lippstadt. Nr. 12. 1869.
Berliner Revue. Nr. 69. I.
Schweizerische Lehrer-Zeitung. Nr. 4. 1869.
Deutsche Roman-Zeitung. Nr. 3. 1869.
Belleviller Zeitung. Nr. 11. 1869. Staat Illinois.
St. Petersburger Zeitung. Nr. 5. 1869.
Neue Hannoversche Zeitung. Nr. 2. 1869.
Weimarische Zeitung. Nr. 298. 1868.
Süddeutsches Sonntagsblatt. Nr. 52. 1868. Stuttgart.
Frankfurter Zeitung. Nr. 351. 1868.
Neues Tagblatt. Stuttgart. Nr. 299b. 1868.
Deutsche Volkszeitung. Prag. Nr. 52. 1868.
Bromberger Zeitung. Nr. 296. 1868.
Ostpreußische Zeitung. Königsberg. Nr. 297. 1868.
Vossische Zeitung. Berlin. Nr. 279. 1868.
Thüringer Zeitung. Erfurt. Nr. 22. 1869.
Neue Badische Landeszeitung. Manheim. Nr. 20. 1869.
Ungarischer Lloyd. Nr. 305. 1868.
Linzer Zeitung. Nr. 81. 1869.
Elbinger Anzeiger. Nr. 69. 1869.
Solothurner Tagesblatt. Nr. 65. 1869.
Hildesheimer Neuer Kurier. Nr. 73. 1869.
Wiener Figaro. Nr. 7 und 8. 1869.
Wanderer. Nr. 92. 1869.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Nr. 79. 1869.
Würzburger Abendblatt. Nr. 96. 1869.
Triersche Zeitung. Nr. 103. 1869.
Stettiner Zeitung. Nr. 187. 1869.
Aachener Zeitung. Nr. 329. 1868.
Leipziger Illustrirte Zeitung. Nr. 1356.
Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 49.

In der **Nicolai'schen Verlagsbuchhandlung** (A. Effert und L. Lindtner) in Berlin sind ferner erschienen:

Francesco Petrarca. Hundert ausgewählte Sonette übersetzt von Julius Hübner, Professor an der Kunst-Akademie in Dresden. Mit einem Titelkupfer (Laura darstellend). **(1868.)** Eleg. geb. 1½ Thlr.

Dem gebildeten Publikum wird in diesem elegant ausgestatteten Buche eine sorgfältige Auswahl aus der übergroßen Zahl der Sonette Petrarka's übergeben, deren Uebersetzung als eine wirklich gelungene Verdeutschung anzusehen ist, die in fließendem und leicht verständlichem Zuge die poetische Schönheit und den Sinn der Originale in überraschend eigenthümlicher Weise wiedergiebt. Nicht minder glücklich als die Laura-Sonette, sind die wenigen, welche anderweite Gegenstände behandeln, verdeutscht, und namentlich die drei Strafsonette auf die römische Curie in Avignon geben einen interessanten Einblick in die Gedanken der größten Geister in jenen fernen Zeiten, über das, gerade jetzt wieder so oft und viel besprochene, dominium temporale und die Anmaßungen der Hierarchie. Wir empfehlen somit der gebildeten deutschen Leserwelt diese Uebersetzung der Sonette Petrarka's, namentlich den „Liebenden und allen Freunden italienischer Poesie." — Daß der Uebersetzung der Original-Text nach einer der besten Ausgaben gegenüber gestellt ist, wird gewiß Vielen willkommen sein.

Calderon's Schauspiele, übersetzt von J. D. Gries. 9 Bde. Neue Taschen-Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters. Geh. 6 Thlr. ☞ Allseitig als die beste und vollständigste Uebersetzung des unsterblichen Calderon anerkannt.

Inhalt: Das Leben ein Traum. — Die große Zenobia. — Das laute Geheimniß. — Der wunderthätige Magus. — Eifersucht das größte Scheusal. — Die Verwickelungen des Zufalls. — Die Tochter der Luft, in zwei Theilen. — Die Dame Kobold. — Der Richter von Zalamea. — Drei Vergeltungen in Einer — Hüte dich vor stillem Wasser. — Die Locken Absalons. — Der Verborgene und die Verkappte. — Des Gomez Arias Liebchen. — Der Arzt seiner Ehre. — Der Maler seiner Schmach. — Des Namens Glück und Unglück.

Calderon, Das Leben ein Traum. Uebersetzt von J. D. Gries. Neue elegante Ausgabe mit dem Bildnisse Calderon's und einem Titelbilde vom Prof. J. Hübner in Dresden. — (Soeben erschienen.) Eleg. gebunden 25 Sgr.

Goethe, Geistesworte aus Goethe's Werken, herausg. von L. v. Lancizolle. Miniatur-Ausgabe. Geb. 25 Sgr.

Goethe, Geistesworte aus Goethe's Briefen u. Gesprächen. (Fortsetzung der obigen Schrift.) Von L. von Lancizolle. Elegante Miniatur-Ausgabe. Gebunden. 1⅙ Thlr.

Goethe's vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. Miniatur-Ausgabe. Geb. 1 Thlr.

Goldkörner und Perlen unseres größten Dichters und aus dessen schönster Zeit.

Goethe, Das Pfarrhaus von Sesenheim. Ein Liederspiel von Ed. Schüller. Mit einem Titelbilde von Wilh. v. Kaulbach (Goethe's Friederike darstellend). Eleg. geb. 1 Thlr.

Eine gemüthvolle, sehr interessante dramatische Arbeit, welche die Liebesgeschichte Goethe's mit Friederike Brion zum Gegenstande hat.

Goethe's Verhältniß zu Religion und Christenthum. Von L. v. Lancizolle. 9 Sgr.

Goethe, Uebersicht der wichtigsten Schriften von und über Goethe. Mit Rücksicht auf sein Leben. Tabellarisch geordnet von L. v. Lancizolle. 10 Sgr.

Th. Körner's sämmtliche Werke. Neue Taschen-Ausgabe in 4 Bänden. Mit dem Bildnisse des Dichters und einem Facsimile seiner Handschrift, einer Abbildung seiner Grabstätte in Farbendruck und einem schönen Holzschnitt nach einer Zeichnung des Directors Ed. Bendemann. Geh. 1 Thlr. Eleg. gebunden 1⅔ Thlr.

Th. Körner's sämmtliche Werke in Einem Bande. Mit denselben Kunstbeilagen wie zur vorstehenden Classiker-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Th. Körner's Leyer und Schwert. Neue Taschen-Ausgabe. Mit dem Portrait des Dichters und der Abbildung seiner Grabstätte. Geh. 5 Sgr. — Eleg. geb. 12½ Sgr.

Grimm, Brüder, Deutsche Sagen. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit einem Titelbilde von **Wilhelm v. Kaulbach**, „**Die Sage**" darstellend. 2 Bände. Elegant gebunden 3 Thlr. — Geheftet 2 Thlr. 20 Sgr.

Kreyßig, Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. 3 Bände. 6 Thlr.

Der neueste und anerkannt beste Commentar zu den Werken des großen britischen Dichters.

Kreyßig, Studien zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte. 2½ Thlr. Inhalt: Béranger. Scribe. Jos. de Maistre. Lamenais. Chateaubriand. Staël. Guizot. G. Sand. V. Hugo. Napoleon III., der Schriftsteller.

Kreyßig, Geschichte der französischen National-Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Dritte vermehrte Auflage. 1½ Thlr.

Kreyßig, Vorlesungen über Goethe's Faust. Elegant gebunden. 1⅔ Thlr.

Neuestes Werk des berühmten Auslegers Shakspeare's. Allen Verehrern des größten deutschen Meisterwerkes ganz besonders zu empfehlen.

L. Rudolph, Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen. Erste Abtheilung für Elementar- und Volksschulen ⅓ Thlr. — Zweite Abtheilung für Mittelschulen ⅓ Thlr. — Dritte Abtheilung für Bürgerschulen 1 Thlr. — Vierte Abtheilung für Real- und höhere Töchterschulen 1⅓ Thlr. — Jede Abtheilung wird auch einzeln verkauft.

L. Rudolph, Die Pflanzendecke der Erde. Populäre Darstellung der Pflanzengeographie für gebildete Naturfreunde. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit einem Titelbilde in Farbendruck und zwölf Tafeln in Tondruck. Geb. 3¼ Thlr.

L. Rudolph, Atlas der Pflanzengeographie über alle Theile der Erde. Nach den neuesten und besten Quellen entworfen und gezeichnet. 10 Blatt in Farbendruck nebst erläuternden Tabellen, in Folio. 4 Thlr.

L. Rudolph, Die Hand. Eine populäre Vorlesung. Geh. 7½ Sgr.

Silia Helena, Lieder. Mit einem Vorwort von Ludwig Tieck. Dritte elegante Miniatur-Ausgabe. Gebunden 1 Thlr.

Moses Mendelssohn, Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele. 7. Aufl. in Miniatur-Format. Sauber gebunden. 1 Thlr. — Classiker-Ausgabe. Geh. 5 Sgr.

Millin's mythologische Gallerie. Eine Sammlung von mehr als 750 antiken Denkmälern, Statuen, geschnittenen Steinen, Münzen und Gemälden, auf den 191 Original-Kupferblättern der französischen Ausgabe. 2 Bände. Sauber gebunden. 8 Thlr.

Michalowska, Was den Frauen gefällt. (Gedichte.) Vierte elegante Miniatur-Ausgabe. Geb. 1⅓ Thlr.

Der zarte, lyrische Hauch, welcher diese lieblichen Dichtungen durchweht, macht dieselben zu Geschenken für das **weibliche Geschlecht** ganz vorzüglich geeignet.

Schultze, Geschichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte, nach den besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt für das **deutsche Volk.** In farbigem Umschlag elegant gebunden 1⅓ Thlr. (1868.)

Als ein wirklich unterhaltendes Buch kann diese „Geschichte des Weins und der Trinkgelage" **allen Freunden** des edlen Rebensaftes auf das Wärmste empfohlen werden.

Liebenow, Vollständiger Atlas der neuesten Erdbeschreibung für Schule und Haus in 34 Karten in grofsem Quart-Format. In elegantem Umschlag. Zweite verbesserte Auflage (1869). Preis 1½ Thlr.

Dieser mit grofser Sorgfalt bearbeitete **Neue Handatlas** ist von allen Seiten als der **beste** anerkannt worden. Der Preis ist im Verhältnifs des ungemein reichen Stoffes, den die schön gestochenen Karten darbieten, ein **sehr billiger** zu nennen.

Kaulbach, Shakspeare-Gallerie in Kupferstichen von Eichens, Gonzenbach, Hoffmann, Jacoby und Schäffer. Grofs-Royal-Folio. Lieferung I. *Macbeth* (3 Blatt). 12 Thlr. — Lief. II. *Der Sturm* (2 Blatt). 8 Thlr. — Lief. III. *König Johann* (3 Blatt). 16 Thlr. (Jedes Blatt ist auch einzeln zu haben.)

Kaulbach, Shakspeare-Album in photographischen Abbildungen *nach den Handzeichnungen des Künstlers.* 9 Blätter in Folio. Preis 10 Thlr. (Jedes Blatt ist auch einzeln zu haben.)

Inhalt.

Macbeth, Banco und die Hexen. — Lady Macbeth schlafwandelnd. — Macbeth zum letzten Kampf sich waffnend. — Miranda, Fernando, Prospero. Kaliban, Stepbano, Trinkulo. (Aus dem Sturm.) — König Johann und Philipp von Frankreich vor Angers. — Prinz Arthur und Hubert de Burgh. — Tod des Königs Johann im Klostergarten zu Swinstead. (Aus König Johann.) — Julius Caesar's Tod.

Kaulbach, Compositionen zu Shakspeare's Dramen. Visit-Format. 9 Blätter. 3 Thlr.

Diese Ausgabe in dem beliebten Visitenkarten-Format schliefst sich den entsprechenden Ausgaben der viel verbreiteten „Goethe- und Schiller-Gallerie Kaulbach's" in jeder Beziehung würdig an, und wird von den Besitzern dieser letzteren, zur Vervollständigung ihrer Sammlungen, ohne Zweifel gern angeschafft werden.

Kaulbach, Der Tod Julius Caesar's. Nach der Handzeichnung Kaulbach's photographirt. Ausgabe No. I. 8 Thlr. — No. II. 5 Thlr. — No. III. $1\frac{1}{3}$ Thlr. — No. IV. $\frac{5}{6}$ Thlr. — No. V. $\frac{1}{2}$ Thlr. — No. VI. (Visit) $\frac{1}{3}$ Thlr.

Kaulbach, Hermes fordert von Kalypso die Entlassung des Odysseus (Homer's Odysse, fünfter Gesang). Nach der Handzeichnung Kaulbach's, in Photographie. Facsimile-Ausgabe à 6 Thlr. — Ausgabe I à 4 Thlr. — Ausgabe II (Album-Format) à 1 Thlr. — Visit à 10 Sgr.

Den Stoff zu diesem Bilde hat Kaulbach dem fünften Gesange der Odysse entnommen. Die Figuren des Hermes und der Kalypso sind prächtig, voll Adel und Plastik: nirgends ein Ueberschreiten der zartgefühlten Grenze.

Kaulbach, Mutterliebe. Nach der Handzeichnung des Künstlers, in Photographie. Facsimile-Ausgabe à 6 Thlr. — Ausgabe I à 4 Thlr. — Ausgabe II (Album-Format) à 1 Thlr. — Visit à 10 Sgr.

Auch dieses Blatt ist mit Kaulbach'scher Meisterschaft ausgeführt. Eine junge Mutter, eine kräftig-edle Gestalt, unter Aehren ruhend, hat den Busen entblöfst, nach welchem zwei kleine Knaben verlangend die Aermchen ausstrecken, um von dem Mutterquell der Liebe Nahrung zu empfangen. Alles in der Umgebung flüstert Liebe und Glück: die Hasen, die spielenden Eidechsen, das Vogelnest, in welchem die Kleinen die Schnäbelchen weit aufsperren, der Eltern harrend, die auch ihnen Nahrung bringen. Schönes vereinigt sich hier mit dem Ausdruck des Edlen und Lieblichen.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Schiller-Lexikon.

Erläuterndes Wörterbuch

zu

Schiller's Dichterwerken

Unter Mitwirkung

von

Karl Goldbeck

bearbeitet

von

Ludwig Rudolph.

Erſter Band

A bis K

Mit dem Bildniſſe Schiller's.

Berlin

Nicolaiſche Verlagsbuchhandlung

(A. Effert und L. Lindtner)

1869.

Vorrede.

In dem Herzen jedes edlen Menſchen wohnt ein unvertilgbarer Trieb, aufwärts zu blicken, etwas Höheres zu verehren. Dieſer Trieb iſt die Quelle der Religion; ihm entſtammt auch die Huldigung, die wir unſterblichem Verdienſt erweiſen. Einem ſolchen angeborenen Zuge des Herzens ſind die Völker aller Zeiten gefolgt, indem ſie ihre großen Dichter verehrten; ſie betrachteten ſie als ihre Lehrer. Bei den Griechen lernten die Knaben an dem Homer leſen; in den jüdiſchen Prophetenſchulen wurde die Poeſie als einer der wichtigſten Unterrichtsgegenſtände betrachtet; bei den nordiſchen Völkern waren die Skalden und Barden nicht nur die einzigen Vertreter der geiſtigen Bildung, ſondern auch die eigentlichen Inhaber und Bewahrer der Volksmoral. Es iſt daher natürlich, daß auch bei uns die Poeſie auf dem Gebiete der Jugenderziehung von den früheſten Lebensjahren an eine wichtige Rolle ſpielt, und daß ſie gleichzeitig dem gereiften Alter eine dauernde Quelle des erhebendſten Genuſſes wird. Die Werke der Dichtkunſt dem großen Kreiſe der Gebildeten, denen es zu eingehenden Studien an Zeit wie an Hülfsquellen fehlt, zum vollen Verſtändniß zu bringen, jedem Leſer die richtige Auffaſſung alles Einzelnen, als der unentbehrlichen Grundlage des Ganzen, zu ermöglichen, das iſt eine der würdigſten Aufgaben.

Unter unſern Dichtern nimmt Schiller in dem Herzen ſeiner Nation den erſten Platz ein. Er iſt, wie kein anderer, in's Volk gedrungen; ſeine Werke finden ſich in den Paläſten der Großen, wie in der beſcheidenen Wohnſtube des Handwerkers, auf den Repoſitorien der Gelehrten, wie auf den zierlichen Etageren der feinen Damenwelt. Seine Gedanken ertönen aus dem Munde des Volkes in tauſend „geflügelten Worten" und Sentenzen; in den Schulſtuben lauſcht die Jugend den wunderbaren Klängen ſeiner Lieder und Balladen; auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ſieht der begeiſterte Jüngling, wie der mit dem Ernſt des Lebens vertraute Mann die Geſtalten früherer Jahrhunderte in der verklärten Anſchauungsweiſe des Dichters an ſeinem geiſtigen Auge vorüberſchreiten. Schiller iſt mit einem Worte der erklärte Liebling des deutſchen Volkes. Vor Allem aber ſchätzen wir ihn um ſeines philoſophiſchen, auf das Ideale gerichteten Geiſtes willen. Die Deutſchen ſind ein denkendes Volk, und daß Schiller vorzugsweiſe philoſophiſcher Dichter iſt, gerade das hat ihn zum Liebling ſeiner Nation gemacht. Der Deutſche will auch auf dem Gebiete der Poeſie nicht bloß genießen; er verlangt mehr, er will zum Denken angeregt werden. Dieſem nationalen Bedürfniß kommt Schiller wie kein anderer Dichter entgegen; er will daher nicht bloß geleſen, er will ſtudirt ſein.

Bei Goethe, dem Meiſter der deutſchen Lyrik, genügt es, daß man ſich mit ſeiner eigenthümlichen Lebens- und Weltanſchauung vertraut mache, daß man gemeinſam mit ihm empfinde. Wem das gelingt, der verſteht ihn ſogleich; wer deſſen aber nicht fähig iſt, dem pflegen auch die beſten Erläuterungen nur wenig zu helfen. Schiller dagegen iſt der Dichter der Reflexion, er verlangt, daß man ihm nachdenke.

Sich in die Empfindung eines Anderen zu verſetzen, iſt nicht Jedem gegeben; aber ſeinen Gedanken zu folgen iſt leichter möglich, wenn es nur nicht an der richtigen Anleitung fehlt. Ein Dichter wie Schiller verträgt daher nicht nur einen Commentar, ſondern für Viele iſt er eines ſolchen auch bedürftig.

Freilich iſt die Meinung, unſer großer Dichter biete eigentlich keine erheblichen Schwierigkeiten dar, ziemlich weit verbreitet; indeſſen ſind ſeine Dichtungen keineswegs eine leichte Lectüre; es ſteht gar Vieles zwiſchen den Zeilen, was ſich nicht Jeder die Mühe giebt, herauszuleſen. Seine eigenen Worte: „Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Stils" gelten von ihm in ſo hervorragendem Maße, daß Alle, denen es um ein tieferes Verſtändniß ſeiner Werke zu thun iſt, ſich wohl bewußt ſein werden, wie Vieles ihnen noch als ein verſchloſſenes Buch erſcheint. Die Siegel deſſelben zu löſen, das iſt die Aufgabe, welche ſich die Verfaſſer der vorliegenden Arbeit geſtellt haben.

Die vortrefflichen Arbeiten von G. Schwab, Hoffmeiſter, Palleske und Joſ. Bayer, welche das Leben des Dichters im Zuſammenhange mit ſeinen Werken zum Gegenſtande ihrer Darſtellung gemacht, ſowie die ſchätzenswerthen Erläuterungen einzelner Dichtungen von Hinrichs, Viehoff, Götzinger, Düntzer und Anderen haben Schiller's Werke dem Verſtändniß des deutſchen Publicums näher gebracht; indeſſen iſt es doch immer nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der Gebildeten, der ſich der Mühe unterzieht, Arbeiten wie die genannten durchzuſtudiren, um ſich allmälig ein ſelbſtändiges Urtheil zu bilden. Berückſichtigen wir außerdem, welche bedeutende Verbreitung Schiller's Werke ſeit dem Erlöſchen des Cotta'ſchen Privilegiums erfahren; berückſichtigen

wir ferner die neue bei Cotta erſchienene Ausgabe, in welcher unſer Dichter zum erſten Male in dem ganzen Umfange ſeiner Werke der Ehre gewürdigt wird, wie ein Klaſſiker des griechiſchen Alterthums behandelt zu werden: ſo wird das Publicum deſſelben vorausſichtlich und hoffentlich ein immer größeres, und das Bedürfniß, ihn vollſtändig zu verſtehen, ein immer dringenderes.

Einem ſo weit verbreiteten Bedürfniß kann unſerm Ermeſſen nach nur ein Wörterbuch abhelfen, welches dem Leſer mühſames Nachſuchen und Studiren erſpart, ihm dagegen bei jedem Anſtoß raſch ein Mittel an die Hand giebt, über die ſtörenden Klippen hinwegzukommen, über jede Frage, die ſich ihm aufdrängt, ſchnelle und ſichere Auskunft zu erlangen. Gerade in dieſer letzten Beziehung aber iſt für Schiller noch außerordentlich wenig geſchehen; höchſtens findet ſich dies und jenes in einzelnen zerſtreuten, dem großen Publicum nicht zugänglichen Journalartikeln oder Programmarbeiten, während die Dichter der Alten, ſo wie die klaſſiſchen Werke der Franzoſen bereits überreich mit Commentaren verſehen ſind. Wer Schiller's Werke genauer ſtudirt, der bemerkt bald, mit welcher unermüdlichen Sorgfalt und welcher außerordentlichen Gewiſſenhaftigkeit er durchweg gearbeitet hat; ſie ſind, abgeſehen von ihrem hohen dichteriſchen Werthe, gleichzeitig ein unvergängliches Denkmal deutſchen Fleißes und deutſcher Gründlichkeit. Dieſe nicht hoch genug anzuſchlagenden Eigenſchaften auch weiteren Kreiſen zum Bewußtſein zu bringen, betrachten wir als eine Aufgabe von wahrhaft nationaler Bedeutung und zugleich als einen Tribut der Dankbarkeit, welcher den Manen unſeres Dichters gebührt.

Wir legen daher dem Publicum in unſerer Arbeit zum erſten Male einen vollſtändigen Commentar zu Schiller's Dichterwerken in der Geſtalt eines Wörterbuches vor, welches von uns nach einem gemeinſam verabredeten Plane abgefaßt worden iſt. War es anfangs die Abſicht der beiden Verfaſſer, die Arbeit gleichmäßig unter ſich zu theilen, ſo hat doch der auf dem Titel zuerſt genannte, von welchem auch die erſte Anregung zu dem Unternehmen ausgegangen, durch mancherlei Berufsgeſchäfte und andere dringende literariſche Arbeiten in Anſpruch genommen, den größten Theil der Ausführung und Bearbeitung dem in zweiter Reihe genannten Verfaſſer überlaſſen müſſen. Von dem erſteren (G.) rühren daher in dieſem Bande nur die Abhandlung über die Braut von Meſſina, desgleichen mehrere Artikel wie Bibel, Geiſterſeher, Homer u. dgl. her; außerdem aber hat er ſich der Aufgabe unterzogen, das von dem zweiten (R.) abgefaßte Manuſcript einer ſorgfältigen Reviſion mit beſonderer Rückſicht auf die altklaſſiſche Literatur zu unterwerfen. Ferner dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, daß wir uns bei der Bearbeitung unſeres Werkes anfangs eine doppelte Aufgabe geſtellt hatten; es ſollte nicht nur eine volksthümliche Arbeit werden, ſondern es ſollte gleichzeitig wiſſenſchaftlichen Anforderungen genügen. Dieſes doppelte Streben wird der ſchärfer blickende Beurtheiler hoffentlich herauserkennen; nichtsdeſtoweniger ſind wir uns wohl bewußt, daß wir bei dem nach und nach wachſenden Umfange der Arbeit davon haben Abſtand nehmen müſſen, jeder berechtigten Forderung zu genügen, daß wir vielmehr den beſcheidenen Zwecken einer populären Darſtellung ein entſchiedenes Vorrecht eingeräumt haben. Wir bitten daher, die Arbeit, wie

ſie hier vorliegt, als ein Unternehmen zu betrachten, das eines weiteren Ausbaues nicht nur fähig, ſondern in manchen Beziehungen gewiß auch bedürftig iſt.

Indem wir uns nun die Frage vorlegen, welche Kreiſe von unſerer Arbeit Gebrauch machen können, ſei es uns geſtattet, einen Blick auf die Lebensſphären zu thun, welche uns während der Arbeit ſtetig vorgeſchwebt haben. Es giebt wenig höhere Lehranſtalten, in denen Schiller's Dichtungen nicht geleſen und erläutert werden, wenig Familienkreiſe, in denen ſeine Werke nicht ſtets neuen Genuß bereiten und die edelſten Bedürfniſſe des Geiſtes befriedigen. Aber gering iſt die Anzahl Derjenigen, die jedes Gedicht ſogleich vollſtändig verſtehen, über jede Stelle ſogleich völlig genügende Auskunft geben können. Hunderte und Tauſende mögen ſich bei vielen Gedichten bloß an dem prächtigen Klange der Verſe ergötzen, ohne ein tieferes Verſtändniß derſelben anzuſtreben. Viele kehren von Zeit zu Zeit zu ihren Lieblingsgedichten zurück und laſſen das Uebrige als unverſtändlich bei Seite liegen, während ſie bei einiger zweckentſprechenden Unterſtützung die Anſtrengung nicht ſcheuen würden, durch welche allein ihnen ihr Dichter zu einer wahrhaften Quelle des Genuſſes und der Belehrung werden kann. Aber Mangel an Zeit, umfangreiche Vorſtudien zu machen, Mangel an Hülfsmitteln, das Unentbehrliche aufzufinden, ſind ſchuld daran, daß die von dem Dichter beabſichtigte Wirkung ſo häufig nur unvollſtändig erreicht wird. Wir ſind überzeugt, daß beſonders die eben bezeichneten Kreiſe den Werth der vorliegenden lexicaliſchen Einrichtung zu würdigen wiſſen und derſelben vor einem mit oft mehr ſtörenden als willkommenen Fußnoten belaſteten Texte den Vorzug geben werden.

Je reicher ein Dichter ist, desto mehr bedarf er der Erklärung; nun findet sich aber gerade bei Schiller ein solcher Reichthum realer Kenntnisse und eine solche Fülle idealer Anschauungen, daß man eigentlich von Niemandem erwarten kann, er werde sich bei der Lectüre sogleich auf jedem einzelnen Gebiete vollständig heimisch fühlen. Den Leser schnell auf das betreffende Gebiet zu versetzen, ist daher unsere Aufgabe gewesen. Wir haben deshalb zu jedem einzelnen Gedichte eine kurze Einleitung, oder je nach Bedürfniß eine Uebersicht seines Inhalts gegeben. Eben so ist jedem Drama ein umfangreicherer einleitender Artikel gewidmet, welcher die Entstehungsgeschichte des Stückes wie seine historische Grundlage vorführt, außerdem aber eine gedrängte Charakteristik der handelnden Personen, eine Uebersicht über den Gang der Handlung, die Entwickelung der zu Grunde liegenden Idee und eine Würdigung der ihm zu Theil gewordenen Beurtheilungen enthält. Wir wollen den Leser mit diesen Einleitungen auf den Standpunkt stellen, von welchem aus er das betreffende Kunstwerk mit wirklichem Nutzen betrachten kann.

Daß wir uns bei den gegebenen Erläuterungen einer gewissen Kürze befleißigt haben, wird der einsichtsvolle Leser jedenfalls billigen, da wir ihn nach dem Vorbilde unseres Dichters mehr zum Denken anregen, als ihm das Denken abnehmen wollen. Wir haben uns zwar die Aufgabe gestellt, ihm zu Hülfe zu kommen, wollen ihn aber keinesweges mit überflüssigen Auseinandersetzungen belästigen. Wenn dessenungeachtet ein Artikel wie der über die Braut von Messina eine größere Ausdehnung und mit derselben eine schärfere kritische Haltung erhalten hat, so wird dies in dem

Charakter des Stücks, das aus der Reihe der übrigen Dramen in eigenthümlicher Weiſe heraustritt, ſeine Rechtfertigung finden. Sonſt lag uns vor Allem daran, den Dichter zu erklären, weniger ihn zu kritiſiren. Das Verſtändniß möglichſt allſeitig zu erſchließen, ſchien uns wichtiger als vermeintlichen Fehlern nachzuſpüren, beſonders um der Jugend willen, auf die wir bei unſerer Arbeit beſonders Rückſicht genommen, und der dieſelbe unbedenklich in die Hände gegeben werden kann. Erläuterungen, welche den unreifen Leſer zum leichtfertigen Abſprechen anleiten, ſtiften unſerer Ueberzeugung nach mehr Schaden als Nutzen; während ſolche, die ihm das Dunkele zum Verſtändniß bringen und ihn befähigen, das Schöne zu empfinden, ihm wahrhaft erſprießlich werden können. Schiller verdient es gewiß, daß wir ihm vor Allem unſere Liebe entgegen bringen; es iſt dies wichtiger, als unſern Scharfſinn an ihm zu erproben. Wir haben uns daher allerdings nicht geſcheut, ihn zu beurtheilen, uns aber wohl in Acht genommen, ihn zu verurtheilen. Kunſtwerke, die ſich einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen haben, müſſen überhaupt nicht mit dem Secirmeſſer des kalten Verſtandes zerlegt werden; nothwendiger iſt es, daß wir uns mit offenem Blick und warmem Herzen dem wohlthuenden Eindruck hingeben, den ſie auf uns machen, ohne jedoch unſer Auge gegen das zu verſchließen, was des Stempels der Vollendung etwa noch entbehrt. Nur dann können wir dem Dichter gerecht werden, wenn wir herausfühlen, was er gewollt hat, wenn wir ihn an ſeinem eigenen Maßſtabe meſſen, nicht aber, wenn wir ihm Vorſchriften machen, denen er hätte genügen ſollen. Darum haben wir es uns auch angelegen ſein laſſen, das vergleichende Studium des Dichters nach Kräften zu fördern. Denn oft

trägt ein Gedicht zum Verſtändniß des anderen bei; manches Epigramm erläutert einzelne Stellen in den Dramen; und dieſe oder jene Abhandlung iſt als ein wichtiger Commentar für die Tendenzen anzuſehen, die den Dichter bei ſeinem künſtleriſchen Schaffen geleitet haben.

Außer den einleitenden Abſchnitten zu den Gedichten und den Dramen findet der Leſer in unſerer Arbeit noch eine beträchtliche Anzahl von Artikeln, welche Einzelheiten betreffen, über die er Belehrung verlangt. Wir weiſen zunächſt auf die Mythologie hin, die bei keinem Dichter eine ſo hervorragende Rolle ſpielt wie bei Schiller. Umfangreiche Darſtellungen in mythologiſchen Werken nachzuleſen, iſt bei der Lectüre eines Dichters nicht nur ermüdend, ſondern auch ſtörend, beſonders wenn man ſchnell das haben will, was man augenblicklich gebraucht; außerdem aber iſt es bekannt, daß bei Benennungen, wie: „der Thraker, der Thymbrier, Tantal's Tochter, der Gott der Eſſe, der ſchilfbekränzte Gott" u. ſ. w. uns viele mythologiſche Handbücher im Stich laſſen. Für ſolche Fälle kommt dem Leſer unſer Wörterbuch nicht nur ſchnell zu Hülfe, ſondern es macht ihn auch mit dem ganzen Umfange bekannt, in welchem der Dichter die betreffende Gottheit in ſeinen Werken zur Anſchauung gebracht oder zu höheren poetiſchen Zwecken benutzt hat. Und es iſt keine Frage, daß Belehrungen, die man ſich für einzelne beſondere Fälle holt, viel beſſer haften bleiben, als alles Studium der Mythologie im Allgemeinen, wobei man doch immer Vieles für den vorliegenden Zweck Entbehrliche mit in den Kauf nehmen muß.

Aehnlich dürfte es dem Leſer mit vielen geſchichtlichen Perſonen gehen; denn Benennungen wie: „der Grätzer, der Halberſtädter, der weimariſche Held, der königliche Bourbon,

die lothringiſchen Brüder" u. ſ. w. ſind Ausdrücke, deren geſchichtliche Beziehung wenigſtens nicht Allen ſogleich gegenwärtig ſein dürfte. Hier kommen wir mit Erläuterungen zu Hülfe, die in hiſtoriſchen Werken nur mühſam nachgeſchlagen werden können und dem vorliegenden Bedürfniß doch nicht immer entſprechen. Eben ſo iſt es mit geſchichtlichen Anſpielungen, wie „die ſpaniſche Doppelherrſchaft, die ſieben Weiſen Griechenlands, die ſiebzig Dolmetſcher" u. ſ. w., Ausdrücke, die dem Unkundigen ſtets eine augenblickliche Verlegenheit bereiten, in der es ihm willkommen ſein muß, wenn er eine dunkele Vorſtellung mit einem klaren Bilde vertauſchen kann. Desgleichen machen bibliſche oder andere literariſche Namen und Anſpielungen, wie „Apoſtel, Arche, Adramelech, Armide, Grandiſon, Idris, Pamela u. a. m. ſtets nähere Angaben wünſchenswerth.

Ferner erinnern wir daran, daß Schiller's Dramen in Betreff der Mannigfaltigkeit des Schauplatzes, auf dem ſie ſich bewegen, einen reichen Umfang geographiſcher Kenntniſſe vorausſetzen, und daß häufig nicht nur die Lage der Ortſchaften für das Verſtändniß einer Stelle von Bedeutung iſt, ſondern oft auch die politiſche Stellung, welche einzelne Ländergebiete in der betreffenden Zeit einnahmen.

Schließlich machen wir auf zuſammenfaſſende Artikel, wie: Aſtrologie, Bibel, Fremdwörter, Homer, Lyriſche Poeſie u. dgl. aufmerkſam, welche nicht nur den Zweck haben, das vergleichende Studium des Dichters zu fördern, ſondern welche gleichzeitig anziehende Seitenblicke in die geiſtigen Vorrathskammern gewähren, aus denen ſein Genius zu ſchöpfen pflegte. Was ſonſt an naturwiſſenſchaftlichen Anſchauungen, von Erklärungen landſchaftlicher und techniſcher Ausdrücke, ſo wie von Wörtern und Wendungen vorkommt,

mit denen Schiller die deutſche Sprache bereichert hat, ſo würde es zu weit führen, alle dieſe Einzelnheiten aufzuzählen; wir haben das Ganze ſo einzurichten verſucht, daß der Leſer nicht leicht etwas Weſentliches vermiſſen wird. Wir hoffen ſomit dem betheiligten Publicum einen wichtigen Dienſt zu leiſten, da wir keineswegs der Anſicht ſind, daß durch das Zurückführen der Dichtungen auf ihre Quellen, ſo wie durch Erläuterungen der Genuß beim Leſen getrübt werden könne. Im Gegentheil ſind wir der Meinung, daß tiefere und gründlichere Einſicht entſchieden dazu beiträgt, den Genuß zu erhöhen, ja ihn im Sinne des Dichters erſt möglich zu machen.

„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verſtehen,
Doch ohne Dolmetſch wird's auch nicht gehen."

Goethe.

Möge das, was wir zu geben verſucht haben, mit freundlicher Nachſicht aufgenommen werden; möge es aber auch dazu beitragen, eine Sache zu fördern, die es verdient, daß ſich die Kräfte aller Gebildeten ihr widmen. Wie Schiller's Werke jetzt nicht mehr ausſchließliches Eigenthum einer einzelnen Firma, ſondern wirkliches Nationaleigenthum geworden ſind: ſo kann auch die Aufgabe, das Verſtändniß derſelben zu fördern, nicht Monopol weniger Einzelnen ſein, ſondern ſie iſt eine allgemeine, eine deutſche Angelegenheit. Wir werden daher jede Belehrung, jede Berichtigung, die uns zugeht, im Intereſſe der Sache mit Freuden begrüßen und für die Zukunft gewiſſenhaft berückſichtigen, damit die unter vielen Mühen zu Stande gebrachte und mit gewiß

nicht zu verkennenden Schwierigkeiten verknüpfte Arbeit nach und nach einer größeren Vollendung entgegen geführt werde.

Schiller, hervorgegangen aus einer ſturmbewegten Zeit, iſt nicht nur eine helle Leuchte für unſer Jahrhundert, er iſt auch der Prophet einer fernen Zukunft geworden. Die Schickſale, die er erlebt, erregen noch jetzt die Theilnahme aller fühlenden Herzen; die gewaltige Arbeitskraft, die er entwickelt, iſt und bleibt ein Gegenſtand der allgemeinſten Bewunderung. Er hat die Poeſie neu verjüngt und ſie zu einer ſiegreichen Macht erhoben, vor der die Großen der Erde ſich beugten; er hat weſentlich dazu beigetragen, unſern geſellſchaftlichen Zuſtänden ein neues Gepräge zu geben, er hat es wie Keiner verſtanden, dem geiſtigen Leben einen nie geahnten idealen Schmuck zu verleihen. Aber Schiller iſt nicht bloß ein edler Sänger, er iſt auch ein großer Menſch, ein wahrhaft erhabener Geiſt, deſſen Herz für Gott, Tugend und Unſterblichkeit eben ſo wie für Wahrheit, Freiheit und Recht geſchlagen; in dem deutſcher Sinn und deutſches Weſen ſich zur edelſten Blüthe entfaltet; der Wiſſenſchaft und Kunſt zu einem ſchönen harmoniſchen Bunde zu verſchmelzen gewußt; deſſen ideales Streben uns eine lebendige Gedankenwelt hervorgezaubert hat, wie ſie in allen Literaturen der Welt vergeblich ihres Gleichen ſucht. Einer der hervorragendſten Lehrer der Menſchheit, iſt er unendlich reich an großen Gedanken über unſere Beſtimmung und verſteht es, unſerm Streben die edelſten Ziele vorzuhalten; denn er dachte groß von der Menſchennatur, von Einzelnen wie von ganzen Völkern. Darum werden ſeine Werke fort und fort ein Born bleiben, an welchem alle edlen Naturen ſich erfriſchen, ſeine Begeiſterung wird, wie bisher, das Banner ſein, um

welches alle Diejenigen ſich ſchaaren, an die der Ruf zu großen Thaten ergangen iſt.

Da das deutſche Volk bisher jedes Unternehmen, das ſich die Aufgabe geſtellt, es mit dem Dichter ſeines Herzens inniger vertraut zu machen, freudig begrüßt hat: ſo hoffen wir auch mit dem vorliegenden Werke, welches dem Leſer außer den gegebenen Erläuterungen gleichzeitig eine Menge edler und unſchätzbarer Bildungselemente zuführen will, keine vergebliche Arbeit zu liefern. Möge dieſelbe dazu beitragen, daß Deutſchlands Lieblingsdichter nicht, wie ſo vieles Andere, nur für den flüchtigen Genuß des Augenblicks in Anſpruch genommen, ſondern daß er durch Förderung eines allſeitigen Verſtändniſſes eine wahrhaft erquickende Geiſtesnahrung und ſomit volles Eigenthum unſeres Volkes werde.

Berlin, im Januar 1869.

Ludwig Rudolph. Karl Goldbeck.

Erklärung der Abkürzungen.

abgek.	bedeutet	abgekürzt.
Abk.	=	Abkürzung.
Abſchn.	=	Abſchnitt.
Acc.	=	Accuſativ.
adj.	=	Adjectiv.
altd.	=	altdeutſch.
althd.	=	althochdeutſch.
arab.	=	arabiſch.
B. d. Aen.	=	Buch der Aeneide.
Bd.	=	Band.
beſ.	=	beſonders.
bildl.	=	bildlich.
bisw. a.	=	bisweilen auch.
Br. v. M.	=	Braut von Meſſina.
D. C.	=	Don Carlos.
d. i.	=	das iſt.
Dem.	=	Demetrius.
desgl.	=	desgleichen.
Dr. Kr.	=	Dreißigj. Krieg.
ebendaſ.	=	ebendaſelbſt.
ehem.	=	ehemals.
eig.	=	eigentlich.
Einl.	=	Einleitung.
engl.	=	engliſch.
erg.	=	ergänze.
F.	=	Fiesco.
frz.	=	franzöſiſch.
G.	=	Goethe.
Ged.	=	Gedicht oder Gedichte.
gem.	=	gemein (in der Sprache des gemeinen Lebens).
Gen.	bedeutet	Genitiv.
gew.	=	gewöhnlich.
gl. N.	=	gleiches Namens.
Gr. d. W.	=	Grimms deutſches Wörterbuch.
gr.	=	griechiſch.
gr. H. a. d. n. Geſch.	=	großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte.
Gſtſ.	=	Geiſterſeher.
H. d. K.	=	Huldigung der Künſte.
hebr.	=	hebräiſch.
holl.	=	holländiſch.
Iph.	=	Iphigenie.
Il.	=	Ilias.
ital.	=	italieniſch.
J. v. O.	=	Jungfrau von Orleans.
K. d. H.	=	Kinder des Hauſes.
K. u. L.	=	Kabale und Liebe.
lat.	=	lateiniſch.
Mcb.	=	Macbeth.
Menſchenf.	=	Menſchenfeind.
Metr. Ueberſ.	=	Metriſche Ueberſetzungen.
Mlth.	=	Maltheſer.
M. St.	=	Maria Stuart.
mittl. lat.	=	mittleres Lateiniſch (Latein des Mittelalters).
Myth.	=	Mythologie.

Erklärung der Abkürzungen.

N. a. O.	bedeutet	Neffe als Onkel.
neulat.	"	neulateiniſch.
niederd.	"	niederdeutſch.
niederſ.	"	niederſächſiſch.
nord. Myth.	"	nordiſche Mythologie.
Od.	"	Odyſſee.
Par.	"	Paraſit.
Partic.	"	Particip.
perſ.	"	perſiſch.
Perſ.-Verz.	"	Perſonen-Verzeichniß.
Ph.	"	Phädra.
Phön.	"	Phönicierinnen.
Picc.	"	Piccolomini.
pl.	"	Pluralis.
poln.	"	polniſch.
Prol.	"	Prolog.
R.	"	Räuber.
ruſſ.	"	ruſſiſch.
ſ. a.	"	ſiehe auch.
ſ. d.	"	ſiehe dieſes.
ſd.	"	ſüddeutſch.
ſ. v. a.	"	ſo viel als.
ſ. v. w.	"	ſo viel wie.
S.	"	Seite.
Sc.	"	Scene.
Sch.	"	Schiller.
ſchw.	"	ſchweizeriſch.
ſogen.	"	ſogenannt.
ſpan.	"	ſpaniſch.
Sp. d. Sch.	"	Spiel des Schickſals.
Sp. u. d. L.	bedeutet	Spaziergang unter den Linden.
ſpr.	"	ſprich.
Str.	"	Strophe.
subst.	"	Subſtantivum.
tartar.	"	tartariſch.
techn. Ausdr.	"	techniſcher Ausdruck.
Tur.	"	Turandot.
türk.	"	türkiſch.
u. a. m.	"	und andere mehr.
ungar.	"	ungariſch.
urſpr.	"	urſprünglich.
V.	"	Vers.
V. a. v. E.	"	Verbrecher aus verlorener Ehre.
verd.	"	verderbt.
vergl.	"	vergleiche.
Verkl.	"	Verkleinerung, Verkleinerungsform.
Vorer.	"	Vorerinnerung.
Vorr.	"	Vorrede.
wörtl.	"	wörtlich.
Wrb.	"	Warbeck.
Wſt.	"	Wallenſtein.
Wſt. L.	"	Wallenſteins Lager.
Wſt. T.	"	Wallenſteins Tod.
W. T.	"	Wilhelm Tell.
Zw.-H.	"	Zwiſchen-Handlung.

Bei den Dramen iſt nach Act und Scene citirt; R. III, 2 bedeutet alſo: Räuber, Act III, Sc. 2. Wo dies nicht möglich war, wie in der Braut von Meſſina, dem Geiſterſeher u. ſ. w., beziehen ſich die Ziffern auf Band und Seite der Cotta'ſchen Ausgabe von 1847.

A.

Aachen (Ged. Der Graf von Habsburg), eine Stadt in der jetzigen preußischen Rheinprovinz. Als Lieblingssitz Karls des Großen, welcher dort in dem von ihm selbst gegründeten Münster begraben ist, wurde es Krönungsstadt der Deutschen Kaiser.

Aar (Ged. Das Eleusische Fest). Dieses Wort wird jetzt als der dichterische Ausdruck für „Adler" angesehen, nach Gr. d. W. ist es nach dem gothischen ara des Adlers echter Name, „erst aus dem zusammengesetzten adalaro (d. i. Edelaar) gieng unser scheinbar abgeleitetes adler hervor, und aar gilt noch in höherer Dichtersprache. Doch Luther sagt nur adeler, Goethe nur adler"; Schiller gebraucht beides. S. Zeus.

Abbadónna (R. III, 2), hebr. Abaddón, nach Offenb. Joh. 9, 11 der Engel des Abgrunds od. der König der bösen, dem Menschen Verderben bringenden Mächte; in Klopstocks Messias ein böser Geist, der, nachdem er sich dem Plane der anderen Bösen vergeblich widersetzt hat, den Herrn am Oelberg reuevoll um Verzeihung bittet.

Abbé (Ged. Die berühmte Frau. — R. I, 2. — Gstf. 10, 137). Der französische Ausdruck für Abt. Jüngere Söhne adeliger Familien erhielten häufig durch königliche Gunst, mit der Anwartschaft auf eine Abtei, den vorläufigen Titel „Abbé." Derselbe erhielt aber bald durch das oft sehr weltliche Treiben dieser Herren einen etwas frivolen Beigeschmack. Der Prinz Eugen war in seiner Jugend „le petit abbé de Savoie" gewesen, d. h. aus dem Hause Savoyen, welches jetzt an der Spitze Italiens steht.

Ein meisterhaft dargestellter Typus ist der Abbé in dem Scribeschen Stücke Adrienne Lecouvreur. Die Stelle in den Räubern deutet offenbar auf ein (uns unbekanntes) paradoxes Buch über Alexander den Großen, wie man deren noch in unserm Jahrhundert in Deutschland zur Rettung eines Nero geschrieben hat.

Abdéra (R. Vorr.), eine griechische Stadt an der Küste von Thracien. Obwohl sie sich rühmen durfte, der Geburtsort des lachenden Philosophen Demokrit zu sein, war sie doch wegen der Albernheit ihrer Einwohner im Alterthum berüchtigt, was bekanntlich Wieland in seinen „Abderiten" höchst ergötzlich dargestellt hat.

abe (R. IV, 3) für ab, wie es in geistlichen Liedern ehemals nicht selten vorkam und Sch. als Reminiscenz vorschweben mochte; in Gr. d. W. findet sich dieses Wort nicht.

Abend, Der (Ged.) Ungeachtet seiner entschiedenen Vorliebe für gereimte Verse hat Sch. hier, und zwar auf Wunsch W. v. Humboldt's ein antikes Versmaß, ähnlich dem der Horazischen Oden, gewählt. Das Gedicht (am 25. Sept. 1795 an Körner geschickt) hat dadurch einen eigenthümlichen Reiz bekommen; es ist, als ob Klänge aus einer fremden Welt uns anwehten, die nichtsdestoweniger einem wohlbekannten Inhalte auf's innigste sich anschmiegen. Auch äußerte sich Humboldt im höchsten Grade befriedigt durch das Gedicht. Er sagt: „Es herrscht in ihm ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet." — Str. 1: Der strahlende Gott ist Phöbus (s. Apollon). — Str. 2: statt Tethys steht irrthümlich in einigen Ausgaben Thetis (vergl. die beiden). — Eine besondere Schönheit liegt in dem Parallelismus, welchen die dritten Verse der drei ersten Strophen darstellen, wodurch die Hauptmomente, in welche das Gemälde auseinandergelegt ist, höchst malerisch hervortreten. Bei dem Vortrag ist auf sie ein besonderer Accent zu legen.

abführen, ſich (K. u. L. I, 1), bedeutet nach Gr. d. W. „ſich entfernen, fortmachen, abfahren, ſterben".

abgezogener Begriff (Br. v. M. Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie). Sch. überſetzt damit das Fremdwort „Abſtraction", ſ. Gr. d. W. unter abziehen.

abkappen (R. IV, 3) nach Gr. d. W., für abkoppen (couper), abhauen, figürlich einen abkappen, derb abweiſen, abfahren laſſen.

Abraham's Schooß (Wſt. L. 8), Anſpielung auf Luc. 16, 22.

Abſalon, David's Sohn; Abſalon's Zopf (Wſt. L. 8), Anſpielung auf 2. Sam. 14, 26.

Abſchied vom Leſer, das Schlußgedicht des erſten Bandes, führt in ſpäteren Ausgaben die Ueberſchrift: Sängers Abſchied (ſ. d.).

Abſtreich (R. I, 2), nach Gr. d. W. subhastatio, eigentlich das Mindergebot, im Gegenſatz zu Aufſtreich (ſ. d.), Mehrgebot.

Abt (W. T. II, 2), der Vorſteher eines Kloſters. — Abtei (W. L. 8), die Wohnung und Pfründe eines Abtes. — Aebtiſſin (R. II, 3), die Vorſteherin eines Nonnenkloſters.

Abýdos (Ged. Hero und Leander), Stadt in Kleinaſien, an der ſchmalſten Stelle des Hellespont d. i. der Dardanellen.

Acămas (2. B. d. Aen. 45), nach Koch's Wörterbuch zum Virgil „ein Sohn des Theſeus und der Phädra"; es iſt an dieſer Stelle wohl ein vom Dichter willkürlich gewählter Name.

Achäer (Iph. I, Zw.-H.) oder Achaier (Ged. 2. B. d. Aen. 56), ein häufiger Name für die Griechen, nach einem der vier Hauptſtämme derſelben, der in ſpäterer Zeit ſeinen Sitz vornehmlich in Achaja, dem nördlichen Küſtenlande des Peloponnes, hatte; beſonders werden ſie oft von Homer ſo genannt.

Achat (R. II, 3), ein bereits im Alterthum hochgeſchätzter Stein, der übrigens weniger als Ringſtein, dagegen mehr zu Moſaikarbeiten verwendet wird.

Achĕron (Ged. Semele 2 — Ph. I, 1), ein Fluß in der Unterwelt, oft auch dieſe ſelbſt; der acheront'ſche Kahn (Ged. An Goethe), ſ. Charon; bildl. „über den A. fördern" (R. I, 2), ſ. v. w. den Tod geben; vergleichend: „Sollen wir hier ſtehen wie die Narren am Acheron?" (F. IV, 4), die Schatten der Verſtorbenen müſſen nämlich warten, bis Charon ſie mit ſeinem Kahne abholt.

Achilleide (Ged. 2. B. d. Aen. 87), d. i. der Sohn des Achilles, Neoptolemus, auch Pyrrhus genannt.

Achilles, abgek. Achill (Ged. Hektors Abſchied und 2. B. d. Aen. 5), der Sohn des theſſaliſchen Fürſten Peleus und der Thetis (Ged. Kaſſandra und Iph. I, Zw.-H.), nach ſeinem Vater oft der Pelide (Ged. 2. B. d. Aen. und Iph. I, Zw.-H.), nach ſeinem Großvater Aëacus (Iph. III, 4), dem Vater des Peleus, auch der Aeacide (Iph. IV, 3), mit Rückſicht auf die Abkunft von ſeiner göttlichen Mutter auch (Iph. I, Zw.-H.) „Zeus glorreicher Enkel", nach ſeinem Vaterlande (2. B. d. Aen. 33) „der theſſaliſche Achill" genannt, war (Iph. III, 4) von Chiron (ſ. d.) erzogen worden und erſcheint als der Hauptheld in der Ilias. Er war der Anführer der Myrmidonen (Iph. IV, Zw.-H.), überhaupt aber der Schönſte, Gewandteſte und Tapferſte der griechiſchen Heerführer vor Troja; daher (Iph. IV, Zw.-H.) „der Tapferſte der Inachiden" (ſ. d.). — Schon in Aulis ſollte er vorgeblich mit Agamemnon's Tochter Iphigenia (Iph. I, 1), ſpäter vor Troja mit Polyxena (vergl. Ged. Kaſſandra) vermählt werden. Als Knabe war er von ſeiner Mutter in das Waſſer des Styx getaucht worden, um ihn unverwundbar zu machen; aber an der Ferſe, bei welcher ſie ihn gehalten, empfing er durch Paris einen Pfeilſchuß und fand ſo ſeinen Tod.

Achiver, in der Octavausgabe von 1835, 3, 27 und 52 fälſchlich für Argiver, ſ. d.

Acte (M. St. I, 7). Verfügung, Beſchluß des Parlaments.

Adler, Der, einer der größten und ſtärkſten Raubvögel, iſt in künſtleriſchen Darſtellungen oft ſinnbildlich benutzt worden.

Als König der Vögel war er bereits im Alterthum der Vogel des Zeus (Ged. Das Glück) und in Folge deſſen das Sinnbild der Ober- und Alleinherrſchaft. Bekannt iſt, daß er den römiſchen Legionen ſtatt unſerer Fahnen als Feldzeichen diente. Unter den deutſchen Kaiſern führte ihn zuerſt Otto IV. (1198—1215) auf Siegeln. In das Reichsbanner, welches früher den Erzengel Michael geführt hatte, kam er erſt unter Kaiſer Sigismund (1410 bis 1437). — Bildlich wird Adler daher für das deutſche Reich gebraucht, wie (W. T. II, 1) „die Städte, die unter'n Schirm des Adlers ſich geflüchtet."

Admétus, abgek. Admét (Ged. d. Götter Griechenlands), König von Pherä in Theſſalien und ein Schützling des Apollo, der eine Zeit lang als Hirt bei ihm gedient hatte (Homer Il. 2, 715. 763). Er liebte die Alceſte, welche ihm von ihrem Vater Pelias zur Gattin verheißen worden war, jedoch unter der Bedingung, daß er einen Löwen und einen Eber vor denſelben Wagen ſpannen ſollte. Apollo war ihm bei der Erfüllung dieſer Aufgabe behülflich. Auch hatte ihm der Gott die Unſterblichkeit gewährleiſtet, wenn beim Herannahen ſeines natürlichen Endes ein Anderer für ihn ſterben wollte. Alceſte, ſeine Gemahlin, entſchloß ſich dazu. Herkules aber entriß ſie dem Tode und gab ſie dem Admet zurück. — Euripides hat dieſen freiwilligen Opfertod der Alceſte zum Gegenſtande ſeines gleichnamigen Drama's gemacht.

Adónis (Myth. Ged. Nenie, V. 5 u. 6. — Die Götter Griechenlands, Str. 4, V. 8), der Sohn des Königs Cyniras von Cypern, wurde von der Venus geliebt, aber auf Veranlaſſung des eiferſüchtigen Mars durch einen Eber tödtlich verwundet. Venus eilte zwar ſchnell zu Hülfe, kam jedoch zu ſpät, ſo daß ihr nichts weiter übrig blieb als die Klage um ihren Liebling.

adoriren, von dem lat. adorāre, anbeten (J. v. D. IV, 8), die ſonſt nur einer Heiligen gebührende Verehrung erweiſen.

Adramélech, hebr., der Name eines Abgottes, ſ. v. w. herrlicher König, ein Götze, der nach dem Charakter der aſſyriſch-babyloniſchen Mythologie irgend einen vergötterten Himmelskörper bezeichnete und dem man nach 2. Kön. 17, 31 Söhne verbrannte; Klopſtock's Adramelech (R. Vorr.) iſt in deſſen Meſſias ein mit Satan verbündeter Teufel.

Adraſtus, abgek. Adraſt (Iph. I, Zw.-H.), ein mythiſcher König von Argos, einer der ſieben Helden gegen Theben (ſ. Amphiaraus und Atalanta), wurde ſpäter König von Sicyon, deſſen Herrſcher Pólybus kinderlos geſtorben war, ſ. Phönizierinnen.

Aeacide, **Aeăkus** } ſ. Achilles.

Aegeus, in der Octavausgabe Egeus (Ph. I, 3), König in Athen, war mit Meta vermählt, hatte aber keine Kinder. Als er ein Orakel deswegen um Rath fragte und eine dunkele Antwort erhielt, begab er ſich, um Aufklärung zu erlangen, zu ſeinem Gaſtfreunde Pittheus (Ph. II, 2 und IV, 2), dem König von Trözene, der ihm ſeine eigene Tochter zuführte. Dieſe ward die Mutter ſeines Sohnes Theſeus, der hier erzogen wurde. Aegeus hinterließ ihr Schwert und Schuhe, die er unter einem Felsblock verbarg, indem er der Mutter ſagte, daß er an dieſem Zeichen einſt ſeinen Sohn erkennen wolle.

Aegide, ſ. Aegis.

Aegina (Iph. III, 4), die Tochter des Flußgottes Aſopus in Böotien, gebar dem Jupiter den Aeăkus (vergl. Achilles).

Aegis oder (Ged. 2. B. d. Aen. 39) Aegide, der Schild des Jupiter und der Minerva, auf welchem die Gorgo, ein mit Schlangen umſäumtes Meduſenhaupt (ſ. Meduſa), dargeſtellt war. Zeus ſchüttelte ſeine furchtbar ſtrahlende und leuchtende Aegis (Ged. D. Siegesfeſt), wenn er Sturm und Gewölk erregte; ſomit iſt ſie urſprünglich wohl nichts Anderes als das Abbild der Gewitterwolke. Im weiteren, beſonders im bildlichen Sinne verſteht man unter Aegide jede ſchützende Bedeckung.

Aegypten (Ged. Der Ring des Polykrates), eins der älteſten Culturländer der Welt, im nordöſtlichen Afrika. Die Regierung des Königs Amaſis, 570 v. Chr., bezeichnet einen kurzen Glanzpunkt dicht vor dem Untergange der Selbſtändigkeit des Reiches. Berühmt ſind beſonders die Ueberreſte koloſſaler, von den despotiſchen Königen unternommener Bauwerke, wie z. B. der Pyramiden, wonach Aegypten als „das Land der Pyramiden" bezeichnet wird (Gſtſ. 10, 162), ſ. „das verſchleierte Bild zu Sais."

Aeltervater (D. C. V, 7). Dies iſt Karl V., Kaiſer von Deutſchland, als König von Spanien Karl I., welcher 1556 abdankte und ſich in das ſpaniſche Kloſter St. Juſte zurückzog. Ueber ſeinen Aufenthalt daſelbſt, wie über das Verhältniß zu ſeinem Sohne, König Philipp II, ſind die ſeltſamſten Mährchen verbreitet worden, wozu auch die Aeußerung Lerma's zu rechnen iſt. Philipp war vielmehr der reſpektvollſte Sohn, ſowohl vor als nach der Abdankung ſeines, vor und nach der Abdankung, in Spanien allmächtigen Vaters, ſ. Mignet, Charles-Quint à St. Just. Auch das bekannte ſchöne Gedicht Platen's: „Der Pilgrim von St. Juſt" iſt völlig mährchenhaft. Karl V. iſt am hellen Mittag mit großem Gefolge in das Kloſter eingezogen.

Aelteſte Thron der Chriſtenheit (M. St. II, 4), d. h. der franzöſiſche, wenn man als ſeinen Gründer den Frankenkönig Chlodwig, 481—511, anſieht.

Aenéas (Ged. 2. B. d. Aen. 1), ſ. Homer Il. 2, 820; 13, 428, 465; 5, 265, 311; 20, 258, der Sohn des Anchiſes und der Venus, der Stammvater der Römer, war aus der noch brennenden Stadt Troja (weshalb er Ged. 4. B. d. Aen. 18 der Phryger genannt wird, wo Phrygien, der Name der mittleren Landſchaften Kleinaſiens, im weiteren Sinne genommen wird), nachdem er dieſelbe gegen die eindringenden Griechen vergeblich vertheidigt, mit ſeiner Gattin Kréuſa und ſeinem Sohne Ascanius (abgek. Aſkán) geflohen, landete zuerſt an der thraziſchen

Küſte, ſpäter an der Nordafrika's, wo Juno, die Beſchützerin des entſtehenden Karthago, ihn durch die Liebe zur Dido zu feſſeln ſuchte, damit er Rom nicht gründen könnte, denn ſie wußte, daß dieſer Stadt einſt Karthago erliegen würde. Er gelangte aber nach Italien und landete an der Küſte Latiums. Sein Sohn gründete Alba Longa, und aus dieſer Stadt ſtammte Romulus, der eigentliche Gründer Roms.

Aeneïde (Ged. Die Zerſtörung von Troja), ein Heldengedicht in zwölf Büchern, von dem römiſchen Dichter Virgilius (ſ. d.), welcher in demſelben die Irrfahrten und Kämpfe des Aeneas beſingt, in dem und deſſen Gefährten die Römer die Urvorfahren ihres Volkes und ihrer vornehmſten Geſchlechter ſahen. Zugleich feiert er in demſelben das Haus des Kaiſers Auguſtus, unter welchem er lebte. Virgil, der nach dem homeriſchen und ſpäteren Vorbildern dichtete, war bedeutender durch die Eleganz ſeiner Sprache als durch Originalität der Erfindung. Das Gedicht iſt von dem Franzoſen Scarron († 1660) und dem Deutſchen Blumauer (ſ. d.) traveſtirt worden.

Aeŏlus, der Gott der Winde; daher die äoliſche Harfe (Ged. Würde der Frauen), ein Inſtrument, deſſen Saiten, wenn es im Freien aufgehängt wird, von dem Winde in Schwingung verſetzt werden, wodurch höchſt anmuthige Klänge entſtehen.

Aeŏnen (Ged. Das Geheimniß der Reminiscenz — R. IV, 5), aeon iſt ein griechiſches Wort, welches ſo viel als „Zeit", „Zeitalter", auch wohl „Jahrhundert" bedeutet, dann im weiteren Sinne poetiſch „unermeſſene Zeiträume".

Aeſchylus (Br. v. M. Einl.). Der erſte der drei großen griechiſchen Tragiker d. i. Trauerſpieldichter, 525 zu Eleuſis in der mittelgriechiſchen Landſchaft Attika geboren, kämpfte bei Marathon, Salamis und Platäa gegen die Perſer mit. Er zuerſt ließ zwei Schauſpieler auftreten und ſchuf ſo den Dialog, den er zum Haupttheil des Stückes macht. Die uns von ihm übrig gebliebenen ſieben Tragödien ſind von Droyſen u. A. in's Deutſche

überſetzt worden. Die Br. v. M. iſt an vielen Stellen, beſonders in den Chören, ſehr geeignet, von ſeinem großartigen Style eine Vorſtellung zu geben.

Aeſópus, der älteſte griechiſche Fabeldichter, angeblich im 6. Jahrh. v. Chr. Er ſoll verwachſen geweſen ſein und gehinkt haben; daher (R. I, 3) „äſopiſcher Krüppel". Vor den Fabeln Lafontaine's (bei Hachette) befindet ſich eine Biographie Aeſop's. — Aeſopus (Iph. III, 4) in einigen Ausgaben fälſchlich für Aſopus (ſ. d.).

Aeſthetik (Ged. Jeremiade), die Gefühls- oder Geſchmackslehre, die Wiſſenſchaft von dem Schönen und der Kunſt, welche dieſen Namen von dem deutſchen Philoſophen A. S. Baumgarten, † 1762, erhielt.

äſthetiſch (Ged. Der Genius m. d. umgekehrten Fackel), geſchmackvoll, ſchön.

Aether, eig. die höhere, reinere Himmelsluft, wie (Ged. D. Entzückung an Laura — Semele I — H. d. K.); ferner ſinnbildlich für Unendlichkeit, wie (Ged. D. Ideale):

„Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug."

oder für das höchſte Weſen ſelbſt, wie (Br. v. M. S. 414):

„Nur der allſehnde Aether über uns
War des verſchwiegnen Glücks vertrauter Zeuge."

Aetna (Br. v. M. S. 417), der höchſte und, worauf ſein griechiſcher Name hindeutet, feuerſpeiende Berg (11,000 Fuß) auf der Inſel Sicilien.

Aetolier, in der Octavausgabe Etolier (Phön.), Bewohner der Landſchaft Aetolien in Mittelgriechenland.

Affect, aus dem Lat., 1) ein lebhaftes Gefühl, eine Gemüthsbewegung (V. a. v. E. 10, 83 — Gſtſ. 65); 2) Leidenſchaft (Gr. Handl. 10, 65 — V. a. v. E. 106); 3) leidenſchaftliche Erregung des darſtellenden Künſtlers (M. St. III, 4 — Gſtſ. 192), ſo wie die hierdurch erzielte Wirkung (Br. v. M. Einl. 381), beſ. der Schauder, wie (Ged. Shakeſpeare's Schatten): „der ſchwarze

Affect"; affectvoll (Gstſ. 137), mit leidenſchaftlichem Nachdruck; affectirt (F. II, 2), mit verſtelltem und gezwungenem Benehmen; Affectation, gew. erkünſteltes Betragen, aber „idealiſche Affectionen" (R. Vorr.) ſ. v. w. Geſtalten, die als das Erzeugniß einer überſpannten Einbildungskraft zu betrachten ſind.

Afterkönig (Dem. II, 1), ein falſcher, dem ächten Könige an Werth nachſtehender König, Gegenkönig; eben ſo Afterkönigin (M. St. I, 6). Die Schiller'ſche Stelle zu Afterkönig findet ſich in Gr. d. W. nicht.

Agamemnon (Iph. I, 1), der Sohn des Atreus (Iph. I, Zw.-H.) und Bruder des Menelaus (ſ. d.), war König von Mycenä. Von ſeinem erſten Ahnherrn Tantalus (ſ. d.) an bis auf ſeine Kinder herab wurde das ganze Haus von einem feindlichen Geſchick verfolgt; vergleiche die großartige Darſtellung in Göthe's Iphigenie I, 3. Bei dem Ausbruche des trojaniſchen Krieges wurde Agamemnon, der allein 100 Schiffe ausgerüſtet hatte, von den griechiſchen Fürſten der Oberbefehl über das ganze Heer übertragen. Nach beendigtem Kriege kehrte er zwar glücklich in ſeine Heimath zurück, indeſſen wurde ihm hier durch die Untreue ſeiner Gemahlin (ſ. Klytämneſtra) der Tod bereitet.

Agénor, der Sage nach der Sohn des Belus, Vater des Kadmus und der Europa, war der Ahnherr der Phönicier (Phön.), der Urahn der Dido und Semele's Großvater (Ged. Semele 2).

Agnes (W. T. V, 1), die Tochter des im Jahre 1308 ermordeten Kaiſers Albrecht I., verwittwete Königin von Ungarn; ſie wüthete unmenſchlich, um den Tod ihres Vaters zu rächen.

Agnus Dei (M. St. V, 6), lat., das Lamm Gottes; ein geweihtes Stück Wachs, von der Geſtalt einer Schaumünze. Auf der einen Seite iſt das Bild des Lammes mit der Siegesfahne, auf der andern ein Heiliger dargeſtellt.

Ahab (Wſt. L. 8), der ſiebente König aus dem Hauſe Israel, regierte von 918—897 v. Chr. zu Samaria. Er wandelte in den Sünden Jerobeams (ſ. d.) und diente dem Baal (vergl. I. Kön. 16, 29—33).

Ahn oder Aeltervater (D. C. V, 7), der Großvater; „der mütterliche Ahn" (Ged. 4. B. d. Aen. 48) ist Zeus. Da nämlich Aeneas als Sohn der Venus ein Enkel des Zeus war, so ist dieser sein Großvater mütterlicherseits. — Der Ahnherr der Phädra (Ph. IV, 6) ist Zeus, als Vater des Minos. — Im weiteren Sinne sind Ahnen die Vorfahren überhaupt, wie (W. T. II, 2):

„So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden."

Aides (bei Sch. Aides), d. i. der Unsichtbare (Ged. Odysseus), bei den Römern, obwohl auch dieser Name griechisch ist, Pluto (Ged. Klage der Ceres — Hero und Leander — R. II, 3), der Sohn des Kronos und der Rhea, der Bruder des Zeus und des Poseidon, war der Gott der Unterwelt oder des Hades (vergl. Tartarus), wo er als Herrscher über die Verstorbenen thronte; daher (Ged. Nenie) „der Schattenbeherrscher" oder „der stygische Zeus", (Ph. II, 5), „der Schattenkönig" und (Ged. Glocke) „der schwarze Fürst der Schatten". Er fuhr auf einem von vier schwarzen Rossen gezogenen Wagen und trug einen Helm, der ihn unsichtbar machte, woher er den Namen Aides oder (lateinisch) Hades erhielt.

Ajax. Unter den griechischen Heerführern von Troja führen zwei Helden diesen Namen; daher heißt es (Iph. I, Zw.-H.):

„Erst sah ich die tapfern Zeltgenossen,
Der Ajaxe Heldenpaar, vereint
Mit Protesilas, dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegossen;
Des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!"

Der erste, der Sohn des Oileus, eines Königs in Lokris, gewöhnlich der kleine Ajax genannt, zeichnete sich vor Troja als einer der vorzüglichsten Helden aus. Bei der Eroberung der Stadt jedoch ging seine Tapferkeit in rohe, durch Sinnlichkeit angestachelte Wuth über, indem er des Priamus Tochter, Kassandra, „die Priesterin" (Ged. 2. B. d. Aen. 73), welche sich in

den Tempel der Minerva geflüchtet hatte, bei den Haaren von der Bildsäule der Göttin wegriß. Eine Darstellung dieser Scene ist (F. II, 17) des Malers Romano „wüthender Ajax". Zur Strafe für diese Handlung ließ ihn die Göttin in einem Meeressturme (Homer Od. 4, 499) umkommen. — Der zweite Ajax, der größere genannt, war der Sohn des Télamon aus Salamis. Er war von Gestalt der Gewaltigste im griechischen Heere und hatte zwölf Schiffe nach Troja geführt. Offen und voll edlen Stolzes stritt er mit Odysseus um die Waffen des gefallenen Achilles, auf die er wegen seiner Verwandtschaft und Tapferkeit Ansprüche hatte. Da man ihm aber sein Recht nicht gewähren wollte, so gab er sich verzweiflungsvoll selbst den Tod; daher (Ged. D. Siegesfest):

„Friede Deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat Dich entrafft;
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!"

Sophokles hat sein Geschick in der gleichnamigen, uns erhaltenen Tragödie dargestellt.

Akkon (Ged. D. Johanniter), gew. Acco od. Acca, am Vorgebirge Karmel in Palästina, wurde während der Kreuzzüge Ptolemais, später St.-Jean d'Acre genannt. Es war die letzte Besitzung der Kreuzfahrer, indem im Jahre 1291 mit den Johannitern die letzten Ueberreste der Christen durch die Mameluken von hier vertrieben wurden.

Akrokorinth, s. Korinth.

Alba. Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, Spanier, 1508 geboren, der bedeutendste Feldherr Kaiser Karl's V., dem er die Schlacht bei Mühlberg 1547 gegen die deutschen Protestanten gewann und später des Königs von Spanien Philipp's II., dem er, jedoch vergeblich, die empörten Niederlande in sechs Jahren blutiger Verwaltung gehorsam zu machen suchte. Er krönte sein Leben durch die 1581 unternommene Eroberung Portugals, 1582 starb er. S. Sch. Abfall der Niederlande und das

herrliche, auch in's Deutſche überſetzte Werk des Nordamerikaners Motley. Alba iſt der Typus des fanatiſchen Vorkämpfers des Katholicismus, ähnlich dem deutſchen Generale Pappenheim im dreißigjährigen Kriege und den Guiſen in Frankreich.

Albion (Ged. D. unüberwindliche Flotte), die alte, jetzt dichteriſche Benennung für Großbritannien, vielleicht von den weißen Kreidefelſen der ſüdlichen Küſten.

Albrecht, König (W. T. V, 1). Albrecht I. (1298—1308), der Sohn Rudolph's von Habsburg, ein ſtrenger und herrſchſüchtiger Kaiſer, der ſeine Hausmacht möglichſt zu vergrößern ſuchte, wurde von ſeinem Bruderſohn, dem Herzog Johann von Schwaben (ſ. d.), dem er ſein Erbe vorenthielt, am 1. Mai 1308 ermordet.

Alcalá, bei Sch. Alcála (D. C. I, 2), in Neu-Caſtilien, beſaß ſeit 1499 eine Univerſität.

Alceſte, ſ. Admetus.

Alcid, ſ. Herakles.

Alexander Magnus (R. I, 1 u. IV, 1). Alexander d. Gr., König von Macedonien (336—323 v. Chr.), welcher in drei Schlachten, deren letzte und größte bei Arbéla am Tigris geliefert wurde, dem altperſiſchen Reiche ein Ende machte, vergl. Abbé.

alexandriniſch (R. I, 2). „Das iſt ja recht alexandriniſch geſlennt" ſagt Spiegelberg zu Moor. Die Stadt Alexandria, in Aegypten von Alexander dem Großen gegründet, wurde unter den Ptolemäern, d. h. den Königen dieſes Landes aus dem Geſchlechte des Ptolemäus, eines Feldherrn Alexander's, der ſich zum Könige v. Aegypten machte, der Sitz reicher Bildung, die aber bald in rein gelehrte Forſchung überging, und deren mitunter pedantiſche Träger ſchon im Alterthum Gegenſtand des Spottes waren. Es ſcheint, als ſei dem wüſten Spiegelberg Moor's mit ſo vielen geſchichtlichen Namen ausſtaffirte Betrachtung zuwider.

Algierer (Mlth.), Bewohner des Berglandes Algier am Abhange des Kleinen Atlas im nördlichen Afrika und bis 1832 berüchtigt als freche Seeräuber, gegen welche Kaiſer Karl V. 1535 und 1541 berühmte Züge unternahm.

Allerchriſtlichſter König (M. St. V, 6), ein Ehrentitel, welchen der Papſt Pius II. 1469 Ludwig XI. und in ihm allen künftigen Königen Frankreichs beilegte, fr. le Roi Très-Chrétien, doch ſoll er ſchon ſeit Ludwig dem Dicken vielfach gebräuchlich geweſen ſein.

Alp (W. T. I, 4), Bezeichnung für die hohen Punkte des Alpengebirges in der Schweiz.

Alpenjäger, Der (Ged.), ein Gedicht, welches wie das Berglied (vergl. d.) i. J. 1804 neben dem Tell entſtanden iſt und ſich auf eine in der Schweiz herrſchende Volksſage bezieht, in welcher ein Berggeiſt, hier „der Bergesalte", als Beſchützer der Gemſen erſcheint. Statt Gemſe hat Sch. hier den Ausdruck Gazelle gewählt, eine Thiergattung, die den Gemſen nahe verwandt iſt und mit ihnen zu dem Geſchlechte der Antilopen gehört. Bei der Mutter hat ihm jedenfalls die ängſtlich beſorgte Hedwig (W. T. III, 1), bei dem Jüngling eine Natur wie der Tell vorgeſchwebt, der von ſich ſagt:

„Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu' erbeute."

Alphéus (Iph. I, Zw.-H.), ein Hauptfluß im Peloponnes, der bei Tegéa in Arkadien entſpringt und nach zweimaligem Verſchwinden unter der Erde durch Elis hindurch in's ioniſche Meer geht. Dieſes öftere Verſchwinden gab zu der Sage von einem Flußgotte Alpheus Veranlaſſung, welcher die Nymphe Arethuſa liebte und einſt verfolgte (ſ. d.). Die keuſche Nymphe (daher Iph. I. Zw.-H.: „die ruhmreiche Arethuſa") floh, als aber Alpheus nicht abließ, flehte ſie zur Artemis, welche ſie in eine Wolke hüllte; und als auch dieſe noch der Verfolgung ausgeſetzt blieb,

verwandelte ſie ſich in eine Quelle. Jetzt nahm Alpheus ſeine Flußgeſtalt wieder an, um ſich mit dem Waſſer der Arethuſa zu vermiſchen. Aber die unerbittliche Göttin verſetzte ſie nun nach der Inſel Ortygia bei Sicilien. Doch auch hierhin verfolgte ſie Alpheus, indem er ſich unter dem Meere einen Weg bahnte und als Quelle neben ihr zum Vorſchein kam. Jetzt konnte Arethuſa nicht länger widerſtehen und geſtattete der Quelle, ſich mit ihrem Gewäſſer zu vereinigen. Von dem Zuſammenhange beider Quellen wird viel Wunderbares erzählt; ſo ſoll eine zu Olympia in den Alpheus geworfene Opferſchale in der Arethuſa wieder zum Vorſchein gekommen ſein, und letztere ſoll ſich roth färben, wenn zu Olympia das Blut der geopferten Rinder in den Alpheus fließt. Vergl. Bucentaur und Arethuſa.

Altarblatt (Gſtſ. 233), der hintere, in die Höhe gebaute Theil eines Altars, der meiſt mit einem Gemälde geziert iſt. Man pflegt daher auch dieſes letztere ſelbſt Altarblatt od. Altarſtück (Gſtſ. 231) zu nennen.

Altdorf (Wſt. L. 7), ſüdöſtlich von Nürnberg; von 1576—1807 beſtand dort eine Univerſität, welche Wallenſtein 1599 bezog, auf der er ſich aber nur durch Raufereien und Ausſchweifungen auszeichnete. — S. a. Altorf.

Altenglich Herz (M. St. I, 3), ſo viel wie redlich, wacker; mit Altengland — Old England — bezeichnen die Engländer gern ihr Vaterland, im Gegenſatze zu den ſpäter hinzugekommenen Theilen Wales, Schottland und Irland.

Alter, Die drei, der Natur (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1800. Das griechiſche Alterthum belebte die Natur durch einen Reichthum von Göttergeſtalten, welche den treibenden und bewegenden Hintergrund aller Erſcheinungen bildeten. Später unterwarf die Schule ſie den Geſetzen der Mathematik; da dieſe Betrachtungsweiſe jedoch ſich nur auf ſeelenloſe Kräfte ſtützte, ſo konnte dieſelbe der Phantaſie keine Befriedigung gewähren. Erſt die vernünftige Betrachtung der neueren Zeit, von der Sch. freilich nur die Morgenröthe geſchaut, hat auch

die äſthetiſche Betrachtung der Natur wieder in ihr volles Recht eingeſetzt.

Altlandamman, ſ. Amman.

altlombardiſch (Piccol. III, 8). Die Piccolomini ſtammen nach Andern aus Rom, von wo ſie nach Siena zogen. „Altlombardiſch" würde bedeuten, aus einem alten, in der Lombardei (d. h. dem mittleren Theile Norditaliens) anſäßigen Adelsgeſchlecht.

Altorf oder **Uri** (W. T. I, 3), die Hauptſtadt des Cantons Uri an der Mündung der Reuß in den Vierwaldſtätter See und am Fuße des bewaldeten Bannberges (W. T. III, 3), deſſen Baumſtämme den Ort gegen Lawinen und Felsſtürze ſchützen. Tell's Gefängniß wird hier noch gezeigt; eben ſo erinnern zwei Brunnen an ihn; einer mit ſeinem Standbilde, angeblich an der Stelle, wo er den Apfelſchuß gethan, der andere da, wo ſein Knabe geſtanden haben ſoll. — In der Octavausgabe ſteht Altdorf (ſ. d.).

Altringer (Picc. I, 1) od. „Graf Altring" (Picc. V, 2) vertheidigte als kaiſerlicher Oberſt 1626 die Deſſauer Brücke ſiegreich gegen Mansfeld und gehörte ſpäter zu den dem Kaiſer beſonders ergebenen Generalen.

Altvorderen (W. T. I, 2), ſ. v. w. Vorfahren, Väter; unſere Stelle ſteht in Gr. d. W. nicht.

Alzellen (W. T. I, 1), ein kleiner Ort bei dem Dorfe Wolfenſchießen im Engelberger Thal, etwa in der Mitte zwiſchen Stanz und Engelberg im Canton Unterwalden.

Amalia (Ged.). Dieſes Gedicht bildet in den „Räubern" den Anfang des dritten Aufzuges. Der Jüngling, an den es gerichtet iſt, iſt Karl Moor.

Amalthéa (Myth.), einigen Dichtern zufolge eine Ziege, welche Zeus als Knaben ſäugte; nach anderen eine Nymphe, die das Kind mit Ziegenmilch auferzog. Dieſe Ziege wurde von Zeus zum Lohn für ihre Ammendienſte unter die Sterne verſetzt; vorher jedoch hatte er ihr ein Horn abgebrochen, welches er den

Töchtern des Königs Meliſſus von Creta ſchenkte. Dies Horn (Ged. D. Spaziergang) hatte die Eigenſchaft, ſich mit dem zu füllen, was der Beſitzer deſſelben wünſchte. Vergl. Fortuna.

Amathúnt
Amathús
Amathuſia } ſ. Aphrodite.

Amazone (Ph. I, 1). Die Amazonen waren ein ſagenhaftes kriegeriſches Weibervolk am Fluſſe Thermódon in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Kappadocien; bildl. jedes beherzte, kriegeriſche Weib, beſ. (Picc. IV, 5) auch Reiterinnen.

Ambra (Ged. Semele 1), eine graubraune, harzige Maſſe, die beim Reiben einen äußerſt angenehmen Geruch verbreitet. Sie erzeugt ſich in den Eingeweiden des Pottfiſches, wird an den Küſten Indiens vielfach vom Meere ausgeworfen und war ſchon ſeit den älteſten Zeiten bekannt.

Ambroſia (Ged. Semele 2), ſ. Homer Il. 5, 340. 777; 19, 38, 353; Od. 12, 63, war der Name der Götterſpeiſe, welche den Himmliſchen ewige Jugend und Unſterblichkeit verlieh; daher ambroſiſch (Ged. Triumph d. Liebe. — D. Spaziergang), ſ. v. a. göttlich, aber auch ſüß duftend, ein verſchönerndes Beiwort, deſſen ſich Homer häufig bedient; daher auch Ambroſiadüfte (R. I, 3).

Amerika (K. u. L. II, 2). Zur Zeit, wo Sch. „Kabale und Liebe" ſchrieb, vertheidigte Waſhington mit Frankreichs und Spaniens Hülfe die Freiheit Nordamerikas (1773—83) gegen die engliſchen Heere. Die Truppen, welche die empörten Amerikaner niederkämpfen ſollten, beſtanden meiſt aus Geworbenen, unter denen ſich auch viele Deutſche befanden, die damals von mehreren Landesherren, beſonders dem Kurfürſten von Heſſen, Friedrich II., auf ſchimpfliche Weiſe nach dem fernen Welttheil verkauft wurden. Der bekannte deutſche Schriftſteller Seume, welcher auch zu den Verkauften gehörte, berichtet darüber Näheres.

Amethyſt (Dem. I), eine violett gefärbte Varietät des Bergkryſtalls, die ihrer Schönheit wegen nicht ſelten als Schmuckſtein

verwendet wird. Im Alterthum trug man ihn als Amulet gegen die Trunkenheit, worauf sich auch sein Name bezieht.

Amiens (M. St. II, 2) in Frankreich, Hauptort der am Canal la Manche gelegenen Picardie.

Ammann (W. T. II, 2) oder Amman, s. v. w. Amtmann oder Schultheiß, d. h. der mit der Gerichtsbarkeit betraute Vorsteher eines Ortes. Der Vorsteher eines größeren Bezirks heißt Landamman (W. T. II, 1); der älteste unter diesen Altlandamman (W. T. II, 2).

Ammon (Ged. 4. B. d. Aen. 37), ein in Aegypten verehrter Gott, den die Griechen als Zeus bezeichneten. Die Aegypter nannten ihn Amun und stellten ihn mit Widderhörnern dar. Sein berühmtes Orakel lag in einer Oase der libyschen Wüste, heute Siwah, westlich von Aegypten.

Ammonshorn (W. T. IV, 3), eine jetzt nur noch versteinert vorkommende Schneckengattung, deren einzelne Arten von der Größe einer Linse bis zu der eines Wagenrades gefunden werden. Sie haben die Gestalt eines Widderhorns (vergl. Ammon), bestehen vorzugsweise aus Kalk oder Eisenkies und finden sich in fast allen Kalkgebirgen, in den Alpen bis zu einer Höhe von mehreren Tausend Fuß.

Amor, **Amoretten**, **Amorinen** } s. Eros.

Amphiaraus (Phön.), berühmter Seher und Liebling der Götter; er nahm an dem Zuge der Sieben gegen Theben, als einer derselben, Theil, wurde auf der Flucht mit seinem Streitwagen von der Erde verschlungen, von Zeus aber unsterblich gemacht.

Amphion (Phön.), König in Theben, ein Sohn des Zeus und der Antiope. Er war hochberühmt in der Kunst des Saitenspiels, und der Sage nach sollen sich die zur Befestigung Thebens verwendeten Steine durch die zauberischen Klänge seiner

Melodieen von ſelbſt in Bewegung geſetzt haben. Vergl. Ged. D. Eleuſiſche Feſt, Str. 22 u. H. d. K.

Amphitrite, eine Oceanide, die Gemahlin des Poſeidon (Neptun), dem ſie den Triton gebar, welcher mit ſeinen Eltern auf dem Grunde des Meeres in einem goldenen Palaſte wohnte. Bei den Dichtern iſt Amphitrite (Ged. D. Antritt d. neuen Jahrhunderts) oft die Perſonification des Meeres. So auch (Br. v. M. 418), wo Don Manuel bei der Beſchreibung des Schmuckes ſeiner Brauk nichts vergeſſen haben will:

„Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttin wunderſame Gaben."

Ste. Ampoule (J. v. O. IV, 6), von dem lat. ampulla, Flaſche; in der katholiſchen Kirche das Gefäß mit dem geweiheten Chrisma, d. h. (griechiſch) dem bei der Taufe, der Firmelung, den Krönungsfeierlichkeiten ꝛc. gebrauchten Salböl. Die in der Jungfrau erwähnte Ampulla ſoll bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodwig († 510) vom Himmel geſendet worden ſein. In der Revolutionszeit verloren gegangen, wurde ſie behufs der Krönung Karls X. (1824—1830) glücklich wiedergefunden.

Amulet (Gſtſ. 10, 146), aus dem Arab., ein mit Figuren oder einer Inſchrift verſehener Körper, gew. von Stein oder Metall, der von abergläubiſchen Leuten am Halſe oder ſonſt am Leibe getragen wird, und der vor Zauberei und Krankheiten ſchützen ſoll.

An ** (Ged.), drei Epigramme aus dem Jahre 1796, die vermuthlich an beſtimmte Perſonen gerichtet waren, indeſſen zugleich allgemeine Wahrheiten enthalten. Das erſte ſollte ſich (nach Boas) wohl auf den etwas zudringlichen Karl Auguſt Böttiger beziehen, einen der kenntnißreichſten Archäologen jener Zeit, deſſen Gelehrſamkeit Sch. u. G. bisweilen in Anſpruch nahmen. Uebrigens erinnert es zugleich an: „Unterſchied der Stände" und „das Werthe und Würdige" (ſ. d.). — Das zweite kann an Wieland, vielleicht auch (nach Viehoff) an den durch

ſeine „deutſche Proſodie" und andere Schriften bekannten K. Ph. Moritz gerichtet ſein, mit denen es Sch. umgekehrt ging, indem der Umgang mit den betreffenden Perſonen an ſich ihm werthvoller war als ihr poſitives Wiſſen. — Das dritte iſt jedenfalls an Goethe gerichtet, deſſen objective Geiſtesrichtung auf den vorwiegend ſpeculativen Dichter einen höchſt anregenden Einfluß ausübte.

Anákreon (Sp. u. d. L.), um 500 v. Chr. ein griechiſcher Lyriker, deſſen Charakter unſere Stelle ungefähr andeutet. Wir beſitzen unter ſeinem Namen eine Sammlung anmuthiger Liebes- und Trinklieder, die von K. Uſchner (Berlin bei Schneider) übertragen worden ſind.

Anchiſes (Ged. 2. B. d. Aen. 53), der Vater des trojaniſchen Helden Aeneas, der ihm von der Göttin Aphrodite (Venus) geboren worden war (Homer, Il. 20, 215), aus einem alten trojaniſchen Königsgeſchlechte, hütete die Rinderheerden ſeines Vaters an dem Berge Ida, wo ihn Venus mit ihrer Liebe beglückte und ihm den Aeneas gebar. Lange Zeit hatte Anchiſes von der Gunſt der Göttin geſchwiegen, bis er einſt, vom Weine erhitzt, ſich doch derſelben rühmte. Da eilte Venus klagend zum Jupiter, welcher (Ged. 2. B. d. Aen. 110) den Donnerkeil nach ihm ſchleuderte, um ihn zu tödten. Indeſſen fiel ſie dem Zürnenden noch zeitig genug in den Arm, ſo daß Anchiſes nur gelähmt wurde.

Anchove (F. V, 6), gew. Anſchovi, ein kleiner, zum Geſchlecht der Häringe gehöriger Fiſch, der beſonders an den italieniſchen und franzöſiſchen Küſten vorkommt und wie die Sardelle gegeſſen wird.

Andrógeos (Ged. 2. B. d. Aen. 66), auch ein Sohn des Minos, hier ein beliebig gewählter Name, ſ. Acamas.

Andromache, ſ. Hektor.

St. Ange (Mlth.), ſ. Malta.

Angelſtern (D. C. V, 10), der nördliche Polarſtern, um welchen der ganze Fixſternhimmel in 24 Stunden ſeine ſcheinbare Drehung vollendet, während er ſelber unbeweglich den Nordpol

des Himmels bezeichnet. Aſtronomiſch ſtreng genommen ſteht der Polarſtern übrigens nicht in dem Nordpol, ſondern nur in der Nähe deſſelben. Vergl. Pol.

Anjou, Herzog von (M. St. I, 6; II, 9). Der Herzog von Anjou (bei Sch. franz. Düc von Anjou), welcher ſeinen Titel nach der franzöſiſchen Provinz deſſelben Namens führt, iſt Franz, Bruder Heinrich's III., des letzten der Könige aus dem Hauſe Valois (1328—1589). Als die Holländer ihn beriefen, um ihm die Leitung ihres Widerſtandes gegen den König Philipp II. von Spanien anzuvertrauen, welchen ſie für abgeſetzt erklärt hatten, ging er zuvor nach England, da er ſich ſchon ſeit 1579 um Eliſabeth's Hand bewarb. Sie übergab ihm einen Ring als Pfand ihrer Verſprechungen und unterzeichnete ſogar einen Ehevertrag. Er ſtarb aber bereits 1583.

Anna (Ged. 4. B. d. Aen. 4), die Schweſter der Königin Dido von Karthago. — Anna v. Boulen, ſ. Heinrich VIII. u. Eliſabeth.

Antecámera (Picc. I, 2), od. fr. Antichambre (K. u. L. I, 6), das Vorzimmer. Sch. wählt die ſpaniſche Form, weil am Hofe zu Wien die ſpaniſche Etikette galt. Bekanntlich ſtammten von Karl V. und ſeinem Bruder Ferdinand I. die beiden Häuſer Habsburg ab, welche in Oeſtreich noch jetzt (freilich indem 1740 der Mannsſtamm mit Karl VI. ausſtarb und Maria Thereſia den früheren Herzog von Lothringen heirathete), in Spanien bis 1700 regierten.

Antibaptiſten (Wſt.-L. 8), ein von Sch. gebildetes Fremdwort, ſ. v. w. Leute, die nichts von der Taufe halten.

Antichambre, ſ. Antecamera.

Antigone (Phön.), die berühmte Tochter des Oedipus. Die Geſchichte dieſes Fürſten und ſeiner Familie erzählt im Anfang der „Scenen aus den Phönizierinnen" Jokaſta ſelbſt vollſtändig. Sophokles hat ſie in dem „König Oedipus", dem „Oedipus in Kolónos" und endlich in der „Antigone" (überſ. von

Donner u. A.) verherrlicht. „Antigone" ist noch heute eine Zierde der deutschen Bühnen, besonders derjenigen Berlins.

Antike, Die, an den nordischen Wanderer (Ged.). Die frühere Ueberschrift dieses Epigramms aus dem Jahre 1795 lautete: „Die Antike an einen Wanderer aus dem Norden". W. v. Humboldt rühmt an dem Gedichte „den ernsten scheltenden Ton, der eine große Wirkung hervorbringt". Der Grundgedanke ist der, daß der düstere Charakter unserer nordischen Natur im Vergleich mit dem lachenden Himmel Italiens, und demnächst unsere durch die Entfernung von den klassischen Ländern hervorgerufene Anschauungs- und Denkweise uns die reine Auffassung antiker Kunstwerke, wie des klassischen Geistes überhaupt, in hohem Grade erschweren muß.

Antiken, Die, zu Paris (Ged.), ein Gedicht aus dem Jahre 1803, welches seinem Inhalte nach mit dem vorigen verwandt ist, seiner metrischen Form nach an „die deutsche Muse" (s. d.) erinnert. Durch Goethe's Interesse für die bildende Kunst war auch Sch. zeitweise für dieselbe gewonnen worden, und so ergoß sich denn sein Zorn in diese Strophen, als die französischen Republikaner bei ihrem siegreichen Vordringen in die klassischen Länder eine Menge von Kunstschätzen raubten, um dieselben in Paris aufzustellen. Er tadelt diesen Vandalismus, der keinen anderen Zweck hat, als einer oberflächlichen Eitelkeit zu dienen, und verkündet prophetisch, was der Erfolg gelehrt, daß der Anblick der Schätze des Alterthums keine tiefere Einwirkung auf die Entwickelung des Kunstsinnes der Franzosen auszuüben im Stande sein würde.

Antinous, ein schöner Jüngling, welchen Kaiser Hadrian aus Bithynien (in Kleinasien) mitgebracht hatte und den er so liebte, daß er ihn beständig um sich haben mußte. Aber Lebensüberdruß, oder der Wahn, daß sein Tod für das Wohl des Kaisers unumgänglich nothwendig sei, veranlaßten den Jüngling, sich in den Nil zu stürzen. Von übermäßigem Schmerze ergriffen, widmete Hadrian seinem Liebling eine wahrhaft göttliche

Verehrung. Er benannte ein Sternbild in der Nähe der Milchstraße (zwiſchen Adler, Steinbock und Schütze) mit ſeinem Namen, ließ ihm Bildſäulen und Altäre errichten, erbaute ihm einen Tempel zu Mantinéa in Arkadien und ordnete, ihm zu Ehren, alljährlich wiederkehrende feierliche Spiele an. So wurde Antinous ein Gegenſtand göttlicher Verehrung, und es war allgemein Sitte geworden, ſein Bildniß in Häuſern und Gärten aufzuſtellen, nicht ſelten mit den Attributen des Bacchus verſehen. Beſonders wird eine Darſtellung des Antinous im Vatikan geprieſen. Die großen melancholiſch blickenden Augen, der fein und zierlich geſchnittene Mund, das außerordentlich ſanfte Profil in Verbindung mit dem edelgeformten Körper ſind ein Beweis von gründlichem und verſtändigem Studium der menſchlichen Geſtalt, und führen zugleich einen neuen Typus in die griechiſche Kunſt ein; daher heißt es von Fiesco (F. I, 1) „ein blühender Apoll, verſchmolzen in den männlich ſchönen Antinous"; das Beiwort „männlich" könnte die Vermuthung begründen, Sch. habe an den Antinous der Odyſſee gedacht.

Antiope (Ph. I, 1), die Schweſter der Amazonenkönigin Hippólyta; ſie war bei der Beſiegung der Amazonen (ſ. d.) gefangen genommen worden und ward dem Theſeus zu Theil, dem ſie den Hippolytus gebar. Die Amazonen verbanden ſich mit den Scythen und rückten gegen Attica vor. In dem nun folgenden Kampfe ſtarb Antiope, an der Seite ihres Gatten muthvoll kämpfend, den Heldentod.

Antipathie, Meine (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es enthält eine erhabene Anforderung an das Menſchengeſchlecht, dem bei fortſchreitender Entwickelung die ſittliche Denk- und Handlungsweiſe zur andern Natur werden ſoll.

Antiſtrophe, ſ. Strophe.

Antritt, Der, des neuen Jahrhunderts (Ged.). Als das Jahr 1800 zu Ende ging, faßte Sch. im Vereine mit Goethe und dem durch ſeine „Blüthen griechiſcher Dichter", ſo wie durch

mehrere Muſenalmanache bekannten Leo v. Seckendorf (geb. 1773, † 1809) den Plan, den Anfang des neuen Jahrhunderts mit einer Reihe von Feſtlichkeiten zu begrüßen, um ihr liebes Weimar ein wenig in Bewegung zu bringen. Indeſſen ließ es der Ernſt der damaligen politiſchen Verhältniſſe, ſo wie die innere Zerriſſenheit der Gemüther zu keiner freudigen Stimmung kommen. So gehört denn dieſes Gedicht nicht dem Anfange des Jahres 1801 an; ſondern es iſt, wie aus einem Briefe Sch. an Goethe erhellt, erſt um die Mitte des Juni entſtanden, und die leicht falſch zu deutende Ueberſchrift erſt ſpäter hinzugefügt worden. Es enthält eine Schilderung der damaligen bewegten Zeit, erinnert an die Kämpfe, die im Jahre 1800 in Italien und Deutſchland ſtattfanden, und an den nach dem Frieden von Lüneville noch fortbeſtehenden Krieg zwiſchen England und Frankreich. — Str. 1, V. 4 erinnert an die Ermordung des ruſſiſchen Kaiſers Paul I. am 23. März 1801; Str. 2 an den Zuſammenſturz vieler Staatengebäude, auf deren Trümmern neue Republiken errichtet wurden; ferner an das Abtreten des linken Rheinufers an Frankreich, ſo wie an den Kampf der Engländer gegen die Franzoſen um Aegypten, welches im Jahre 1802 dem Sultan zurückgegeben wurde. Str. 4 weiſt auf den Gallierkönig Brennus hin, der den römiſchen Geſandten die Antwort gab: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwertes, und tapferen Männern gehört Alles“. Als derſelbe im J. 389 v. Chr. Rom zerſtörte und nur das Capitol ſich noch hielt, verpflichteten ſich die Gallier, gegen 1000 Pfund Gold wieder abzuziehen. Die Forderung ward bewilligt, indeß wog Brennus daſſelbe auf falſcher Wage nach, und als die Römer ſich beſchwerten, warf er trotzig ſein Schwert zu den Gewichten mit dem Ausruf: „Wehe den Beſiegten!“ Indeſſen war Camillus zum Dictator ernannt worden und erſchien zu rechter Zeit mit ſeinem Heere, um den Vergleich für nichtig zu erklären. Es kam zum Kampfe, und keiner der Gallier erreichte ſein Vaterland wieder. Der „Franke“ wird er genannt, weil man die alten Gallier, die früheren Bewohner

Frankreichs, gleich den Franken, auch als Vorfahren der Franzoſen anzuſehen pflegt. — Das Paradies (Str. 6), das von dem Britten unentdeckt bleibt, iſt in der Schlußſtrophe geſchildert.

Apanage (Gſtſ. 128), das Leibgedinge, nämlich die Abfindung der jüngeren fürſtlichen Kinder mit Gütern oder anderen Einkünften, aus denen ſie ihren ſtandesgemäßen Unterhalt beſtreiten können.

Apenninen (Ged. D. berühmte Frau), das Gebirge, welches Italien von N. nach S. durchzieht.

Aphrodite (Myth.), bei den Römern Venus. Der griechiſche Name bedeutet die Schaumgeborene, denn ſie war aus dem Schaume des Meeres aufgetaucht, von wo ſie auf einer Seemuſchel zuerſt auf der Inſel Cythere (ſ. u.), ſpäter auf Cypern landete; daher wird ſie (Br. v. M. 420): „Die gefällige Tochter des Schaums“ genannt; ferner heißt es (Ged. D. Triumph d. Liebe):

„Und ſieh! der blauen Fluth entquillt
Die Himmelstochter ſanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Geſtaden.“

Nach Homer (Il. 5, 370) iſt ſie eine Tochter des Zeus und der Meergöttin Dione (Ged. Die Blumen), nach welcher ſie ſelbſt bisweilen Dione (Iph. II, Zw.-H.) genannt wird. Außerdem führt ſie noch viele andere Beinamen. Nach der Stadt Amathus od. Amathunt (Ged. D. Götter Griechenlands) auf der Südküſte von Cypern, wo ſie am eifrigſten verehrt ward, heißt ſie Amathuſia (ebendaſ.), nach der Inſel ſelbſt Cypria (Ged. 4. B. d. Aen. 17). Der ſüdlich von dem Peloponnes gelegenen Inſel Cythera (jetzt Cerigo) verdankt ſie den Namen Cythere (Ged. D. Götter Griechenlands). Das Vorgebirge Idalium auf Cypern, wo ihr ein Hain nebſt einem Tempel gewidmet war, iſt die Veranlaſſung zu dem Namen Idalia (Ged. 4. B. d. Aen. 19) geworden, und endlich wird ſie, gleich einer der Muſen, oft auch Urania (Ged. D. Künſtler), d. h. die Himmliſche genannt. Sie war die Gattin des Vulkan (ſ. Hephäſtos); gebar

indeſſen dem Mars den Eros (Ged. Poeſie des Lebens) und dem Anchiſes den Aeneas (4. B. d. Aen. 67).

Dem griechiſchen Volksglauben zufolge, wie auch bei den Dichtern, iſt Aphrodite zunächſt die Göttin der Liebe, welche das Gefühl derſelben in allen Weſen erweckt; daher klagt Juno (Ged. Semele 1), zu ſich ſelbſt ſprechend:

„Wehe, Deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume ſteigen.
Götter bethörte,
Menſchen und Götter ihr zaubriſcher Blick."

Natürlich begünſtigt ſie dann auch die Liebenden und iſt ihnen hülfreich, wie (Ged. Das Eleuſiſche Feſt):

„Venus mit dem holden Knaben
Schmücket ſelbſt das erſte Paar."

Ja, in dem ganzen Gebiete der Natur ſteht die Zuneigung der verſchiedenen Geſchlechter unter ihrem Schutze, weshalb es (Ged. D. Blumen) von den Blumen heißt:

„Gaukelnde Sylphiden ſchwingen
Buhlend ſich auf eurem Schooß!
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?"

Als Beherrſcherin des Reichs der Liebe wird ſie in entſprechenden Fällen um Hülfe angerufen. So heißt es (Ged. Hero u. Leander):

„Und ſie fleht zur Aphrodite,
Daß ſie dem Orkan gebiete."

Wer ſich indeß ihrer Herrſchaft zu entziehen ſuchte, der hatte ihre Rache zu fürchten, daher ſagt Theramén (Ph. I, 1) zu dem ſtrengen Hippolyt:

„So lang' von dir verachtet, hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächt?"

Außer ihrer Eigenſchaft als Göttin der Liebe iſt Aphrodite auch die Göttin der Schönheit und Anmuth, und darum trägt ſie den Gürtel (ſ. d. und Homer Il. 14, 214), welcher Liebe, ſchmachtendes Verlangen, ſanfte Schmeichelei und zärtliches Geſpräch in ſich vereint. Da ſie in dem Kampfe um den Preis

der Schönheit (Iph. I, Zw.-H.) den Sieg davon trug (vergl. Eris), so wird sie (Ged. 4. B. d. Aen. 19) „der Schönheit Königin" genannt.

Einige Male braucht Sch. ihren Namen auch bildlich, und zwar zunächst für Liebe, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 6), wo Anna zu ihrer Schwester Dido sagt:

„Willst du
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus süße Freuden dir versagen?"

Dann aber ist sie ihm auch das Symbol der Schönheit, die zunächst den Gedanken weckt, wie (Ged. D. Künstler):

„Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere,"

außerdem aber in stets weiterschreitender Fortentwickelung den Menschen zur Wahrheit, „zur himmlischen Urania" führt, wie (ebendas.):

„Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert als Urania."

Da die Venus den Alten das Ideal weiblicher Schönheit war, so wurde sie von Künstlern (R. V, 1. — Gstf. 233) sehr häufig dargestellt; eine der berühmtesten unter den antiken Darstellungen ist die mediceische oder die von Florenz (F. II, 5).

Apidanus (Iph. III, 4), ein Fluß in Thessalien.

Apollon (Myth.), lat. Apollo, mit dem Beinamen Phöbus, der Sohn des Zeus und der Latona, wurde mit seiner Zwillingsschwester Artĕmis auf der Insel Delos geboren. Von Themis mit Ambrosia und Nektar genährt, ward des Knaben Körper bald mit wunderbarer Kraft erfüllt, die sich zuerst gegen den Drachen Pytho wendete, der einst auf Junos Geheiß seine Mutter überall verfolgt hatte. Am Berge Parnassus traf er ihn, und da derselbe ihn hindern wollte, das Orakel zu Delphi in Besitz zu nehmen, vermittelst dessen Apollo den Menschen den Willen des Zeus zu verkünden beabsichtigte, so erlegte er das

Unthier, weshalb er (Ged. D. Glück) „der pythiſche Sieger“ und (Ged. Kaſſandra) „pythiſcher Gott“ genannt wird. — Da Apollo für die Liebe ſehr empfänglich war, ſo weiß die Mythe von manchen Nymphen und Töchtern der Erdgeborenen zu erzählen, auf welche ſich die Stelle (Ged. D. Götter Griechenlands) bezieht:

„Pyrrha's ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenſtab.“

Apollon gehört zu den zwölf großen Göttern der Griechen und Römer und vereinigt in ſich eine große Anzahl religiöſer Vorſtellungen. Als Sonnengott (Phön.) fährt er mit dem von vier brauſenden weißen Roſſen gezogenen Sonnenwagen (Ged. D. Triumph d. Liebe) von Meer zu Meer und giebt der Welt den Tag; daher (Iph. I, 1):

„Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß, und flammenwerfend ſteigen
Der Sonne Räder ſchon herauf.“

weshalb auch (Ged. An Goethe) von dem „bewegten Rad der Zeit“ die Rede iſt; desgl. (Br. v. M. 418):

„Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde“

und (Ged. Hero u. Leander):

„Sah hinab die Sonnenroſſe
Fliehen an des Himmels Rand.“

In dieſer Eigenſchaft wird ſein Name oft gleichbedeutend mit Helios (ſ. d.) gebraucht, ſo wie ihm deshalb auch der Beiname Phöbus (Ged. D. Abend. — Phön.), d. h. wohl der Glänzende, gegeben wird. — Als ſtrafender und verderbender Gott iſt er mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; daher (J. v. D. I, 4) Sorel's Worte:

„Den zarten Leib dem glüh'nden Pfeil der Sonne
Preis gegeben.“

Deshalb bezeichnet ihn die Mythe auch als Urheber der durch die Hitze entſtandenen Peſt und läßt ihn die Menſchen ſchaarenweiſe mit ſeinen Geſchoſſen erlegen (Homer, Il. I, 43). — Ferner iſt er der Gott des Geſanges und des Saitenſpiels, der

bei den Göttermahlen die von ihm erfundene Cither ſpielt; daher (Ged. D. Eleuſiſche Feſt):

„Aber aus den gold'nen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie."

Auch Einzelne unter den Sterblichen erwählt er zu ſeinen Lieblingen und beglückt ſie mit ſeiner Kunſt, wie Ibykus, von dem es (Ged. D. Kraniche d. Ib.) heißt:

„Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll."

Ueberhaupt iſt es eine ſeiner angenehmſten Aufgaben, die Menſchen durch Muſik zum Guten und Rechten zu führen; weshalb Zeus (Ged. Semele 2) von ihm ſagt:

„Apollo ſelbſt geſtand, es ſei Entzücken,
Menſch unter Menſchen ſein."

Endlich iſt er als Gott des Lichtes auch der Gott der Weiſſagung und Dichtung, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 11):

„Phöbus, der das Künftige enthüllt",

weshalb Semele (Ged. Semele 1) unmittelbar nach Juno's Prophezeihung mit Beziehung auf die Prieſterin, welche zu Delphi die Orakelſprüche ertheilte, in den Ausruf ausbricht: „Pythia! Apollo!" In dieſer Eigenſchaft verleiht er auch den Menſchen die Gabe, in die Zukunft zu ſchauen (vergl. Kaſſandra), überhaupt das Wahre und Schöne zu erkennen. Zugleich iſt er (Iph. IV, Zw.-H.) der Chorführer der Muſen (ſ. d.) und als ſolcher (Ged. Dithyrambe) das Sinnbild dichteriſcher Begeiſterung, weshalb auch der Pegaſus (Ged. Peg. im Joche) „Phöbus ſtolzes Roß" genannt wird. Ebenſo iſt er der Inhaber verſchiedener Orakel; daher (Ged. 4. B. d. Aen. 64):

„Jetzt heißt Apoll's Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen"

und (Ged. 2. Bd. d. Aen. 42):

„Apoll's Orakel ſpricht
Weiſſagend aus Kaſſandren's Munde",

Er beschützt die Trojaner, weshalb auch das trojanische Gebiet (Iph. III, Zw.-H.) „Phöbos heilige Erde" genannt wird. Da ihm hier zu Thymbra ein Tempel errichtet war, so heißt er (Ged. Kassandra) auch der Thymbrier. — Die Künstler stellen den Apollo als eine schöne, jugendlich blühende Männergestalt dar, weshalb sein Name bisweilen auch bildlich gebraucht wird, wie (F. I, 1): „ein blühender Apoll".

Apollonius von Tyána (Gstf. 165), ein etwa 50 n. Chr. lebender Anhänger der pythagoräischen Philosophie, wie die spätere Zeit sie mit orientalischen und neuplatonischen Ideen mischte, der von den Heiden als Wunderthäter gepriesen und gewissermaßen Christus entgegengestellt wurde. Sein Leben ist von dem Griechen Philostratus, 200 n. Chr., mehr romanhaft freilich als geschichtlich, beschrieben worden; dennoch ist das Buch ein höchst merkwürdiges Denkmal des damaligen Zeitgeistes, in welchem griechische und orientalische Religionsvorstellungen sich zum seltsamsten Aberglauben verbanden. Es gehört so recht in den Geisterseher und in das 18. Jahrhundert, in welchem in der Stadt der Aufklärung (Paris) ein Mesmer seine magnetischen Künste treiben durfte. Das sehr lesenswerthe Buch ist von Fr. Jacobs, Stuttgart 1828, i. D. übersetzt.

Apostel, wörtl. ein Gesandter, Bote; bes. die Jünger Jesu als Verkündiger des Evangeliums. — Mit dem Apostel der Stelle (M. St. V, 7):

„Wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerkers Banden"

ist Petrus gemeint, welcher (Apostelgesch. 12, 1—10) von Herodes ins Gefängniß geworfen, durch einen Engel wunderbar befreit wurde. — Bildl. ist Apostel ein Mensch, zu dem man unbedingtes Vertrauen hat, wie (Gstf. 172): „in Kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses". Eben so ist die Stelle (Ged. Elegie auf d. Tod e. Jünglings): Es mögen „Gauner durch Apostelmasken schielen" eine biblische Ausdrucksweise, die an den „Wolf im Schafskleide" (Matth. 7, 15) erinnert.

Appius Claudius (F. I, 13), ein patricischer Decemvir, dem es 450 v. Chr. gelang, die Wahl der übrigen Decemvirn nach seinem Willen zu lenken, so daß er glaubte, mit diesen, seinen Geschöpfen, eine unumschränkte Herrschaft aufrichten zu können. Nach geschehener Wahl trat er mit seinen Planen hervor und erlaubte sich ungescheut die frevelhafteste Willkür; aber eine unüberlegte That, die Frucht einer blinden Leidenschaft, führte seinen Sturz herbei. A. Cl. stellte einem schönen Mädchen, Namens **Virginia** (F. II, 17), der Tochter des Plebejers Virginius nach. Als er mehrere vergebliche Versuche gemacht, das Mädchen zu verlocken oder ihre Wärterin zu bestechen, ließ er sie durch einen seiner Clienten, Namens Claudius, mit Gewalt ergreifen, unter dem Vorgeben, Virginia sei die Tochter einer Sclavin des Claudius und dem Virginius von dessen kinderloser Gattin untergeschoben. Allen Zeugnissen zum Trotz sprach A. Cl. durch Richterspruch seinem Clienten das Mädchen zu, und zwar in Gegenwart ihres Vaters. Dieser, in Verzweiflung, bittet um die Erlaubniß, seiner Tochter noch ein Wort sagen zu dürfen, und mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu Deiner Mutter und zu Deinen Vorfahren" stößt er ihr ein Messer in die Brust. Der Anblick des Leichnams entflammte das Volk zur Rache und hatte den Sturz des A. Cl. zur Folge, der sich übrigens im Gefängnisse selbst den Tod gab. — Bekanntlich hat auch Lessing diese Thatsache benutzt, um in seiner „Emilia Galotti" die Ermordung derselben durch ihren Vater zu erklären.

Arabien, die südwestlichste Halbinsel von Asien, ist bekannt als das Vaterland wohlriechender Gewächse, wie des Myrrhen-, des Weihrauchbaumes u. a.; daher (Meb. V, 1):

„Arabiens Wohlgerüche alle
Versüßen diese kleine Hand nicht mehr."

Arabier, einen sternkundigen (Br. v. M. 436). Bekanntlich waren es die Araber, welche, nachdem das Unglück der Zeiten Jahrhunderte lang alle wissenschaftlichen Beschäftigungen

in Europa zurückgedrängt, wieder einige Aufklärung über die geſetzmäßigen Bewegungen am geſtirnten Himmel verbreiteten. Beſonders unter dem Kalifen Almanſor (754 n. Chr.) und ſeinen Nachfolgern wurde die Aſtronomie wieder gepflegt, und Namen, wie Thabeth ben Korrah, Alfargani, Abulwefa, Averroes und Abulfeda machten in der Geſchichte der Aſtronomie Epoche.

arachnéiſch, wörtl. ſpinnenartig, von dem gr. arachnē, die Spinne; im bildl. Sinne, wie (Ged. Phantaſie an Laura) ſ. v. w. kunſtvoll.

Aranjuez (D. C. I, 1), ein am Tajo, öſtlich von Toledo gelegenes Städtchen nebſt einem von Philipp II. erbauten Luſtſchloſſe mit köſtlichen Gärten in einem der reizendſten Thäler von Neu-Caſtilien.

Arbeiter, der gelehrte (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Eigentlich gelehrte Studien ſind ſtets eine ſaure Arbeit, die nur geringen Genuß gewährt; erſt wenn die Reſultate der Wiſſenſchaft in ſchönem Gewande erſcheinen, werden ſie genießbar und weiteren Kreiſen zugänglich.

Arbela, ſ. Alexander Magnus.

Archangel (Dem. II, 1), an der Mündung der Dwina, Rußlands älteſte Seeſtadt. Sie wurde um 1584 gegründet und nach einem, dem Erzengel (Archángelus) Michael gewidmeten Kloſter benannt.

Arche. Die Stelle (Wſt. L. 8): „Die Arche der Kirche ſchwimmt im Blute" iſt eine Anſpielung auf die Arche Noahs, welche zur Zeit der Sündfluth allein Rettung gewährte, gleichwie vom katholiſchen Standpunkte aus auch die römiſche Kirche als die allein ſeligmachende angeſehen wird. Andererſeits iſt es vielleicht auch eine Anſpielung auf die Bundeslade (arca foederis) der Iſraeliten, die, gleichfalls öfter den Gefahren des Krieges ausgeſetzt, eine Zeit lang ſogar (I. Samuel., Cap. 4—6) in der Gewalt der Philiſter war.

Archimedes und sein Schüler (Ged.). Archimedes, einer der berühmtesten Mathematiker und Physiker des Alterthums, wurde 287 v. Chr. zu Syrakus geboren. Er hat seine beiden Lieblingswissenschaften mit einer Menge höchst wichtiger Entdeckungen bereichert. Als im 2ten punischen Kriege seine Vaterstadt von den Römern unter Anführung des Consuls Marcellus (212 v. Chr.) belagert wurde, vertheidigte er dieselbe mittelst sinnreicher Kriegsmaschinen. Indessen wurden die Römer durch Ueberrumpelung Sieger, und Archimedes selbst büßte bei der Erstürmung sein Leben ein. Der Sage nach erschlug ihn ein römischer Soldat in seinem Zimmer, wo er damit beschäftigt war, mathematische Figuren in den Sand zu zeichnen. Auf die Worte, die er dem rohen Krieger zurief: „Zertritt mir meine Cirkel nicht!" bezieht sich die Stelle (Wst. T. IV, 8):

„Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
Wird doch der Calcul irrig sein; er wird
Sein Leben selbst hineingerechnet haben,
Wie jener dort in seinem Cirkel fallen."

— Das oben genannte Epigramm stammt aus dem Jahre 1795. Der Grundgedanke, welchen der Dichter dem Archimedes in den Mund legt, ist der: Wir sollen Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst, nicht aber um eines äußeren Nutzens willen treiben; wo statt der idealen Richtung das Nützlichkeitsprincip vorwaltet, da geht das rein humane Interesse verloren. (Vergl. Wissenschaft.)

Architectur (Br. v. M. Einl. 378) oder Baukunst. Sie wird nach den Gegenständen, womit sie sich beschäftigt, in bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Brücken-, Straßen-Baukunst ꝛc. eingetheilt. Mit den Attributen, welche der Dichter der personificirten Baukunst (H. d. K.) beilegt, der Mauerkrone und dem Schiff, deutet er auf diejenigen Erscheinungen hin, welche Petersburg vorzugsweise charakterisiren.

Arcos (D. C. V, 9), Stadt in der spanischen Provinz Cadiz.

Ardennerwald (J. v. O. V, 8) od. die Ardennen, ein rauhes, stark bewaldetes, kohlenreiches Bergland im nordöstlichen Frankreich, wo es sich von der Mosel bis zur Maas hinzieht.

Ares (Myth. Iph. I, Zw.-H.), bei den Römern **Mars**, ein Sohn des Jupiter und der Juno, war der Gott des Krieges und das Sinnbild der ungestümen, rohen Tapferkeit, daher heißt er (Iph. III, Zw.-H.):

„Der fürchterliche Gott der Schlachten".

Gleichnißweise sagt Wallenstein (Wst. T. III, 18) von sich:

„Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt",

und (Br. v. M. S. 421) heißt es:

„Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut."

Bildl. s. v. w. **Kriegsheer**, wie (Iph. I, 1):

„In Aulis
Versammelt sich ein fürchterlicher Mars",

od. **Streitkraft**, wie (Iph. I, Zw.-H.):

„Der Argiver Mars",

auch **kriegerische Begeisterung**, wie (Phön.):

„Dem schlägt der kalydon'sche Mars im Busen."

Auf Münzen, wie auf den Schlußsteinen von Triumphbögen erblickt man den Mars oft mit Trophäen auf der Schulter und mit der Lanze in der Hand fortschreitend; daher auch (J. v. O. I, 5) „der **Siegesgott**".

Arethusa (Iph. I, Zw.-H.), eine Quelle auf der Insel Naxos od. Ortygia bei Syrakus, der Sage nach ursprünglich eine Quellnymphe in Elis. Vergl. Alpheus.

Argeier (Ged. 2. B. d. Aen. 58), eine andere griechische Form für Argiver (s. d.).

Argier (Ged. Semele 2), die Bewohner von Argos (s. d.).

Argiver (Iph. I, Zw.-H.), bei Sch. auch Achiver und Argeier, werden von Homer oft die Griechen genannt.

Argos (Ged. Semele 2. — 2. B. d. Aen. 31. — Phön.), die Hauptstadt der Landschaft Argolis im Peloponnes; nach (Iph. I, 1) Agamemnons Herrschersitz. Vergl. Cyklopenstadt.

Argus (Myth.), dessen Abkunft verschieden angegeben wird, war der hundertäugige Wächter (an dem ganzen Körper mit

Augen versehen, von denen immer nur die eine Hälfte schlief), welchem Juno die Bewachung der von ihr aus Eifersucht in eine Kuh verwandelten Jo übergab. Mercur tödtete ihn auf Befehl des Jupiter, worauf Juno die hundert Augen seines Körpers dem Pfau in den Schweif setzte (vergl. Here). Der Argusblick kommt öfter bildlich vor, wie (R. II, 3): „Er, der die hundert Augen des Argus hat, Flecken an seinem Bruder zu spähen" — ferner (D. C. I, 1):

— — — „ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen sind, mich zu bewachen."

und (M. St. II, 8):

„Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eifersucht gehütet."

Ariadne (Ph. I, 1), s. Phädra.

Aricia (Ph. I, 1), der Sage nach eine Nymphe, mit der sich Hippolytus vermählte, indem Artemis ihn nach seinem unglücklichen Tode wieder auferweckt und nach Italien versetzt hatte. Sie stammte aus dem Geschlechte der Pallantiden (s. d.).

Arion (Ged. D. Götter Griechenlands), ein berühmter Citherspieler und Dichter, dem man die Ausbildung des „Dithyrambus" verdankt (daher seine Zusammenstellung mit Pindar); er stammte aus Methymna auf Lesbos, einer Insel im nördlichen Theile des Aegäischen Meeres, und lebte um 600 v. Chr. Man vergl. Schlegel's und Tieck's bekannte Gedichte: „Arion".

Ariost (Gstf. 241). Lodovico Ariosto, ein berühmter italienischer Dichter aus dem 16. Jahrh., der sich besonders durch seinen „rasenden Roland" unsterblich gemacht hat.

Aristarch (Ged. D. berühmte Frau), ein berühmter alexandrinischer (s. d.) Grammatiker (150 v. Chr.) und gelehrter Erklärer der Gedichte des Homer, zeichnete sich durch Scharfsinn und reiche Kenntnisse aus. Nach ihm pflegte man alle strengen Kunstrichter Aristarche zu nennen.

Aristoteles (Ged. D. Philosophen), einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands, geb. 384 v. Chr., † 322, der Erzieher

Alexanders des Großen, der Schöpfer der Naturgeschichte und Verfasser vieler philosophischer Schriften. Die Stelle in der Vorrede zu den Räubern: „die allzu engen Pallisaden des Aristoteles" bezieht sich auf die sogenannten drei Einheiten (der Handlung, des Ortes und der Zeit), welche, nach einer jetzt als unrichtig erkannten Auslegung, Aristoteles in seinem Buche über die Poetik in jedem Trauerspiel beobachtet wissen wollte. Danach sollte jedem Stücke nur eine Handlung zu Grunde liegen, und es sollte diese Handlung ohne Ortsveränderung und in einem Zeitraum von 24 Stunden vor sich gehen. Daß dadurch ein Stück wie die Räuber unmöglich werden würde, sieht man leicht ein. In Lessing's Hamburger Dramaturgie werden die hierher gehörigen Fragen genau erörtert.

Arkadien (Ged. Resignation. — D. spielende Knabe. — R. III, 1), ein von Hirten bewohntes Gebirgsland im mittleren Theile des Peloponnes. Seine Bewohner lebten, wenigstens in den älteren Zeiten Griechenlands, in glücklicher Einfachheit und Unabhängigkeit und waren leidenschaftliche Verehrer der Musik und Poesie; daher arkadisch (Ged. D. Triumph d. Liebe) s. v. w. ein verliebter Schäfer.

Arkebusiere (Wst. L. Pers.-Verz.), von dem frz. arquebuse, Hakenbüchse; s. v. w. Büchsenschützen.

arkturisch (Ged. D. Antike an den nord. Wanderer), nördlich, von dem Arkturus, einem Sterne erster Größe in dem Sternbilde des Bootes am nördlichen Fixsternhimmel.

Armada, span. eine Ausrüstung, Kriegsflotte; s. D. unüberwindliche Flotte.

Armenier (Gstf. 129), ein Bewohner von Armenien, einem südlich vom Kaukasus, zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere gelegenen Hochlande. Die Armenier sind sowohl als Handelsleute berühmt, wie auch durch eine eigenthümliche Bildung von hohem Alter. Bekannt sind ihre Mechitaristenklöster zu Wien und Venedig.

Armida (M. St. III, 4), eine weibliche Gestalt, wie die der Circe oder Kalypso in Homer's Odyssee. In dem Gedichte des italienischen Dichters Tasso († 1595) „Das befreite Jerusalem", worin er den ersten Kreuzzug besingt, in's D. übersetzt von Gries (4ter Gesang), ist sie ein Weib von zauberischer Schönheit und unwiderstehlicher Verführungskunst und von den den Christen feindlichen Höllengeistern dazu bestimmt, den jungen Helden Rinaldo an sich zu fesseln, um so Jerusalem vor den Christen zu retten, da es ohne ihn nicht erobert werden kann. Sie und ihre zauberischen Gärten (15. Gs.) sind sprüchwörtlich geworden.

Arnheim, aus der märkischen Familie Arnim; (Picc. II, 5 und 7), wo Questenberg diesen Namen mit einer gewissen Nichtachtung ausspricht, als sei Arnheim ein Wallenstein's unwürdiger Gegner. Arnheim war (s. Sch. Dr. Kr. 214) ein Feldherr (Feldmarschall) des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Nach dem Siege Gustav Adolph's bei Leipzig rückte er in Böhmen ein und eroberte es (Dr. Kr. 276 ff.). Die kriegerischen Operationen, von denen in unserer Stelle die Rede ist, beschreibt Sch. Dr. Kr. 380—388.

Arras (J. v. O. III, 3) in Frankreich, die Hauptstadt der ehemaligen, zum Herzogthum Burgund gehörigen Grafschaft Artois, des jetzigen Departements Pas de Calais.

Artĕmis (Myth.), bei den Römern Diana, führte von ihrem Geburtsorte Delos auch den Beinamen Delia (Ged. 2. B. d. Aen. 20). Sie war die Tochter des Zeus (Iph. V, 5) und der Latóna und die Schwester des Apollon. Bei den Griechen wurde sie als Mondgöttin (daher 4. B. d. Aen. 93: „Dianens dreimal wechselnde Gestalt"), bei den Römern meist als Göttin der Jagd verehrt. Schon als Kind hatte sie von Zeus das erbetene Vorrecht erhalten, ewig Jungfrau bleiben zu dürfen (daher Ph. V, 1: „die keusche Diana"). Sie durchschweift als Jägerin Gebirge und Wälder, begleitet von einem zahlreichen Gefolge jungfräulicher Nymphen (vergl. Ged. D. eleusische Fest. — Phön.) Im Alterthum war sie (Iph. I, 1): „die Schützerin

von Aulis", wo ihr in heiligen Hainen (Iph. I, Zw.-H.) Opfer dargebracht wurden; und auch in modernen Darſtellungen erſcheint ſie als die Schutzpatronin der Jäger, wie (Br. v. M. 420), wo Manfred ſagt:

„Der ſtrengen Diana, der Freundin der Jagden,
Laſſet uns folgen in's wilde Gehölz."

Bekanntlich pflegt man auch Jagdhunde gern Diana (Menſchenſ. 2) zu nennen.

Arth (W. T. IV, 1), ein Städtchen am ſüdlichen Ende des Zuger Sees, am Fuße des Rigi. Der „Weg von Arth nach Küßnacht" geht am Zuger See entlang.

Aſche. Im Alterthum pflegte man die Todten zu verbrennen und die erdigen Ueberreſte (Aſche) derſelben in Urnen aufzubewahren; daher (Sp. u. d. L.) „die Aſche des Lykurgus" (ſ. d.). — Im höheren Stil heißt Aſche ſ. v. w. „die irdiſchen Ueberreſte" überhaupt, wie (Dem. II, 1), wo Olga von dem als todt beweinten Dimitri zur Marfa ſagt: „doch ſeine Aſche ſahſt du nie".

Aſkán (Ged. 2. B. d. Aen. 103) od. Ascanius, der Sohn des Aeneas (vergl. d.) wurde von den Römern (ebendaſ. Str. 115) Julus genannt.

Aſópus (Iph. III, 4), ein Flußgott in Böotien. — In einigen Ausgaben ſteht fälſchlich Aeſopus.

Aſpecten (R. II, 3 — K. u. L. I, 4), Ausſichten, Anzeichen; ſ. a. Aſtrolog.

Aſträa (Ged.), eigentlich ein Beiname der Dike (d. i. „Recht"), der Göttin des Rechtes, ſ. v. w. „Sternenjungfrau". Als Göttin der Gerechtigkeit wandelte ſie in dem goldenen Zeitalter auf der Erde und verließ dieſelbe von allen Himmliſchen als die letzte, um im Thierkreiſe als das Sternbild „Jungfrau" zu glänzen. Sie wird mit einer Binde um die Augen dargeſtellt.

Aſtrachan (Tur. I, 1), die Hauptſtadt des ehemaligen Königreichs Aſtrachan, welches einſt zu dem Chanat Kaptſchak, einem Theile des großen Mongolenreichs, gehörte, ſeit dem 16. Jahrh. aber unter Iwán II. mit Rußland vereinigt wurde. —

Astrolog, (Picc. II, 1 — Wst. T. I, 1) ein Sterndeuter. Die Astrologie, (Wst. T. II, 3) „Sternkunst" genannt, ist die trügerische Kunst, aus der Stellung der Sterne die Zukunft, besonders das Schicksal der Menschen vorherzusagen. Sie wurde besonders im Mittelalter, und zwar selbst von denkenden Fürsten und namhaften Gelehrten gepflegt. Daß man sich im Alterthum mit dem einfachen Auffassen der Erscheinungen begnügte, wie der gestirnte Himmel sie darbietet, liegt nahe; ebenso, daß die Phantasie, die in jenen Zeiten die vorherrschende Kraft der Seele war, in dem Wechsel der Erscheinungen das Walten freundlicher oder feindlicher Dämonen zu erkennen vermeinte. Wenn auch einzelne hervorragende Geister die hinter dem äußeren Schein verborgene Wahrheit ahnten und anzudeuten wagten, so war dies doch eben nur eine Ahnung, deren Richtigkeit weder von den Zeitgenossen, noch von den Nachkommen verstanden wurde. Erst mit Galilei (geb. 1564, † 1642) rangen sich die Naturwissenschaften aus den Fesseln phantastischer Träumereien los, ohne jedoch dem astrologischen Irrwahn sogleich den Todesstoß zu versetzen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Ausdrücke, wie „Glücksstern" (Br. v. M. 470) oder „unglückliches Gestirn" (J. v. O. III, 3), desgl. „böser Stern" (Tur. I, 1) allgemeine Anerkennung und weit verbreitete Annahme fanden. Daher sagt auch Johanna (J. v. O. III, 4) vergleichungsweise zu Burgund:

„Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht,
Da du vorhin in blutroth düstrem Schein,
Ein Schreckensmond an diesem Himmel hingst."

desgleichen sagt auch Isabeau (J. v. O. II, 2) zu den entzweiten Feldherren:

„Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch also die gesunden Sinne?"

Andererseits fehlte es auch nicht an Gegnern der Astrologie, weshalb Sch. den Illo (Picc. II, 6) zu Wallenstein sagen läßt:

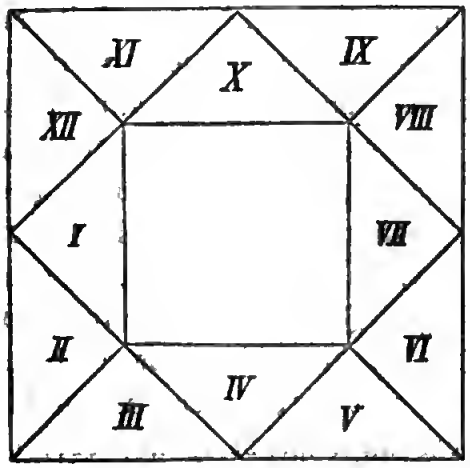
„Oh! du wirst auf die Sternenstunde warten,
Bis dir die irdische entflieht."

Um die Art und Weise zu verstehen, wie die Astrologen bei ihren Prophezeihungen zu operiren pflegten, hat man Folgendes zu beachten. Der ganze Fixsternhimmel dreht sich scheinbar in 24 Stunden um die Axe der Erde, während die Planeten ihre Stellung zu einander beständig ändern. Die letzteren wandeln nämlich in sehr verwickelten Pfaden in einer Zone des Himmels, die den Aequator schief durchschneidet, so daß die eine Hälfte nach Norden, die andere nach Süden gerichtet ist. Diese Zone bildet den sogenannten Thierkreis mit den zwölf himmlischen Zeichen, deren jedes in 30 Grade getheilt ist, um den jedesmaligen Stand der Planeten genau bestimmen zu können. Nach der Auffassung der Astrologen wurden Sonne und Mond mit zu den Wandelsternen gerechnet, von denen damals nur Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bekannt waren. Alle übrigen Planeten konnten für die Astrologie keine Bedeutung haben, da sie mit unbewaffnetem Auge nicht beobachtet werden können, überhaupt aber erst seit dem Jahre 1781, wo Herschel den Uranus entdeckte, nach und nach bekannt geworden sind. Man unterschied also im Mittelalter sieben Planeten: Sonne, Mond, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, die man ähnlich den Fixsterngruppen auch bildlich darzustellen pflegte; daher werden (Wst. T. I, 1): „die sieben Planetenbilder", (Wst. T. I, 7) „die sieben Herrscher des Geschicks" genannt. — Um eine prophetische Deutung der Zukunft zu geben, oder (Picc. III, 1) „die Planeten zu fragen", handelte es sich bei den Astrologen um die Stellung, welche die Wandelsterne in einem gewissen Zeitpunkt zu einander und zu den himmlischen Zeichen einnahmen. Besonders beschäftigten sie sich damit, Jemandem (Picc. II, 6 u. III, 4) das Horoskop zu stellen. Um sich hiervon eine Vorstellung zu machen, denke man sich den Mittagskreis, welcher von dem Zenith durch den Südpunkt des Horizonts, unter diesem fort und durch den Nordpol des Himmels zum Zenith zurückgeht. Dieser Kreis theilt den ganzen Himmel, also auch den Thierkreis, an irgend einer Stelle in zwei gleiche Theile. Blickt man

nun nach Süden, ſo zerfällt der ganze Himmel in eine linke und eine rechte Hälfte. Jede Hälfte des Thierkreiſes zerfällt wiederum in ſechs Theile, von denen in dem Moment, wo ſeine Solſtitialpunkte mit dem Meridian zuſammenfallen, auf jeder Seite drei über und drei unter dem Horizonte liegen. Dieſe zwölf Abſchnitte heißen in der Aſtrologie die himmliſchen Häuſer (Picc. II, 6 „des Himmels Häuſer"). Sie werden gezählt, indem man mit dem an der linken oder Oſtſeite zunächſt unter dem Horizonte liegenden, als dem erſten beginnt, dann unter dem Horizonte nach rechts weiter zählt, ſo daß über dem Horizonte neben dem erſten das zwölfte Haus liegt. Jedes dieſer Häuſer hatte ſeine beſondere Bedeutung. Da ſich das Himmelsgewölbe bei ſeiner Drehung um die Himmels- und Erdaxe von Oſten nach Weſten bewegt, ſo war Nr. 1 das aufſteigende Haus, oder das Horoſkop, d. h. der Punkt des Thierkreiſes, welcher in dem Augenblick der Geburt eines Menſchen aufgeht (wörtlich: Stundenſchau); mit ihm ſtieg das erſte Haus an. Nr. 2 war das Haus des Reichthums, Nr. 3 das der Brüder, Nr. 4 das der Verwandtſchaft, Nr. 5 das der Kinder, Nr. 6 das der Geſundheit, Nr. 7 das der Ehe, das mit dem untergehenden Punkte des Thierkreiſes aufhört; Nr. 8 das des Todes, Nr. 9 das des Mitleids, Nr. 10 das der Würden, welches mit dem zur Zeit der Geburt eines Menſchen culminirenden Theile des Thierkreiſes anfängt, Nr. 11 das Haus der Freundſchaft, und Nr. 12 das der Feindſchaft.

Sobald nun der Aſtrolog ſeine Häuſer für einen beſtimmten Zeitpunkt feſtgeſtellt hatte, conſtruirte er ſich eine ziemlich einfache mathematiſche Figur. Man zeichne ſich ein Quadrat (ſ. S. 42), theile jede Seite deſſelben in zwei gleiche Theile und verbinde die benachbarten Halbirungspunkte durch gerade Linien. Auf dieſe Weiſe erhält man ein zweites auf der Spitze ſtehendes Quadrat, mit dem man ebenſo wie mit dem erſten verfährt, wodurch man ein drittes Quadrat erhält, deſſen Seiten mit dem des erſten parallel gehen. Endlich werden die Ecken des dritten Quadrats

mit den zunächst liegenden des ersten verbunden. Das ganze stellt nun zwei Quadrate, ein kleineres und ein größeres dar, zwischen deren Seiten 12 Dreiecke liegen, welche mit den Ziffern I—XII bezeichnet werden, und zwar so, daß man an dem Mittelpunkte der linken Seite beginnt, und nach unten weiter fortschreitend, um das innere Quadrat herumgeht. Die so bezeichneten Dreiecke entsprechen nun den zwölf himmlischen Häusern, deren jedes die oben genannten Beziehungen auf die Schicksale des Menschen hat, das sich natürlich verschieden gestaltet, jenachdem dieses oder jenes Zeichen in das Haus eintritt (Picc. III, 4).



Von besonderer Bedeutung für den Astrologen waren die sogenannten Aspecte („Anblicke") (Wst. T. I, 1), od. (ebendas.) „Planetenaspecte", d. h. die verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise gegeneinander; daher (Wst. T. I, 7):

„Die Zeichen stehen sieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: Es ist an der Zeit"

oder (Wst. T. V, 5): „Die Zeichen stehen grausenhaft" .... „liss selbst in dem Planetenstand". Man unterscheidet fünf solcher Aspecte: 1) die Conjunction oder Zusammenkunft; 2) die Opposition oder der Gegenschein (Wst. T. I, 1 „Doppelschein"), in dem die Sterne 180° von einander entfernt sind, also der eine aufgeht, indem der andere untergeht; 3) der Gedritt- oder Triagonalschein; 4) der (Wst. T. I, 1) Geviert- oder Quadratschein, auch die Quadratur genannt, wo die Sterne um 90° auseinander stehen; 5) der Gesechst- oder Sechstelschein. Den drei

letzten Aſpecten, die für die Aſtronomie völlig werthlos ſind, ſchrieben die Aſtrologen einen bedeutenden Einfluß (wegen der „ſchrägen Strahlung") auf das menſchliche Schickſal zu. — Unter den zwölf Häuſern waren die wichtigſten und einflußreichſten die vier ſogenannten Angeln des Himmels, d. h. die vier Ecken des auf der Spitze ſtehenden Quadrats, die unwichtigſten und bedeutungsloſeſten die vier ihnen unmittelbar vorhergehenden, die man daher auch die „faulen oder die fallenden Häuſer" nannte. Stand ein Planet (z. B. der Saturn, Wſt. T. I, 1) in einem dieſer Häuſer „in cadente domo", ſo war er „unſchädlich, machtlos", weil er jetzt ſeinen Einfluß verlor. — Vergl. den zu dieſem Artikel benutzten Aufſatz „Wallenſtein und die Aſtrologie" in „Studien. Populäre Vorträge von Schleiden. Leipzig, bei Engelmann, 1855".

Aſtronomen, An die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Sch. hatte für die rein berechnende Thätigkeit der Aſtronomen wenig Sinn; er ſuchte das Erhabene mehr in dem Menſchen ſelbſt, der allerdings auch durch äußere Erſcheinungen zu erhebenden Betrachtungen veranlaßt werden kann.

Aſtronomiſche Schriften (Ged.), ein Epigramm, deſſen Tendenz mit der des vorigen übereinſtimmt. Der Vermuthung zufolge ſollte es ſich auf eine Schrift: „Kosmologiſche Unterhaltungen für die Jugend" von Wünſch beziehen.

Aſtyanax, der einzige Sohn des Hektor und der Andromache. „Ueber Aſtyanax unſre Götter!" (R. II, 2) ſo viel als „unſeres Sohnes werden ſich die Götter erbarmen"! Der Vers verlangt den falſchen Accent „Aſtyánax".

Atalanta (Phön.), eine Tochter des Königs Jaſus und der Klymene in Arkadien. Ihr Vater hatte ſie ausſetzen laſſen, da er ſich einen männlichen Erben gewünſcht hatte; indeſſen wurde das hülfloſe Kind von einer Bärin geſäugt und ſpäter von Jägern rauh und wild erzogen, ſo daß Jagd und Raub ihre Lieblingsbeſchäftigung ward. Sie iſt beſonders bekannt als die Mutter des Parthenopäus (Phön.), eines der ſieben Helden, welche

gegen Theben zogen. Als Vater deſſelben wird bald Meleáger, bald Ares angegeben.

Até (M. St. II, 3). Eigentlich ein griechiſches Hauptwort, welches „Schaden, Unheil, Geiſtesverwirrung, Verblendung" bedeutet, dann auch einen Frevel, eine Schuld, und in dieſen Bedeutungen bei Homer außerordentlich häufig iſt. Dann wird es von ihm perſonificirt (Il. 19, 91; 9, 502) als „Unheilsgöttin, Tochter des Zeus, Urheberin der Geiſtesverirrung oder Verblendung und des daraus entſpringenden Unheils". Sch. hat in obiger Stelle den Begriff derſelben dichteriſch frei behandelt.

Athén (Ged. Semele — Ph. I, 1 u. II, 1), lat. Athenae, wie (Ph. I, 3. des Verſes wegen), die Hauptſtadt des alten Königreichs Attika, ſpäter die berühmte Republik. Der Sage nach wurde die Stadt 1550 v. Chr. von Kekrops (Ged. D. Kraniche des Ibykus; 1, 250, Anm. Cekrops) gegründet, weshalb die Burg (die Akrópolis) urſprünglich Kekropia hieß; ſpäter wurde die Stadt nach der Göttin Athene benannt.

Athéne (Myth.), bei den Römern Minerva, die Tochter des Zeus, wurde aus deſſen Haupte geboren, aus dem ſie mit voller Rüſtung und ſchrecklichem Kriegsgeſchrei hervorſprang, ſo daß der ganze Olymp vor dem Schwunge ihres Speeres erbebte, die Erde ſeufzte, der Ocean erbrauſte und der Wagen des Sonnengottes ſtillſtand; daher in dem Eleuſiſchen Feſt:

„Und Minerva hoch vor Allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig ſchallen
Und gebeut dem Götterheer."

Häufig heißt ſie auch Pallas Athene und (Ged. 2. B. d. Aen. 71 u. 105) Tritonia od. (Ged. 2. B. d. Aen. 39) Tritonide. Athen war einer der älteſten Orte ihrer Verehrung, weshalb es (Ph. I, 5) Minervenſtadt genannt wird. — Athene iſt vor Allem die Göttin des Krieges. Vor Troja begünſtigt ſie die tapferen und klugen Griechen gegenüber dem Mars, welcher auf Seite der Trojaner ſtand; ſie war es auch, welche den

Epéus (ſ. d.) lehrte, das berühmte Pferd (Ged. 2. B. d. Aen. 3 u. 31) zu verfertigen. Trotz ihrer kriegeriſchen, oft ſelbſt feindſeligen Geſinnung erſcheint ſie doch zugleich als die Beſchützerin aller nützlichen Erfindungen, vor Allem des Ackerbaues, in Folge deſſen ſie als die Gründerin der Städte, wie (Ged. D. Siegesfeſt):

„Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert“ . . . . . .

und als die Urheberin des geſelligen und gebildeten Lebens erſcheint; daher (Ged. D. Eleuſiſche Feſt):

„Feſte Mauern will ſie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu ſein,
Die zerſtreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.“

Eben ſo wird ſie als die Erfinderin und Beſchützerin der Schifffahrt genannt; daher heißt es von den Schiffen, die zum Streit nach Ilion geführt werden (Iph. I, Zw.-H.):

„Pallas mit geflügeltem Geſpann
Iſt ihr Zeichen — auf der Waſſerwüſte
Eine Helferin dem Steuermann!“

Mit Poſeidon gerieth ſie in einen Streit um die Benennung Athens. Da entſchieden die Götter, die Stadt ſolle nach dem Namen desjenigen genannt werden, der die Menſchen mit dem beſten Geſchenk erfreuen würde. Poſeidon ſchuf das Roß, Athene den Oelbaum, und dieſer ward für nützlicher erklärt, daher bringt „Minerva (Ged. Spaziergang) des Oelbaums grünende Reiſer“. Auf dieſe Weiſe eine wohlthätige Helferin, iſt ſie ſchließlich auch die Göttin der Weisheit; daher (J. v. D. III, 6):

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes.“

Somit erſcheint ſie als Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte, die des Denkers Geiſt mit Forſcherkraft, des Künſtlers Seele mit Begeiſterung erfüllt, ja ſelbſt einen prophetiſchen Blick in die Zukunft gewährt; daher (Ged. D. Siegesfeſt):

„Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geiſt beſeelt.“

Und (Ged.) „einem jungen Freunde, als er ſich der Weisheit widmete“ legt Sch. die Frage vor:

„Biſt Du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?“

Der Liebe war ſie abhold und blieb ewig Jungfrau; daher ſagt Sorel (J. v. O. IV, 2) zu Johanna:

„Mein liebend Herz flieht ſcheu vor Dir zurück,
So lange Du der ſtrengen Pallas gleichſt.“

Die Kunſt der Alten ſtellte die Athene als eine erhabene jungfräuliche Geſtalt von hoher Schönheit dar, denn ſie durfte (Iph. I, Zw.-H.) vor Paris mit Here und Cypria (d. i. Venus) um den Preis der Schönheit ringen. Vergl. Eris.

Athos (Ged. Semele 2), das Vorgebirge auf der öſtlichſten der drei langen Landſpitzen der macedoniſchen Halbinſel Chalkidike, welche ſich in das ägäiſche Meer hinein erſtreckt. Dies Vorgebirge wurde bekanntlich von Xerxes durchſtochen.

Atlas, der Sohn des Titanen Japetus, hatte ſich mit den übrigen Titanen gegen Zeus empört und mußte deshalb zur Strafe das ganze Himmelsgewölbe auf ſeinen Schultern tragen (Ged. 4. B. d. Aen. 46, 47 u. 88). Einer andern Sage zufolge war Atlas König von Mauretanien in Afrika und wurde vom Perſeus, dem er gaſtliche Aufnahme verweigerte, vermittelſt des Meduſenhauptes in einen Berg verwandelt. Ueber die folgende Stelle (Br. v. M. 425) ſehe man auch „Perſeus“:

„Eindringt der Gott auch zu verſchloſſ'nen Thoren;
Zu Perſeus Thurm hat er den Weg gefunden,
Dem Dämon iſt ſein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.“

Bildlich heißt es ferner (M. St. IV, 3) von Lord Burleigh:

„Da ſeid Ihr der allgewicht'ge Mann, der Atlas
Des Staats: ganz England liegt auf Euren Schultern“,

ſ. Homer, Od. I, 52.

Atóm, eig. ein untheilbares Beſtandtheilchen der Materie (Ged. D. Freundſchaft), kleine Theile überhaupt; auch bildlich für die körperliche Hülle des Geiſtes, wie (J. v. O. III, 6):

„Bald iſt's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt."

Atreiden, ſ. Atreus.

Atreus (Ged. 2. B. d. Aen. 17. — D. Siegesfeſt. — Pompeji und Herculanum. — Iph. I, 1), der Enkel des Tantalus, der Sohn des Königs Pelops, der Vater des Agamemnon (ſ. d.) und Meneläus, welche nach ihm auch häufig die Atriden (Ged. 2. B. d. Aen. 73. — D. Siegesfeſt. — Iph. II, 1 u. IV, 1) oder (Ged. 2. B. d. Aen. 87) Atreiden genannt werden.

Atriden, ſ. Atreus.

Attika (Ged. Semele 1), die öſtlichſte Landſchaft Mittelgriechenlands, in welcher Athen (ſ. d.) lag.

Attila (Wſt. T. I, 5), in der deutſchen Heldenſage auch Etzel genannt, hatte ſeit 444 n. Chr. die wilden Hunnenſtämme vereinigt, mit denen er gegen die weſtlichen Länder zog und in Deutſchland und Frankreich Schrecken verbreitete, bis er von den Weſtgothen und Franken auf den katalauniſchen Feldern (bei Chalons an der Marne) beſiegt wurde, worauf er 453 ſtarb.

Attinghauſen (W. T. I, 4), der Wohnort Walther Fürſt's, in dem ſeiner ganzen Länge nach von der Reuß durchſtrömten Canton Uri. Von der Burg des Freiherrn Werner von Attinghauſen ſind noch Trümmer vorhanden.

Attribut, zunächſt eine beigelegte Eigenſchaft; dann ein ſinnbildliches Unterſcheidungszeichen für allegoriſche Geſtalten, wie (H. d. K.) die Mauerkrone und das Schiff für die Architectur. Eben ſo wird der Adler als Attribut des Zeus, der Pfau als das der Here, die Fackel als das des Hymen angeſehen.

Aubeſpine, ſ. Maria Stuart.

Aufgabe (Ged.), ein Epigramm von paradoxem Charakter, aus dem Jahre 1796. Nur durch Erhebung zum Idealen kann

der Einzelne bei vollständiger Wahrung seiner Individualität ein vollendeter Mensch werden.

Aufkömmling (Gstf. 116), ein von Sch. gebildetes Wort, welches an das französische parvenu erinnert, das gewöhnlich durch Emporkömmling übersetzt wird.

Aufpasser, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796; es war vermuthlich an Sch.'s „kritisches Kleeblatt" (Göthe, W. v. Humboldt und Körner) gerichtet.

Aufstreich (R. I, 2 u. II, 1), in einigen Gegenden Deutschlands s. v. w. Verkauf an den Meistbietenden; oder bildl. (R. I, 2) s. v. w. Steigerung; vergl. Abstreich.

Augen, hundert (D. C. I, 1), s. Argus.

Aulis (Ged. 4. B. d. Aen. 79. — Die Kraniche des Ibykus. — Iph. I, 1), eine Stadt in Böotien, von welcher die griechische Flotte im Jahre 1184 v. Chr. nach Troja absegelte.

Aurora, s. Eos.

ausbieten (K. u. L. I, 1) s. v. w. Jemandem das Haus verbieten. In Gr. d. W. wird als ältere Construction die mit dem Dativ angegeben, z. B. „einem Pachter ausbieten", d. h. ihm kündigen. Göthe hat den Accusativ, wie hier Sch., der dort nicht angeführt ist.

Ausgang aus dem Leben (Ged.). In der Erhebung zum Idealen erblickt der Dichter ein Mittel, das dem Menschen über die Schrecken des zeitlichen Todes hinweghilft. Vergl. das Ged. Unsterblichkeit.

ausreichen (R. Vorr.), s. v. w. erfassen.

Ausonia od. **Ausonien** (Ged. 4. B. d. Aen. 64. — Die Antike an den nord. Wanderer) wurde von den Hellenen ganz Italien genannt; ursprünglich war es nur der südliche Theil zwischen dem Appennin und dem Mittelmeer.

Ausstaffirung (Gstf. 119); staffiren, von Stoff, etwas mit Zubehör, Stoff, versehen; Ausstaffirung, daher s. v. w. Putz, doch gewöhnlich nur im komischen Sinne.

Auſtrier (Ged. Deutſche Treue), ein Oeſtreicher, von dem neulat. Austria, Oeſtreich.

Auto da Fe (D. C. I, 3), ſpan. (wörtlich: Act, d. i. Urtheil des Glaubens), ein Ketzergericht der ſpaniſchen Inquiſition (ſ. d.), die öffentliche und feierliche Verbrennung eines ſogen. Ketzers.

Autómedon (Ged. 2. B. d. Aen. 84), ein Sohn des Diores, war der Wagenlenker des Achilles und der Vertraute des Patroclus, ſchon im Alterthum ſprüchwörtlich für einen Wagenlenker, wie noch jetzt im Franzöſiſchen, „automédon“ komiſch für Kutſcher.

Avernus (Ged. Die Künſtler. — 4. B. d. Aen. 5 u. 94), ein See im ſüdlichen Italien, von hohen, bewaldeten Ufern eingeſchloſſen und mit ſchwefeligen Ausdünſtungen bedeckt. Er war den Göttern der Unterwelt geheiligt und wurde als Sitz eines Orakels häufig beſucht.

Axenberg (W. T. IV, 1), ein ſchroffer Berg an der Oſtſeite des zu dem Vierwaldſtätterſee gehörenden Urnerſees, der hier eine Tiefe von 800 F. hat; an dem Berge zeigen ſich zwei Vorſprünge von ungleicher Größe, der große und der kleine Axen.

Azincourt (J. v. O. II, 1), Stadt in der Nähe des Pas de Calais, wo König Heinrich V. von England 1415 einen glänzenden Sieg über die Franzoſen erfocht.

B.

baardu (K. u. L. I, 2), verd. für das frz. partout, durchaus.

Babel (Tur. II, 1). Die hochberühmte Hauptſtadt Babyloniens, eigentlich des Landes am untern Euphrat und Tigris, und eines der älteſten Weltreiche, wird im A. T. Babel genannt, von den Griechen Babylon. Sie lag an beiden Ufern des Euphrat, wo noch jetzt bei Hilleh ſich Ruinen finden. Etwa 750 n. Chr. wurde gegenüber an dem parallel fließenden Tigris die Stadt

Baghdad gegründet und Hauptſtadt des muhammedaniſchen Chalifenreiches. Mit Bezug hierauf iſt die wunderliche Bezeichnung bei Sch. zu Stande gekommen. „Schach", ſo viel wie „König", heißt der heutige Beherrſcher von Perſien, dieſer Name hat Nichts mit dem uralten Babel zu thun. Wir befinden uns in Turandot eben in der Märchenwelt von Tauſend und Einer Nacht.

Babington, ſ. Marie Stuart.

Bacchanten
Bacchantinnen } ſ. Bacchus.
bacchantiſch

Bacchus (auch Dionyſos), der Sohn des Zeus und der Semele (ſ. d.), iſt der ſchöne, jugendlich heitere Gott des Weines. Nachdem er die Hüfte ſeines Vaters verlaſſen, ward er dem Hermes übergeben, welcher ihn von Nymphen auf dem Berge Nyſa in Indien (daher vielleicht der Name Dionyſos, deſſen erſte Sylben dann „Gott" bedeuten würden, ſ. Il. 6, 132; 14, 325; Od. 11, 325) erziehen ließ. Von Böotien aus (denn Semele, die Tochter des Cadmos, wohnte in Theben, und hier mag auch urſprünglich Nyſa gelegen haben) verbreitete ſich der Cultus des Gottes über ganz Griechenland und, wie die Griechen es ſich in ſpäterer Zeit vorſtellten, durch einen wunderbaren Zug des Gottes ſelbſt, bis in das ferne Indien. Aber dieſer Zug wurde zu einem weltbeglückenden, denn durch die Veredelung des Weinſtocks hatte er den Sterblichen das Getränk verliehen, welches das Herz erfreut. Auf dieſe Weiſe durchzog er nun die Welt, um den Weinbau zu verbreiten, begleitet von einem fröhlich jauchzenden Gefolge von Halbgöttern, Männern und Weibern, welche ſich ihm anſchloſſen, daher in den „Göttern Griechenlands", Str. 8:

„Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran!

Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein."

Einen mit Epheu oder Weinlaub umflochtenen Stab, den Thyrſus (Ged. Pompeji und Herculanum) in den Händen, ein Tiger- oder Rehfell um die Schultern gehängt, ſo erſcheint das Gefolge von Männern und Weibern, Bachanten und Bachantinnen, die letzteren auch Mänaden (d. i. Raſende) genannt, in wilder Ausgelaſſenheit, um mit Flöten und Pauken den Freudenbringer zu begrüßen. Daher heißt es (Ged. Pompeji und Herculanum): „Hoch auf ſpringt die Bachantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd"; und von dem Palaſte der Semele ſagt Zeus (Ged. Semele 2): „grauenvolles Schweigen herrſcht ringsumher im einſamen Palaſt, der ſonſt ſo wild und ſo bachantiſch lärmte."

Anfangs waren die Feſte, die man dem Bacchus zu Ehren feierte, wohl nichts Anderes als heitere und fröhliche Winzerfeſte; aber von Thracien aus verbreiteten ſich die ſogenannten Orgien (ſo viel wie geheime Religionsgebräuche) als mit trunkener Wildheit gefeierte Bacchusfeſte nach und nach durch ganz Hellas. Daher heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 11): „Es quillt zweijähr'ger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren"; ferner (Iph. IV, 3):

„Grüne Kronen in dem Haar
Und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen ſie zum Göttermahle."

wo Bacchus mit dem Beinamen Bromius, d. h. der Lautjauchzende, bezeichnet wird; und an die mit nächtlichen Schwelgereien verbundenen Feſte erinnert die Stelle (Ged. 4. B. d. Aen. 56):

„So fährt, wenn der Orgien Ruf erſchallt,
Die Mänas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit brauſt, und von Cithärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schweſtern widerhallt."

Als Sinnbild des fröhlichen Gelages beim gefüllten Becher wird Bacchus oft genannt; so (Ged. Die Gunst des Augenblicks):

„Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?"

und (Ged. Dithyrambe):

„Kaum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe."

Eben so wird von dem Schmause (Picc. IV, 6) gesagt:

„Ihr liebt die Bacchusfeste auch nicht sehr."

und (D. C. I, 4) heißt es:

— — — — „ein bachantisches Getön
Von Reigen und von Pauken donnert ihm
Aus dem erleuchteten Palast entgegen."

desgl. (F. I, 4): „der bachantische Tanz." — Endlich heißt es mit Beziehung auf seinen Beinamen Freudebringer (Picc. III, 9) von trunkenen Kriegern:

„Blindwüthend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude."

Baden (W. T. IV, 3), ein Städtchen im Canton Aargau, an der zur Aar gehenden Limmath. Nicht weit davon liegt eine ansehnliche Ruine, der Stein zu Baden (W. T. V, 1) genannt, von wo aus Kaiser Albrecht I. die junge Freiheit der Eidgenossenschaft bedrohte. Als er am 1. Mai 1308 von diesem Schlosse fortritt, fand er durch die Rache seines Neffen, Johann von Schwaben, den Tod. — Mit dem „König" (IV, 3) ist Albrecht gemeint, und die Stelle:

„Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur"

ist als eine abergläubische Vorahnung seiner Ermordung zu betrachten.

Baillif (K. d. H.), eine ältere frzs. Form, jetzt bailli, der Amtmann, Landrichter, Schultheiß.

Baireuth (Wſt. L. 6), ein zu dem ehemaligen Oberfranken gehörendes Fürſtenthum, das ſeit dem Mittelalter im Beſitz der hohenzollerſchen Burggrafen von Nürnberg war, 1810 aber an Baiern abgetreten wurde.

Balardo (Gſtſ. 10, 133) iſt ein auffallender Druckfehler mehrerer früherer Ausgaben, der in der von 1860 in 8. berichtigt iſt. Balordo iſt italieniſch und bedeutet „ſchwerfälliger Menſch, Tölpel".

Balbi (F. II, 4), eine der ſchönſten Straßen Genuas, die jetzt von dem Hafen bis zu dem Bahnhofe verlängert iſt.

Ballade (Ged.), frzſ. la ballade, wörtl. ein Tanzlied, dann eine abenteuerliche Begebenheit, in der Form eines Liedes dargeſtellt, das in früheren Zeiten geſungen wurde (ſ. Lyriſche Poeſie).

Bandit, von dem ital. bandire, des Landes verweiſen, urſprünglich aber mit „bannen" zuſammenhängend, eig. ein Verbannter, Verwieſener; dann auch Landſtreicher und beſonders (R. Verſ.-Verz.) Straßenräuber und (F. III, 5) Meuchelmörder.

Bank (Gſtſ. 10, 132), „die Bank auffordern", d. h. den Geſammtbetrag derſelben durch Pointiren gewiſſermaßen herausfordern, und ſie ſomit (F. III, 5) ſprengen. Gr. d. W. führt zu „auffordern" noch mehrere Beiſpiele aus Sch. an, z. B. eine belagerte Stadt auffordern, frz. sommer, auch im Sinne von „herausfordern, reizen", oder „Jemandes Schutz auffordern" u. a.

Bankerott (R. a. D. I, 15), gew. Bankrott, frz. banqueroute, von dem ital. banco rotto, d. h. gebrochene Bank, Handlungsbruch, das Unvermögen zu zahlen; daher bankerott (R. I, 2 u. II, 3), ſ. v. w. zu Grunde gerichtet; Bankerottirer (R. I, 1), Betrüger; Geiſtesbankerott (K. u. L. IV, 9), kein Verſtändniß für etwas habend.

Bannberg (W. T. III, 3), ſ. Altorf; vergl. bannen.

bannen (W. T. II, 1). Die Wurzel eines Wortes genau anzugeben, ist in sehr vielen Fällen, wie auch in diesem, mit großen Schwierigkeiten verbunden, s. über bannen Gr. d. W. Ursprünglich bedeutet es „Hegen des Gerichtes", dann sagt man „einen Forst oder Wald, ein Gewässer bannen, sie für heilig und unverletzlich erklären, der gewöhnlichen Benutzung entziehen", daher wird das Jagdrecht an manchen Orten „Wildbann" genannt. Deshalb heißt es (II, 1): „Sie werden den Hochflug und das Hochgewilde bannen." So ein gesetzlich bindender Ausspruch, verstärkt durch den Volksaberglauben, besteht auch für die gegen Lawinenstürze künstlich angelegten Schirmwälder; daher (III, 3): „Der Meister Hirt erzählt's. — Die Bäume seien gebannt, sagt er, und wer sie schädige, dem wachse seine Hand heraus zum Grabe." Eben daher kommt wohl auch Banner (II, 1), d. h. die Fahne, an welche die Truppen durch ihren Eid gefesselt sind; desgl. Bannerherr (I, 2 u. II, 1), der ein eigenes Banner erheben kann und zugleich mit der peinlichen Gerichtsbarkeit beliehen ist. — Blutbann (II, 2) ist die oberste Criminalgewalt, d. h. das Recht, am Leben zu strafen. Der Ausdruck Blutbann war schon im deutschen Alterthume üblich, wo die sogenannten Centgrafen (II, 2 „ein großer Graf"), welche mit der Gerichtsbarkeit über mehrere Hundert betraut waren, dieses Recht hatten. — Heerbann, oder schweizerisch und alt Heribann (II, 2) hieß das Aufgebot aller waffenfähigen freien Männer, die sich selbst ausrüsten und auf dem Zuge eine bestimmte Zeit lang mit Lebensmitteln versehen mußten. Anfangs durfte der Heerbann nur für allgemeine vom Volk beschlossene Kriege aufgeboten werden; später jedoch ward dies ein Recht des Kaisers. Bildlich wird endlich Bann, nach Gr. d. W., angewendet im Sinne des Fluchs, Zaubers, der Fessel, des Verbotes überhaupt, wie (Picc. III, 4), wo Max in Beziehung auf Theklas reichen Schmuck von Wallenstein sagt:

„Warum auch mußt er beim Empfange gleich
Den Bann um sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel schmücken."

Desgl. (Wst. T. V, 2) von dem Weihwaſſer:

„Das iſt bewährt, hilft gegen jeden Bann."

und (Wst. T. V, 4), wo Wallenſtein von der zerſprungenen goldenen Kette ſagt:

„Dieſes Bannes Kraft iſt aus."

Endlich auch im Sinne des kirchlichen, den Sünder von der Gemeinde ausſchließenden Bannes auch W. T. V, 1: „Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet, kommt der Ungarn Königin, die ſtrenge Agnes" (ſ. daſelbſt), obwohl Gr. d. W. dieſe Stelle unter die entfernteren, bildlichen Anwendungen ſetzt.

Banner, ſ. Wallenſtein.

Barbar (Ged. Die Künſtler — Jph. I, 1), urſprünglich ſo viel wie „ſtammelnd", „undeutlich ſprechend", hieß bei den Griechen jeder Ausländer; ſpäter ein harter, grauſamer Menſch, Unmenſch (Ged. 4. B. d. Aen. 120 — R. I, 3 — K. u. L. III, 6). Der erſten Bedeutung gemäß heißt es auch von Paris, dem Trojaner oder Phrygier (ſ. Aeneas — Jph. II, Zw.-H.):

„Du ſangeſt Dein barbariſch Lied."

Der zweiten Bedeutung gemäß (K. u. L. IV, 7): „mein barbariſches Loos"; desgl. Barbarei (V. a. v. E.), Grauſamkeit.

Barbaroſſa (R. IV, 2). Friedrich Barbaroſſa (1152—1190), der zweite Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen. Was Sch. mit dem Zuſatz „dem er wider die Seeräuber diente" hat ſagen wollen, entgeht uns; faſt möchte man an eine ſeltſame Verwechſelung denken. In der ſogenannten Theaterausgabe der Räuber, ſ. die Ausg. v. 1860 in 8., II, S. 235, 36 findet ſich die Stelle gar nicht.

Barberroß (J. v. O. V, 11), jetzt gew. Berberroß, frzſ. cheval barbe, auch Bárber und Bárbar, bei Gr. d. W., ein Pferd aus der Barberei (auch Berberei oder bis 1832 Barbareſken-Staaten, d. h. Tunis und Algier) im nördlichen Afrika.

Daher auch „barbariſche Küſte“ (Gſtſ. 10, 168 und „barbariſches Sklavenkleid“ (Gſtſ. 176). Die Berbern ſind eigentlich der Volksſtamm, welcher Nordafrika ſeit uralter Zeit bewohnt, jetzt aber von den Arabern in die Sahara und den Atlas zurückgedrängt wird. Da beide Völker Muhammedaner ſind, werden ſie größtentheils verwechſelt, haben aber in ihrer Abſtammung ſchwerlich etwas gemein, die Sprachen wenigſtens ſind ganz verſchieden. Auch Berberei und Barbarei werden verwechſelt, wozu auch die Stellen aus dem Geiſterſeher Anlaß geben könnten.

Barcäer (Ged. 4. B. d. Aen. 8), die Einwohner der Stadt Barce in Cyrenaïka, weſtlich von Aegypten.

Barce (Ged. 4. B. d. Aen. 114), die Amme des Sichäus.

Barde (Ged. Die deutſche Muſe). Die „Barden“ waren die Dichter der celtiſchen Volksſtämme (deren Reſte die nicht franzöſiſch redenden Bewohner der Bretagne in Frankreich nnd die nicht engliſch redenden Bewohner von Wales, Hochſchottland und Irland bilden), während die Sänger der nordiſchen, germaniſchen Stämme „Skalden“ hießen. Eine Verwechſelung führte im 18ten Jahrh. dazu, auch die altdeutſchen und dann, im feierlichen Style, jeden Dichter höherer Art ſo zu nennen und durch Klopſtock beſonders wurde der Name ſehr gebräuchlich. (Gr. d. W. nennt das „Bardenunfug“.) Man ſtellte nämlich ein altes, von dem römiſchen Geſchichtſchreiber Tacitus (ſ. d.) überliefertes Wort baritus oder barditus, welches „Schlachtgeſchrei“ bedeuten ſoll, mit dem celtiſchen Worte zuſammen. Klopſtock behält das Verdienſt, die vaterländiſche Götterlehre dem Bewußtſein der Gebildeten wieder nahe gebracht zu haben, Mißgriffe waren unvermeidlich; Sch. (ſ. unter Walhalla) und Goethe beachteten dieſe Richtung wenig.

Barfüßer (Gſtſ. 10, 137), Mönche, die ſtatt der Schuhe bloße Sandalen oder auch gar keine Fußbekleidung tragen. Sie bilden innerhalb der Orden der Auguſtiner, Franziscaner und Karmeliter beſondere Congregationen (Verbrüderungen).

Bärlappenmehl (R. I, 2) oder Bärlappſamen, das blaßgelbe Pulver der Früchte einer kryptogamiſchen Pflanze, des gemeinen Bärlapps (Lycopōdium clavātum). Es iſt auch unter dem Namen Hexenmehl oder Blitzpulver bekannt, brennt, ins Licht geworfen, mit raſch auflodernder Flamme und wird in den Theatern gebraucht, um den Blitz darzuſtellen.

Barmherzige Brüder (W. T. IV, 3), ein Orden, der im Jahre 1540 durch Giovanni di Dio geſtiftet worden, welcher unter Karl's V. Fahnen in Afrika gefochten hatte. Sie traten zuerſt in Spanien auf, kleiden ſich ſchwarz und haben die Verfaſſung eines Bettelordens; ſie haben Hoſpitäler zur Aufnahme von Kranken und ſammeln Almoſen ein, von denen ſie die Erhaltung ihrer Anſtalten beſtreiten. Außerdem gehört die Sorge für Verunglückte, ſowie die Beſtattung Erſchlagener zu ihren Pflichten. — Die Einführung der barmherzigen Brüder in den W. T. iſt als ein Anachronismus zu betrachten.

Barnabit (M. St. III, 8). Die Barnabiten waren ein im Jahre 1535 zu Mailand entſtandener geiſtlicher Orden, der ſeinen Namen von der ihm eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas trug. In Frankreich bediente man ſich ihrer ehemals zur Bekehrung der Proteſtanten.

Barometer, ein bekanntes Inſtrument zum Meſſen des Luftdrucks; bildl. „Barometer der Seele" (K. u. L. III, 1), etwa ſo viel wie „die verſchiedenen äußeren Anzeichen, an denen man die Seelenſtimmung eines Menſchen erkennt."

Baron (Meb. I, 8), nach Gr. d. W. ein erſt im 17ten Jahrhundert aus dem frzſ. baron in's Deutſche aufgenommenes Wort, welches möglicherweiſe allerdings urſprünglich dem Deutſchen entſtammt. Die fremdartige Betonung der letzten Silbe beweiſt aber, daß es uns erſt aus der Fremde wieder zugekommen iſt. Baron iſt ein Freiherr oder (K. u. L. I, 1) vornehmer Adeliger; Reichsbaron (Ged. D. berühmte Frau), ein Baron, der nur von dem Kaiſer und nicht von einem andern Fürſten abhängig iſt.

Barthelemi (M. St. III, 4), die ſogenannte Bartholomäusnacht oder die Pariſer Bluthochzeit, am 24. Auguſt 1572, in welcher auf Anſtiften der Katharina von Medicis, der Mutter des minderjährigen Karl IX. (1560—74) Tauſende von Hugenotten meuchelmörderiſch umgebracht wurden, die zur Vermählung Heinrichs von Navarra, des ſpäteren berühmten Königs Heinrich IV. von Frankreich (1589—1610), mit Margarethe von Valois, der Tochter Katharina's, nach Paris gekommen waren.

Baſilisk, ein Ausdruck, der zunächſt an eine Stelle des alten Teſtaments erinnert, wo es Jeſ. 59, 5 heißt: „Sie brüten Baſilisken-Eier und wirken Spinneweb. Iſſet man von ihren Eiern, ſo muß man ſterben; zertritt man's aber, ſo fähret eine Otter heraus.“ Auf dieſe und einige andere Stellen (Jeſ. 11, 8; 14, 29; Jer. 8, 17) gründet ſich eine Fabel, derzufolge man ſich den Baſilisk (eigentl. griechiſch „kleiner König“) als ein drachenähnliches Thier mit einer Krone auf dem Kopfe vorſtellte, das aus Hahneiern ausgebrütet worden, und deſſen Blick allein ſchon tödtlich ſein ſollte. Mit Anſpielung auf dieſen Volksglauben ſpricht Amalia (R. III, 1) von Baſiliskenanblick; ferner heißt es (M. St. III, 4):

„Und Du, der dem gereizten Baſilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil.“

eben ſo (Ged. D. Kampf m. d. Drachen):

„Da bäumet ſich mein Roß und ſcheuet
An ſeinem Baſiliskenblick.“

Ferner ſagt Wallenſtein in Beziehung auf den Octavio Piccolomini (Wſt. T. III, 18):

— — — — — — — „Ich zog
Den Baſilisken auf an meinem Buſen.“

und (Br. v. M. 5, 490) ſagt Iſabella in Beziehung auf ihren Sohn Don Cäſar:

— — — — — — „Einen Baſilisken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Bruſt,
Der mir den beſſern Sohn zu Tode ſtach.“

Das Thier, welches die Naturgeschichte unter dem Namen Basilisk kennt, scheint mit dem in der Bibel erwähnten nichts gemein zu haben; das letztere war vermuthlich eine Schlange.

Basta, von dem ital. bastare, genug sein; (K. u. L. I, 1) es ist genug. — (Par. V, 8) Genug hiervon.

Bastard ist ein außer der Ehe erzeugtes Kind, wie (J. v. O. Prol. 3) Graf Dunois; Bastardtochter wird (M. St. I, 6) Elisabeth, die Tochter Heinrich's VIII. († 1547) und der mit ihm heimlich vermählten Anna von Boleyn genannt, weil der König die letztere erst wenige Monate vor Elisabeths Geburt öffentlich als seine Gemahlin erklärte, nachdem er kurz zuvor sich von seiner früheren Gemahlin, Katharina von Aragonien, hatte scheiden lassen. Als er später, weil er sich männliche Nachkommenschaft wünschte, seine Neigung der Johanna Seymour zuwandte, ließ er Anna Boleyn enthaupten und erklärte deren Tochter für unberechtigt zur Erbfolge.

baß (Wst. L. 7), eine alte Form für besser, Gr. d. W. setzt zu unserer Stelle in Parenthese „tüchtig"; es scheint die einzige bei Sch. sich findende Stelle zu sein, aus Goethe giebt Gr. d. W. deren fünf.

Batavia (gr. Handl. a. d. n. Gesch. 10, 66), eine bedeutende Stadt auf der Nordwestküste von Java, die Residenz des Generalgouverneurs der niederländischen Besitzungen in Indien.

Batteux (R. Vorr.), 1713—80, ein französischer Kunstrichter, der im 18ten Jahrhundert ein außerordentliches Ansehen hatte, so daß sein Name, wie im späteren Alterthume der des Aristarch (s. d.), beinahe sprüchwörtlich wurde. Sein Hauptwerk war eine Abhandlung: „Les Beaux-Arts réduits à un même principe", d. i. „Ueber die Zurückführung der schönen Künste auf ein einziges Prinzip", von Ramler als „Einleitung in die schönen Wissenschaften" wiedergegeben. Ein Stück wie die Räuber mußte eben in seiner fast wilden Ursprünglichkeit über die „allzu engen Palliſaden des Aristoteles (s. d.) und Batteux" kühn hinweg

ſtürmen. Wer ſich von dieſen Palliſaden und den Grundſätzen des Batteux einen Begriff machen will, ohne zu dem jetzt vergeſſenen Buche zu greifen, vergleiche den Bau der von Sch. überſetzten Phädra mit den Räubern und unſere Bemerkungen zu dem erſteren Stücke.

Baum, Der ſingende (Tur. II, 1), ſ. Waſſer, das tanzende.

Bazar (Br. v. M. 5, 417) oder Baſar, perſ. im Morgenlande der Markt, oder eine Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölbe haben.

Befehlbuch (R. I, 2), das Buch, in welches die Verordnungen der Behörden eingetragen werden; bildl. wird (Wſt. L. 11) der Wachtmeiſter ſo genannt, weil er das Buch, in welchem die Verhaltungsregeln der Soldaten zuſammengeſtellt ſind, gewöhnlich auswendig kann.

Begegnung, Die (Ged.), ein Gedicht aus d. J. 1797, wo es in den Horen zum erſten Mal abgedruckt wurde. Die Form deſſelben iſt die der achtzeiligen Stanze; über die Perſon, an welche es gerichtet iſt, weiß man nichts. Da es in trefflicher Weiſe den Anfang der klaſſiſchen Periode unſeres Dichters bezeichnet: ſo thut man vielleicht nicht unrecht, wenn man ſich die Poeſie als die Geliebte des Dichters denkt, die ihm hier zum erſten Male, wie Goethe in ſeiner „Zuneigung" in ihrer verklärten Geſtalt erſcheint, und ſich zugleich auf's innigſte mit ihm vereinigt; denn Sch. war damals ſchon ſieben Jahre verheirathet.

Beichtiger (D. C. I, 1), gew. Beichtvater (K. d. H.), d. h. derjenige Geiſtliche, welchem dem Gebrauch der katholiſchen Kirche gemäß Jemand von Zeit zu Zeit das Bekenntniß ſeiner einzelnen Vergehungen (daher K. u. L. II, 6, bildl. Beichte) abzulegen pflegt; der Beichtende ſelbſt wird Beichtkind (Sp. d. Sch.), ein Mönch, der die Beichte abnimmt, (Wſt. T. V, 2) „Beichtmönch" genannt.

beilegen. Nach Sander's Wörterbuch heißt „die Segel beilegen" ſo viel als dieſelben einreffen, und „das Schiff beilegen" ſ. v. w. „die Segel ſo ſtellen, daß das Schiff liegen bleibt". Nach Gr. d. W. heißt „das Schiff legt bei" gleichzeitig ſ. v. als „es hält gegen den Wind, in der Schifferſprache auch ſticht, dreht bei", d. h. es ſtellt die Segel ſo, daß einige den Wind von hinten, andere von vorn empfangen, wodurch die Fahrt beſchleunigt wird. Die Stelle (W. T. I, 1): „Wenn ihr friſch beilegt, holt ihr ihn noch ein" iſt nicht anders als höhniſch zu verſtehen, d. h. Reitet in den See hinein und macht es wie die Schiffer, die durch „beilegen" ſchneller vorwärts kommen und ſomit ein anderes Boot einholen können. An ein Herumreiten um den ganzen Urnerſee, deſſen ſteile Ufer dies überhaupt unmöglich machen, kann hier füglich nicht gedacht werden.

Belebende, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796, nichts als ein Sinnbild enthaltend, deſſen Deutung dem Leſer überlaſſen bleibt. Nur aus der Blume kann die Frucht, und mit dieſer der Keim zu einem neuen Leben ſich entwickeln. Eben ſo kann auch auf dem geiſtigen Gebiete nur eine ſchöne Schöpfung, die den Menſchen in der Geſammtheit ſeiner Geiſteskräfte ergreift, ein neues geiſtiges Leben entzünden.

Belialsſtreich (R. IV, 5). Belial, aus dem Hebräiſchen, iſt zunächſt ein böſer Menſch, ein Taugenichts; in der Bibelſprache (Pſ. 18, 5; 2. Sam. 22, 5; 2. Cor. 6, 15) iſt Belial der Höllenfürſt, und „Kinder Belials" (5. Moſe 13, 13; 2. Chron. 13, 7) ſind Kinder der Bosheit. Ein Belialsſtreich (oder Belialsſtück, 5. Moſe 15, 9) iſt alſo ein ſataniſcher Streich.

Bellona, lat., von dem Worte bellum, d. i. Krieg, daher bei den Römern die Göttin des Krieges; (F. V, 1) der Name eines Kriegsſchiffes.

Belóſero (Dem. II, 1), ruſſiſch, d. i. der weiße See, ſüdlich vom Onega-See. Das an demſelben gelegene Kloſter wird von neueren Geſchichtſchreibern das troizkiſche genannt.

Belt (Ged. Die berühmte Frau — Picc. II, 7 — Wſt. T. I, 5), der poetiſche Ausdruck für das Baltiſche Meer oder die Oſtſee; perſonificirt, d. h. als Meergottheit gedacht (H. d. K.):

„Die ſtolze Flottenrüſtung ſeiner Maſte
Erſchreckt den alten Belt in ſeinem Meerpalaſte."

Benedictiner (Gſtſ. 10, 143 u. 227). So heißt einer der berühmteſten Mönchsorden, gegründet von dem heiligen Benediktus von Nurſia, welcher 529 das noch jetzt beſtehende Kloſter auf dem Monte Caſino im Neapolitaniſchen ſtiftete. Seine epochemachende Kloſterregel wurde im ganzen Abendlande maßgebend. Die Benediktiner zeichneten ſich, beſonders in Frankreich und Italien, durch eine wahrhaft bewundernswürdige litterariſche Thätigkeit aus; un travail de Bénédictin iſt im Frzſ. ſprüchwörtlich für eine wiſſenſchaftliche Arbeit, die eiſernen Fleiß erfordert.

Beneſiz, lat., wörtl. Wohlthat; ferner Begünſtigung, Vorrecht; in etwas erweitertem Sinne (Picc. I, 2): geiſtliche Pfründen.

Berglied (Ged.), aus dem Jahre 1804, als Sch. den Tell dichtete. Man vergleiche die vorletzte Scene des fünften Aktes, in welcher W. Tell dem Parricida die „Schreckensſtraße" beſchreibt, die er durch das Thal der Reuß über den St. Gotthardt (vergl. d.) wandern ſoll, um nach Italien zu kommen. Beide Darſtellungen ſind um ſo mehr zu bewundern, als Sch. mit der Gegend nur durch Beſchreibungen bekannt geworden ſein konnte. — Str. 1: „Der ſchwindlichte Steg" iſt der Weg, der an dem rechten Felsabhange des Reußthales hinaufführt; „die Rieſen", die mächtigen Felsmaſſen, welche ſich immer enger zuſammendrängen; „die ſchlafende Löwin" der Anmerkung zufolge die noch ruhende Lawine. — Str. 2: Die ſogenannte Teufelsbrücke führt von dem rechten auf das linke Ufer der Reuß, die hier 300 Fuß (darunter 100 Fuß ſenkrecht) herabſtürzt und den Pfad über die Brücke fortdauernd mit Waſſerſtaub

benetzt (vergl. Brücke, welche ſtäubet). — Str. 3: Das „ſchaurige Thor" iſt das ſogenannte Urner Loch, ein im Jahre 1707 durch den Felſen gehauener Stollen von 200 Fuß Länge, der in das Urſeren Thal nach Andermatt führt. — Str. 4: Die vier Ströme ſind: die Reuß, der Rhein, der Teſſin und der Rhone, deren Quellen bis jetzt unerforſcht ſind. — Str. 5: Die „zwei Zinken" ſind die höchſten Spitzen des Gotthardtgebirges (ſ. d.), zwiſchen denen die Straße nach Italien, zunächſt nach Airolo hindurchführt. — Str. 6: „Die Königin" iſt der höchſte, ewig beeiſte Gipfel des weit verbreiteten Gebirgsſtocks.

berichtet (W. T. IV, 1), „des Fahrens nicht wohl berichtet", d. h. des Fahrwaſſers unkundig. Gr. d. W. führt aus Sch.'s Proſa auch an: „nur in ſeiner Politik ſchlimm berichtet" und ſetzt in Parentheſe: mal informé.

Berlas, ſ. Turandot.

Bern (W. T. IV, 2), die Hauptſtadt des ſchweizeriſchen Cantons gleiches Namens und der Vorort der Schweiz. Sie liegt auf einem hohen, ſchmalen Felſen, den die Aar 100 Fuß tiefer faſt ganz umſpült. Wir machen aufmerkſam auf die Verwendung des weiblichen Artikels: „Die edle Bern erhebt ihr herrſchend Haupt." — „Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte", wodurch die beiden Städte in ſchöner Weiſe perſonificirt werden. Ferner bemerken wir, daß die Erwähnung Berns dem ſterbenden Seher angehört, denn Bern iſt erſt 1353 dem Schweizerbunde beigetreten, Zürich 1351.

Bernhard, Herzog von Weimar (Picc. II, 7 u. IV, 5), geb. 1604, Sohn des Herzogs Johann von Sachſen, vereinigte ſich, nachdem er in holländiſchen Dienſten eine tüchtige Kriegsſchule durchgemacht, mit Guſtav Adolph, als dieſer nach Deutſchland kam. Nach des großen Königs Tode wurde ihm von Oxenſtierna (ſ. d.) der Befehl über die Hälfte des Heeres anvertraut, mit dem er Bamberg, Kronach, Höchſtädt und Eichſtädt einnahm; daher (Picc. II, 7):

„Indeß der junge Weimariſche Held
In's Frankenland unaufgehalten drang."

Hierauf kämpfte er ſiegreich am Rhein; daher (Picc. IV, 4):

„Der Prinz von Weimar rüſtet ſich mit Kraft,
Am Main ein mächtig Fürſtenthum zu gründen."

Nach Wallenſtein's Tode ſetzte er den Krieg noch energiſch fort, ſtarb aber bereits 1639, möglicherweiſe an Gift. Mit ihm verloren die Proteſtanten eine ihrer mächtigſten Stützen. Im Dr. Kr. erwähnt ihn Sch. S. 330, 339, 369, 370, 373, 376, 377, 401—19, 422, 439, 442, 443, 445 und charakteriſirt ihn 446.

Beroë (Ged. Semele), die Amme der Semele.

Beſtie, von dem lat. bestia, eig. (R. IV, 5) ein wildes Thier; bildl. 1) ein grimmiges Thier (R. I, 2 — V. a. v. E.), wie auch der Cerberus (ſ. d.); 2) ein gemeiner, nichtswürdiger Menſch (R. I, 2 — F. I, 9). — beſtialiſch (R. II, 3), roh und viehiſch.

Beſtimmung, die verſchiedene (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. In die Sorge für die leibliche Erhaltung des Menſchengeſchlechts theilen ſich unendlich Viele, während ſich nur Wenige an der Sorge für ſeine geiſtige Fortbildung betheiligen. Die erſteren liefern gewiſſermaßen nur das Material, aus welchem Gefäße des Geiſtes gebildet werden können; ſo wie auch eine Menge von Samenkörnern dem Zerſetzungsprozeſſe anheim fallen und in die chemiſchen Urbeſtandtheile der organiſchen Welt ſich auflöſen, während nur eine geringe Anzahl ihre eigentliche Beſtimmung erreicht, Keime eines ſich fortentwickelnden Lebens zu werden.

Beſuch, nächtlicher (W. T. II, 2). Ein uralter Gebrauch in der Schweiz iſt der ſogenannte Kiltgang, ein nächtlicher Beſuch des Liebhabers in der Schlafkammer ſeines Mädchens, wobei es übrigens durchaus ehrenhaft zugeht, und Freiheiten, die man ſich öffentlich nicht erlaubt, weder genommen noch

geſtattet werden. Daher nimmt auch der junge Melchthal keinen Anſtand, in Gegenwart der verſammelten Landsgemeinde davon zu ſprechen. Etwas ganz Aehnliches berichtet aus Wales in ſeinem reizenden Buche: „Ein Herbſt in Wales" (Hannover, 1858.) Julius Rodenberg, S. 66.

Bibel. Nächſt den Quellen, aus welchen der Dichter poſitive Thatſachen ſchöpft, um ſie im erzählenden Gedichte oder im Drama darzuſtellen, giebt es noch eine andere Art von Quellen für poetiſche Anſchauung, denen man bisher weniger nachgegangen iſt, als jenen erſten (ſ. Bürgſchaft). Durch geheime Wahlverwandtſchaft fühlt ſich der Dichter zu beſtimmten Sphären des Phantaſielebens, wie es ſchon vor ihm poetiſch verkörpert wurde, unwiderſtehlich oder wenigſtens überwiegend hingezogen; ſo Sch. zum Leben und zu den Anſchauungen des griechiſchen Volksgeiſtes, wie er beſonders in der Mythologie ſich dargeſtellt hat. Da nun aber, nächſt Griechenland, der jüdiſche Orient im A. und N. T. für die Poeſie des Mittelalters und der Neueren Zeit die unerſchöpflichſte Quelle geworden iſt, ſo fragt es ſich, ob Sch. denn in gar keinem Verhältniß zu dieſer letzteren geſtanden hat, woran ſich weiterhin naturgemäß auch die Frage nach Sch.'s Stellung zum Chriſtenthum und zur Religion überhaupt knüpfen würde. Anderen Dichtern ſind ſolche Unterſuchungen ſchon zu Theil geworden. So iſt Shakeſpeare's reiche Bibelkenntniß nachgewieſen in dem engliſchen Werke: On Sh.'s knowledge and use of the Bible by Wordsworth. London, 1864. Eine vergleichende Charakteriſtik Sch.'s und Goethe's würde auf dieſen Punkt Rückſicht nehmen müſſen. Daß Sch. in ſeinen Kinderjahren beſonders gern aus der Bibel leſen hörte, ſagt uns Palleske. Wir erfahren ſogar aus einer Erwähnung in einem Briefe ſeines Vaters (von 1790), daß er im dreizehnten Jahre ſchon einen Verſuch zu einem Trauerſpiele „die Chriſten" gemacht hatte. Weiterhin wirkte Klopſtock's Meſſias mächtig auf ihn, und der Plan zu einem Gedichte „Moſes" war in ihm entſtanden. Der

weitere Verlauf ſeiner Erziehung, der pietiſtiſche und auch der in Formeln kramende damalige religiöſe Standpunkt ſollte jedoch, wenn auch nicht wieder auslöſchen, ſo doch in ſeiner höheren dichteriſchen Triebkraft erſticken, was die Hand einer gütigen und ſinnigen Mutter im zarten Herzen des Kindes ausgeſäet hatte. Die Eindrücke waren freilich zu ſtark und zu vielfältig geweſen, als daß die erſten größeren poetiſchen Verſuche nicht Zeugniß davon abgelegt hätten, und ſo findet ſich gerade in den „Räubern" eine nicht unbedeutende Zahl bibliſcher Anſpielungen, wenn auch bedingt durch die Einführung des „Paſtor Moſer" in dieſes Stück und durch die Heuchelei des „Franz Moor", wo aber das Eine eben das Andere trägt. Die freiere Richtung, die ſchon im Bunde mit J. J. Rouſſeau (ſ. d.) und ſpäter auf Grund eigener philoſophiſcher und geſchichtlicher Speculation gewiß auch der vorhergehenden mediciniſchen Studien, deren materialiſtiſcher Widerhall in den „Räubern" nicht zu verkennen iſt, Sch.'s geiſtiges Leben genommen hatte, entriß ihn dem Zuſammenhange mit der Bibel, und es iſt nicht unintereſſant, zu ſehen, wo und wie ſie ihm wieder nahe trat. Wir möchten behaupten, daß äußere Anregung, aus Anlaß einer geſchilderten Situation, hier hauptſächlich gewirkt hat. Gerade in den lyriſchen Gedichten findet ſich nur weniges Bibliſche, die „Capuzinerpredigt" (in Wſt. L.) aber möchte einen der bedeutendſten Beiträge zu den bibliſchen Erinnerungen liefern. Ebenſo die Beichtſcene in „Marie Stuart". Wer dies zum Gegenſtande weiterer Betrachtung oder Forſchung machen will, leſe folgende Artikel:

Abbadonna, abe, Abraham's Schooß, Abſalon, Adramelech, Ahab, Apoſtel, Arche, Baſilisk, Belial, Cana, Cherub, David, Ebräer, Eden, Elieſer, Goliath, Hermon, Herodes, Hiob, Horeb, Iſai, Iſchariot, Jakob, Jehovah, Jeſu, Jerobeam, Jeruſalem, Jeſabel, Johannes, Joppe, Jordan, Joſeph, Joſua, Judas, Libanon, löſen, Loth, Mammon, Mann Gottes, Moloch, Moſes, Paläſtina, Petrus, Pfund, Pharao, Phariſäer, Prediger, Sadducäer, Salomo, Samuel, Satan, Saul, Schlüſſel, Schooß der

Kirche, Seraph, Sieben heilige Zahl, Sinai, Synedrium, Tobias, Topf, Töpfer, Vierfürſt.

Wir machen jedoch darauf aufmerkſam, daß Sch.'s Anführungen entſchieden auf eine eindringendere Kenntniß der Bibel hinweiſen und daß er den Ausſpruch, welcher das A. T. als ein Handbuch des Erhabenen bezeichnet hat, wohl zu würdigen wußte. Obwohl Sch. es ſich nicht verſagt, griechiſche Mythologie und bibliſche Erinnerungen nahe zuſammen zu bringen, weiß er doch mit ſeinem Verſtändniß der Situation gemäß zu wählen. So erinnert ſich V, 11 die Jungfrau, als ſie ihre Feſſeln brechen will, in einem herrlich ausgeführten Bilde „Simſon's", Iſabeau wird I, 5 mit der „unnatürlichen Mutter" vor dem Richterſtuhle Salomon's verglichen; der alte Erzbiſchof, welcher in der Jungfrau die Retterin Frankreichs ſieht, erinnert in ſeinen Worten an eine der ſchönſten Scenen des N. T. Luc. II, 22—38. D. C. II, 2: „Was fragt ein Miethling nach dem Königreich." Der Traum Thibaut's (J. Prol. 2) iſt wohl dem bibliſchen Traume Joſeph's nachgedichtet. Der Großinquiſitor erſcheint D. C. V, 10 wie der Schatten Samuels; die erhabene Geſtalt des Moſes und das Wunder, in welchem dem Felſen lebendiges Waſſer entſtrömt, werden öfter erwähnt J. Prolog D. C. III, 2; M. St. V, 7. Natürlich findet ſich auch das, was ſo vielfach ſelbſt im täglichen Leben verwerthet wird, wie Anſpielungen auf Judas und „den falſchen Bruderkuß" M. St. IV, 10, die „Schlange, welche die Ferſe ſticht" W. T. IV, 7. W. Tell V, 1 Ende: „ſäen und ernten", J. v. O. III, 4: die „Kleingläubigen". M. St. V, 6: „das beſſere Theil", I, 7: „der Schatten des Oelbaumes", V, 11: „ſteht die Sonne feſt", im Andenken an Joſua; ſo auch ganze Sprüche, wie im Munde Illo's W. T. IV, 7: „Wer nicht iſt mit mir, der iſt wider mich"; ſ. auch M. St. V, 6: „das Wort iſt todt", W. Tell II, 2: „Dem Kaiſer bleibe", R. I, 1: „Aergert Dich Dein Auge". Chriſtus ſelbſt wird M. St. I, 6: „der erhabene Prediger des Berges" genannt, Gott heißt D. C. II, 2: „der Dreimalheilige".

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Sch. zu verſchiedenen Malen hinreißende Schilderungen des **katholiſchen** Gottesdienſtes gegeben hat, ſo in M. St. I, 6 im Munde des Convertiten Mortimer V, 11 in der Beichtſcene Marie Stuart's, ſo wie in der Braut von Meſſina in Don Ceſar's Munde die Schilderung der Leichenfeierlichkeit; hierher gehört auch der Eiſenhammer und der Kampf mit dem Drachen. Daneben ſtellen ſich nicht unbedenklich, wenn auch nur von Mortimer ſo bezeichnet: „der Puritaner dumpfe Predigtſtuben", zumal da in dieſem Stücke die geſchichtliche Perſpektive doch zu ſtark vom Dichter verſchoben ſein dürfte.

Sch.'s Stellung zu der Geſchichtlichkeit der Urkunden des A. T. hat er ſelbſt in ſeiner „Sendung des Moſes" hinlänglich klar gemacht. Daß er trotzdem im höheren Sinne religiös war, iſt in ſich ſelbſt klar; nicht umſonſt hat auch Goethe geſagt, „es ſei etwas von der Chriſtusnatur in ihm geweſen", und ſo mögen denn auch die vielfachen Verſuche, welche man gemacht hat, Sch. wie auch Goethe mit dem poſitiven Chriſtenthum zu verknüpfen, denen vorzuziehen ſein, welche einen Geiſt von dieſer Tiefe als gleichgültig oder gar feindſelig gegen die tiefſte und nachhaltigſte geiſtige Bewegung aller Zeiten darſtellen möchten, ſ. Kleinert, Sch.'s religiöſe Bedeutung; Berlin, Wiegandt und Grieben, 1866. (6 Gr.)

Bibel, chaldäiſche (Gſtſ. 10, 145). Einzelne Abſchnitte im A. T. ſind allerdings chaldäiſch, d. h. in einem dem Hebräiſchen verwandten ſemitiſchen Dialekte abgefaßt; in jene Scene des Geiſterſehers aber gehört eine vollſtändige chaldäiſche Bibel deshalb, weil die Chaldäer ſchon im Alterthume, ſo auch noch zur Zeit der römiſchen Kaiſer, als Zauberkünſtler und Weiſſager berühmt waren. Das erſehen wir unter andern aus zahlreichen Stellen des Tacitus (ſ. d.)

Bicêtre (K. u. L. IV, 3), ein von Ludwig XIII. in der Nähe von Paris erbautes Schloß, welches anfangs zum Aufenthalt für

die Invaliden beſtimmt war, ſpäter (unter Ludwig XIV.) in ein Hoſpital verwandelt wurde.

Bild, das verſchleierte, zu Sais (Ged.), eine Parabel aus dem Jahre 1795, in ungereimten fünffüßigen Jamben, dem Versmaße des deutſchen Trauerſpieles. Der Dichter hat dieſe Form jedenfalls abſichtlich gewählt, da der Stoff eine freiere Bewegung verlangte. Er konnte auf dieſe Weiſe der Erzählung die nöthige Gedrängtheit geben, die einzelnen mitwirkenden Perſonen leichter redend einführen und den Dialog mit einer gewiſſen Ungezwungenheit behandeln. Daher erinnert denn nicht nur der Inhalt, ſondern auch die Form des Gedichtes lebhaft an die Parabel von den drei Ringen in Leſſing's Nathan. Wenn Sch., dem der Reim ſo leicht zu Gebote ſtand, den muſikaliſchen Reiz deſſelben hier zurückwies, ſo hat er uns dafür auf andere Weiſe reichlich ſchadlos gehalten. Vor allem überraſcht uns die Tiefe der Gedanken im Verein mit den glänzenden Bildern, und eben ſo der raſche Fortſchritt der Handlung, unterſtützt von dem höchſt ausdrucksvollen Satzbau. Bekanntlich verträgt die Parabel nur ein geringes Maß von Schmuck. Derſelbe iſt nicht nur da, ſondern auch ſo angebracht, wie es die Würde dieſer Dichtungsart verlangt. Das Gleichniß von dem Tone aus einer Harmonie und einer Farbe aus dem Regenbogen (vergl. Iris) iſt in dem Munde des feurigen Jünglings eben ſo treffend, wie die Steigerung in den Verſen, welche ſein nächtliches Eindringen in die Rotonde des Tempels ſchildern, von tief ergreifender Wirkung iſt. — Der Stoff zu dieſem Gedichte iſt vermuthlich aus Plutarch entlehnt, und zwar aus einer Schrift über Iſis und Oſiris, in welcher von dem Heiligthum der Iſis (ſ. d.) folgende Inſchrift angegeben wird: „Ich bin das All, das geweſen iſt, das iſt und das ſein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt“ (vergl. Jehovah). Der Schauplatz der Begebenheit iſt Sais, die alte Hauptſtadt von Unterägypten. Was die „geheime Weisheit“ oder die Myſterien betrifft, deren Entſtehung die Griechen, wenn auch ohne Grund, ſelbſt gern aus

Aegypten herleiteten, wie ſo manches Andere, um ſich mit dieſem Lande uralter Cultur in Verbindung zu bringen, ſo war der Zweck derſelben wohl nichts Anderes als Aufklärung über gewiſſe Mythen und Religionsgebräuche, deren eigentlichen Sinn man aus politiſchen Rückſichten dem Volke verborgen zu halten für gut fand. Und allerdings iſt ein gewiſſer Grad von Bildung durchaus erforderlich, um tiefere Wahrheiten in abſtracter Weiſe zu erfaſſen, während dieſelben dem ſchwächeren Verſtande nur in bildlicher Einkleidung nahe gelegt werden können. Die Parabel verfährt ſelbſt auf dieſe Weiſe, indem ſie das ſymboliſch vorträgt, was erſt bei reiferer Erkenntniß intellectuell oder moraliſch gefaßt werden kann. So ließ man auch in den Eleuſiniſchen Myſterien diejenigen, welche in dieſelben eingeweiht werden ſollten, gewiſſe Grade durchlaufen, um ſie nach Maßgabe ihrer dargelegten Erkenntnißkraft oder ihrer ſittlichen Würdigkeit allmälig mit den Geheimlehren bekannt zu machen. Hieraus erhellt denn auch die Grundidee des Gedichtes. Alle tiefere Wahrheit muß erworben, errungen, erkämpft werden. „Was Du ererbt von Deinen Vätern haſt, erwirb es, um es zu beſitzen“ (G. Fauſt 11, 31). Dieſes ſtufenweiſe Fortſchreiten in unſerer geiſtigen und ſittlichen Entwickelung läßt ſich nicht ungeſtraft überſpringen, wir ſollen eben „verklärt werden von einer Klarheit zu der andern“ (2. Cor. 3, 18). Wer auf unrechtmäßigem Wege raſcher zum Ziele gelangen will, der bringt ſich um ſeinen inneren Frieden, wie unſere Ureltern das Paradies verloren haben; oder der Hochmuth führt ſeinen Fall herbei, wie es die Sage von Fauſt darſtellt, der den letzten Zweck des Lebens allein in der Erkenntniß zu finden vermeinte. Gewiſſe Dinge bleiben auch dem tiefſten Denker verborgen; der letzten und höchſten Wahrheit darf er nichts Anderes als ſeine Demuth entgegen bringen. „Wer es faſſen kann, der faſſe es!“

Birman (Mcb. IV, 4), ein Berg in der ſchottiſchen Grafſchaft Perth, der zu Macbeths Zeiten Gerichtsplatz geweſen ſein ſoll.

Biſchofshut, Biſchofsmütze (Picc. IV, 5), heißt die eigenthümlich geſtaltete Kopfbedeckung der Biſchöfe der katholiſchen Kirche, beſtehend aus zwei großen, oben ſpitz zulaufenden Blättern und vorn mit einem Kreuze geziert. Die Verleihung der Biſchofsmütze iſt wie die des Cardinalshutes (vergl. Cardinal) ein Vorrecht des Papſtes. Wenn es (W. T. V, 1) von Kaiſer Albrecht in Beziehung auf ſeinen Neffen heißt:

„Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück!
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kurzen,
Mit einem Biſchofshut ihn abzufinden."

ſo bezieht ſich dies auf den Einfluß, welchen die Kaiſer bei Verleihung der betreffenden Würde gelegentlich auszuüben vermochten, wofür ſie dem Papſte dann andere Gegendienſte erweiſen mußten.

Blaſewitz, ein Dorf ſüdl. von Dresden, auf dem linken Elbufer.

Bläſier (K. u. L. I, 2), verd. aus dem frzſ. plaisir, das Vergnügen.

blaue Göttin (Br. v. M. 5, 421), das Meer (ſ. poetiſche Umſchreibung).

Bleidächer (Gſtſ. 10, 155), ital. piombi, die berüchtigten Staatsgefängniſſe in dem ehemaligen Dogenpalaſte zu Venedig. Sie lagen unmittelbar unter dem mit Blei gedeckten Dache, ſo daß die Gefangenen eine unerträgliche Hitze auszuhalten hatten.

Blumauer (Ged. Vorerinnerung zu den „Metriſchen Ueberſetzungen"). Aloys Blumauer, geb. 1755 in Oberöſterreich, † 1798, bekannt durch zahlreiche, im Geiſt der Bürgerſchen Muſe verfaßte Gedichte, die 1781 in dem Wiener Muſenalmanach erſchienen. Er iſt reich an Witz und drolligen Verdrehungen, die indeß oft in niedrige Späße ausarten. Durch ſeine „traveſtirte Aeneide" (ſ. Aeneide) (Schw. Hall, Haſpelſche Buchhandl.), die 1784 erſchien und ſpäter noch mehrere Auflagen erlebte, zog er ſich Sch.'s Unwillen zu.

Blumen, Die (Ged.), ein kleines, zu dem Kreis der Lauralieder (s. d.) gehöriges Gedicht, das früher den Titel „Meine Blumen" führte und durch die spätere vortrefflich gelungene Umarbeitung die gegenwärtige Gestalt erhielt. In einer (Str. 1) an die Blumen gerichteten Anrede preist der Dichter die Vorzüge derselben, beklagt es indessen, daß die Natur ihnen Seele und Empfindung versagt habe. Eben so ist (Str. 2) ihnen das Gefühl der Liebe versagt, während sie doch der Liebe (der Insectenwelt) eine Zufluchtsstätte gewähren. Endlich (Str. 3) werden sie den Liebenden unter den vernünftigen Wesen zu einer symbolischen Sprache; Amor, „der mächtigste der Götter" wohnt in ihnen.

Blutbann, s. bannen.

Böheim, der ehemalige Name für Böhmen, eine Verdeutschung des latein. Bojohemum. Die Herzöge von Böhmen nahmen später den Königstitel an oder erhielten ihn von den deutschen Kaisern, denen sie den Lehnseid leisten mußten. 1437 kam das Land an das Haus Habsburg-Oestreich, bei dem es noch jetzt ist. Die Königin von Böhmen (D. C. I, 2) ist wohl Kaiser Karl's des Fünften Tochter Marie, die mit ihrem Vetter, dem späteren Kaiser Maximilian II., vermählt war, dem Sohne Kaiser Ferdinand's II., des Bruders von Karl dem Fünften.

Bohemerweib, s. Zigeuner.

Böhmerwald (Picc. V, 2), die 40 Meilen lange, bis zu 4554 Fuß ansteigende Bergkette, welche vom Fichtelgebirge aus bis an die Donau die südwestliche Grenze Böhmens bildet.

Bojar (Dem. I), ursprünglich ein Krieger, gegenwärtig in den slavischen Ländern ein adeliger Gutsbesitzer oder Freiherr.

Bonmot, frz., eig. „gutes Wort", d. i. ein witziger oder lustiger Einfall (K. u. L. III, 2).

Böoten (Iph. I, Zw.-H.). Die Bewohner von Böotien, einer Landschaft Mittelgriechenlands (sonst Böotier). Das Schlan-

genbild des Stifters bezieht ſich auf den Drachentödter Kadmos, den Gründer Thebens, d. h. der Hauptſtadt Böotiens. Im Texte des Euripides ſteht an dieſer Stelle (v. 256 ff.): auf den äußerſten Spitzen der Schiffe am Steuerraude war ein Kadmosbild mit dem goldenen Drachen."

Bordeaux (K. d. H.), an der Gironde im ſüdweſtl. Frankreich, einer der bedeutendſten Handelsplätze. — In einigen Ausgaben ſteht nach veralteter Schreibart die ältere Form Bourdeaux.

Borgia (Verbr. a. v. E.). Cäſar (ital. Ceſare, ſpr. Tſchéſare) Borgia war ein Sohn des Papſtes Alexander VI., er iſt in der Geſchichte ſprüchwörtlich geworden für ein Ungeheuer an Falſchheit, Grauſamkeit und Sinnlichkeit. Er ſtarb 1507.

Il Borgo (Mlth.), ſ. Malta.

Boris Godunow (Dem. I), ſ. Demetrius.

Boten, flammende, ſ. Feuerſignale.

Botenſegel (W. T. IV, 3), ein Schiff mit einem Eilboten.

Bourbon (Wſt. T. I, 6). Der Connetable Karl v. Bourbon, ein Verwandter und Vaſall König Franz I. von Frankreich, war von dieſem in ſeinem Ehrgeize vielfach tief gekränkt worden. Aus Rache trat er zu Kaiſer Karl V. von Deutſchland über, und führte (1524) die kaiſerlichen Truppen ſiegreich gegen ſeine früheren Landsleute an. Sein Verrath erregte indeß allgemeinen Abſcheu, ſelbſt bei ſeinen neuen Verbündeten, und erſchwerte ihm die Erwerbung einer ſicheren politiſchen Stellung. So ſtellte er ſich 1527 an die Spitze der ſchlecht bezahlten Soldtruppen des Kaiſers und machte mit ihnen einen abenteuerlichen Zug gegen Rom, welches von den entarteten Kriegsknechten in roheſter Weiſe geplündert wurde. Er ſelbſt war gleich am Anfange des Sturmes von einer feindlichen Kugel getödtet worden.

Bourdeaux, ſ. Bordeaux.

Brabant (D. C. II, 2 — J. v. O. Prolog, 3), ehemals ein ſelbſtändiges Herzogthum, deſſen Beherrſcher ein großes Anſehen über die Regenten der benachbarten niederländiſchen Staaten ausübten; jetzt eine der wichtigſten Provinzen des Königreichs Belgien.

Bramarbas (Wſt. L. 8), der Name eines Großſprechers in einem Luſtſpiele Holberg's, des großen komiſchen Dichters der Dänen; gewöhnlich ſ. v. w. Großmaul, Haudegen, Raufbold. Davon bramarbaſiren, wie (R. I, 2): „Der Wein bramarbaſirt (prahlt) aus Deinem Gehirne."

Brandeis (Wſt. L. 11), ein Städtchen an der Elbe im nördlichen Böhmen.

Braunau (Wſt. T. III, 10), böhmiſche Stadt an der ſchleſiſchen Grenze.

Brautlauf (W. T. IV, 3), ſ. v. w. Brautzug, d. i. der den Bräutigam begleitende Zug, wenn derſelbe ſeine Braut zur Hochzeit abholt.

Braut, Die, von Meſſina. Es iſt die Lektüre der griechiſchen Tragiker und beſonders des Aeſchylus, den Sch. in der Ueberſetzung des Grafen F. L. Stolberg las und den wir lieber in der Donner's oder Droyſen's kennen lernen, welche den Dichter zu dem Stoffe der Br. v. M. führte. Schon 1801 beſchäftigte er ſich damit, und arbeitete den Winter 1802—3 an der Ausführung. Am 4. Februar 1803 las er das fertige Stück in einem Kreiſe von Beſchützern und Freunden vor und endlich am 19. März fand die erſte Darſtellung zu Weimar ſtatt. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich ſtark, auch imponirte das Stück dem jüngeren Theile des Publicums ſo ſehr, daß man dem Dichter nach der Aufführung am Schauſpielhauſe ein Lebehoch brachte, „welches man ſich ſonſt in Weimar noch niemals herausnahm". Im Mai arbeitete Sch. die einleitende Vorrede „über den Gebrauch des Chors in der Tragödie" und mit dieſer erſchien die erſte Ausgabe Tübingen bei J. G. Cotta 1803,

8°, XIV, 162 S., die in der Orthographie vieles Eigenthümliche hat.

Die Fabel des Stückes ſtellt die Geſchichte feindlicher Brüder dar, eine Störung des heiligſten Naturverhältniſſes, welche der geſunde Verſtand, auch ohne Ariſtoteles Poetik c. 14, p. 4 geleſen zu haben, tragiſch findet. Die Anregung, einen ſolchen Gegenſtand von Neuem zu erfinden oder nach ſeiner Weiſe zu combiniren, fand Sch. erſtens in dem hochberühmten, von Iſabella in unſerem Stücke ſelbſt erwähnten, feindlichen Brüderpaar der thebaniſchen Oedipusſage, die er durch die „Scenen aus den Phönicierinnen" des Euripides näher kennen gelernt und zweitens in einer ſehr lebhaften Jugenderinnerung an J. A. Leiſewitz's 1776 erſchienenen Julius von Tarent, der daſſelbe Thema behandelt und der ſchon in den feindlichen Brüdern der „Räuber" einen ſtarken Nachhall gefunden hatte. Zu dieſer Grundlage der im Stück entwickelten Thatſachen tritt nun aber eine Idee und zwar die Darſtellung des antiken Schickſalsbegriffes, welche ſchon im Wallenſtein erſtrebt worden war. Auch hier liegt, nach Sch.'s eigenen Andeutungen, eine beſtimmte Anregung aus der alten Literatur vor; es iſt der durch das Studium des Sophokleïſchen König Oedipus neu erregte Wunſch, der Tragödie die antike Einfachheit und hohe Idealität wiederzugeben und ſo den damals in Kotzebue's dramatiſchen Arbeiten ſich ankündigenden flachen und trivialen Darſtellungen des ſogenannten wirklichen Lebens entgegenzutreten. Als das beſte Mittel dazu glaubte Sch. die Wiedereinführung des antiken Chores erkannt zu haben. Jedenfalls müſſen unſere Leſer wiſſen, daß erſt die Kenntniß des ſophokleïſchen Stückes den Schlüſſel zum inneren Verſtändniß des ſchillerſchen bietet.

Die Herrſcherfamilie Meſſina's iſt ſeit etwa zwei Monaten ihres fürſtlichen Hauptes beraubt, zu um ſo größerem Unheil für den Staat, als zwiſchen den beiden Söhnen des Königs ein unerklärter, aus der früheſten Kindheit ſtammender Haß wüthet, der die Vaſallen des Reiches zu der Bitte an die verwittwete

Fürſtin treibt, einen Verſuch zur Ausſöhnung der Prinzen zu machen. Dieſelben haben verſprochen, an dem Tage (an welchem das Stück beginnt) ſich in Gegenwart der Mutter zu ſehen. Als die Geleitzüge der Söhne nahen, ſendet ſie den alten, treuen Diego nach einem Kloſter, um dort einen geheimnißvoll angedeuteten Auftrag zu vollziehen, der das Glück des Tages vollenden ſoll. Die Worte der Mutter wirken auf den älteren und den jüngeren Bruder, die beide im Grunde edle Naturen ſind, ſo daß ſie ſich verſöhnen. Da bringt ein Bote dem Don Ceſar die Nachricht, daß eine von ihm geliebte Dame, deren Spur er verloren hatte, von ſeinen Dienern in Meſſina ſelbſt aufgefunden ſei. Don Ceſar verläßt ſeinen Bruder. Dieſer erklärt nun dem Chor, daß auch er eine heimliche Liebe nähre, ſo ſtark, daß ſie ihm ſchon lange den Bruderhaß genommen — ein feines Wort des Dichters, welches in ſeiner erlaubten Anwendung auf Don Ceſar, die mitunter bemängelte Schnelligkeit der Verſöhnung vollkommen erklärt — und daß er beſchloſſen habe, ſich ſeiner Geliebten an dieſem Tage als Don Manuel zu entdecken. Fünf Monate vor der Zeit des Stückes, alſo 3 Monate vor dem Tode des Vaters, hat er ſie, indem er auf der Jagd eine weiße Hindin verfolgte, in einem Kloſter entdeckt und ihre Liebe gewonnen.

Es iſt dies die erſte Stelle, wo der Zuſchauer durch Don Manuel's Worte

> Ein heilig Pfand ward ſie dem Gotteshaus
> Vertraut, das man zurück einſt werde fordern,
> Sich ſelber ein Geheimniß wuchs ſie auf.
> Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
> Der einzige Bote zwiſchen Kind und Mutter

(der aber zugleich geſtanden hat, daß ſie von edlem Blute ſei) — eigentlich ſchon in den innern Zuſammenhang des Stückes geſetzt wird. Er weiß jetzt — und augenſcheinlich iſt dies für die äſthetiſche Wirkung des Stückes von der größten Wichtigkeit — daß Don Manuel die geheimnißvolle Perſönlichkeit liebt, die Iſabella durch Diego aus dem Kloſter zurückfordert und kann ahnen, daß es die Schweſter iſt. Nach Hofmeiſter ſoll der Zuſchauer

erſt p. 478 bei Beatrice's Ausruf „Weh weh mir, o entſetzenvolles Licht", als ſie erfährt, daß Iſabella Don Manuel's und Don Ceſar's Mutter iſt, die volle Einſicht in den Zuſammenhang haben.

Der Alte hatte dem Mädchen am Tage vor dem Beginn des Stückes geſagt, morgen werde ihr Schickſal ſich löſen. Darum hat Don Manuel in der Nacht ſie nach Meſſina entführt. Sie wohnt in einer Villa unfern dem Kloſter der Barmherzigen. Nach dieſen Mittheilungen entfernt ſich Don Manuel mit zwei Begleitern aus dem Chore, um den koſtbarſten Brautſchmuck für ſie zu kaufen. So ſcheint Alles ſich glücklich zu löſen; aber gerade hier deutet Sch. — wohl ſelbſt der Anſicht, daß der Zuſchauer, von der Idee einer möglichen Liebe zwiſchen Bruder und Schweſter beunruhigt, ſchon Unheil ahnt — durch den Chor an, daß dieſes Glück auf einer unterwühlten Grundlage ruht. Denn dieſer theilt mit, „da ihm die lichtſcheu, krummen Liebespfade mißfallen", daß Iſabella, eigentlich vom Vater ihres Gemahls zur fürſtlichen Gattin auserkoren, demſelben vom Sohne — dem nachherigen Vater Don Manuel's und Don Ceſar's — gewaltſam entriſſen worden ſei. Da habe der Vater im Zorne dieſem und ſeiner Ehe geflucht und ſo berge das Fürſtenthum „ſchwarze Verbrechen, Greuelthaten ohne Namen". Und im Folgenden hören wir den Dichter ſelbſt, der die Grundlage ſeines Stückes motiviren will, wenn der Chor ſagt:

„Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
denn verflucht ward der Mutter Schooß,
ſie ſollte den Haß und den Streit gebären"

Wir machen auf die wichtige Thatſache aufmerkſam, daß dieſer letzte Vers den Zuſchauer auch über den Sinn der noch zu erwähnenden Träume der Iſabella vollſtändig aufklärt.

Der Dichter führt uns nun zu der geheimnißvollen Geliebten Don Manuel's, Beatrice, die ängſtlich den Freund erwartet, der ihre Reue „über die ſträfliche Flucht", beruhigen ſoll. Sie er-

zählt, wie ſie, um zu beten, ſich in das nahe Kloſter gewagt habe, dann aber Späher fürchtend es verließ, denn ſchon früher einmal habe ſie „mit frevlem Muth“, um das Begräbniß des jüngſt verſtorbenen Fürſten von Meſſina zu ſehen, ſich aus dem Kloſter ihrer Erziehung hinausgewagt und hier habe ſie in dem auf ſie gehefteten Flammenauge eines fremden Jünglings eine plötzliche wilde Leidenſchaft geahnt. Dem Geliebten habe ſie dieſe Schuld verſchwiegen. Da mit einem Male erſcheint Don Ceſar ſelbſt, denn die von dem Boten ihm als gefunden gemeldete Geliebte, deren Spur er verloren hatte, iſt Beatrice. Er erinnert ſie an die Begegnung bei dem Begräbniß.

Dem Zuſchauer bleibt nun kein Zweifel mehr, daß beide Brüder die Schweſter lieben. Don Ceſar nennt ſich ihr als Fürſt Meſſina's; die Entſetzte wagt, als er ſie ſeine Braut nennt, kein Wort zu erwidern. Nach ſeiner Entfernung aber ſpricht ſie aus, daß ſie oft ſchon mit geheimnißvollem Schauer von dem furchtbaren Geſchlechte und dem Schlangenhaß der Brüder gehört habe; ſie fühlt ſich rettungslos in dieſe furchtbare Sphäre hineingeriſſen.

Unterdeß hat Iſabella von der Verſöhnung der Brüder erfahren, und wir finden ſie in ihrem Palaſte inmitten beider; es erſcheint natürlich, daß ſie der Mutter ihre Vereinigung und ihre Liebe mittheilen wollen. Iſabella preiſt ſich glücklich, daß endlich der lang erſehnte feſtliche Tag erſchienen ſei, wo ſie die Herzen ihrer Kinder verſöhnt ſehe. Aber dieſer Tag ſoll noch durch die Enthüllung eines ſchönen Geheimniſſes gefeiert werden. Eine holde Schweſter, deren Geburt und Leben bis dahin in Dunkel begraben geweſen, ſoll zwiſchen die verſöhnten Brüder treten. Sie habe ihre Tochter, ſo erzählt ſie, dem ihr vom eigenen Vater drohenden Tode entreißen müſſen, denn ein arabiſcher Aſtrolog habe dieſem erklärt, die beiden Söhne und ſein ganzer Stamm würden durch ſie vergehen — durch einen ihr ſelbſt gewordenen Traum aber ermuthigt, den ein „gottgeliebter“, d. h. wohl chriſtlicher, Mönch ihr gedeutet „ihre Tochter würde der Söhne ſtreitende

Gemüther in heißer Liebesgluth vereinen“ habe ſie dieſelbe im Verborgenen erziehen laſſen.

Von hier an weiß der Zuſchauer, daß Alles über Iſabella zuſammenbrechen muß, und wenn er auch die Entwicklung in ihren Einzelnheiten nicht vorausſieht, ſo weiß er doch, daß ſie nur entſetzlich ſein kann; die Andeutungen des Chors haben ſchon den düſterſten Schleier über die Zukunft gebreitet. Die beiden Träume ſind für ihn in ihrer ſich ergänzenden Bedeutung völlig klar. Als der alte Diener Diego, der die Tochter bringen ſoll, nun ankommt und erklärt, ſie ſei aus dem Kloſter geraubt, machen die Umſtände und die Zeit, in der dies geſchehen ſein ſoll, Don Manuel unruhig; „und Beatrice nennt ſich Deine Tochter?“ fragt er die Mutter und dann weiter dringend mit dreimaliger Frage „wo verbargſt Du ſie“. Wir müſſen den Leſer auf die eigenthümliche, etwas zerbrechliche Künſtlichkeit dieſer Scene aufmerkſam machen. Die Mutter hat kaum die Söhne aufgefordert, den Räubern zu Waſſer und zu Lande nachzuſpüren, als Don Ceſar wild — und dies paßt zu ſeinem als ſtürmiſch und unüberlegt geſchilderten Charakter — davonſtürmt. Don Manuel aber, der in tiefes Nachdenken verſunken iſt und der übrigens den alten Diego nicht zu erkennen ſcheint, obwohl er ihn doch nach ſeinen früheren Mittheilungen an den Chor öfter geſprochen haben muß und ihn hier direkt anredet, thut nun die drei dringenden und ſo natürlichen Anfragen nach dem Orte der Erziehung; Iſabella aber treibt ihn nur zur Eile und antwortet auf das dritte Mal:

„verborgner nicht war ſie im Schoß der Erde.“

Die Seltſamkeit dieſer (nur in der Poeſie möglichen) Antwort wird Niemand verkennen; hätte ſie freilich den Ort genannt, ſo hätte Don Manuel gewußt, daß er ſeine Schweſter liebte, und das Stück hätte ein Ende gehabt.

„„Man wird ſich, bemerkt Böttiger (und wir verdanken auch dieſe intereſſante Mittheilung Hoffmeiſter V, 115), dabei des Verdachtes nie erwehren können, daß der Dichter dieſes Schweigen zur

Ausführung ſeines Planes nothwendig brauchte, ſo daß dies allerdings eine Schwäche des Stückes iſt. Sch. ſelbſt indeſſen, als man ihm dies bemerklich zu machen ſuchte, wunderte ſich, wie man ſeine Intention ſo wenig habe faſſen können, da ja eben in dieſem Verſchließen des Mundes in ſo kritiſchen Augenblicken, wo ein rettendes Wort das eherne Netz des Schickſals hätte zerreißen können, die unabwendbare Gewalt, ja das Dämoniſche des Verderben brütenden Verhängniſſes ſich recht deutlich offenbare und alle Zuſchauer mit geheimem Grauen durchſchauere.““

„Nur geht hier, fügt Hoffmeiſter hinzu, die Wirkſamkeit des Schickſals und die pſychologiſche Wahrheit nicht Hand in Hand, und wir ſehen nur einen Kunſtgriff des Dichters, wo wir die letztere aufgehoben finden. Die umſichtige und verſtändige Iſabella konnte ſelbſt im Affekt den Sohn nicht fortſchicken, ohne ihm die wiederholt geforderte nöthige Auskunft zu geben.

Hier läßt daher der Dichter — um ein retardirendes Moment zu ſchaffen — den Diego einfallen

„o jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht“

und nun erzählen, wie Beatrice ihn gebeten habe, dem Todtenfeſte beiwohnen zu dürfen, wo denn wohl ein Räuber ſie aufgeſpürt habe. Don Manuel athmet auf, denn in ſeiner Idee iſt ſeine Geliebte unfähig, ihm das Geringſte zu verſchweigen; ſie iſt nicht dieſelbe mit Iſabella's Tochter, iſt nicht ſeine Schweſter. Der Zuſchauer weiß nun freilich vollkommen ſicher das Gegentheil. Doch nun beſchließt Manuel, ſich Licht zu verſchaffen und geht. Jetzt läßt der Dichter Don Ceſar zurückkommen — und wir müſſen ausſprechen, daß wir hier um Haaresbreite an der Klippe des Komiſchen vorbeiſtreifen — und die Mutter nach einem Zeichen zur Erkennung der Schweſter, nach dem Orte ihrer Erziehung fragen. Sie ſagt ihm Alles Nöthige.

Von hier an erfüllt ſich nun an Iſabella und ihren Söhnen ein grauenvolles Schickſal, dem die Mutter in immer neu erwachender Hoffnung die hartnäckigſte Verblendung entgegenſetzt.

Das Stück iſt noch nicht ganz bis zur Mitte gelangt, und vielleicht iſt die Verblendung Iſabella's zu lange feſtgehalten; das Gefühl des Zuſchauers, der ſchon im Geheimniß iſt, wird durch die übergroße, oft jubelnde Sicherheit der Fürſtin vielleicht zu peinlich angeſpannt. Hierher gehört auch wohl, wenn man betrachtet, wie oft ſich für Iſabella die entſetzlichen Ueberraſchungen des Schickſals wiederholen, die vorſichtige Andeutung Wilhelm v. Humboldt's an Sch. ſelbſt: „daß der Stoff des Stückes an ſich ſogar künſtlich ſei und bei minder guter Behandlung hätte *ſpielend* ausſehen können."

Don Manuel iſt bei Beatrice angelangt und erfährt nun, daß ſie bei der Todtenfeier geweſen, alſo ſeine Schweſter iſt. Schon iſt Don Ceſar's Stimme, der ebenfalls herbeieilt (merkwürdig, daß keiner von beiden nach der Schweſter ausgezogen iſt!), gehört worden; Beatrice ſchmiegt ſich zitternd an Don Manuel an, welcher nun von ſeinem Bruder, der einen heuchleriſchen Verräther in ihm ſieht, erſtochen wird.

Hier iſt die wichtige Stelle, wo beim Eintreten des wirklichen Unglückes, der Blutſchuld, der Zuſchauer ſich ernſtlich nach der *Schuld* der handelnden Perſonen fragt. Die Geſchichtſchreibung könnte ſich begnügen, die Thatſachen einfach darzulegen, ſofern ſie nur den realen Zuſammenhang nachweiſen kann; die Poeſie, welche nach Ariſtoteles philoſophiſcher iſt als die Geſchichte, kommt dem tiefſten Bedürfniß des menſchlichen Herzens entgegen — dem des Kindergemüthes, welches im Mährchen den leidenden Guten am Ende belohnt ſehen will und dem Imm. Kants, der auf das Gefühl einer unverweigerlichen Gerechtigkeit die Unſterblichkeit der Seele begründet — nämlich dem, eine ewige Gerechtigkeit wenigſtens ahnen zu dürfen und ſich mit der Menſchheit als zu einem ſittlichen Ganzen zuſammengeſchloſſen zu fühlen. Schon der alte griechiſche Geſchichtsſchreiber Herodot (um 444 v. Chr.) hat ſeinem wundervollen Werke dieſe ernſte Grundlage gegeben; wer erkennt nicht in der folgenden Darlegung ſeiner

Ideen, die wir wörtlich der Einleitung ſeines vortrefflichen Herausgebers Stein entnehmen, den Geiſt unſeres Stückes?

„Was die Gottheit einmal nach ewiger Ordnung über „einen Sterblichen verhängt hat, wird ſein unabänder„liches Verhängniß, dem er weder durch eigene noch durch „Anderer Hilfe zu entgehen vermag. Oft bethört ſie einen „ſolchen mit Uebermuth und eitler Hoffnung, verſchließt „ſein Ohr der warnenden Stimme einſichtiger Freunde, „ja, mit herber Ironie ihres Opfers ſpottend, täuſcht ſie „ihn wohl mit vieldeutigen Träumen oder doppelſinnigen „Orakelſprüchen, daß er, der Gefahr zu entrinnen wähnend, in ſie hineinrennt. Wie ſie ſich gegen jede Ueber„hebung als eiferſüchtige, ſo erweiſt ſie ſich gegen jede „ſittliche Ueberſchreitung als rächende und ſtrafende Macht. „Jedes Unglück, das ſie ſendet, iſt Folge einer Schuld, „und für das Vergehen des Ahnen muß oft ein ſpäter „Enkel büßen. Das Geſetz der Vergeltung ſteht über „den Thaten der Völker, wie der einzelnen Menſchen. „Daß darüber oft der Unſchuldige mit dem Schuldigen „leiden muß, achtet die erzürnte Gottheit nicht. Aber ſie „ſucht es ſelbſt an den Werkzeugen ihres Zornes heim, „wenn ſie mit zu großer Grauſamkeit gegen ihre Opfer „verfahren und beſtraft übermäßige, wenn auch gerechte „Rache. Dem Gekränkten verhilft ſie zu Genugthuung, „und wo der mächtige in ungleichem Kampfe den Schwa„chen zu bewältigen droht, tritt ſie auf dieſe Seite und „ſtellt das Gleichgewicht der ſtreitenden Parteien her".

Kein Unglück ohne Schuld?! es iſt die furchtbar ernſte Frage, die im Alten Teſtamente das herrliche Buch Hiob behandelt und die — obwohl wir Modernen nicht geneigt ſind, dieſe Anſicht für das Leben des Einzelnen, am wenigſten jedenfalls für unſer eigenes gelten zu laſſen — bei großen welterſchütternden Ereigniſſen und bei Perſonen, die in ſolche unheilvoll verwickelt ſind

(Jul. Caeſar, beſonders Karl I. und Ludwig XVI., Napoleon I.), immer wieder dräuend an uns herantritt.

„Der Uebel größtes aber iſt die Schuld!“ Worin liegt aber die Schuld der Perſonen unſeres Stückes? Es iſt klar, daß eine Hauptaufgabe Sch.'s darin beſtehen mußte, für das Bewußtſein des modernen Zuſchauers dieſe Schuld ſo weit irgend möglich darzulegen. Wenn man nun zunächſt dem Faden der Ereigniſſe in und vor dem Stücke bis zum thatſächlichen Urſprung derſelben folgt, — d. h. nach dem [redacted]te ſucht, wo die erſte böſe „fortzeugend Neues“ gebärende That geſchieht, durch deren Nichtgeſchehen auch das ſchlummernde böſe Geſchick nicht erweckt worden wäre — ſo findet ſich derſelbe in der Vermählung Iſabella's mit dem Sohne des Fürſten. Sie hätte, auch auf die äußerſte Gefahr hin, ihre Hand verweigern müſſen; Hoffmeiſter V., p. 79 meint, ſie hätte das Unwürdige von ihrem Gemahl nicht ertragen ſollen (nämlich ſeinen Befehl, die neugeborene Tochter zu tödten), geht aber damit offenbar nicht weit genug zurück; viel klarer ſchreibt ihr Palleske — deſſen Abhandlung uns überhaupt vortrefflich erſcheint — die Schuld der Läßlichkeit zu, „welche die wüſte Zerfallenheit der Familie, die ſchmachvolle Ehe nicht von Grund aus zu heilen ſtrebte“. Wie hat Sch. ſelbſt darüber gedacht? Er läßt Beatrice ſelbſt zur Mutter ſagen

uns allen zum Verderben
haſt du den Todesgöttern ihren Raub,
den ſie gefordert, frevelnd vorenthalten.

und Don Ceſar ruft kurz darauf ihr zu:

und verflucht ſei deine Heimlichkeit,
die all dies Gräßliche verſchuldet!

Es möchte nicht ſo leicht zu erklären ſein, daß Sch. auf dieſe furchtbaren Anſchuldigungen die Mutter erwiedern läßt:

den Rachegeiſtern überlaß' ich
dies Haus — ein Frevel führte mich herein,
ein Frevel treibt mich aus — — — — — —
Alles dies
erleid' ich ſchuldlos

Es iſt aber nun um ſo weniger möglich, daß der Zuſchauer an eine Schuld glaube, von der die Hauptperſon des Stückes ſelbſt durch die furchtbarſten Veranſtaltungen des rächenden Schickſals nicht überzeugt werden kann. Wie iſt dann noch auf Iſabella das Schlußwort des Stückes anzuwenden? und ſollte dem modernen Menſchen nicht unerträglich ſein, was ſchon dem Ariſtoteles unerträglich war, der in ſeiner Poetik, welche Sch. kannte (c. 13, 2), ausdrücklich ſagt:

> eine Tragödie darf uns keinen Schickſalswechſel vorführen, bei welchem tugendhafte Männer aus Glück in Unglück gerathen, denn dies iſt weder furchtbar noch Mitleid erweckend, ſondern vielmehr empörend *).

Wenn wir uns nun fragen, wie begründet Iſabella, und mit ihr Sch., ihre Unſchuld vor ſich ſelbſt — obgleich damit freilich noch nicht bewieſen iſt, daß ſie, nach den Geſetzen der Aeſthetik und nach denen des menſchlichen Gefühles, unſchuldig ſein darf —, ſo führt uns die Beantwortung dieſer Frage in den eigentlichen inneren Zuſammenhang unſeres Stückes.

Hoffmeiſter nennt Iſabella nach der bürgerlichen Moral unſchuldig, d. h. wohl, ſie hat mit allen ihren Maßregeln nur Gutes gewollt und hat, perſönlich vollkommen rein, vielmehr ein Opfer der Gewaltthätigkeit Uebermächtiger, nie etwas Böſes beabſichtigt. Heimlichkeit iſt ihr vorgeworfen worden — was hat ſie zu dieſer Heimlichkeit gebracht? Hier treten die beiden von ihr ſelbſt erzählten Träume ein. In der That, die beiden Träume, welche gerade in ihrem entgegengeſetzten Anſcheine die um ihr Kind beſorgte und zur Rettung deſſelben vollkommen berechtigte Mutter täuſchen mußten, entſchuldigen ſie auch vollkommen, wenn auch noch ſo viel Unheil gerade aus dieſer gut gemeinten Maßregel erwächſt. So ergiebt ſich, daß dieſe Träume ſchon

*) Suſemihl lieſt mit Uſener ἀνιαρον, d. i. „unbehaglich", Stahr lieſt μιαρον und überſetzt wie im Text, Zell überſetzt „abſcheulich"; wir freuen uns in Bahlen's Ausgabe dieſes letztere, allein paſſende Wort wieder hergeſtellt zu ſehen.

die Fallſtricke des böſen Schickſals ſind und daß dieſes wieder durch den vom Chor erwähnten Fluch des Ahnherrn gegen das fürſtliche Geſchlecht in Bewegung geſetzt wird.

Die Grundfrage für das ganze Stück iſt: In wie weit ſtimmt das Gefühl des Zuſchauers mit den Fügungen des Schickſals überein; in wie weit entſprechen ſich Schuld und Strafe; in wie weit werden von dem Dichter die Geſetze des ſittlichen freien Willens gegenüber den Geſetzen des jenſeitigen Schickſals aufrecht erhalten — und die Klippen ſind, daß das Schickſal, indem es Unſchuldige ſtraft, blind, oder der menſchliche Wille, indem er unfreiwillig Böſes thut, geknechtet erſcheinen müſſen. Wenn man nun das Drama nicht als eine künſtliche Reproduction der **volksthümlichen** antiken Denkweiſe anſehen, ſondern ihm die lebendige Wirkung auf Weſen unſerer Zeit ſichern will, ſo muß vor allen Dingen Schuld und Strafe in ein entſprechendes Verhältniß geſetzt werden; es muß unterſucht werden, in wie weit das Eingreifen des Schickſals motivirt wird. Der Standpunkt des modernen Zuſchauers kann aber nur der der ſittlichen Freiheit ſein, die ſich ſelbſt ihr Schickſal bereitet; weit entfernt dieſelbe in die Abhängigkeit eines übermächtigen höheren Willens zu ſtellen, hält er vielmehr den Glauben feſt, daß dieſer höhere Wille zuletzt der ringenden ſittlichen Freiheit zum Siege verhelfen wird. Allerdings iſt dies nur ein Glaube; vielleicht aber iſt alle Poeſie nur da, um den Menſchen, welchem in der Finſterniß und in den bittern Enttäuſchungen des Lebens jener Glaube doch oft entſchwindet, wenigſtens auf Stunden in ein höheres Reich der Geiſter zu verſetzen, wo ſein Ideal ewiger Gerechtigkeit ihm verwirklicht entgegentritt, um ihn ſo für den Kampf des realen Lebens ſelbſt zu ſtärken. Ja, ſo eiferſüchtig ſind wir auf unſere Freiheit, ſo ſehr wollen wir uns wenigſtens das abſolute Bewußtſein derſelben bewahren, daß ſelbſt die Vorſehung, und wäre ſie noch ſo gerecht, uns gegen ſich haben würde, wenn wir vom Anfang der Entwicklung eines wirklichen oder dichteriſch geſchaffenen Menſchenlebens an, ihre Hand

zu deutlich im Spiele ſähen. Noch unmöglicher freilich iſt ihr Gegentheil, der reine Zufall, in der dramatiſchen Poeſie; er würde lächerlich, humoriſtiſch, empörend oder ſelbſt wahnwitzig erſcheinen. Die Mitte bildet die Freiheit und ein ſittliches Cauſalgeſetz von Urſache und Wirkung und der gläubige Gedanke an eine ewige Vergeltung, in deren Weſen und Wirken wir nicht tiefer einzudringen vermögen und auch nicht einmal wollen, die wir aber im Bunde wiſſen mit allem Guten, und die uns im Leben des Einzelnen wie in dem Rieſengemälde der Geſchichte gleich allmächtig erſcheint, die oft dunkel geahnt wird, oft faſt ſichtbar dem Böſen die Schlinge legt, welche er allein nicht ſieht, oft auch das gewollte Gute, wenn es nicht aus den reinſten Tiefen des Herzens emporgeſtiegen iſt, zum Unheil wendet, zuletzt aber der Geiſt iſt, der aus allem gewollten Böſen ſtets alles Gute zu ſchaffen weiß.

Bis jetzt iſt alſo der Fluch des Ahnherrn der erſte Anſtoß zu allen den unheilvollen Ereigniſſen, die den Perſonen des Stückes drohen. Der Vater verflucht nämlich den Sohn, der ihm die künftige Gemahlin entriſſen hat, und nebenbei trifft die Verwünſchung wohl auch Iſabella. Merkwürdig genug hat Sch. nicht angedeutet, daß der eigentliche Miſſethäter, der Gemahl der Fürſtin, ſeine Strafe in Folge des Fluches gefunden hat, er ſtirbt vielmehr im Vollbeſitz der Macht; denn daß er etwa in dem Haſſe ſeiner Söhne, der leicht ſein Reich zu Fall bringen konnte, eine ſolche Strafe geſehen hätte, geht nicht aus dem Stücke hervor*). Freilich darf man auch an die That des Sohnes nicht etwa den juriſtiſchen Maßſtab legen wollen, wonach ſie geſetzlich ſtrafbar kaum erſcheinen würde; man laſſe ſie im Gegentheil ſo ſchwer als möglich wiegen, es mag uns grauen-

*) Wenn Palleske II, 544 ſagt: „Wenigſtens erſcheint der unnatürliche Bruderhaß der beiden Söhne, welche dem Paare geboren werden, dieſem ſelbſt wie eine Strafe und erweckt ihm Grauen", ſo iſt, bei der Wichtigkeit dieſer Erörterung für den innern Zuſammenhang des Stückes, darauf hinzuweiſen, daß wir von einer ſolchen Idee in demſelben Nichts haben finden können.

voll anwidern, wenn wir in das heiligſte und idealſte aller Naturverhältniſſe leidenſchaftliche Nebenbuhlerſchaft hineingetragen ſehen — die einzige bedenkliche Frage bleibt uns die Wirkung des Fluches auf die folgende Generation hin. Denn der Haß der Brüder iſt, nach der ſchon angeführten Stelle, eine Wirkung dieſes Fluches: „Es iſt kein Zufall und blindes Loos, daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören — denn verflucht ward der Mutter Schoß, ſie ſollte den Haß und den Streit gebären".

Es ſcheint uns, als ſei Sch. hier durch den Bau ſeines Stückes in eine eigenthümliche Verlegenheit gebracht worden. Wie leicht ließ ſich der Haß fürſtlicher Brüder, von denen der eine der geborene Unterthan des Andern iſt, auf die natürlichſte Weiſe motiviren! — man braucht ja nur an das thebaniſche Paar zu denken oder an Carl und Franz Moor. Aber eine ſolche Motivirung hätte das Stück von Grund aus verändert. Wäre auch nur die ſchnelle Verſöhnung möglich geweſen, wenn der angeborene Adel dieſer Charaktere durch Neid, Eiferſucht und Herrſchſucht zerrüttet und verzehrt worden wäre? Andererſeits iſt allerdings ſchwer begreiflich, wie ein Haß, von dem die Mutter ſelbſt ſagt

„mit ihnen wuchs"
„aus unbekannt verhängnißvollem Samen"
„auch ein unſel'ger Bruderhaß empor,"
„der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,"
„und reifte furchtbar mit dem Ernſt der Jahre."

alſo eine jener Naturanlagen zu gegenſeitigem Haſſe, wie ſie auch im Privatleben nicht gerade ſelten ſind, dann ſo ſchnell überwunden werden kann. Der Dichter iſt hier auch äußerſt vorſichtig verfahren, indem er dieſen Zwieſpalt der Brüder durch keine beſonders erwähnten unſühnbaren Thaten dem Zuſchauer unverſöhnlich erſcheinen, ſondern denſelben mehr in der Stellung der feindſeligen Gefolge der Brüder ſich wiederſpiegeln läßt, indem er ihn, wie Hoffmeiſter ſagt, nur leiſe motivirt, auch die Charaktere der Brüder nicht zu ſchroffen Gegenſätzen ausprägt und endlich ein Band der Einheit erſtens in dem vollen Adel

der Geſinnung, der beide belebt, zweitens in der gleichmäßigen und ſtarken Liebe andeutete, welche ihre Herzen an die Mutter feſſelt.

Um den Dichter vor dem Vorwurfe, der ihm vielfach gemacht worden iſt, zu ſchützen, daß nämlich alle Perſonen in dem Stücke ſchuldlos ſeien, hat man dem Ceſar nachgeſprochen, die Heimlichkeit, mit welcher alle und beſonders Iſabella ihr Handeln umgeben, ſei ihre Schuld. Es ſcheint uns aber ganz falſch, auf dieſe Heimlichkeit den Hauptaccent zu legen; jedenfalls trifft man doch dadurch nur ein Accidens und nicht die Subſtanz und vergißt ganz, daß der Haß der Brüder, wenn auch ſcheinbar gleich im Anfang und eigentlich nur mit grauſamer Ironie des Schickſals beſeitigt, doch die Triebfeder und Veranlaſſung alles innerhalb des Stückes Geſchehenden iſt und daß ſchon in den beiden Träumen das Schickſal ihn offenbar mit in ſeine Rechnung zieht, wodurch dann allerdings die Heimlichkeit Iſabella's die Veranlaſſung gerade zum Entſetzlichſten wird.

Der Kern der Schuld iſt und bleibt der Raub Iſabella's durch den alten Fürſten, die etwaige Schwäche, mit der ſie nachgiebt, worüber der Dichter aber auch nicht die leiſeſte tadelnde Andeutung verliert, und der Fluch des Ahnherrn, der ſich nicht an ſeinem Sohne, wohl aber an ſeinen Enkeln erfüllt.

So läge alſo dieſe Urſchuld vor dem Stücke und es fragte ſich hier, wie weit das moderne Bewußtſein den Fluch und das ihn ausführende Schickſal als Mächte des ſittlichen und zugleich des poetiſchen Lebens anzuerkennen hat und ſich ihnen hingeben darf, noch ehe man die Frage aufwirft, wie es denn mit der Schuld der Perſonen innerhalb des Stückes ſtehe. Daß die Conſtruction des Stückes eine künſtliche ſei, wird von allen modernen Kritikern, wie von Hoffmeiſter (im 5ten Bde. von Sch.'s Leben, Geiſtesentwicklung und Werke p. 113, 114), von dem geiſtvollen Joſeph Bayer (ſ. u.) von Gerlinger (ſ. u.) und auch von Palleske zugegeben, obwohl ſich dieſer mit großer Gewandheit und Feinheit

hier ganz eigentlich zum Apologeten des Dichters macht. Ihren tiefſten Grund ſcheint dieſe Künſtlichkeit darin zu haben, daß Sch. ſich in die ganze Gedankenwelt der antiken Tragödie eben philoſophiſch und äſthetiſch hineingedacht hatte und ſich auch auf dieſem Gebiete einmal als Dichter verſuchen wollte. „Ich habe es nicht vergeſſen, ſchreibt er an Wilhelm von Humboldt (und wir entnehmen dieſe Stelle aus Hoffm. V, p. 67), daß Sie mich den modernſten aller neuen Dichter genannt, und mich alſo im größten Gegenſatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es ſollte mich alſo doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geſtändniß abzwingen könnte, daß ich auch dieſen fremden Geiſt mir zu eigen habe machen können.“ „Ich will nicht leugnen, ſchreibt er ferner, daß mir ohne eine größere Bekanntſchaft, die ich indeſſen mit dem Aeſchylus gemacht, die Verſetzung in die alte Zeit ſchwerer würde angekommen ſein.“ So muß denn allerdings wohl dem modernen Leſer auch das Recht bleiben, ſich dem „fremden Geiſte“ gegenüber fremd zu fühlen; er muß, um das Stück ganz zu würdigen, die Begriffe des eigenen ſittlichen Lebens einen Augenblick bei Seite legen und mit Sch. den ſchweren Verſuch machen, ſich in die alte Zeit hineinzuverſetzen. Hier entſteht aber ſogleich ein doppeltes Bedenken. Iſt denn wirklich jene alte Zeit in ihren ſittlichen Anſchauungen eine uns ſo vollſtändig fremde geweſen, können dieſe Anſchauungen, zum Trotz der Einheit des Menſchengeſchlechtes, etwa gar den unſrigen entgegengeſetzt geweſen ſein? Widerſpricht dem nicht ſchon die bewundernswürdige Volksthümlichkeit, die in dem Augenblick, in welchem wir ſchreiben, das Meiſterwerk der attiſchen Bühne wieder unter uns gewonnen hat*)? Wo bleibt die Einheit und Allgemeingültigkeit des Bewußtſeins und des Gewiſſens, wenn nicht die Jahrhunderte am ewigen Begriffe des Guten machtlos zerſchellen? Und angenommen zweitens, das Undenkbare wäre möglich,

*) Antigone auf der erſten Bühne Berlin's.

hat Sch. ſich ſein modernes Bewußtſein ſo vollſtändig aus dem Sinne ſchlagen können, und hat er nirgends eine Vermittlung verſucht?

Es handelt ſich um die Denkbarkeit der Weiterwirkung des Fluches. Alltäglich läßt die menſchliche Geſellſchaft ſowohl wie der Einzelne den Sohn die Vergehen oder auch nur das Unglück des Vaters büßen und ſollte doch nicht für das herbe Geſetz, daß Gott die Sünden der Väter beimſucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, wenigſtens die Anerkennung eines inneren fürchtenden Schauers haben? Auch ſind altteſtamentaliſche Vorſtellungen noch immer mächtig genug, um dem Fluche — wie andrerſeits dem Segen — des Vaters und der Mutter, ſelbſt da, wo er bei näherem Nachdenken als übereilt oder der Schuld nicht entſprechend erfunden werden ſollte, eine die Vergeltung des Schickſals erzwingende Kraft beizumeſſen, beſonders aber wenn wir uns im Gebiete der Poeſie bewegen. Und nicht nur jüdiſch, auch griechiſch war dieſer Gedanke. „Man legte, ſagt Preller Griechiſche Mythologie II, p. 237, in ſo alter Zeit dem Fluche des Vaters oder der Mutter eine dämoniſche Gewalt bei, die nicht durch die Geringfügigkeit des Anlaſſes, ja ſelbſt nicht durch die Reue deſſen, der geflucht hatte, wieder aufgehoben werden konnte.“ Auch Hoffmeiſter, indem er an die altteſtamentaliſche Anſicht erinnert, ſetzt hinzu: „Das iſt das Hochtragiſche im Laufe der Dinge, daß durch eines Einzigen Schuld ganze Geſchlechter verderben“. In jedem Falle iſt es ja auch unmöglich, den Einzelnen gleichſam wie ein nur ſich ſelbſt entſprungenes, in ſich vollkommen einziges Atom von dem Ganzen loszulöſen, dem er durch Geburt, Geſchichte, gemeinſame That, Verpflichtung aller Art angehört. Es giebt eine Anzahl von geradezu natürlichen, im ſtrengſten Sinne körperlichen und pſychiſchen, der Familie, wie der Geſellſchaft entſtammenden Bedingungen, deren Einwirkungen ſich auch der freieſte Geiſt, trotz des vollſten Bewußtſeins ſeiner Allgemeinheit und Ewigkeit nicht entzieht, auf deren Grunde er erſt der Schmied ſeines Glückes und ſeines Unglückes

Digitized by Google

wird. Gerade die Beobachtung der geſchichtlichen Thatſachen und ſelbſt die materialiſtiſche Betrachtung der Natur beſtätigen dies, und daß Sch. ſo reflectirt hat, erfahren wir durch Böttiger's Mittheilungen bei Hoffm. V, 77. Dieſelben ſind dankenswerth, weil ſie es unmöglich machen, wie es freilich gleichwohl geſchehen iſt, Sch. die Einführung eines blinden und tauben Schickſales, welches den Unſchuldigen ſchlägt, zuzuſchieben. „Es iſt die Beobachtung, heißt es dort aus Sch.'s Munde, daß ein Volk, ein Geſchlecht phyſiſch und moraliſch immer mehr ausarte, aber in dieſer Ausartung auch ſchon den unvermeidlichen Fluch ſeiner Vorfahren trage, und endlich, wenn das Maß ganzvoll ſei, ohne Rettung untergehe. Es ſei hier eine wunderbare Wechſelwirkung; denn ſo wie es geſchehe, daß ſelbſt ausgeartete Kinder noch des Segens ihrer frommen und gerechten Vorfahren theilhaftig würden, ſo könnten Schuld und Ruchloſigkeit der Väter auch noch ein verderbendes Erbtheil für eine dem Anſcheine nach ſchuldloſere Nachkommenſchaft werden." Man darf dieſe Vorſtellungen antike ebenſowohl als altteſtamentaliſche nennen, materialiſtiſche verbinden ſich damit. „Man müſſe hier nur das Animaliſche, welches in der Fortpflanzung, in der Race liege und bei dem Menſchen Stammcharakter heiße, von dem unterſcheiden, was die frühe Angewöhnung, Erziehung, Beiſpiele dem Stämmchen noch überdies einimpfen. Beides wirke gemeinſchaftlich. Vieles liege gewiß ſchon im Blute. So wie es Familiengeſichter und Familienkrankheiten gebe, ſo auch forterbende moraliſche Gebrechen und bei der zunehmenden phyſiſchen Schwäche auch ein moraliſches Unvermögen." So entſteht von der materiellen wie von der ſittlichen Seite her der Begriff des Schickſales, in welchem der Fluch nur als die gewaltſam im Blitze ſich entladende Elektricität der allgemeinen Atmoſphäre erſcheint.

Wenn der ganz frei iſt, welcher alle Bedingungen ſeines Daſeins geiſtig ſelbſt geſchaffen hat, dies aber nur Gott möglich iſt, ſo ringt auch die Menſchheit nur nach der Freiheit, indem ſie der Nothwendigkeit und dem theils rohen, theils frivolen Spiele des Zufalls möglichſt viel abzugewinnen ſucht, oder indem ſie jene

Nothwendigkeit, jenen Zufall in einen höheren, geiſtigen Weltzuſammenhang zu bringen ſtrebt, d. h. indem ſie für ihr eigenes Leben als Ganzes eine Philoſophie der Geſchichte, für das Leben des Einzelnen eine höhere, weiſe Fügung, eine leitende Vorſehung zu begründen ſucht. Der in der Mitte ſtehende Begriff des Schickſals aber iſt kein durchdachter, es iſt die Zuſammenfaſſung der Ahnungen des Gemüthslebens, des beängſtigten Gewiſſens, der feurigen Begeiſterung für irgend eine hohe Sache; in dem dunkeln Gefühl einer ewigen, gerechten Vergeltung, die oft wunderſam verſchlungene Pfade geht, ſcheint er zu gipfeln. Ob dieſe dunkeln Wolken, die den Horizont aller Lebensziele verſchleiern, ſich einſt ganz lichten werden, ob alles Leben des Einzelnen und der Geſammtheit ſich einſt erweiſen wird als aus der Idee geboren, — wer möchte es verneinen und wer wagte es zu bejahen! Doch iſt ſo viel gewiß, daß, je mehr die Bedingungen und die Nothwendigkeiten des Lebens, der Natur, der Geſchichte, der anererbten religiöſen Vorſtellungen den Einzelnen einengen, ihm ſein Freiheitsbewußtſein verkümmern, deſto günſtiger der Boden für eine dichteriſche Darſtellung des Schickſalsbegriffes iſt. Aber auch in ſolchen Epochen der Menſchheit wird es Abſtufungen geben, und wir möchten auf die Wichtigkeit dieſer Abſtufungen beſonders aufmerkſam machen. Am leichteſten mißt man dieſelben an den ſocialen Unterſchieden; je drückender und qualvoller die Nothwendigkeiten des Lebens ſind, deſto mehr erſcheinen ſie als blinde, von Ewigkeit her beſtehende, unzerbrechliche, und ſehr ſchlimm würde die Philoſophie des Dichters davonkommen, wollte man ſeinen Schickſalsbegriff nach den Worten des Dienerchores beurtheilen:

„Aber wenn ſich die Fürſten befehden,
„Müſſen die Diener ſich morden und tödten,
„Das iſt die Ordnung, ſo will es das Recht."

Und noch klarer, aber auch noch bedenklicher lautet es:

Ja, es iſt etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrſcherin fürſtlichen Sinn,
Ueber der Menſchen Thun und Verkehren
Blickt ſie mit ruhiger Klarheit hin.

Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und ſinnlos durch's wüſte Leben.

Das iſt der Schickſalsbegriff des in ewige Feſſeln geſchlagenen, unterworfenen Volkes oder des Wächters in der Antigone, welcher allerdings die Anſicht des griechiſchen gemeinen Mannes und der Weiber (ſ. Nauck zu Sophokles Antig. V, 236) vom Schickſal, aber nicht die des Sophokles und Perikles darſtellt. So iſt denn die alte Tragödie voll von Flüchen, Orakelſprüchen, Träumen, die dann in allen Stücken wiederkehren, welche in Zeiten wilder innerer und äußerer Kämpfe, dunkeln Ringens zum Lichte ſpielen, wie in der Jungfrau, im Wallenſtein. In ſpäteren Tagen, wo das Ziel ein klareres mit vollkommnerem Bewußtſein verfolgtes wird, ſchwinden die Träume, verhallt die Stimme der Orakel, giebt es nur noch einen Fluch, nur noch ein Schickſal, die Schuld, ſo in Maria Stuart, ſo bei Mirabeau, der auf die Frage, was das Tragiſche ſeines Geſchickes ſei, die herzzerreißende Antwort gab: „Meine Jugendſünden".

Das moderne Bewußtſein hat keinen größeren Feind als dieſen rohen Begriff eines blinden Schickſals, mit deſſen Hülfe man ein freies Streben auf jedem Gebiete in ſich vernichten könnte. Hätte Sch. dieſen begründen wollen, wie man ihm vorgeworfen hat, ſo müßte man ein ſolches Eindringen überwundener Geſichtspunkte allerdings ſtreng zurückweiſen; es genügt, wenn man zugiebt, daß Sch., um die dunkleren Seiten des Gemüthes darzuſtellen, ſich vielleicht zu künſtlich in eine uns fremde Vergangenheit zurückgedacht hat, die er jedoch mit den eigenen und unſern Anſchauungen zu vermitteln ſtrebte. Wir glauben auch nicht, daß jemals der Begriff eines in ſich völlig dunkeln, von ſittlichen Grundlagen ganz abgewendeten Schickſals eine gebildete Menſchheit irgendwo beherrſcht habe, oder daß Sch. ſich dieſe Vorſtellung habe lebendig denken können. Halten wir uns, womit wir zugleich den Uebergang zur Erörterung der Schuld der Perſonen im Stücke machen, an die Sage von Oedipus, ohne welche die

Braut von Meſſina wohl kaum exiſtiren möchte, ſo mag in der ſophokleïſchen Tragödie „König Oedipus“, der Held perſönlich ſich keiner Schuld an der furchtbar tragiſchen Verwicklung des Ganzen bewußt ſein, immer ſteht doch vor dem Stücke der in heftiger Leidenſchaft begangene Mord an einem hochbetagten Wanderer, und Oedipus hat Tiefe der Selbſterkenntniß genug, um ſich ſelbſt einen Antheil der Schuld an allem Geſchehenen beizumeſſen, wie denn auch Jokaſte ſich durch Selbſtmord ſtraft. Nun erklären ſich die Philologen Schneidewin und Nauck in der Vorrede zu ihrer Ausgabe des griechiſchen Textes des ſophokleïſchen Stückes alſo:

„Der den Göttern einmal verhaßte Oedipus beſtätigt
„den Volksglauben, daß manchem trotz des beſten
„Willens nichts gelinge, weil er den Göttern zuwider ſei:
„ein Glaube, der aus der Beobachtung des oft ſchreienden
„Abſtandes zwiſchen Verdienſt und Schickſal entſprang.
„Niemand wolle glauben, dieſe Auffaſſung vertrage ſich
„nicht mit dem ſittlichen Standpunkte unſeres frommen
„Dichters. Die Grundlage ſeiner nie genug zu bewun-
„dernden Kunſtſchöpfung fand er fertig vor: Schuld
„und Strafe in Einklang zu ſetzen, konnte nicht
„ſeine Aufgabe ſein, falls er nicht den Sinn der
„Sage verderben wollte. Sodann beachte man, daß Oedi-
„pus, wenngleich perſönlich noch ſo rein, doch die
„Schuld ſeiner Eltern büßt. Denn nach dem Glauben
„des Alterthumes werden die Miſſethaten der Eltern oft
„an Kindern und Kindeskindern heimgeſucht, und ſogar
„im bloßen Verkehr zieht die Sünde der Unreinen die
„Reinen mit in's Verderben. Nach allem muß als Grund-
„gedanke des ſophokleïſchen Dramas aufgeſtellt werden:
„den Sterblichen, ſei er noch ſo gut, bewahrt alle Wach-
„ſamkeit über ſeine Schritte nicht vor Vergehungen, aller
„Scharfſinn in der Erkenntniß des Richtigen frommt ihm
„nicht, ſobald ihm die Liebe der Götter entgeht.

„Mag der äußere Schein noch ſo blendend ſein, je ſpäter
„und unverhoffter, um ſo tiefer ſtürzen die Götter den
„Gottverhaßten."

Wenn ſolche Anſichten über Sophokles möglich ſind*) — die gelehrten Urheber derſelben erinnerten ſich offenbar nicht des platoniſchen Dialoges Eutyphron, den wir auch ungelehrten Leſern empfehlen, noch auch der ariſtoteliſchen Lehre, die wir ſchon oben erwähnten —, wird Sch., welcher der neidvollen Gegenwart angehört, ſich nicht beklagen dürfen. Jener angebliche Götterhaß aber geht noch weit über den herodoteiſchen Götterneid hinaus, der, nur im Ausdrucke befremdend, eine vollſtändig befriedigende, allgemein gültige Erklärung zuläßt. Unmöglich iſt es, ſich unter lebenden Menſchen die Vorſtellung eines unbegründeten Götterhaſſes wirkſam zu denken, weil damit das Weſen aller Gottheit, als Vergelterin des Böſen, vollſtändig vernichtet und die Grundlage jedes ſittlichen Lebens zerſtört ſein würde.

Fordert das Schlußwort des Dichters: „Der Uebel größtes aber iſt die Schuld" entſchieden dazu auf, genau zu unterſuchen, wie er das Schickſal ſeiner Helden durch die Schuld derſelben motivirt hat, ſo bleibt es vorläufig Problem, wie Iſabella ſich ſchuldlos erklären darf, ein Problem, welches die bedeutendſten Kritiken durchaus nicht gelöſt haben, indem ſie für ſie eine Schuld aufzufinden wiſſen, die ſelbſt anzudeuten der Dichter verſchmäht hat, während es ihm doch ſo leicht geweſen wäre.

Weiter werden unſere Leſer aus unſerer Darſtellung, wie beſonders aus den angeführten Erörterungen Stein's und Schneidewin's erkannt haben, einen wie viel günſtigeren Boden der

*) So ohne Weiteres wenigſtens können wir ſie nicht hinnehmen (ſ. G. Dronke p. 77 ff.), für die moderne Tragödie aber ſind ſie jedenfalls vollkommen unverwendbar; auch diejenigen Tragiker, welche man, wie Müller, mit ſeiner „Schuld" des kraſſeſten Fatalismus angeklagt hat, verſuchen überall zu motiviren und zuletzt ein Gleichgewicht zwiſchen Schuld und Strafe herzuſtellen.

antike Dichter für die Darſtellung des Schickſalsbegriffes vorfand als Sch. und daraus erklärt ſich, daß dieſer noch nach andern und allgemeineren Motivirungen für das Verhängniß ſuchte, welches die Perſonen des Stückes trifft. So läßt er denn den Chor von ſchwarzen Verbrechen und Greueln ſprechen, die in dem Fürſtenhauſe begangen ſeien. Und im Allgemeinen denkbar ſind ſolche dem Zuſchauer wohl, bei der Gewaltſamkeit und Leidenſchaftlichkeit, die allen Mitgliedern der Familie eigen iſt; anders wirkt freilich in Iphigenie die Aufzählung der ſchaudervollen Sündenreihe, die dem Atridenhaus den Fluch der Götter zuzieht. Dann aber iſt auch der ganze fürſtliche Beſitz des regierenden Geſchlechtes Ergebniß roher Eroberung und gewaltſamer Knechtung eines friedlichen Volkes, welches nun ſchadenfroh den Untergang ſeiner Unterdrücker mit anſieht, mit um ſo berechtigterem Grimme als es ſagen durfte:

„Es hat an dieſem Boden kein Recht."
— — — — — — — — — — — —
„Gaſtlich haben wir's aufgenommen,"
„(Unſere Väter — die Zeit iſt lang)"
„Und jetzt ſehen wir uns alle als Knechte"
„Unterthan dieſem fremden Geſchlechte."

Noch energiſcher ſpricht Iſabella ſelbſt dieſen Gedanken aus. Wir knüpfen hieran die Erörterung über die Schuld der Perſonen im Stücke ſelbſt, mit welcher wir einen Theil der Sch. gemachten Vorwürfe zurückzuweiſen gedenken.

Wie ſteht es mit der Schuld der Perſonen im Stücke ſelbſt? Auf Iſabella freilich möchten die Ausführungen Schneidewin's und Nauck's eine Anwendung finden, die wir äſthetiſch nicht zu rechtfertigen vermögen und wir verweiſen dazu einfach auf das Gefühl, welches in uns ſo mächtig erregt wird, wenn ein überführter Verbrecher bis auf den letzten Augenblick vor der Strafe an der Behauptung ſeiner Unſchuld feſtgehalten hat und mit ſeinem Geheimniß dahingegangen iſt. Wir glauben, daß, ohne den Pomp der dichteriſchen Worte, in einfacher proſaiſcher Erzählung ein ſolches Verhältniß vollſtändig unerträglich

ſein würde. Die von Don Ceſar ihr vorgeworfene Heimlichkeit kann nicht Schuld genannt werden; ſchlimmer noch ſteht es mit dem Vorwurf Beatrice's,

Dir ſelbſt und mir, uns allen zum Verderben
Haſt du den Todesgöttern ihren Raub
Den ſie gefordert, frevelnd vorenthalten!

Denn nur auf dem Gebiete der Vorſtellungen, die im Stücke herrſchen, kann dies hingenommen werden; der moderne Zuſchauer darf den Verſuch, es in nüchterne Gedankenproſa zu überſetzen, nicht ungeſtraft machen. Wenn der Uebel größtes wirklich die Schuld iſt, ſo iſt für Iſabella die Tragödie nicht vorhanden, da ſie ohne Schuld iſt *). Auf die ſchon oben berührten Verſuche der modernen Kritiker, ihr irgend eine Schuld anzudichten, wird immer zu antworten ſein, daß dieſe Schuld vom Dichter nicht in ihr Bewußtſein verlegt worden iſt, und daß wir ſie deshalb als eine ſolche nicht anerkennen dürfen. Hoffmeiſter's kurzes Wort: „Sie hätte das Unwürdige von ihrem Gemahl nicht ertragen ſollen", erörtert Palleske, indem er ihr „Läßlichkeit" vor wirft, „welche die wüſte Zerfallenheit der Familie, die ſchmachvolle Ehe nicht von Grund aus zu heilen ſtrebte". Aber wo iſt das von Sch als ein Motiv angedeutet worden? Der Leſer gedulde ſich einen Augenblick.

Sch. mußte bei der Schöpfung des Drama's überall fühlen, wie viel günſtiger die Stellung des antiken Dichters ſolchen Stoffen gegenüber war, wenn im Herzen des Zuſchauers ſchon das Bangen vor den ewigen Vergeltungen des Schickſals und vor der wunderbar geheimnißvollen Macht waltete, die unſere armen Erdengeſchicke oft ſcheinbar willkürlich, immer unwiderſtehlich leitet, die von uns ſtets die volle Hingabe an das Gute

*) Naïv wird dies ausgedrückt in dem ſehr lesbar und lebendig geſchriebenen Buche: Melpomene oder über das tragiſche Intereſſe von M. Enk, Wien 1827, p. 112: „Man weiß gar nicht mehr, was man denken ſoll, wenn Iſabella, die man doch für eine gute Chriſtin halten muß, dann wieder im ſtrengſten Ernſte des Affects in die Worte ausbricht: Alles dies erleid' ich ſchuldlos u. ſ. w."

verlangt und uns doch ſelbſt faſt unvermeidliche Fallſtricke legt, und wenn dieſes Bangen bei dem Namen eines jener hehren Geſchlechter, deren einſame Häupter Aurora mit den ewigen Strahlen berührt, aber auch die Blitze furchtbarer treffen, lebendiger, tiefer und feierlicher erwachte. Aehnlich ſpricht ſich, in ſeiner vortrefflichen Abhandlung, Palleske aus: „Es iſt nicht zu leugnen, daß die B. v. M. bei allen glänzenden Vorzügen einigermaßen den Eindruck des Künſtlichen macht. Ich glaube, der Grund liegt in dem frei erfundenen Stoffe. Gerade bei einem Drama, wo der Schwerpunkt im Gange der Handlung liegt, ſollte vielleicht die Handlung den Charakter des wirklich Geſchehenen ſchon in den Namen der Perſonen an ſich tragen, wenigſtens müßte die geſchichtliche Umgebung mit mehr Beſtimmtheit gezeichnet ſein, als es hier geſchieht. Die Linien, aus welchen man ſich die Situation geſtalten muß, ſind in wenige Zeilen des Chors verſteckt, und dadurch erhält die Grundlage des Stückes eine Unſicherheit, welche hier am wenigſten fühlbar ſein müßte.“ Wir glauben ſchließlich, Sch. hat ſich die Wirkung einer ſo reinen und hehren Prachtgeſtalt, wie Iſ. iſt — „wie ſie mit ihren Söhnen blühend den Kreis des Schönen ſchließt“ — auf den Zuſchauer, in welchem der Dichter für das Erſte nur ſehr ſelten einen *Mitdenker* zu fürchten hat, nicht entgehen laſſen mögen. Oder, um dieſem Gedanken die äußerliche Berechnung des Effektes zu nehmen, des Dichters Phantaſie hat von der Idealgeſtalt des hohen Weibes nicht laſſen und nicht abfallen mögen — wie ſtände es mit der herrlichen Eröffnung des Stückes, wenn an Iſ. irgend eine *moraliſche Schuld* klebte? Sieht man näher zu, ſo bemerkt man, *daß auf der vollen moraliſchen Schuldloſigkeit der Mutter das Schönſte im Drama beruht, das Verhältniß der Söhne und Beatrice's zu ihr, denen ſie wie ein höheres Weſen gegenüberſteht.* Die reine Liebe, die alle in dieſem Sinne mit einander vereint, die reinen Worte des Muttergefühles, welche ihrer Wirkung in jedem Herzen ſicher ſind, wären un-

möglich geweſen. Der nüchternen und in dieſer Nüchternheit eigentlich doch widerwärtigen Jokaſte*) hat Sch. ein Ideal der fürſtlichen Frau und der Mutter gegenüberſtellen wollen und iſt dadurch freilich wohl in unleugbare Widerſprüche gerathen mit ſich (wie wir unten ſehen werden) und mit dem antikiſirenden Geiſte des Ganzen; der deutſche Leſer aber, wenn er nicht mit dem linken Auge ſtets die Paragraphen des äſthetiſchen Geſetzbuches durchfliegt, wird verſucht ſein ihm recht zu geben. „Ein entzückendes Gemälde der Mutterwürde" nennt es Hoffmeiſter. Wir möchten geradezu behaupten, daß die Geſtalt Iſabella's ein Hauptmotiv zur Schöpfung des Ganzen geweſen iſt.

Indem wir feſthalten, daß die Schuld der Perſonen im Stücke ſelbſt ihre Veranlaſſung immer wieder in der Urſchuld vor demſelben hat, erörtern wir ſie näher. „Man hat geſagt, ſchreibt Palleske, daß alle Perſonen in der Braut unſchuldig ſeien. Sch. hatte freilich ein ſehr zartes Gewiſſen. Aber mich dünkt, die Schuld wäre gar nicht ſo zart." Nun ſtellt er die Urſchuld dar. Dann fährt er fort: „Der Vater ſtirbt. Aber noch vor ſeinem Tode hat Don Manuel ohne Einſtimmung der Alten einen Liebesbund geſchloſſen, von dem er ſelbſt verräth: „Es brauchte weiter keines Menſchen Dienſt". Beatrice, ſeine Geliebte, hat ſich ihm leicht und unbeſonnen ergeben ... Noch mehr, Beatrice wiederholt die Schuld ihrer Mutter, wie Don Manuel die des Vaters. Auch ſie hat ſchon ein Geheimniß vor Don Manuel. Sie war bei des Fürſten Leichenfeier im Dome und hatte dort eine Begegnung, welche ſie dem Gatten nicht verbergen durfte. Ich will die Handlung nicht weiter verfolgen.

*) „Namentlich ſteht Jokaſte in ganz anderer Gemüthsverfaſſung ihrem edlen Gemahl zur Seite. Sie lebt, ohne eigentlich ſchlecht zu ſein, dem Genuß des Augenblicks und ſucht etwaige Störungen ihres Glückes auf die leichteſte Art hinwegzuräumen. Der rückſichtsloſe ſittliche Ernſt des Oedipus iſt ihr fremd; ſie begehrt nicht die Wahrheit, ſondern behaglichen Genuß." Schneidewein und Nauck p. 21. 22.

Daß dieſe Perſonen vollkommen frei handeln, wird jeder Leſer zugeben, ſo wie, daß ſie nicht ſchuldlos ſind.“ So ohne Weiteres doch nicht und beſonders nicht auf Grund einer ſo flüchtigen Skizzirung der wichtigſten Dinge, wie die vorliegende iſt. Auch Sch. ſelbſt widerſpricht, indem er Don Ceſar am Schluß des Ganzen von Don Manuel ſagen läßt

Doch ich, der Mörder, ſollte glücklich ſein,
Und deine heil'ge Unſchuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen?

Aber allerdings, im Stücke werden die Perſonen ſchuldig. Wir müſſen hier zuerſt noch einmal auf Iſabella eingehen, von deren Schuld ſchon bei der allgemeinen Grörterung dieſer Frage die Rede geweſen iſt. Sollte man die Bemühung, durch genaues Nachrechnen darüber in's Klare zu kommen, für unnütz erklären, ſo möchten wir uns mit einem Worte Sch.'s (angeführt von Zillgenz „Ariſtoteles und das Deutſche Drama“ Würzburg, Thein, 1865, p. 15) kurz gerechtfertigt haben. Er ſchreibt unter dem 11. März 1795 an Goethe: „Sobald mir einer merken läßt, ihm in poetiſcher Darſtellung irgend etwas näher anliegt, als daß die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf“.

Wir nehmen an, daß der Zuſammenhang und die Cauſalverbindung zwiſchen Schuld und Leiden oder Strafe dem modernen Gefühl unentbehrlich ſind. Davon exiſtirt auch in der That nur eine Ausnahme, nämlich die, wo ein irdiſches, unverſchuldetes Leiden um einer höheren Ideen willen ertragen wird; da leidet Einer wohl für Tauſende (Oed. Col. V, 498 f.), aber — indem er die Schuld aller andern auf ſich nimmt und ſie zur ſeinigen macht. Davon iſt jedoch bei Iſabella nicht die Rede. Sehr merkwürdig zeigt ſich nun die von uns behauptete Nothwendigkeit einer Annahme urſächlicher Verbindung und gerechter Abwägung zwiſchen Schuld und Strafe für den modernen Zuſchauer darin, daß ſämmtliche, beſonders ältere Kritiker wetteifern, der Iſabella eine Schuld anzudichten —

bei Rönnefarth, deſſen Schrift über die Braut von Meſſina (Leipzig 18.. bei Dyk) wir allerdings nicht zu würdigen wiſſen, ſteht die Fürſtin mit Verbrechen bedeckt da. Und ähnlich iſt es auch bei Oedipus. „Hatte Oedipus eine Schuld auf ſich geladen? Und wenn dies, wo begann die Schuld? worin beſtand ſie? — Wohl die am meiſten umſtrittene Frage von allen, die über des Sophokles Theologúmena (d. i. Anſichten vom Göttlichen und Sittlichen) erhoben worden ſind?" So ſchreibt Dronke (p. 72) — und Sch. ſollte nicht ähnliche Genauigkeit der Unterſuchung fordern dürfen? Obwohl ſich nun bei Oedipus viel leichter eine Schuld auffinden läßt, wenigſtens überhaupt ſchuldige Thaten und eine leidenſchaftliche Charakteranlage uns gleich entgegentreten, ſo iſt doch der Eindruck der Furchtbarkeit des über ihn verhängten Leidens ein ſo erſchütternder, daß das Verhältniß zwiſchen Schuld und Leiden verſchwindet und der Leſer zuſtimmt, wenn Dronke (p. 76) weiter ſagt: „In Betreff dieſer Tragödie müſſen wir freilich dem faſt allgemeinen Urtheil der Kunſtkritiker — und es war dies ja auch wohl das Urtheil der alten Athener — beipflichten, daß ihr Schluß nicht das volle Gefühl ſittlicher Befriedigung hervorruft. Der Schwerpunkt dieſer Befriedigung liegt eben jenſeits des Königs Oedipus". Nämlich im Oedipus Colonéus. (Dies ſetzt jedenfalls höchſt geiſtvoll auseinander die Schrift des Grafen Paul York von Wartenburg „Die Katharſis des Ariſtoteles und der Oedipus Coloneus des Sophokles" Berlin, W. Hertz, 1866). Wohl deshalb hatte Sophokles mit dem König Oedipus im tragiſchen Wettkampf nicht den erſten Preis errungen.

Indem wir alſo vorläufig feſtſtellen, daß die Kritik, indem ſie für Oedipus und Iſabella unabläſſig nach einer Schuld ſucht, ſo viel an ihr liegt, mitbeweiſt, wie tief das Bedürfniß der gerechten Abwägung von Schuld und Leiden, wenn es als Strafe auftritt, in uns iſt, knüpfen wir daran die Bemerkung, in welchen ferneren Conflict mit dem modernen Bewußtſein Sch. dadurch gerieth, daß er unſerm Theater die „idealiſchen Masken"

des antiken wiedergeben und von einer tieferen Entſtehung und Entwicklung der Thaten und ſelbſt der Creigniſſe aus den Charakteren heraus für dieſes Mal abſehen wollte. Da nämlich die Anhaltepunkte, welche Sch. ſelbſt giebt, um Iſabella eine Schuld aufzubürden, doch gar zu dürftig und den Schlägen des Schickſals unproportionirt ſind, ſo hat die Kritik wieder raſtlos verſucht, der Fürſtin die „idealiſche Maske" abzunehmen, durch haarſcharfe Erörterung ihres Charakters dem inneren Zuſammenhange des Ganzen näher zu kommen und die Nothwendigkeit ihres ſtrafenden Leidens nachzuweiſen. D. h. Zuſchauer wie Kritiker erſtreben unausgeſetzt die Vermittlung zwiſchen Charakter und Schickſal, die der Dichter der ganzen Anlage und Sphäre des Stückes nach weniger hervorhob.

Noch immer hat die Kritik ſich nicht entſchließen können, es mit Sch. ſo genau zu nehmen, wie mit den Alten oder wenigſtens wie mit Goethe. Oder darf man es etwa mit einem Dichter und beſonders mit Sch. überhaupt nicht ſo genau nehmen? Mit einem Dichter, der zugleich einer der feinſten und ſchärfſten Denker der Nation geweſen iſt, und zwar gerade auf dem Gebiete ſeiner eigenen Kunſt? Der uns durch die „Briefe über Don Carlos" und durch ſeine Recenſion des „Egmont" beweiſt, daß er wünſchte, daß man ſeine eigenen Stücke durchdächte, wie er mit denen der andern that"? Warum muß die Kritik für Iſabella eine Schuld mit den Haaren herbeiziehen? Und warum erklärt ſie nicht lieber, weshalb und in welchem Sinne der Dichter Iſabella eine ſo energiſche Unſchuldserklärung in den Mund legt? Warum verſchmäht ſie es, das Schlußwort des Stückes in ſeiner Bedeutung für die einzelnen Perſonen des Stückes nachzuweiſen, und wenn ſie alle unſchuldig ſind, worauf bezieht es ſich, für wen hat es Geltung? Wie konnte der Dichter wagen, eine ſo naheliegende Combination zwiſchen dieſem Schlußwort und der Erklärung Iſabella's im Gemüthe des Zuſchauers zu provociren, wenn nicht ein tieferer Zuſammenhang den ſcheinbaren Widerſpruch auflöſte? Kann der Zweck des Stückes ein

anderer ſein, als zu zeigen, daß es eine ſittliche Macht, das Schickſal, giebt, welches die geſtörte Harmonie des Weltenganges rächend wieder herzuſtellen weiß, und auf die hervorragendſte Perſon des Ganzen ſollte dieſer Zweck nicht paſſen? Wie leicht wäre es Sch. geweſen, dieſe Schuld von Iſabella auszuſagen, wie er ſie von ihrem Hauſe im Allgemeinen ausſagt, wie viel Mühe, wie viel Mißbehagen hätte er uns erſpart! Wir fordern den unbefangenen Leſer auf, ſich zu fragen, was er denken würde, wenn Marie Stuart ſich am Ende des Stückes, dicht vor ihrer Hinrichtung für vollkommen unſchuldig erklärte, oder wenn an die Stelle des mit Pulver in die Luft geſprengten Gatten, ein Hirngeſpinnſt von Heimlichkeiten träte? Und wo hat der Dichter auch nur an einer einzigen Stelle ein innerliches Schuldbewußtſein der Fürſtin angedeutet, während Marie Stuart ihre Schuld auf jeder Seite anerkennt?

Im Anſchluß an das, was wir oben über die Schöpfung dieſes ganzen Charakters geſagt haben, müſſen wir ausſprechen, daß wir eine innere Löſung nicht kennen, daß aber eine ſolche bisher auch noch nicht gegeben iſt. Wir können eben nur die äußere Löſung bieten, daß Sch. mit der Geſtalt Iſabella's Vieles und nicht zu Vereinigendes bezweckt hat. Er hat eine weibliche Idealgeſtalt ſchaffen wollen, durch moraliſche Schuld aber wäre dieſe in ſich vollſtändig zerſtört worden. Darauf weiſen die oben angeſtellten Betrachtungen hin, darauf auch die Art, wie die hehre Erſcheinung der Mutter durch das ganze Gedicht hindurch von den Kindern gefeiert wird (ſ. u. die einzelnen Stellen). Vielleicht ſchwebte Sch. dabei aus ſeinen äſchyleiſchen Studien Klytämneſtra's oder aus den Scenen der Phönicierinnen Jokaſte's Erſcheinung vor, die dort edler als die ſophokleiſche erſcheint, vielleicht — hat er ſelbſt daran gedacht, der Iphigenie ſeines Freundes (1786) das gewichtigere Ideal der Mutter an die Seite zu ſtellen. Auch Züge, die dem Mannescharakter des Oedipus angehören, erſcheinen dunkel wieder; Iſabella zeigt in ihrem

Schlußworte eine Art von Trotz, der mit dem ſonſtigen Gemälde ihres Weſens ſchwer zu vereinigen iſt. Dann aber hat Sch. an ihr die unbedingte Unvermeidlichkeit der Schickſalsveranſtaltungen zeigen wollen. Die allgemeine Schuld des Hauſes zieht auch die mit fort, die Gutes gewollt haben. Denn welchem Zuſchauer, oder beſſer, welcher Zuſchauerin von Fleiſch und Blut kann man einreden, daß Iſabella unrecht gethan habe, als ſie ihr Kind dem finſtern Tyrannen, den rohe Gewalt zu ihrem Gemahl gemacht hatte, zu verſtecken und zu entreißen ſuchte!

Den Beweis, warum dieſe verſuchte Idealſchöpfung — nach unſerer Anſicht — mißlang, können wir erſt unten vollſtändig zum Abſchluß bringen.

Indem wir nun zu den andern Perſonen des Stückes übergehen, müſſen wir zuerſt einen peinlichen Punkt berühren. Der Dichter hat ſich nicht geſcheut, eine Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter vorauszuſetzen, wenn er das auch unter ſo dunkeln Ausdrücken verſteckt, daß manchem unbefangenen Zuſchauer und ſelbſt Leſer darüber kein volles Bewußtſein wird, oder daß ſogar Kritiker in der Selbſtanklage Beatrice's ein leeres Spiel des Dichters haben ſehen wollen (ſ. Hoffm. V, 78). Abgeſehen von der eben aus Palleske angeführten Stelle und dem hier recht häßlichen Ausdrucke Don Mannels von der „Liebe goldner Frucht" ſpricht der Chor geradezu von „dieſer Ehe ſegenloſem Bunde" und entſcheidend iſt doch wohl Beatrice's, wie es ſcheint überſehenes, Zeugniß ſelbſt: „Iſt dies Don Manuel, *mein Gatte*, mein Geliebter?" Wir fürchten, daß der Dichter hier über die Grenzen des für das moderne Gefühl Erlaubten hinausgegangen iſt und möchten hierin einen ungünſtigen Einfluß des freilich noch Grauſigeres bietenden antiken Stückes erkennen. Wir glauben auch, daß die Zeit, wo die Bühne ſolche Unnatürlichkeiten zur Erregung tragiſcher Stimmung gebrauchte, vollſtändig vorüber iſt. Auch hier bleibt übrigens allerdings ein Zweifel, wenn man an Iſabella's Worte denkt: „Und ſittlich ſelbſt blieb

ihre Leidenſchaft.“ So viel wir ſehen, hat kein moderner Kritiker dieſen Widerſpruch hervorgehoben *).

*) Hoffmeiſter und Valleske nehmen ohne Weiteres daſſelbe an, wie wir; Gerlinger erklärt Don Manuel für ſchuldlos mit den Worten: „Wir ſehen ihn auf dem Wege, den Gegenſtand ſeiner keuſchen Liebe zur rechtmäßigen Gattin zu machen“. Es liegt uns nicht daran, dem Dichter eine widerwärtige Veranſtaltung, einen uns Moderne ohne Weiteres empörenden Gedanken aufzudrängen — es fragt ſich nur, wie erklärt ſich zuletzt das Schlußwort des Stückes? Oder will man ein ſolches Wort, nach ſolchen Scenen des Entſetzens, in der That auf die Hirngeſpinnſte und Spinnengewebe der „Heimlichkeiten“ und „Läßlichkeiten“ anwenden? Und wo bleibt die Wirkung der Leidenſchaftlichkeit, die auch Beatrice und Don Manuel angeboren iſt und die ſchließlich doch die eigentliche Schuld des Sterblichen iſt? Vor Allem aber hat Sch. ſelbſt in jedem Falle zur ſchlimmſten Auslegung durch ſeine Ausdrucksweiſe Veranlaſſung gegeben; man vergleiche nur mit Gerlinger's burgerlich nüchternen Worten die Schilderung des Dichters von der erſten Begegnung Don Manuel's und ſeiner Geliebten. Indem wir der Anſicht bleiben, daß der Geiſt des Ganzen, wie der Begriff der Schuld und Strafe die Schuld Don Manuel's äſthetiſch fordern, bieten wir dem Leſer völlig unpartheiiſch die Mittel zur Entſcheidung. Man macht uns darauf aufmerkſam, daß in der That die Perſonen des Stückes den Ausdruck „Gatte“ ſynonym mit „Geliebte“ „Braut“ verwenden. Sehr bedenklich iſt aber doch die Stelle, an welcher, und die Wucht, mit welcher der Chor das Wort vom „ſegenloſen Bunde der Ehe“ ſpricht und jedenfalls doppelter Auslegung fähig iſt die Stelle, wo Don Manuel bei der Erzählung des Diego plötzlich ſagt: „Glückſelig Wort, das mir das Herz befreit“. Man nehme an, das Verhältniß ſei unſchuldig, ſo erwartet man von Don Manuel etwa den Ausdruck der Freude, vor dem Gräßlichen bewahrt zu ſein und ſeinen Dank gegen das gütige Schickſal, welches noch rechtzeitig die Entdeckung herbeiführt. Darauf paßt, im Munde eines ſo reinen und keuſchen Menſchen, der Ausdruck: „Glückſelig Wort, das mir das Herz befreit“ wie die Fauſt auf das Auge. So fügt man denn etwa hinzu: „Don Manuel lebt und webt in ſeiner Liebe. Der Gedanke, ſeine Geliebte ſei ſeine Schweſter und ſo der Beſitz derſelben unmöglich für ihn, bedrückt ihn während der Erzählung des Dieners mehr und mehr, endlich aber glaubt er ſchließen zu dürfen, ſie ſei es nicht und ſpricht nun die obigen Worte“. Für uns beginnt hier die äſthetiſche Rohheit, denn eine ſolche iſt es, zu glauben, daß Jemand in dem Augenblick, wo er erfährt, daß er ſeine Schweſter zu ſeiner Gattin zu machen in Gefahr war, dieſe Leidenſchaft perſiſtiren läßt. Dann wird doch wenigſtens ſehr unwahrſcheinlich, daß eine Leidenſchaft dieſer Art im Anfange und bis dahin rein und keuſch geblieben ſei, beſonders nach einer erſten Begegnung, wie Sch. ſie ſo ausführlich ſchildert. Es

Wie dem auch ſei, nach unſerem Gefühl iſt dieſe abſtoßende Veranſtaltung des Schickſals unumgänglich nothwendig, um den Mord des Don Manuel erträglich zu machen. So iſt er doch eine Sühne und, wie wir bald ſehen werden, iſt Don Manuel der Schweſter gegenüber auch nicht bloß in die Fallſtricke des verrätheriſchen Schickſales gefallen. Dieſe Ehe erſt läßt die Exiſtenz des einen der Beiden, die ſie geſchloſſen haben, unmöglich erſcheinen. Der Dichter entläßt uns am Schluſſe mit dem dräuenden und in jedem Herzen den tiefſten, beängſtigendſten Widerhall findenden Worte

der Uebel größtes aber iſt die Schuld

— denn wo wäre unter uns ein Schuldloſer? — und man will die Schuld vollſtändig aus dem Stücke hinwegdeuteln da, wo ſie iſt, und hineinzwängen da, wo ſie nicht iſt? Man iſt allerdings dem gewundenen Gange deſſelben bisher noch nicht ſcharf genug gefolgt.

Don Ceſar wird dadurch zweimal ſchuldig, daß er, am heiligen Orte, beim Leichenbegängniß des Vaters, in ſtürmiſcher Leidenſchaft der Liebe entbrennt und dann blindlings den Bruder erſticht, in welchem er einen lügneriſchen Verräther zu erkennen glaubt. Auch ſeine Exiſtenz wird, zumal als er die Falſchheit ſeiner Beweggründe einſieht, zu einer Unmöglichkeit. Er ſucht im Tode die Vergeſſenheit grauſiger, nicht gewollter Thaten und zugleich die Sühne derſelben, die Don Manuel, glücklicher als er, durch die Hand eines andern gefunden hatte.

ſcheint uns aber dem Geiſte und auch dem Gange des Stückes angemeſſener, daß Don Manuel, im Bewußtſein des Beſitzes der Geliebten, *aufathmet* und dem Schickſal dankt, welches ihn vor dem Gräßlichſten bewahrt — *zu haben ſcheint*, wie ja auch Iſabella, öfter als er, ſolche ironiſchen Enttäuſchungen durch das ſcheinbar günſtige Schickſal erlebt. Man leſe die Scene nach; Don Manuel's Haltung iſt die eines Menſchen, der im Schuldbewußtſein Entſetzliches über ſich kommen ſieht, aber es iſt dem tragiſchen Gehalt unangemeſſen, in dieſem Entſetzlichen die Unmöglichkeit einer Heirath zu erkennen. Für uns wäre das in der Tragödie unter jeder Bedingung komiſch. S. auch „Aus Städler's Nachlaß" von L. Rudolph, C. Goldbeck und E. Mätzner. Berlin 1865. p. 94.

Digitized by Google

Beatrice endlich theilt die Schuld mit Don Manuel. Obwohl ſie weiß, daß ein Geheimniß über ihr waltet und ahnen muß, daß ſie außerordentlicher ſittlicher Kraft bedürfen wird, um der verhüllten Zukunft gegenübertreten zu können, giebt ſie ſich leidenſchaftlich und leichtſinnig hin und widerſteht den ſeltſam dunkeln Lockungen nicht, die ſie treiben, vorzeitig in irgend einer Weiſe den Bann zu brechen, der ſie umgiebt, aus dem ſie doch aber eine günſtige Löſung erwarten darf. Eine Situation, in der freilich eben ſo viele Entſchuldigungen der weiblichen Schwäche begründet ſind. Sch. hat auch wohl abſichtlich die vernichtende Strafe auf die Seite der aktiv Schuldigen geſtellt; die paſſiv Schuldigen überleben.

In einer Tragödie, in welcher dem Schickſal oder den leitenden Mächten des Menſchenlebens die Hauptrolle zuertheilt iſt, ſo daß es faſt allein handelnd, ja unmittelbar eingreifend erſcheint, muß die Charakteriſtik der einzelnen Perſonen zurücktreten, und daß dies in der antiken Tragödie in der That geſchieht, hatte Sch. ſelbſt erkannt, wenn er an Goethe ſchreibt (Hoffm. V, 94), daß die Charaktere des griechiſchen Trauerſpiels mehr oder weniger idealiſche Masken und keine eigentliche Individuen ſeien, wie bei Shakeſpeare oder Goethe. Sch. ſelbſt ſtrebte aber von Natur ſchon mehr nach der lyriſchen und dramatiſchen Darſtellung allgemeiner Gedanken und nach der Schöpfung von Idealen, als nach einer Charakteriſtik im Einzelnen, die dem Geiſte des ganzen 18. Jahrhunderts fern lag, obgleich Sch. auch in dieſer Beziehung doch reicher geweſen iſt als die Kritik, einer einmal gefaßten Anſicht über ſein Weſen zu Liebe, es gelten laſſen will. So entſteht ein Unterſchied zwiſchen der antiken und modernen oder eigentlich der ſhakeſpeariſchen Tragödie. In der erſten wird das Walten des Schickſals und einer ewigen vergeltenden Gerechtigkeit an leidenden Menſchen dargethan, die durch ſchwere Verirrungen blinder Leidenſchaft die Strafen der Götter auf ſich ziehen; in der anderen kämpft die bewußte menſchliche Freiheit, gleichviel ob ſie das

Böſe oder das Gute will, gegen feindliche Mächte des Lebens, die ſich der Idee (Poſa, Jungfrau, Maria Stuart, Richard III), oder dem Egoïsmus (Wallenſtein) der Helden widerſetzen, ein Kampf, welcher zuletzt allerdings auch ein titaniſches Ringen gegen das Schickſal wird, da die Fügungen der Geſchicke von ſo zahlloſen Einflüſſen aller Art abhängen, daß ſie ſich zuletzt doch der Beſtimmung des Einzelnen völlig entziehen. Es iſt wohl zu beachten, daß eigentlich beide Mal ein Kampf mit dem, was man auch beide Mal Schickſal nennen kann, ſtattfindet; der moderne Dichter ſucht dies jedoch zurückzudrängen, in den allgemeinen Cauſalnexus der Handlungen zu verlegen oder durch andere geiſtige Kräfte, welche denen des Helden machtvoll entgegenwirken, zu erſetzen, obwohl zuletzt freilich über den Zufall des Gelingens und Mißlingens eine höhere Fügung entſcheidet, die wir als im Bunde mit dem uns eingeborenen Gefühle der Gerechtigkeit annehmen und ohne welche es eine Tragödie, wie wir dies Wort jetzt auffaſſen, wohl nicht geben würde.

Während der moderne Menſch, durch plötzliche und unvermuthet eintretende Wendungen der Ereigniſſe, die gerade das Unwahrſcheinlichſte wahr machen und des klugen Rechenmeiſters ſpotten, erſchüttert und belehrt, das Walten des Schickſals *ahnt*, läßt der antike Dichter daſſelbe halb ſogar aus dem Dunkel hervortreten, und das zeigt ſich beſonders darin, daß er ihm *eine Stimme* verleiht. Es ſpricht geradezu ſeinen Willen aus, es warnt und droht in Träumen, Vorbedeutungen, Orakelſprüchen; es läßt ſich anrufen, ja feſtbannen durch Flüche. Dieſe ganze übernatürliche Welt iſt aus der Tragödie des modernen Geiſtes verwieſen, höchſtens daß ſie ſymboliſch oder zur poetiſchen Ausſchmückung herangezogen wird. Doch entſteht dieſer Unterſchied nur eben durch die verſchiedene geiſtige Anlage der Menſchen, welche den Stoff der beiden Tragödien geben. In beiden rufen Thaten das Schickſal auf, in der erſten aber ſind es faſt immer *Thaten der Leidenſchaft*, oft geradezu der Sinnlichkeit, dann des Zornes, der

Rache, mit denen ſich Ehrgeiz und Herrſchſucht mehr nur verbinden. Solche Thaten ſind die des Laïos, Oedipus, der Klytämneſtra, des Oreſtes, der Medea, der Phädra. Die Leidenſchaft aber iſt die dunkele Seite im Gemüthe des Menſchen, die ihn bald ſo vollſtändig beherrſcht (ſie entzücke oder ſie martere ihn), daß ſie ihm wie eine außer und über ihm waltende Macht erſcheint, der er erliegt. Wahrlich der Weg von der ſinnlichen Leidenſchaft der Liebe bis zur Schöpfung der Liebesgottheiten, welche die Griechen ſo oft als übermächtige und zürnende darſtellen, war nicht weit. In der zweiten Art der Tragödie handelt es ſich um eine geiſtige That, die aus einer reichen Gedankenwelt erwächſt und die ſich ein bewußtes Ziel ſteckt, welchem das Leben und alle andere Güter im Voraus geopfert ſind. Der Böſe kann das eben ſo ſehr wie der Gute, aber da der Böſe in ſeiner Tiefe doch ſich ſelbſt nicht kennt — „ſie wiſſen nicht, was ſie thun" —, ſo bleibt in ihm ein geſpenſtiſches Element; das Böſe iſt ein fremder Gaſt im Menſchenherzen, und auch die moderne Tragödie verſchmäht es nicht, hier die dämoniſchen Mächte einer anderen Welt wieder zu beleben. So in der Jungfrau, Macbeth, Richard III, Franz Moor, Wallenſtein. Verſchwunden aber ſind ſie aus der Tragödie des nach dem Guten ringenden Menſchengeiſtes, der dem Ideal der Freiheit und Humanität auf Erden und unter ſeinen leidenden oder verblendeten Brüdern eine Stätte bereiten will. Die beiden großartigſten tragiſchen Werke des Alterthums Prometheus und Antigone bilden dazu den Uebergang. So wäre denn die eigentliche Fundſtätte der modernen Tragödie in der Geſchichte und beſonders in den Zeiten der Reformation und Revolution zu ſuchen. Dem Alterthum aber iſt es nicht eingefallen, ſeine geſchichtlichen Helden, ſeine Agis und Cleomenes, ſeine Tiberius und Cajus Gracchus, auf die Bühne zu bringen. Und weil in der neueren Tragödie der Menſch ſelbſt ſein Schickſal will und ſich nach der Anlage ſeines geiſtigen Strebens ſelbſt ſeine Stätte bereitet, ſo iſt klar, daß das moderne Drama die

tieferen Charaktere eben ſo ſehr ſucht, als ſie der antiken entgehen. Dieſe Betrachtungen ſtellen uns auf den Boden, aus dem Sch.'s Stück emporgewachſen iſt.

„Es iſt unendlich bewundernswürdig", ſchreibt Humboldt an Sch. (Hoffm. V, 95), „und ich habe es eigens ſtudirt, mit wie wenig Zügen Sie beide Brüder ſo feſt charakteriſirt haben, daß jeder nur auf ſeine Weiſe die Zuſchauer afficiren kann, ebenſo die Mutter und Beatrice." Wir machen noch darauf aufmerkſam, daß eine ſorgfältige Charakteriſtik die Mutter von den Söhnen und der Tochter trennen muß. Sch. ſelbſt hat ſie durch die hehre Art, wie er ſie dem Volke erſcheinen läßt, durch die hohen Preiſungen, die ihr nicht nur aus dem Munde der Tochter, ſondern auch der feindlichen Brüder zu Theil werden, über die anderen Geſtalten des Stückes hinausgehoben. Während die Kinder alle drei etwas von dem gewaltthätigen, ſinnlich leidenſchaftlichen Weſen des Vaters an ſich tragen, iſt die Mutter entſchieden eine in ſich ruhige Natur, wie ſie ſo oft — wenigſtens hat der moderne Roman das hundert Mal geſchildert — Gegenſtand der Leidenſchaft für ſinnliche Menſchen ſind. Mit vieler und vielleicht nicht genug gewürdigter Feinheit hat Sch. die Stellung der Haupttheilnehmer der Handlung zu einander geordnet und einerſeits die Naturwahrheit der dargeſtellten menſchlichen oder beſſer Familienverhältniſſe erhöht, andererſeits die Stellung der Einzelnen zum Schickſal ſchattirt und tiefer begründet. „Des Vaters eignen Sinn und Geiſt erkenn' ich — In meinem erſtgebornen Sohn! Der liebte — Von jeher, ſich verborgen in ſich ſelbſt zu ſpinnen —" ſo charakteriſirt Iſabella Don Manuel, den ſie ſpäter, freilich in der Aufwallung des entſetzlichſten Schmerzes, als ſie ihn von dem Bruder ermordet weiß, ihren „beſſern Sohn" nennt, vielleicht weil dieſe in dem Sohne mit Milde gepaarte Ruhe ihrem eigenen Weſen doch noch mehr entſpricht. Im Gegenſatze dazu ſteht Don Ceſar, in welchem, auf einem urſprünglich ritterlichen, zur Offenheit ſtürmiſch hinwogenden Grunde, die Kräfte der Leidenſchaft ſich am

freieſten entfalten. Don Manuel ſelbſt ſpricht von des Bruders „wildem Sinn, der unbezwungen ſtets geblieben" und der eben angeführten Schilderung Don Manuel's durch die Mutter entgegnet Don Ceſar: „Nicht meine Weiſe iſt's, geheimnißvoll — Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen, — Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth." Ihm möchte eher die unruhige Beatrice ähnlich ſcheinen und, wie ſo oft die Gegenſätze ſich anziehen, iſt ſie Don Manuel zur Seite geſtellt. Dies Geſetz des Gegenſatzes zieht alle drei, denn auch Don Manuel iſt ſinnlich leidenſchaftlich, zu dem ruhevollen Weſen der Mutter hin.

Eines ſteht nun feſt, ſtürmiſche oder verhaltene Leidenſchaftlichkeit und Sinnlichkeit iſt der Grundzug aller dieſer Charaktere. Abgeſehen von dem wilden Haſſe der Brüder, genügt es, die Weiſe in's Auge zu faſſen, wie ihre Liebe zu Beatrice entſteht nnd wie dieſe Don Manuel ſich hingiebt. Der Dichter hat das auf jeder Seite durch die Handelnden ſelbſt ausſprechen laſſen. Don Manuel ſieht Beatrice zum erſten Mal und: „Alles Maß der Zeiten war vergeſſen — Tief in die Seele drückt ſie mir den Blick, — Und umgewandelt ſchnell iſt mir das Herz." So ſpricht auch Beatrice: „Wo waren die Sinne? — Was hab' ich gethan? — Ergriff mich bethörend — Ein raſender Wahn?" und Don Manuel's Worten genauer entſprechend: „Und ſchnell, als wär' es ewig ſo geweſen, — Schloß ſich der Bund, den keine Menſchen löſen." Auch Don Ceſar hat „die Freiheit und die Wahl" verloren, denn als er Beatrice plötzlich ſah, ergriff „dunkel mächtig" im tiefſten Innerſten ihn ihre Nähe, „und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden — Die iſt es oder keine ſonſt auf Erden." Und Don Manuel beſtätigt: „Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet — Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl."

Wo aber keine Wahl iſt, da iſt auch keine Freiheit, und der Menſch wird in blinder Leidenſchaft auf einem Wege vorwärts getrieben, deſſen Ausgang er nicht mehr kennt und nicht kennen will. Nach antiken aber wie nach modernen, nach

heidniſchen wie nach chriſtlichen Begriffen und, einfacher geſagt, nach der gewöhnlichſten täglichen Lebenserfahrung muß eine ſolche Leidenſchaft Unglück auf den herabziehen, der ſich ihr hingiebt. Es iſt in der menſchlichen Geſellſchaft, auch nicht auf den freien Höhen des fürſtlichen Lebens, kein Platz für ſie, denn dieſe beſteht nur durch ein gewiſſes Maß von Entſagung in jedem Einzelnen; ſie beruht und wird ewig beruhen auf dem täglichen Opfer der Selbſtſucht, Sinnlichkeit und Leidenſchaft im Kleinen wie im Großen, bis die Menſchheit einſt mit einem neuen idealen Aetherkleide angethan, die fernen Inſeln der Seligen beziehen wird — um nicht mehr die Menſchheit zu ſein. Hier ſtimmen die volksthümliche und einfältige Spruchweisheit, die antike Warnung vor der Hybris (griechiſch „Uebermuth, Ueberhebung"), die tiefſten Lehren der Religion und die erhabenſte tragiſche Poeſie vollkommen mit einander überein. Von dieſer naturgemäßen Baſis aller Tragik aus mildert ſich der Sch. gemachte Vorwurf der Künſtlichkeit. Oedipus iſt perſönlich vielleicht rein, aber der Grund ſeines Weſens iſt der, wie bei Ceſar mit Edelſinn wohl vereinbare, wilde Zornmuth, den er vor dem Stücke durch die Tödtung des greiſen Wanderers, in demſelben durch den übereilten Fluch, durch ſein Verfahren dem Tireſias und dem Creon gegenüber und endlich auch noch in der Selbſtbeſtrafung an den Tag legt. Dieſe Leidenſchaft aber braucht nicht weiter motivirt zu werden, ſie iſt das ewige böſe Erbtheil des Menſchen, bis auf einen gewiſſen Grad vielleicht der Lebenskern des Individuums ſelbſt. Mit der Natur der beobachteten Thatſachen übereinſtimmend, motivirt ſie der Dichter als ein phyſiſches Erbtheil von den Urvätern her unter den durchſichtigen ſymboliſchen Formen der antiken Denkweiſe.

Doch ſind es auch nicht nur ſymboliſche Formen, denn dieſe Leidenſchaft führt durch eine philoſophiſche Verknüpfung; welche die gerade dieſem Stücke gegenüber oft ſehr äußerliche Kritik nicht hervorgehoben hat, zum Begriffe des Schickſals. Die höchſte Entfaltung des Menſchenideals liegt in dem Begriffe des freien

Bewußtſeins des Einzelnen und in der vollendeten Herrſchaft des Geiſtes über die Materie. Den Gedanken eines ihm innerlich fremden Schickſals zurückdrängend, ſtrebt der Menſch Geiſt zu werden oder wenigſtens ein Ideal — eine Gottheit — zu ſchaffen, in welcher er dieſen höchſten Begriff eines in ſich ſelbſt freien Geiſtes anſchauen kann. „Wem die Bedeutung des Ideals (Kirchner, die ſpeculativen Syſteme ſeit Kant, Leipzig 1860 p. 15, nach Fichte) einmal aufgegangen iſt, für den hat das Vergängliche keinen Werth mehr. Schon der Menſch, den nur eine einzelne Idee, ein wiſſenſchaftlicher, künſtleriſcher, geſellſchaftlicher Gedanke ergriffen hat, findet den tiefſten Genuß darin, ihm ſein Daſein zum Opfer zu bringen. Wer aber den ſittlichen Willen ſchlechthin erkannt hat, der das allein Wirkliche und Weſenhafte in uns und im All iſt, für den ſind die Dinge nicht mehr vorhanden; er ruht mit ſeiner Liebe in dem, was unveränderlich und einzig iſt, und findet in der Hingabe an dieſes Eine die Seligkeit; er ſteht erhaben über Raum und Zeit, über Wechſel und Vielheit, über Glück und Schmerz, denn ſein Leben gehört nicht mehr ihm, ſondern nur noch dem göttlichen Gedanken.“ .. „Indem dieſe geiſtige Schöpfung die ſinnliche ihren Beſtimmungen unterwirft, und ihr nur die Bedeutung des Stoffes übrig läßt, offenbart ſich die Erſcheinung als ein weſenloſer Schein und die Freiheit als der Grundſtoff des Alls.“

Den entgegengeſetzten düſteren Weg geht die Leidenſchaft. In ihr überwiegt die Materie, d. h. die ganze äußere, irdiſche Nothwendigkeit, die den Menſchen äußerlich und innerlich in Feſſeln ſchlägt. Es iſt dieſes Ringen des innern idealen Menſchen mit den dunkelen Mächten der Sinnlichkeit eines der Grundthemen, vielleicht das Grundthema der ſchillerſchen Poeſie:

„Nur der Körper eignet jenen Mächten,“
„Die das dunkle Schickſal flechten;“
„Aber frei von jeder Zeitgewalt,“
„Die Geſpielin ſeliger Naturen“
„Wandelt oben in des Lichtes Fluren;“
„Göttlich untern Göttern, die Geſtalt.“

„Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,"
„Werft die Angſt des Irdiſchen von euch!"
„Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben"
„In des Ideales Reich."

In den wundervollſten Redeformen drückt Ceſar in ſeinem bitteren Todeskampfe ähnliche Gedanken aus, nicht ohne Anklänge an die eben angeführte Strophe. Wie nun die Leidenſchaft dem Menſchen aus dem unſeeliſchen Theile ſeiner ſelbſt entgegentritt, beſonders wo ſie mit Sinnlichkeit gemiſcht iſt, ſo erſcheint ſie dem von ihr Beherrſchten und Gequälten, wie wir ſchon oben andeuteten, bald als eine äußerliche Macht, die mit gewaltſamer Verführung ihn blendet und dann rettungslos fortreißt. Das Geiſtige im Menſchen wird erdrückt, das freie Bewußtſein ſchwindet; er regiert ſich ſelbſt nicht mehr, und weiſt — wozu tief innerlich auch der Wunſch treibt, die Stimme des Gewiſſens zu erſticken — ſo zu ſagen die Verantwortlichkeit von ſich ab, indem er ſich als in der Gewalt wild tobender, unwiderſtehlicher Mächte befindlich anſieht. „Aut sua cuique deus fit dira cupido" ſagt es kurz und treffend Virgil, „die furchtbare Begierde wird uns zum Gotte."

Daher rührt auch die Vorliebe der Dichtung, die überall auf das Perſönlich-Lebendige, welches ja auch ihr Kern iſt, ausgeht, für Perſonificationen, an denen ſchon Homer, beſonders aber Sch. reich iſt. (Siehe den Artikel darüber.) Sie ſind bei ihm oft ſehr reich und an Allegorie ſtreifend ausgemalt. Wir beſchränken uns hier auf die Braut von Meſſina. „Die Liebe ſteigt aus des Haſſes Flammen, wie ein neu verjüngter Phönix" „Schön iſt der Friede; ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach" — „Auch die Liebe beweget das Leben . . . die gefällige Tochter des Schaum's" — „Argliſt hat auf allen Pfaden . . . ihr betrüglich Netz geſtellt" — „So flieht der alte Haß mit ſeinem nächtlichen Gefolge, dem hohläugigten Verdacht, der ſcheelen Mißgunſt und dem bleichen Neide" — „Die Freude trägt mich auf leichten Flügeln fort" — „Das ſchöne Mitleid

neigt ſich, ein weinend Schweſterbild, mit ſanft anſchmiegender Umarmung auf die Urne" — „Der Neid vergiftete mein Leben ... der alte Neid wird raſtlos mir mein Herz zernagen" — „Die Hände des Brudermordes" — Mit weiten Schritten ſchreitet das Schreckensgeſpenſt der blutigen That einher" — „Durch die Straßen der Städte, — Vom Jammer gefolget, Schreitet das Unglück, Lauernd umſchleicht es die Häuſer der Menſchen" — („Und das Unglück ſchreitet ſchnell" ſ. Aeſchylus, Tragödie Agamemnon V. 1083).

Es ſteht ja auch pſychologiſch feſt, daß die Leidenſchaft durch Hallucinationen endlich zum Wahnſinn führt. Dieſe Macht der Leidenſchaft und des Böſen (im chriſtlichen Mittelalter der Teufel) iſt im Alterthum der Dämon. So wird die Leidenſchaft das Schickſal des Menſchen, ſo iſt die Tragödie der Leidenſchaft auch die Schickſalstragödie.

Wie wir oben ſahen, daß der Dichter die dunkele Gewalt der Leidenſchaft von den Perſonen des Stückes ſelbſt ſchildern läßt, ſo wetteifern ſie auch in der Darſtellung dieſer Gewalt als einer faſt perſonificirten, bewußt handelnden Macht unter den verſchiedenſten Namen, wie ſie dieſelbe in ihrer Unüberwindlichkeit in ſich walten fühlen. Sie ſind wie mit einer dämoniſchen Atmoſphäre umgeben, deren Einwirkung ſich zu entziehen ganz unmöglich erſcheint.

Merkwürdig hat Sch. durch Beatrice dieſe Unklarheit der Leidenſchaft in ſich ſelbſt, in Worten ausdrücken laſſen, welche man mit Unrecht widerſprechend finden würde:

„Vergieb, du Herrliche, die mich geboren,"
„Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,"
„Mir eigenmächtig mein Geſchick erkoren."
„Nicht frei erwählt' ich's, es hat mich gefunden;"
„Es bringt der Gott auch zu verſchloſſ'nen Thoren,"
„Zu Perſeus Thurm hat er den Weg gefunden,"
„Dem Dämon iſt ſein Opfer unverloren."

Wir haben oben die Vorſtellung des griechiſchen Geſchichtsſchreibers Herodot vom Neide*) der Götter erwähnt; auf jeder Seite finden wir ſie im Munde der Helden wieder. „Denn mit der nächſten Morgenſonne Strahl — Iſt ſie die Meine, und des Dämons Neid — Wird keine Macht mehr haben über mich," ſagt Manuel, der an ihn glaubt wie Ceſar, mit den Worten: „Und daß ich feſt ſogleich den Zufall faſſe — Und mich verwahre vor des Dämons Neide." Auch Iſabella kennt ihn: „Mit meiner Hoffnung ſpielt ein tückiſch Weſen — Und nimmer ſtillt ſich ſeines Neides Wuth," und dann: „O, muß ein neid'ſcher Dämon mir die Wonne — des heiß erflehten Augenblicks verbittern". „Daß mir der böſe Genius nicht ſchlummert — Erinnert warnend mich der Tochter Flucht." Die Unbegreiflichkeit der Schickſalsfügungen, der ſchnelle Wandel der Ereigniſſe, der eigenen Gefühle, das jähe Umſchlagen von Glück in Unglück, von Luſt in Schmerz erſcheint dem Menſchen als ein Zauber. Von einem „Zaubernebel" ſpricht der Chor zu Manuel. Beatrice hat Ceſar's Herz „mit allmächt'gen Zaubersbanden nachgezogen", ihr Weſen ergreift ihn „wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben." Sie ſelbſt, wenn ſie an ihre ſchnelle Leidenſchaft für Don Manuel denkt, fragt ſich: „Umſtrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?" Die Ewigkeit und Unentrinnbarkeit des Verhängniſſes wird an die „Sterne" geknüpft. Don Ceſar fragt die Mutter: „Iſt's Wahl, wenn des Geſtirnes Macht den Menſchen — Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?" Beatrice war, gegen des Geliebten Wunſch, bei dem Leichenbegängniß: „Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht — Mich trieb mit unbezwinglichen Gelüſten." Don Ceſar darf einen Augenblick „den Glückſtern" Iſabella's preiſen, ſie aber „will nicht eher ihre

*) Herodot von Halikarnaß (überſ. von Baehr, Stuttgart, bei Hoffmann) I, 32. III, 40. VII, 46; nach der höheren und reineren Anſchauung Plato's „ſteht der Neid außerhalb des Chores der Götter."

Sterne loben, bis ſie das Ende dieſer Thaten geſehn", bis ſie das enträthſelnde Wort gefunden „im Spiele des unverſtändlich, krummgewundenen Lebens." So werden auch „günſtige, glückliche Zeichen" erwähnt. In immer neuen Wendungen kehren dieſe Hindeutungen auf überirdiſche Mächte wieder; Don Ceſar ſpricht vom „Lenker ſeines Lebens, der ihn mit der Liebe Strahl berührt", wie auch Don Manuel „der Liebe heil'gen Götterſtrahl" kennen gelernt hat. Iſabella fürchtet, Don Ceſar habe in der Wahl ſeiner Liebe „dem erſten mächtigen Gefühl" getraut „wie einer Götterſtimme" und als „eine Stimme Gottes" erſcheint ihm ſein Haß, als er eben ſeinen Bruder getödtet. „Eine unregierſam ſtärkere Götterhand ſpinnt" das Schickſal des fürſtlichen Hauſes. Oder es wird auch ganz allgemein „ein Gott" als „bewahrend" und „leitend" genannt. Aber die Leidenſchaften, wie ſie ja ſelbſt den Menſchen, der ſie hegt, auf das Bitterſte ſtrafen, finden auch rächende Götter bereit. „Im Stillen ſchaffen die Rachegötter", „Todesgötter" lauern auf ihren Raub, ihnen vor allen muß die Schuld gezahlt werden, die „Furien des Streites" („des Streits ſchlangenhaarigtes Scheuſal") entſchlafen wohl auf einige Zeit, aber bald muß der Frevler den ehernen Schritt derſelben „der rächenden Göttinnen" hören. „Den Rachegeiſtern" überläßt Iſabella das fürſtliche Haus. Die Strafen der „Himmelsmächte", „der hochwohnenden, allesſchauenden Götter" führt der Tod aus, zu deſſen „traurigen Thoren" und deſſen „unvergänglichem Palaſte" alle Sterblichen wallen.

Mit dieſer Leidenſchaftlichkeit, aus der Sch. den Begriff des Schickſals ſo tief entwickelt hat, ſind nun auch eigentlich die Combinationen ſchon gegeben, welche Charakteren dieſer Art die Grube graben, in die ſie hineinſtürzen wollen und müſſen. Hier tritt die Idee des Zufalls heran. Wer hätte nicht in ſeinem Leben dieſen verſtändigen — ſo freilich ſich ſelbſt widerſprechenden — gleichſam Zwecke verfolgenden Zufall einmal kennen gelernt, größtentheils wohl in boshaft ſchadenfroher Grimace; wem

hätte er nicht eine Freude verdorben, wem nicht eine ſtrenge Lehre gegeben, wenn die kleinſte Vorſicht vernachläſſigt war, oder wenn alle Vorſichtsmaßregeln erſchöpft ſchienen? So erſcheint der Zufall oft ironiſch, indem er unſere weiſeſten Veranſtaltungen in das Gegentheil verkehrt oder vielmehr gerade durch ſie uns in's Unglück geführt hat; Diego:

„Und ſo, aus guter Meinung, ſchafft' ich Böſes,"

ernſter aber der Chor:

„Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geſchick."
„Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,"
„Der muß es ſelber erbauend vollenden."

Solche Zufälle werden wir aus dem Leben des Einzelnen oder der Geſchichte nie ganz herausrechnen können und die Erkenntniß, daß irgend ein Zufall Großes und Gutes verhindert oder den Untergang edler Menſchen befördert hat, wird immer ein bitteres Problem für uns bleiben. In geſchichtlichen Vorgängen reinigt er ſich für unſere Betrachtung leichter zum höheren Verhängniß; in dieſem Sinne vielleicht hatte Timoleon in ſeinem Hauſe der Zufallsgöttin (Automatia) einen Altar errichtet (Plutarch, Leben des Tim. c. 36), das Haus ſelbſt aber dem heiligen Dämon geweiht. So hat der geſchichtliche Zufall etwas wunderbar und geheimnißvoll Anziehendes für uns, und wo er nicht iſt, ſucht die Legende ſolche frappanten Fügungen zu ſchaffen. Napoleon, von Elba nach Frankreich zurückkehrend, ſchifft ſich am Bord der Inconſtantia ein — die warnende Ironie des Zufalls; das Schiff, auf welchem Cromwell im Begriff iſt, nach Amerika auszuwandern, wird auf einen beſonderen Befehl Karl's I. zurückgehalten — der Zufall als höheres Verhängniß.

Nun ſoll zwar aus der idealen Welt der Poeſie der Zufall eigentlich getilgt ſein und jedenfalls darf er nicht an Wendepunkten beſtimmend ſich einfinden; ganz wird man ihn nicht vertreiben können, höchſtens verſtecken, beſonders in einem Stücke, wie das unſerige. Doch baut, wie geſagt, der Dichter nicht

ſeine Schöpfung auf den Zufall, daß z. B. Don Manuel durch eine „weiße Hindin" (deren ſich zu oft in der Sage* wiederfinden, als daß man nicht auch in dieſer eine ſymboliſche Bedeutung, einen Schickſalsboten, vermuthen dürfte) gerade zum Kloſter Beatrice's geführt wird. Denn jener leidenſchaftliche Grundzug der Charaktere entſcheidet doch erſt über die Bedeutung des Zufalls. Bis an das Thor des Kloſters lockte er Don Manuel; mit der ſtürmiſchen Hingabe an ſeine Leidenſchaft übernahm dieſer allein die Verantwortung für alles Folgende; denn das Tragiſche des Lebens iſt, daß Alles am ſeidenen Faden hängt und daß ein Augenblick der Vergeſſenheit, unabſehbare Uebel auf uns und die Unſrigen herabziehen kann. In der Dichtung müſſen dieſelben dann freilich noch weiter motivirt werden, der einzelne Fehltritt genügt nicht, ſie zu erklären; das Leben iſt eben bitterer als die Poeſie. Dieſe Motivirung iſt von Sch., wenn auch in den ſymboliſchen und uns entfremdeten Formen des Alterthumes, die aber doch noch nicht ganz in uns verklungen ſind, vollſtändig gegeben, und ſo wird denn, mit der Lebenswahrheit, dem Stücke auch die tiefe Einwirkung auf das Gemüth des Hörers nicht abgeſprochen werden dürfen. Der Dichter baut die einzelnen Combinationen, die alle möglich ſind, auf den ewigen tragiſchen Grund menſchlicher Schuld, d. i. die angeborene Leidenſchaftlichkeit, die, wenn ihr die Grube nicht gegraben würde, nicht raſtete, bis ſie ſelbſt ſie ſich gegraben hätte. Für den kritiſchen Leſer, der alle dieſe Berechnungen in den engen Rahmen des Stückes, auf den einen entſcheidenden Tag der Kataſtrophe zuſammengedrängt ſieht, mag dann der Eindruck der Künſtlichkeit nicht ganz zu überwinden ſein. Von einem blinden Schickſal aber, wie einzelne Kritiker es dem Dichter ohne Weiteres vorgeworfen haben, iſt nicht die Rede. Wenn Iſabella, durch den doppelten

*) In Bezug auf dieſe „alte, oft gebrauchte Maſchinerie" verweiſt Hoffm. V, p. 80 A. auf Böttiger, Minerva 38 ff.

Traum verführt, vielleicht die Wege des Schickſals nothgedrungen gehen mußte, Beatrice, Don Manuel, Don Ceſar waren frei, der wilden Leidenſchaft des Augenblicks nicht zu gehorchen. Der Uebel größtes **bleibt** die Schuld.

Wie die Menſchen eine große und ausgezeichnete Eigenſchaft ihrem Beſitzer ſelten ganz verzeihen, — denn der aus dem Chore der Götter ausgeſtoßene Neid hat ſich unter die Menſchen geflüchtet und liebevolle Aufnahme bei ihnen gefunden —, ſo hat auch die hinreißende Pracht der Sprache in der Braut von Meſſina die Kritiker veranlaßt, den innern Zuſammenhang des Stückes faſt für nebenſächlich zu erklären und kurz abzufertigen, als ob Sch. nicht auch hier, wie immer, tief gefühlt und tief gedacht hätte. Daß der Kritik ihr Recht bleibt, haben wir ſelbſt überall bewieſen, doch muß man dabei auf dem einmal vom Dichter gewählten Boden bleiben. Solcher Tadel iſt oft ziemlich herbe ausgeſprochen worden. Hoffmann erklärt geradezu, „die ganze Tragödie ſei nach unwahrſcheinlichen und ſonderbaren Zufälligkeiten angelegt" und rügt beſonders den Mißbrauch, der mit dem Schweigen der Perſonen an entſcheidender Stelle getrieben ſei. Die Gründe Iſabella's, die Tochter nach dem Tode des Gemahls noch zu verbergen, ſeien unzureichend, obwohl der Dichter gegen dieſen allerdings ernſten Einwurf ſich durch den Mund der Fürſtin ſelbſt zu rechtfertigen ſucht. Beatrice verſtummt, als ſie von dem nur einmal geſehenen Don Ceſar für ſeine Braut erklärt wird. Das Schweigen Iſabella's, als Don Manuel ſie nach dem Aufenthalt der Tochter fragt, iſt oben erwähnt worden. Ein ſehr hartes Urtheil in Bezug auf den Kernpunkt, auf die Schuld, fällt über unſer Stück Gerlinger, nach welchem jede erhabene, ächt tragiſche Wirkung verfehlt iſt. Er vermißt, in Bezug auf die Verfluchung des Ahnherrn und ihre Wirkungen, ganz jenes Ebenmaß in Bedingung und Folge, jene ausgleichende Verknüpfung und das befriedigende, ſich aufwägende Verhältniß von Schuld und Strafe, und ſieht dafür fataliſtiſche Gewaltherrſchaft in der niederſchlagendſten Geſtalt und mit

maßloſer Willkür ſchalten. Gegen ſolche Vorwürfe hoffen wir den Dichter nicht ohne Erfolg vertheidigt zu haben *).

Einen dem Dichter bisher nicht gemachten Vorwurf müſſen wir jedoch hinzufügen, zumal da derſelbe uns auf den für die Beurtheilung des Stückes und des Dichters ſo höchſt wichtigen Charakter der Iſabella zurückführt.

Dem Philoſophen Sch., der in den Religionen die Religion ſuchte,

> Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
> Die du mir nennſt. — Und warum keine? Aus Religion.

galten die ſymboliſchen Formen aller Religionen gleich, aber ſeine zweite Natur, die künſtleriſche, drängte ſeine Vorliebe zu den ſchönen Formen des Alterthums und etwa zu denen des Katholicismus (ſ. „Bibel"). So finden ſich die mythologiſchen Vorſtellungen bei ihm auch im Munde ſolcher Perſonen, die, wie die Jungfrau, ſie nie gehabt haben können, einfach als poetiſcher Schmuck. Anders iſt es jedoch in unſerem Stücke. Hier ſind die religiöſen Vorſtellungen in der auffallendſten Weiſe vom Dichter mit Bewußtſein gemiſcht. Sch. ſucht dies in ſeiner Einleitung ſelbſt zu begründen. „Eine andere Freiheit, ſagt er dort am Schluſſe, die ich mir erlaubt, möchte ſchwerer zu rechtfertigen ſein. Ich habe die chriſtliche Religion und die griechiſche Götterlehre vermiſcht angewendet, ja, ſelbſt an den mauriſchen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung iſt Meſſina, wo

*) A. Kuhn — Schiller's Geiſtesgang, Berlin 1863 —, der das Stück p. 348 nur ſehr kurz beſpricht und auf die Erörterung des Einzelnen gar nicht eingeht, erklärt: „Die auftretenden Perſonen ſtehen ſchon im Anfange des Stückes fertig da. Gleich mit ihrer Geburt haftet die Schuld ihnen an, und dieſer gegenüber das übermächtige Schickſal. Und dieſes Schickſal erſcheint nicht als göttliche Gerechtigkeit, welche die Schuld beſtraft, ſondern es ſteht ganz äußerlich dem Willen und Charakter der auftretenden Perſonen gegenüber und lauert gierig im Hintergrunde, ſeine Opfer zu verſchlingen". „Der eigentliche Sinn der Handlung wird ganz aus unſerer ſittlichen Sphäre herausgerückt." So urtheilt auch Julian Schmidt in „Weimar und Jena": „Dem Stücke fehlt, was den Nerv aller Poeſie ausmachen ſoll, die Betheiligung des Gemüthes" (nach Kuhn).

dieſe drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen ſprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poeſie, die verſchiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweiſe ausdrückt, ſeine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt ſein, dieſes auszuſprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemſten und am treffendſten findet." Wenn dem Philoſophen alles von Sch. hier Beanſpruchte unzweifelhaft zuzugeben iſt, ſo glauben wir doch, daß es gerade dem Dichter ebenſo unzweifelhaft abgeſprochen werden muß. Der tragiſche Dichter beſonders muß „eine feſte ſittliche Weltanſchauung in ſeinem Werke in den beſtimmteſten Zügen ausprägen und ſie demſelben zur ſicheren Unterlage geben" (Enk), weil gerade durch ſie dem Zuſchauer die innere Erhebung und endliche Verſöhnung wird, die nur aus einem in ſich conſequenten Gedankenſyſtem geſchöpft werden kann. Selbſt äußerlich iſt es geſchichtlich nachzuweiſen, daß örtlich neben einander beſtehende, lebenskräftige Religionen ſich größtentheils herbe von einander abſtoßen und ſo den, meinetwegen beſchränkt zu nennenden, Eifer ihrer Bekenner anfachen; jedenfalls aber, mögen auch in Meſſina drei Religionen nebeneinander beſtanden haben, in dem Herzen des Einzelnen war dies unmöglich. Die unterſchiedsloſe Verwendung der ſymboliſchen Formen und Redewendungen mußte aber gerade in unſerem Stücke die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen. In jedem anderen z. B. rein geſchichtlichen Drama ließen ſie ſich, wie Sch. es ſtets gethan hat, zu poetiſchem Schmuck herabſetzen, hier aber, wo die höchſten geiſtigen Fragen angeregt und entſchieden werden, tragen jene Symbole auch ihre ganze Gedankenſchwere und die eigenthümliche Weltanſchauung, die ſich in ihnen verkörpert, unablösbar mit ſich, ſo daß die Helden des Stückes nicht mehr aus einem

Ganzen heraus athmen und leben und daß die reine Tiefe der Charaktere völlig verdunkelt wird

Am ſchlimmſten zeigt ſich dies bei Iſabella. Wer es mit uns durch die Ehrfurcht für geboten hält, den Gedanken des großen Dichters nachzuforſchen, wird hier zuerſt einen Fehler in der Bühnenperſpective finden*). Der Titel des Stückes — es iſt das einzige Mal, daß Sch. einen unkünſtleriſchen Doppeltitel gewählt hat — macht die Braut von Meſſina oder die feindlichen Brüder zu Helden und zwar nach Hoffmeiſter (p. 118) weil „das Geſammtintereſſe, wie es bisher zwiſchen den feindlichen Brüdern getheilt war, ſich ſpäter auf Beatrice zuſammenzieht", wo man dann vielleicht den Titel auch umgekehrt gewünſcht hätte, vor Allem aber doch mit der nothwendigen Einheit des Intereſſes in einen ſehr bedenklichen Conflict geräth. Wir deuteten ſchon oben an, daß Sch. das Hauptintereſſe auf die Fürſtin concentrirt hat, wie Hoffmeiſter das eigentlich auch ſelbſt zugiebt, wenn er (p. 88) ſagt, der Dichter habe von allen Perſonen die Fürſtin in die vielfachſte Wechſelwirkung mit dem Schickſal geſetzt und in ihrem Benehmen die Schickſalstheorie gleichſam weiter ausgeführt. Nicht umſonſt hat der Dichter „das entzückende Gemälde der Mutterwürde" in ihr dargeſtellt. Sie iſt die Säule des Hauſes, der Chor darf „ihren fürſtlichen Sinn preiſen, der über der Menſchen Thun und Verkehr mit ruhiger Klarheit hinblickt"; ſie iſt der Mittelpunkt der vaterloſen Familie, die Herzen und die höchſte Ehrfurcht gehören ihr; Don Ceſar ſagt ihr: „Denn eine zweite ſah ich nicht, wie Dich, — Die ich gleich wie ein Götterbild verehre"; unbeſchreiblich ſchön lebt in der dunkeln Erinnerung Beatrice's die göttliche Geſtalt, die ſie dann „im ſchönen Engelsantlitz ihrer Mutter" wiedererkennt,

*) Während der Correctur finden wir bei A. Kuhn p. 355 die kurze, unausgeführte Andeutung: „Wir ſehen ab von dem tiefgefühlten Mangel eines Trägers der dramatiſchen Idee, deren Durchführung, hier in eine Vielheit der Perſonen zerſplittert, der nothwendigen Concentrirung entbehrt".

„auch ihrer Stimme ſeelenvolle Töne erwachen“ beim Zurückdenken in ihrer Seele. In den Augen des Zuſchauers aber hat ſie noch ein ganz anderes höchſtes Recht auf ſeine Theilnahme, nämlich das des höchſten Schmerzes, des Mutterſchmerzes, deſſen Tragkraft durch das Schickſal auf eine ſo grauſame Probe geſtellt wird. Daß ſie unſchuldig iſt, wird den unbefangenen, natürlich empfindenden Zuſchauer zuerſt noch mehr für ſie einnehmen, zumal da ſie allein eine reine Geſtalt iſt, auf welcher Blick und Gedanke ausruhen können, eine hehre Idealgeſtalt, die der Dichter ſelbſt der heiligen Jungfrau an die Seite zu ſtellen ſich nicht geſcheut hat. Wir glauben nun aber nicht, erſtens, daß dies Intereſſe im Verhältniß zum Ganzen ſteht, ſo daß alſo, was wir oben die Bühnenperſpective nannten, verletzt iſt; zweitens glauben wir, daß Sch. dieſer Glanzfigur ſeines Stückes zu Liebe, eines der Naturgeſetze der Tragödie verletzt, zu deſſen Begründung es keines Ariſtoteles (ſ. o.) gebraucht hätte, dasjenige nämlich, welches verbietet, den Unſchuldigen leiden zu laſſen; drittens aber, daß das Intereſſe, welches Iſabella zuerſt erweckt, ſich nicht aufrecht erhält und auch vor der tieferen Betrachtung nicht beſtehen kann, mit anderen Worten, daß der Charakter Iſabella's mangelhaft durchdacht und ausgeführt iſt.

Bei dem Ausrufe der Iſabella, daß alle ihre Leiden eine Unſchuldige treffen, denken wir, muß auch der naivſte und gerührteſte Zuſchauer fragen, warum muß ſie leiden und die Antwort darauf, die auch keiner der uns bekannt gewordenen Kritiker genügend gegeben hat, möchte ihm ſehr ſchwer werden. Von hier aus aber wird eine tiefere Betrachtung des ganzen Charakters angeregt. Möge uns der eifrige und geiſtesgewandte Apologet Sch's. dazu anleiten. „Aber, heißt es bei Palleske II, 547, es kommt nicht darauf an, ob Hiob im Glücke fromm iſt, ſondern wie er im Elende ſich bewährt. Und da ſehe man nun dieſe Mutter. Als ihre Glücksorakel gelogen haben, da geht ihr ganzer Glaube an alles Göttliche in Flüchen auf ...

Es iſt eine hoch- und bei allem Muttergefühl hartſinnige Natur . . . Solchen Naturen wird jede Strafe, ja ihr ganzes Leben zu einem verhängten Geſchick, weil ſie es nicht aus dem tieferen Born ſittlicher Zwecke geſtalten." Aber hier iſt kein Wort, welches nicht mit der von Sch. ſo ſichtlich angeſtrebten Darſtellung einer hehren und doch ſeelenvollen Idealgeſtalt im kraſſeſten Widerſpruch ſtände und leider — iſt eben dieſer Widerſpruch vorhanden. Gerade in ihrem Verhältniß zum Göttlichen, welches über Weſen und Leben des Menſchen, über die Art beſonders, wie es das unvermeidliche Leiden auffaßt, ſo allein entſcheidet, iſt Iſabella (wie Jokaſte) flach und nüchtern zu nennen. Ihre Frömmigkeit, von dem der Schickſalstragödie nothwendigen Orakel — Traum — und Wahrſageapparate abgeſehen, iſt eine ganz äußerliche, und geradezu verletzend ſind die Worte, die die ſeelenvolle Mutter an ihren Sohn Don Ceſar richtet, deſſen Haupt die Götter mit der ſchmerzensvollen Majeſtät des Leidens gekrönt haben!

„Reich iſt die Chriſtenheit an Gnadenbildern,"
„Zu denen wallend ein gequältes Herz"
„Kann Ruhe finden. Manche ſchwere Bürde"
„Ward abgeworfen in Loretto's Haus,"
„Und ſegensvolle Himmelskraft umweht"
„Das heil'ge Grab, das alle Welt entſündigt."
„Vielkräftig auch iſt das Gebet der Frommen,"
„Sie haben reichen Vorrath an Verdienſt,"
„Und auf der Stelle, wo ein Mord geſchah,"
„Kann ſich ein Tempel reinigend erheben."

Und merkwürdig! während in Meſſina alle drei Religionen neben einander beſtehen ſollen, aus denen der Dichter das zu ſeinen höheren, künſtleriſchen Zwecken Paſſende auswählen darf, iſt gerade jede eigentlich chriſtliche Vorſtellung — auch aus dem Mutterherzen — vollſtändig und ſorgfältig ausgeſchloſſen. Die ſymboliſchen Formen des katholiſchen Chriſtenthums und ſeine äußerlichen Bußmittel, der rohe, fataliſtiſche Aberglaube des Muhamedaners ſpielen eine gewiſſe Rolle — alle tieferen ſittlichen Wahrheiten und Gefühle ſind in das Gewand der

Antike gekleidet. Hören wir noch einmal G. Dronke (p. 88) über den Dichter des Oedipus Coloneus. „Durch das Ganze zieht „ſich die in den Schleier des Wunderbaren gehüllte Vorſtellung“ „hin: der durch herbe Lebensgeſchicke getroffene, aber demüthig“ „den Göttern vertrauende Sterbliche erlangt in einem jenſeitigen“ „Leben ſeligen Gottesfrieden, der ihm Erſatz für alles Ueber-“ „ſtandene bietet. Auf dieſes Jenſeits, in dem die ſittliche Welt-“ „ordnung ihren Abſchluß findet, deutet die freudige Zuverſicht“ „hin, mit der Oedipus in den Tod geht; darauf weiſt der Um-“ „ſtand hin, daß die Gottheit ſelbſt den von der Erde Scheiden-“ „den hinüberleitet; davon redet geradezu der Dichter, wenn er“ „den Chor von 1565 dem Sterbenden nachrufen läßt, da er ſo“ „viel des Jammers ohne Schuld getragen, möge ihn jetzt auch“ „ein gerechter Gott verklären.“ Auch in unſerem Gedichte giebt es ein Jenſeits — dort walten die Söhne als Dioskuren! Und dem brechenden Mutterherzen wird der bittere Troſt, daß ſeine Kinder verſöhnt ruhen werden — im Hauſe des Todes!

Unwillkürlich drängt ſich dem Leſer, wenn er ſo das ſchöne Ideal zertrümmert zu ſeinen Füßen ſieht, der Gedanke an Goethe's Iphigenie auf, die auch im Hauſe der Atriden ſchuldlos bleibt und durch die Reinheit ihres Herzens alle Wunden heilt, die Eumeniden beruhigt. Es iſt gut, nach dem Studium des Charakters der Iſabella den vierten und fünften Akt der Iphigenie wieder zu leſen *).

Es wird, wie wir ſchon im Anfange angedeutet haben, dabei bleiben müſſen, daß wir es hier mit einem künſtleriſchen, mitunter künſtlich gewordenen Verſuche Sch's. zur Wiederherſtellung der antiken Tragödie zu thun haben, der ſeinen Geiſt außerordentlich anzog, in den er aber ſeine philoſophiſche Anſchauung nicht ungetrübt hineinverlegen konnte, wie er das im

*) Wie Dichter ſich verſtehen und mißverſtehen können, darüber ſ., in Bezug auf Sch.'s Anſicht von Iphigenie, die kurze Einleitung in dieſes Stück von K. Goedeke in der klaſſiſchen Reiſebibliothek. Cotta 1867.

Marquis Poſa und eigentlich nur hier gekonnt hat. Dieſe philoſophiſche Grundbedingung, verbunden mit der natürlichen Vorliebe des Künſtlers für eine glänzende und reiche Symbolik, hat Sch. einerſeits verhindert, den Charakteren, beſonders der Frauen, die erwärmte Innigkeit und die durchſichtige Tiefe zu geben, welche faſt immer religiöſer Grundlage entſtammt, andererſeits ihn zu einer Miſchung der Religionsformen geführt, die wenigſtens der Braut von Meſſina durchaus geſchadet hat. Wir wollen den Apologeten Sch's. nicht machen und darum ſprechen wir aus, daß Sch's. philoſophiſche Natur hier ſtörend eingegriffen hat. Ganz läßt ſich daher J. Bayer's Bemerkung*) nicht abweiſen (III p. 233): „Für Sch. war das Geſchick freilich nichts Anderes, als ein künſtlich zurechtgelegtes Mittel, um einen erhöhten Schauer der tragiſchen Wirkung hervorzubringen — ſonſt benützte er den antiken Schickſalsglauben mit ebenſo wenig innerlichem Antheil für ſeine theatraliſchen Zwecke, wie etwa das Motiv der chriſtlichen Inſpiration in der Jungfrau von Orleans." Aber darf ein Dichter ſolchen Dingen gegenüber theilnahmlos ſein? oder kann er in Gedanken, an denen er keinen innerlichen Antheil hat, die aber den gewaltigſten Antheil an ſeinen Geſtaltungen haben, wahrhaft ſchöpferiſch werden? darf er hoffen oder verſuchen, den Zuſchauer mit Mitteln zu bewegen, die für ihn ſelbſt nur Maſchinen und äußerliche Hebel ſind? Möchten dieſe Probleme unſern Leſern zu denken geben! Auch Sch. würde ſich damit vielleicht begnügen und gewiß, er würde zuletzt dabei doch nicht verlieren.

Es bleibt uns noch übrig zu erörtern, welche Löſung Sch. ſeiner tragiſchen Verwicklung gegeben hat, und welche Anerkennung dieſelbe etwa im Herzen des Zuſchauers findet.

Mit einer Einfachheit und Innigkeit, die unſerer modernen Darſtellungsweiſe faſt ganz entgeht, hat Leſſing im 79ſten Stück

*) Dieſe Bemerkung iſt wohl zu ſcheiden von dem, was wir oben aus Gerlinger mitgetheilt haben.

der Hamburger Dramaturgie im Anſchluß an Weiße's Richard den Dritten ſich darüber ausgeſprochen:

„Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz „gewiß ſein! Er ſpricht von einem Gräßlichen, das ſich „bei dem Unglück ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen „finde. Und ſind nicht die Königin Eliſabeth, die Prin„zen vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie ge„than? Wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie „in den Klauen dieſer Beſtie ſind? ... Wer wird läug„nen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber „iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die „Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider „die Vorſehung ſich zugeſellt, und Verzweiflung von Wei„tem nachſchleicht, iſt dieſer Jammer — ich will nicht „fragen, Mitleid? — er heiße wie er wolle — aber iſt „er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte? „Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet „er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. — „Das wirklich geſchehen iſt? es ſei, ſo wird es ſeinen guten „Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller „Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was „uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter heraus„nimmt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheint. Aus „dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen, das „völlig ſich rundet, wo eins aus dem andern ſich völlig „erklärt, wo keine Schwierigkeit aufſtößt, derentwegen wir „die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern „ſie außer ihm in dem allgemeinen Plane der Dinge „ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers „ſollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen „Schöpfers ſein; ſollte uns an den Gedanken gewöhnen, „wie ſich in ihm Alles zum Beſten auflöſe, werde es auch „in jenem geſchehen; und er vergißt dieſe ſeine edelſte „Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbegreiflichen Wege

„der Vorſicht mit in ſeinen kleinen Zirkel flicht und ge-
„fliſſentlich unſern Schauder darüber erregt? — O ver-
„ſchont uns damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer
„Gewalt habt? Wozu dieſe traurige Empfindung? Uns
„Unterwerfung zu lehren? Dieſe kann uns die kalte Ver-
„nunft lehren, und wenn die Lehre der Vernunft in uns
„bleiben ſoll, wenn wir bei unſerer Unterwerfung noch
„Vertrauen und fröhlichen Muth behalten ſollen; ſo iſt es
„höchſt nöthig, daß wir an die verwirrenden Beyſpiele
„ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe ſo wenig,
„als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der
„Bühne! Weg, wenn es ſein könnte, aus allen Büchern
„mit ihnen.“

Dieſe herrlichen Worte laſſen ſich dahin zuſammenfaſſen, daß der Glaube an eine ewige Gerechtigkeit, an einen wenn auch mit zahlloſen Leiden erkauften Triumph des Guten, als das tiefſte Bedürfniß des menſchlichen Herzens, durch den tragiſchen Dichter bekräftigt werden ſoll. Dieſe Gerechtigkeit, dieſes Gute läßt zugleich allein den Menſchen frei in ſich ſelbſt ruhen und jemehr er ſich dem Ideal hingiebt, deſto freier wird auch das Geiſtige in ihm. In dieſem Sinne einer unauflöslichen Verbindung des einzelnen Menſchen mit dem Guten durfte dann Leſſing das ſcheinbar paradoxale, in der That erhabene Wort ſprechen: „Frei ſein, heißt müſſen, das heißt, ſeiner Ueberzeugung folgen müſſen, ich danke Gott, daß ich muß.“ Um Sch. aber gerecht zu werden, muß man den Boden acceptiren, auf den er ſich geſtellt hat. Dies nicht thun und dann hart aburtheilen, heißt ſo viel als, er hätte die Braut von Meſſina nicht ſchreiben ſollen. Das iſt nun aber einmal geſchehen und wir können es nicht bedauern. Es handelt ſich hier nicht um eine Tragödie geiſtiger Thaten, es ſind Thaten der Leidenſchaft, welche die ewigen Weltgeſetze der Sittlichkeit verletzen und der Dichter will zeigen, daß das Schickſal die genaueſte Rechenſchaft fordert und daß auch der letzte Heller der Schuld bezahlt werden muß. Daß

es dem Dichter alſo nicht gelungen ſei, uns mit einem frohen Bewußtſein unſerer Freiheit zu entlaſſen, möchten wir deshalb mit Hoffmann nicht klagen. Sch. kann es kaum gewollt haben und zwar, weil es der ganzen Anlage der Tragödie nach unmöglich war. Das große, gigantiſche Schickſal, von dem er ſelbſt in „Shakeſpeare's Schatten" ſagt, daß es den Menſchen erhebt, wenn es ihn zermalmt, thut hier allerdings mehr das Letztere als das Erſtere, aber die Idee der ewigen Gerechtigkeit triumphirt, wie mangelhaft dies auch im Einzelnen durchgeführt ſein mag, wie viel beſonders auch gegen die Mittel zu ſagen ſei, durch welche ſie triumphirt. Mit voller Abſichtlichkeit ſchließt daher das Stück mit der dräuenden Warnung: „Der Uebel größtes aber iſt die Schuld." Dafür aber auch „von dem Moment an, wo die dumpfen, ahnungsvollen Trauerklänge den Chor mit der Leiche Don Manuels ankündigen — von da an, wo die Todtenklage in düſteren, beängſtigenden Lauten erſchallt — welche Grandioſität des tragiſchen Effects, dem ſich in dieſer Art kaum etwas Aehnliches zur Seite ſtellen läßt." (Bayer.)

Iſabella, Beatrice, Don Manuel haben die ſchwerſten Schickſalsſchläge erfahren oder ſind ihnen erlegen. Don Ceſar fühlt, daß ſein Daſein unmöglich geworden iſt. Er beſchließt dem Bruder zu folgen. Die Motive zu ſeinem Selbſtmorde ſind im Geiſte des ganzen Stückes gegeben, „nur mit Blut büßt ſich ab der blut'ge Mord," „den Todesgöttern muß er ſeine Schuld zahlen," „aber damit will er auch den alten Fluch des Hauſes auflöſen," denn „der freie Tod nur bricht die Kette des Geſchicks". Die Bruderliebe, die Ceſar mit dem Schwerte gemordet hat, wacht in ſeinem Herzen verzehrend auf; der Tod iſt ein mächtiger Vermittler, da löſchen alle Zornesflammen aus, der Haß verſöhnt ſich. Aber auch eine That der vergeltenden Gerechtigkeit will Don Ceſar üben, er will nicht glücklich ſein oder verſuchen es zu ſein im Leben, „während Don Manuel's heilige Unſchuld ungerächt im tiefen Grabe liegt" — ſo tödtet er ſich.

Vielleicht iſt auch dies noch eine letzte That der Leidenſchaft des Mannes, der es unmöglich findet, mit ſtrengen Bußkaſteiungen eine ewige Schuld allmählich abzuſchöpfen, der mit gebrochenem Herzen nicht leben kann, der „freudig zu den Frohen" aufblicken, und mit freiem Geiſte in den Aether über ihm greifen muß — aber diesmal ſtrebt der Gewaltſame nach dem Himmelreich, die Leidenſchaft dient der Selbſtaufopferung, der Mord übt furchtbare Gerechtigkeit; ewige Mächte ſind es — die triumphirende, reine Liebe, die ſühnende Gerechtigkeit — die dem Helden das Schwert in die Hand geben und ihm helfen, die irdiſchen Feſſeln zu brechen. Uns will ſcheinen, als habe Sch. nichts Schöneres geſchrieben, als dieſe Schlußſcene der Braut von Meſſina, in welcher der Held dem ſanften und doch ſo mächtigen Zuge des Lebens widerſtehend, ſeinen felſenfeſten Glauben an die Wahrheit der ſittlichen Ideen durch den Tod bethätigt und von der unvollkommnen Liebe, die er mit ſo wunderbar ergreifender Bitterkeit geſchildert hat, zur vollkommenen hinübereilt.

„Weil ich dich liebte über alle Grenzen"
„Trag' ich den ſchweren Fluch des Brudermords,"
„Liebe zu dir war meine ganze Schuld"

So mag der Tod des Märtyrers der Liebe auch den Zuſchauer verſöhnen und ſo möchten wir uns zum Schluß die vortreffliche Bemerkung Palleske's (vielleicht nach Hoffmeiſter p. 86) aneignen:

„Für uns hat Sch. das Schickſal in eine höhere Ordnung aufgelöſt, und indem er die Handelnden durch das Leiden, welches über ſie hereinbricht, zuletzt in Liebe vereinigt (die höhere Löſung des Orakelſpruches), indem die Mutter endlich nach tieferen Heilquellen für die Schuld ſucht, nach Gebet, Einſamkeit und innerem Aufbau, indem Don Ceſar das Gericht für ſeine Greuelthat an ſich ſelbſt vollzieht und mit der Schuld nicht leben kann, erweiſt ſich das, was ſie betroffen, als das einzige Mittel, welches dieſe wilden

Naturen zum wahren und höchſten Gute heranziehen konnte, das heißt, das ſcheinbar Zufällige erweiſt ſich als das Vernünftige und Nothwendige."

Doch laſſen wir den Dichter ſelbſt ſprechen und ihn das letzte Wort behalten:

Iſabella.

O, hab' ich euch nur darum nach Meſſina
Gerufen, um euch beide zu begraben?
Euch zu verſöhnen, rief ich euch hierher,
Und ein verderblich Schickſal kehret all
Mein Hoffen in ſein Gegentheil mir um.

Don Ceſar.

Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich alles, was verſprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedenshoffnungen in dieſe Thore,
Und friedlich werden wir zuſammen ruhn,
Verſöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

Ueber Sch.'s Abſichten bei der Wiedereinführung des Chors klärt er uns ſelbſt in ſeiner Einleitung hinlänglich auf, die Sache läßt ſich aber, nach einer ſechzigjährigen Erfahrung, kürzer behandeln, als dies noch von Hoffmeiſter geſchehen konnte. Dieſe Erfahrung hat gezeigt, daß ihn die moderne Tragödie nicht will und nicht verträgt und daß wir Sch.'s Satz, „der alte Chor würde ohne Zweifel Shakeſpeare's Tragödie erſt ihre wahre Bedeutung geben" zurückweiſen dürfen. Eine eigentlich entſcheidende Probe hätte Sch. auch wohl nur geboten, wenn er den kühnen Verſuch gemacht hätte, in einem Stücke von weſentlich moderner, ſhakeſpeariſcher Art den Chor nicht nur möglich, ſondern für die höhere äſthetiſche Wirkung des Ganzen förderlich, ja nothwendig erſcheinen zu laſſen. Unſere deutſche Bühne iſt vielleicht zu oft Gegenſtand und Schauplatz des Experimentirens geweſen. Etwas Aehnliches liegt hier vor, und den Vorwürfen, die Sch.'s Chore gemacht worden ſind, müſſen wir uns anſchließen. Wenn Schlegel's Ausdruck „der Chor iſt der idealiſirte Zuſchauer", die Wahrheit enthält, ſo läßt er ſich auf den

parteiſüchtigen Chor unſeres Stückes allerdings nicht anwenden. Nachdem Sch. in ſeiner meiſterhaft geſchriebenen Einleitung dem Chore die wichtigſten äſthetiſchen Aufgaben gewahrt hat „uns vor der blinden Gewalt der Affekte zu ſchützen und dadurch, daß er mit ſeiner beruhigenden Betrachtung zwiſchen die Paſſionen tritt, uns die Freiheit zurückzugeben, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde", fügt er am Schluſſe hinzu: „Ich habe den Chor zwar in zwei Theile getrennt und im Streite mit ſich ſelbſt dargeſtellt; aber dies iſt nur dann der Fall, wo er als wirkliche Perſon und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Perſon iſt er immer eins mit ſich ſelbſt." In dieſem unſcheinbaren „zwar" ſteckt die Klippe, an der Sch. geſcheitert iſt. Man hat ganz richtig geſehen, daß Sch. ſich in der Nothwendigkeit befand, das Erſcheinen des Chores für das moderne Publikum zu motiviren. So gab er dieſe Rolle dem Gefolge der auftretenden Fürſten, welches nun aber ſelbſtthätig in die Handlung eingreift und alſo theils in das Geſchehene verwickelte Perſon ſein theils über allem Geſchehenen unparteiiſch daſtehen ſoll — ein Problem, welches auch hier nicht gelöſt iſt. Nun läßt ſich nicht leugnen, daß die perſönliche Phyſiognomie des Chores eine ziemlich niedrige iſt, von dem Iſabella ſagen darf: „Die wilden Banden, die euch folgen." Wie dieſer Chor, der in Unterwürfigkeit gegen die Fürſten wahrhaft ſchwelgt, dann doch geeignet ſein ſoll, uns unſere Freiheit zurückzugeben, iſt nicht recht klar, „da ihn ſelbſt ja das verworrene Streben blind und ſinnlos durch's wüſte Leben treibt." Dies widerſpricht entſchieden dem prophetiſchen und prieſterlichen Tone, den der Chor in den Zwiſchenakten anſchlagen muß. Wir wollen jedoch nicht vergeſſen, daß wir dieſer mißlungenen Erneuerung des Chores vielleicht die in Sprache und Gedanken ſchwungvollſten Stücke Schiller'ſcher Poeſie ſchulden.

Schließlich noch ein Wort über die Kritik unſeres Stückes. Sch. ſelbſt theilt uns mit, daß der Schöpfung der Braut von Meſſina das Studium des Aeſchylus vorausging; wir glauben

denjenigen unſerer Leſer, welche dem Alterthum — obwohl es täglich mehr und mehr Gemeingut aller Gebildeten wird — noch ferner ſtehen, einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ihnen die geiſtvolle und ſtreng wiſſenſchaftliche aber doch vollkommen lesbare Studie, mit durchweg deutſcher Anführung der Dichterſtellen, empfehlen, durch welche G. Dronke den ſchönſten Grund zum Verſtändniß nicht bloß dieſes ſchillerſchen Stückes gelegt hat: „Die religiöſen und ſittlichen Vorſtellungen des Aeſchylos und Sophokles.“ Leipzig, Teubner, 1861. (24 Sgr.) Hoffmeiſter iſt bekannt und anerkannt. So viel wir, wie aus unſeren ſorgfältigen Anführungen hervorgeht, ihm ſchulden, es will uns ſcheinen, als ſei ſeine geiſtreiche Darſtellung nicht recht aus einem Guß und ſelbſt nicht ganz ohne Widerſprüche; bedauerlich erſcheint uns die verkehrte Interpretation der Motive Don Ceſar's zum Selbſtmorde, die dem Schönſten die Blüthe raubt. Mit großer Feinheit hat Palleske manche harte Beurtheilung unſeres Dichters zu widerlegen oder zu mildern gewußt; den Begriff des Schickſals beſonders hat er in allgemein verſtändlicher Weiſe vorzüglich erörtert. Nicht genug zu empfehlen iſt die glanzvolle und ideenreiche Darſtellung des Schillerſchen Geiſteslebens durch Joſeph Bayer im dritten Bande des Buches: „Von Gottſched bis Schiller.“ Prag, Mercy, 1863. Endlich machen wir aufmerkſam auf die ſehr tüchtige, aber mit herber und ſchonungsloſer Kritik gegen den Dichter gerichtete Schrift von Baptiſt Gerlinger: „Die griechiſchen Elemente in Schiller's Braut von Meſſina.“ Augsburg, Kollmann, 1858. (15 Sgr.) Wir ſelbſt haben, vielleicht zu unparteiiſch, verſucht, Schiller ſowohl als ſeinen Gegnern gerecht zu werden, möchte es uns wenigſtens gelungen ſein, überall durch gewiſſenhafte ſachliche Erörterung zum Denken angeregt zu haben. Wir wiederholen, daß unter den angeführten Büchern das von G. Dronke den Leſer am tiefſten in den Geiſt des Alterthums einführt und ihn zugleich am beſten ausrüſtet, in freier Selbſtſtändigkeit Sch.'s Werk zu beurtheilen.

Breite und Tiefe (Ged.), ein didaktiſches Gedicht aus dem Jahre 1797. Es giebt eine Menge oberflächlicher Naturen, die, obwohl ſie den Werth der Bildung nicht verkennen, doch einen verkehrten Weg einſchlagen und in der Vielwiſſerei das Ziel ihres Strebens ſuchen. Von ihnen iſt eine Einwirkung auf das Leben nicht zu erwarten; dieſe geht vielmehr nur von Solchen aus, die ihre Kraft zu concentriren verſtehen, gleich dem Baume, der allerdings auch prächtig grünende Zweige entwickelt, deſſen Hauptſtreben jedoch auf die ſchließliche Entwickelung des Samenkorns gerichtet iſt, das den Keim zu einem neuen Leben in ſich birgt.

Brenta Gſtſ. 10, 136), ein kleiner Fluß, welcher auf den tridentiniſchen Alpen entſpringt und ſich in den venetianiſchen Meerbuſen ergießt.

Bretagne, ſ. Warbeck und Britannia.

Brett im Ocean (M. St. I, 7) nennt Maria Stuart die aus England und Schottland beſtehende Inſel Großbritannien, indem ſie dieſelbe einem im Meere ſchwimmenden Brett (planche de salut, d. i. Rettungsbrett) vergleicht, welches bei einem Schiffbruche oft von Zweien erfaßt wird, um ſich aus der Gefahr des Ertrinkens zu erretten.

bretteln, im Brette ſpielen; beſ. (R. II, 3) Dame ziehen oder Schach ſpielen.

Brief, alter (W. T. II, 2). Der Brief war von Kaiſer Heinrich II. aus dem Jahre 1018. Im Jahre 1144 verwarfen die Waldſtätte den Ausſpruch des Kaiſers Konrad III., als er ein Urtheil, welches Heinrich V. gegen ſie gefällt, zur Ausführung bringen wollte, indem ſie ſagten: „wenn der Kaiſer mit ihrem Schaden und mit Beſchimpfung des Andenkens ihrer Väter ihre Alpen ungerechten Pfaffen geben wollte, ſo ſei der Schirm des Reiches ihnen zu nichts nütze; fürhin wollten ſie ſich ſelbſt mit ihrem Arm beſchützen und das Erbtheil ihrer Väter vertheidigen.“

Somit traten ſie aus dem Reichsverband, in den ſie erſt 1152 unter Friedrich I. zurückkehrten.

Brieg (Wſt. K. 10), Stadt an der Oder, oberhalb Breslau.

Brigadier (Gſtſ. 10, 143), frz. ein General, welcher eine Brigade, d. h. eine größere Heeresabtheilung befehligt.

Britannia (Ged. Die unüberw. Flotte). Die uralten Einwohner Englands, welche die Römer, als ſie Eroberungsverſuche auf dieſer Inſel machten, dort antrafen, rechnet man zum celtiſchen oder keltiſchen Stamme (ſ. Barden), unter dem Namen Britten oder Briten (M. St.), wovon auch die franzöſiſche Provinz Bretagne ihren Namen hat. Sie wurden ſpäter von den 449 n. C. in England eingewanderten Angeln und Sachſen in die Berge von Wales gedrängt, welche ihre Nachkommen noch heut bewohnen, haben aber „Großbritannien" den Namen gegeben.

Britte (M. St. I, 6 u. I, 7), ſ. Britannia.

Bromius, ſ. Bacchus.

Bruck (W. T. V, 1) oder Brugg im Aargau, ein freundliches Städtchen an der Aar, kurz vor ihrer Vereinigung mit der Reuß. Nicht weit davon liegt das Stammſchloß Habsburg, in deſſen Nähe Kaiſer Albrecht I. ermordet wurde.

Brücke, Die ſchöne (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1797. Das „hinüber gehn" (nämlich über den Strom) intereſſirt durch den verſteckten Doppelſinn, während der ſchnelle metriſche Fluß der Worte die Bewegung maleriſch ausdrückt.

Brücke, Die, welche ſtäubet (W. T. V, 2). Wenn man von Bürglen aus im Thal der Reuß zum St. Gotthardt emporſteigt, ſo erblickt man zwei Straßen. Die alte iſt ein holperiger Saumpfad und zeigt noch zahlreiche Ueberreſte zerfallener Brücken und Granitpflaſter, die neue Straße iſt von den Urnern und Teſſinern im Jahre 1820 begonnen und 1832 vollendet worden. Da, wo ſich das Reußthal zu einer ſchaurigen Wildniß verengt,

führen zwei Brücken über den Abgrund. Die alte, die ſogenannte Teufelsbrücke (vergl. Berglied), iſt 75 Fuß hoch und 6 Fuß breit, ohne Geländer, und größtentheils von Felsgewächſen überwuchert. Die darüber ſchwebende neue Brücke aus dem Jahre 1830 bildet einen einzigen Bogen von 25 Fuß Spannung, der über einen 95 Fuß tiefen Abgrund hinwegführt, durch welchen die Reuß, 300 Fuß hoch herabſtürzend, donnernd über die Felſen dahin brauſt, ſo daß Alles, was die Brücke paſſirt, von fortdauerndem Staubregen benetzt wird. Eine halbe Stunde weiter gelangt man zu dem Urner Loch, einer durch den Felſen des Kilchberges geſprengten Gallerie (d. h. Durchfahrt) von 180 Fuß Länge, 15 Fuß Höhe und 16 Fuß Breite. Ehe dieſe Gallerie (im Jahre 1707) geſprengt war, führte um die äußeren Wände eines der beiden Felſen (den ſogenannten Schöllenen, zwiſchen denen die Reuß hervorbricht) eine in Ketten hängende Brücke, über welche der Fluß zu paſſiren war. Die Brücke hieß die „ſtäubende Brücke" und die beiden Schöllenen müſſen als das „ſchwarze Felſenthor" betrachtet werden. Hat man das Urner Loch paſſirt, ſo eröffnet ſich plötzlich eine überraſchende Ausſicht auf das liebliche, grüne Urſeren-Thal (Sch.'s „heiteres Thal der Freude"), ein Hochthal, in welches ſich zahlreiche Gletſcher herabſenken, und in dem Andermatt oder Urſeren der Hauptort iſt. Von hier aus ſteigt man zu den ſchwarzen Seen empor, etwa 60 an der Zahl, unter denen der Lago grande, der Lago Scuro, der Lago Sella und der Lucendro-See die bedeutendſten ſind. Zwiſchen ihnen (bei Sch. „die ewigen Seen") führt die Straße hindurch zu der aus mehreren Schneebergen beſtehenden Gruppe des St. Gotthardt (ſ. d.), über einen Paß von 6650 Fuß Höhe, in das Thal des Teſſin oder Ticino, auch Val Tremola genannt, in welchem Airolo das erſte italieniſche Dorf iſt. Dies iſt der Weg, welchen W. T. dem Johannes Parricida beſchreibt.

Bruder (Ged. 4. B. d. Aen. 119). Dido's Bruder, Pygmalion, hatte ihren Gatten Sichäus ermordet.

Brüder, Die lothringiſchen (M. St. II, 3), ſ. Cardinal.

Brügge (Wſt. T. III, 15 — J. v. O. III, 3) in Belgien, einſt der Hauptort des ganzen europäiſchen Handels, war häufig die Reſidenz der burgundiſchen Herzöge.

Bruneck (W. T. II, 1) oder Brunegg, ein Schloß in der Nähe von Bruck (ſ. d.), nicht weit von der Heilquelle Schinznach; es ſoll der Familienſitz des Landvogts Geßler geweſen ſein. Bertha v. Bruneck (W. T. V, 1: „die Bruneckerin") iſt nicht geſchichtlich.

Brünig (W. T. V, 1), ein 3580 Fuß hoher Paß, der von Sarnen aus hinter Lungern zu einem ehemaligen Zollhauſe hinaufführt. Von der Paßhöhe aus hat man die Ausſicht in das Nidwalder- und das Haslithal und kann entweder nach Brienz oder nach Meyringen gelangen.

Brünn (Wſt. T. III, 10), Stadt in Mähren.

Brunnen (W. T. I, 4), ein freundlicher Ort, der Hafenplatz von Schwyz, an dem nördlichen Ufer des Vierwaldſtätter Sees, bei dem Ausgange des Muottathales.

Brüſſel (D. C. I, 2 — Wrb.) in Südbrabant, einer Provinz des jetzigen Königreichs Belgien, deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt es iſt. Auf Herzog Alba's Befehl wurden 1568 hier die Grafen Egmont und Horn hingerichtet.

Brutus (R. Vorr.), Marcus Junius Br., geb. 85 v. Chr., war dem Pompejus, obwohl derſelbe ſeinen Vater getödtet, nach Theſſalien gefolgt, wo er an der Schlacht bei Pharſalus Theil nahm. Im Kampfe wurde er von Cäſar gerettet, wegen ſeiner Verdienſte vielfach bevorzugt und ſogar zum Prätor gemacht; dennoch trieb ihn ſeine glühende Freiheitsliebe dazu, an die Spitze der gegen Cäſar gerichteten Verſchwörung zu treten und ſeine perſönlichen Intereſſen dem Wohle des Staates zum Opfer zu bringen. (Vergl. Philippi.) Ihm ſtellt Sch. den Catilina gegenüber, der ſchon unter Sulla's Schreckensherrſchaft ſich durch

Greuelthaten ausgezeichnet, selbst seinen eigenen Bruder getödtet hatte und dessen ganzes Leben eine Kette von Freveln war. An der Spitze einer Schaar junger Leute, die ihm an Lastern, Genußsucht und Ehrgeiz vollständig glichen, beschloß er, zu einer Zeit, wo Pompejus mit der bewaffneten Macht im fernen Asien beschäftigt war, sich des Staates zu bemeistern, alles Bestehende umzustürzen und sich mit seinem Anhange Befreiung von drückender Schuldenlast, so wie Aemter, Reichthümer und willkürliche Herrschaft zu erringen. Aber Cicero überwachte seine Schritte, trat als sein Gegner auf, entdeckte die schändliche Verschwörung und veranlaßte, daß Catilina von seiner Flucht nach Gallien abgeschnitten ward, bei welcher Gelegenheit er wüthend fechtend seinen Tod fand. — „Ein Brutus oder ein Catilina" heißt also hier: Ein Freiheitsheld oder ein Verbrecher.

Bub (W. T. V, 1), s. v. w. Knappe, Diener.

Bucentaur, ein fabelhaftes Ungeheuer, welches man sich zur oberen Hälfte als Mensch, zur unteren als Stier dachte (vergl. Alpheus; Iph. I, Zw.-H.); ferner war Bucentauro auch der Name für die reich vergoldete Galeere, welche der Doge von Venedig seit dem Jahre 1311 jedesmal am Himmelfahrtstage bestieg, um auf das adriatische Meer hinauszufahren, wo er durch Versenkung eines Ringes seine Vermählung mit demselben feierte. Es war dies ein Sinnbild der Oberherrschaft, welche sich die Republik Venedig über das adriatische Meer angemaßt hatte. Nach diesem Schiffe mochte sich die geschlossene Gesellschaft (Gstf. 10, 202 u. 218) genannt haben.

Buch, Das goldene (F. II, 5), vergl. die Anmerkung zu (Ged. D. berühmte Frau).

Buchau (Wst. L. 11) am Federsee (s. d.), ein Städtchen im Donaukreise des jetzigen Königreichs Würtemberg, welches seit 1495 ein Herzogthum war.

Buchhändler-Anzeige (Ged.), ein Xenion, das sich (nach Viehoff) ursprünglich auf J. J. Spalding's Schrift: „Ueber die

Bestimmung des Menschen", 13. Aufl., 1794, bei Weidmann in Leipzig, bezieht. Auch unsere öffentlichen Anzeigen würden einem geistreichen Satiriker oft hinlänglichen Stoff zu ähnlichen Epigrammen geben.

Budweis (Wst. T. III, 10), Stadt an der Moldau im südlichen Böhmen.

Buggisgrat (W. T. IV, 1), ein Felsvorsprung in der Nähe des Axenberges (s. d.) am Vierwaldstätterse. Dicht dabei liegt die sogenannte Tellsplatte mit einer Kapelle, die im Jahre 1388 dort errichtet worden sein soll. Der Teufelsmünster, ein einzeln emporragender Felsblock, und das Hackmesser, ein gekrümmter, scharfkantig gegen den See vorspringender Felsrücken, liegen zwischen dem Buggisgrat und der Tellsplatte.

Bühel, sd. für Hügel oder Anhöhe (W. T. II, 2), ein Dorf im Entlebuch, auf der Straße von Luzern nach Bern.

Bulle, von dem lat. bulla, eig. Blase; das erhabene Siegel an öffentlichen Urkunden; dann bes. a. eine päpstliche Verordnung. Die Bulle, durch welche Elisabeth (M. St. IV, 2) in den Bann gethan wurde, hatte ihren Grund nächst der beharrlichen Weigerung der Königin, zur katholischen Kirche überzutreten, besonders darin, daß dieselbe in den Kirchengebräuchen bedeutende Veränderungen vornahm, in Folge deren fast alle katholischen Bischöfe sich weigerten, ferner ihr Amt zu versehen.

Bünde, s. Eidgenossen.

Burg (Picc. V, 1) oder Hofburg (Wst. T. III, 13), das kaiserliche Residenzschloß im südwestlichen Theile der Stadt Wien.

Burgau (Wst. T. IV, 2 u. V, 4), Stadt im Oberdonaukreise Baierns, wo Wallenstein Edelknabe an dem Hofe des Markgrafen von Burgau war.

Bürglen (W. T. I, 1), ein reizendes Dorf in dem zum Canton Uri gehörenden Schächenthale, war Tell's Geburts- und

Wohnort. Im Jahre 1354 soll Tell bei der Rettung eines Kindes im Schächenbache ertrunken sein. An der Stelle seines ehemaligen Wohnhauses steht jetzt eine Kapelle.

Bürgschaft, Die. (Ged.) Zu den Aufgaben, welche die kritische literarische Forschung unserer Tage mit ganz besonderer Vorliebe verfolgt, gehört auch der Nachweis der Quellen, aus denen die großen Dichter aller Zeiten geschöpft und die sie umgestaltet haben. Es ist wichtig, den Laien darauf aufmerksam zu machen, daß eigentlich neue Erfindung dichterischer Stoffe viel seltener ist, als er glauben möchte, daß im Gegentheil die Menschheit sich eine Anzahl thatsächlicher Combinationen als Grundlage von Lust- und Trauerspielen, Mährchen, Fabeln, Anekdoten, Novellen, Geschichten aller Art, ja sogar von Witzworten und endlich selbst von charakteristischen Zügen aus dem Leben großer Männer von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, und die alten Spielzeuge unermüdlich immer von Neuem wieder aufputzt. Lafontaine bearbeitet die Fabeln der alten Römer, Griechen und selbst Indier und, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, Rückert's „Es ging ein Mann im Syrerland" findet sich zuerst in einem im Mittelalter hochberühmten Roman „Barlaam und Josaphat" (s. Pischon, Leitfaden S. 37), der, in griechischer Sprache aus Konstantinopel uns zugekommen, ursprünglich wohl von den Ufern des Ganges stammt. Shakespeare's Quellen sind erforscht, mit seinen eigenen Dichtern ist das deutsche Volk noch sehr im Rückstande. Eine glänzende Probe der kritischen Forschung dieser Art bieten Büchmann's allbekannte „Geflügelte Worte". Unsere Ballade wurde im Jahre 1798 gleich nach der Beendigung des „Kampfes mit dem Drachen" gedichtet. Sch. sagt in einem Briefe an Körner, daß er sich bei keiner der früheren Balladen der freien Kunstthätigkeit so deutlich bewußt gewesen sei, als bei diesen beiden, und daß er sie mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisirt habe. — Was den Stoff betrifft, so giebt Sch. als seine Quelle das Fabelbuch des Hyginus an, eines römischen Schriftstellers, dessen Zeitalter sich

nicht genau bestimmen läßt. Das Buch besteht in einer Sammlung von 277 mythologischen Erzählungen, die vermuthlich als Skizzen alter Trauerspiele zu betrachten sind. In der unserm Gedichte zu Grunde liegenden Erzählung von „dem höchst grausamen Tyrannen Dionysius" heißen die beiden Freunde Möros und Selinuntius. Die ganze Darstellung stimmt mit dem Inhalte des Gedichtes im Wesentlichen überein, nur daß von den Hindernissen, welche dem auf der Rückkehr begriffenen Möros entgegentreten, allein das Anschwellen des Stromes genannt wird. Die übrigen sind von Sch. hinzuerfunden, um die Treue des Freundes in allmäliger Steigerung zur Anschauung zu bringen und somit einen lebhafteren Eindruck auf das Gemüth des Lesers hervorzurufen. — Andere Darstellungen derselben Begebenheit finden sich bei Porphyrius in dem Leben des Pythagoras, bei Diodor von Sicilien, bei Cicero, bei Valerius Maximus und in den Novelle Morali von Francesco Soave, unter denen die vierte „Damone e Pitia" wegen ihrer ergreifenden Darstellung und ihres poetischen Schmuckes zu einem interessanten Vergleiche mit Sch.'s Ballade geeignet ist.

Burgund (D. C. II, 5), ein zu Frankreich gehöriges Herzogthum, die jetzigen Provinzen Burgund, mit der Hpst. Dijon und Franche-Comté umfassend, welches der König Johann von Frankreich 1362 seinem Sohne Philipp zu Lehen gab. Sein Sohn Johann ohne Furcht (Jean sans Peur) wurde in dem Kriege zwischen England und Frankreich, der von 1327—1435 dauerte, vom Dauphin, dem späteren Karl VII., ermordet. Daher nahm sein Sohn Philipp der Gute („der mächtige Burgund" J. v. O. Prol. 3) eifrigen Antheil an jenem Kriege gegen Frankreich. Mit Karl dem Kühnen, der gegen die Schweizer bei Nancy fiel (1477), schließt die gerade Descendenz dieses Hauses in männlicher Linie ab. Für alle historischen Uebersichten der Art empfehlen wir das eben so geistvolle als thatsachenreiche Geschichtswerk von Knochenhauer, Handbuch der Weltgeschichte. 3 Theile. Potsdam, 1860, bei Stein.

Burkhart am Bühel (W. T. Perſ.-Verz.), ein einer alten Urkunde entlehnter Name.

Burſche (R. I, 2), ehemals eine Benennung für Muſenſöhne oder Studenten; burſchikos (Wſt. L. 7) ſtudentenmäßig, zügellos.

Buſiris (D. C. III, 10), ein tyranniſcher König des alten Aegyptens, der ſeine Hände mit dem Blute aller Fremden befleckte. Sch. verwerthet ihn, in der Verbindung mit Nero (ſ. d.), als einen Typus der Grauſamkeit.

Buscage (Gſtſ. 10, 227), ein vermuthlich aus dem ital. boschetto (Gebüſch) gebildeter, aber ſchlecht franzöſirter Ausdruck für bosquet oder bocage (Wäldchen, Gehölz).

C.

(Artikel, welche man hier vermißt, ſind unter K aufzuſuchen.)

Cabale, ſ. Kabbala.

Cabinet (Mcb. VI, 1) iſt im Engliſchen auch ſoviel wie Schubladenſchränkchen.

Cäcilia (R. II, 3), in italieniſcher Schreibweiſe Cecilia (Br. v. M. 5, 451), der in Ad. Stahr's Text zum Raphaelalbum mitgetheilten Legende zufolge eine Jungfrau, die Tochter heidniſcher Eltern, welche zu Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. in Rom lebten, wo ſie dieſelbe einem edlen Jüngling, Namens Valerianus, verlobten. Dies war jedoch wider ihren Willen geſchehen, da ſie heimlich Chriſtin war und das Gelübde abgelegt hatte, ewig Jungfrau zu bleiben. Der Tag der Vermählung erſchien, und ſchon erſchallte der Hochzeitsreigen, aber „während die Inſtrumente ertönten, tönte in ihrem Innern allein der Ruf um Hülfe zu dem Herrn". Dieſe Stelle der Legende ward Veranlaſſung, Cäcilia als die Schutzpatronin der heiligen Muſik und, in weiterer Ausbildung der heiligen Sage, als die Erfinderin der Orgel zu verehren. Als der Bräutigam ſich ihr näherte,

bedeutete ſie ihm, daß ein Engel ihre Unſchuld bewache und wies ihn an den Biſchof Urban, durch welchen er zur chriſtlichen Religion bekehrt und getauft wurde. Bald aber brachen Chriſtenverfolgungen aus, in denen Valerianus ſowohl, wie die jungfräulich gebliebene Cäcilie das Leben verloren. Schon in ſehr früher Zeit feierte die Kirche im November große muſikaliſche Feſte unter dem Namen Cäcilienfeſte. Allgemein bekannt iſt Raphael's berühmtes Bild zu Bologna, welches nach Ad. Stahr's Ausdruck „die vollendete Perſonification der tiefſten und heiligſten muſikaliſchen Andacht" darſtellt, und durch welches der Künſtler gewiſſermaßen „die chriſtliche Muſe der Tonkunſt" geſchaffen.

Cadix (D. C. V. 8), Seefeſtung im ſüdlichen Spanien, am atlantiſchen Meere.

Caduceus, ſ. Hermes.

Calais (M. St. II, 2), eine Stadt in der Grafſchaft Artois im nördlichen Frankreich, der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach dem ſieben Stunden entfernten Dover in England.

Calatrava (D. C. III, 7), ein ſpaniſcher, im Jahre 1164 von Alfons II. geſtifteter Orden, der als Belohnung ertheilt wird.

Camerale (R. I, 2), „das Cam." jetzt gebräuchlich in der Form der Mehrheit „Cameralia"; die Wiſſenſchaften, welche von der Staatsverwaltung handeln.

Camönen oder Camenen, ſ. Muſen.

Cana, Die Hochzeit zu (Gſtſ. 10, 227), auf welcher Jeſus Waſſer in Wein verwandelte, ſ. Ev. Joh. 2, 1—12.

Canal, von dem lat. canālis, eig. die Röhre, Waſſerleitung, Waſſergraben. Der Canal (Gſtſ. 10, 133) iſt der Canale grande oder Canalazzo in Venedig, welcher die Stadt in Geſtalt eines S durchſchneidet und an einigen Stellen etwa 200 Fuß breit iſt. — Bildl. (K. u. L. I, 2) ſ. v. w. Weg.

Cannä (R. I, 2), in Apulien, dem östlichen Theile von Unteritalien. Hier brachte Hannibal i. J. 216 v. Chr. den Römern, die unter den Consuln Aemilius Paullus und Terentius Varro fochten, eine der fürchterlichsten Niederlagen bei.

Canterbury (M. St. I, 7), in der Grafschaft gl. N. südl. von der Themse. Der Erzbischof von C. ist Primas (s. d.) des Reichs und erster Pair (s. d.), residirt aber in London.

Caplan (Ged. D. Graf v. Habsburg; Anm. — Dem. I), ein Geistlicher, der einer Capelle vorsteht, ein Hauspriester, auch ein Hülfs- oder Untergeistlicher.

Carabinier (Wst. L. I, 1), ein Reiter, der mit einem Carabiner (kurzes Feuergewehr) bewaffnet ist.

Cardinal, der Titel derjenigen Geistlichen der römischen Kirche, die ihrem Range nach dem Papste unmittelbar folgen. Ihre Zahl ward 1526 von Sixtus V. auf 70 festgesetzt. Die Wahl derselben hängt allein von dem Papste ab und wird ihnen durch Uebersendung des Cardinalshutes bekannt gemacht. Sie sind durch die verschiedenen Länder, in denen die katholische Kirche die herrschende ist, vertheilt, daher (D. C. V, 9) „der Inquisitor-Cardinal oder der Cardinal-Groß-Inquisitor" (s. d.). — Die beiden Cardinäle, deren in Maria Stuart gedacht wird, s. Lothringische Brüder.

Cardinal-Infant. P. II, 7. W. T. III, 3 (s. Sch. Dr. Kr. 374. 416), d. h. der Prinz (wofür der spanische Ausdruck Infant, d. h. Kind ist, wie die Kinder der königlichen Familie „les Enfants de France" genannt wurden), welcher zugleich Cardinal ist. Es war der Bruder Philipp's des Vierten von Spanien, der Statthalter von Mailand, welcher von hier nach Deutschland marschirte und 1634 die entscheidende Schlacht bei Nördlingen gewinnen half.

Carneval (Ged. An einen Moralisten — Gstf. 10, 127), nach Einigen: von dem ital. carne vale, d. h. Fleisch, lebe wohl! Die Fastnachtslustbarkeiten, der Fasching; vergl. Fastnacht.

Carolin (K. u. L. I, 5), eine Goldmünze von 6 Thalern oder 11 rheiniſchen Gulden.

Cartouche (R. I, 1), ein berüchtigter Gauner aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Er war Hauptmann einer Räuberbande in der Normandie und machte ſpäter ſelbſt die Umgegend von Paris unſicher, bis er 1721 ergriffen und mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht wurde. Noch während man ihm den Prozeß machte, brachte ihn Legrand auf die Bühne.

Cäſar, Cajus Julius (Sp. u. d. L.), geb. 100 v. Chr., ein Römer aus altadeligem Geſchlechte, that ſich ſchon im Jünglingsalter im Kriege hervor, gelangte bald zu hohen Staatsämtern und ſchloß mit Pompejus und Cäſar das erſte Triumvirat. Im Jahre 58 war Cäſar nach Gallien geſchickt worden, welches er eroberte, zur römiſchen Provinz machte und in vortrefflicher Weiſe verwaltete. Da bewirkte Pompejus einen Senatsbeſchluß, zufolge deſſen Cäſar ſeine Truppen entlaſſen und ſeine Statthalterſchaft niederlegen ſollte, widrigenfalls man ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären würde. Jetzt forderte Cäſar ſeine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu rächen, ging 49 über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertſchlag ein; daher (Wſt. T. II, 2):

„Was thu' ich Schlimmres,
Als jener Cäſar that, — — — — — —
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beſchützung anvertraut."

Hierauf wurden ihm bald alle höchſten Staatsämter übergeben, ſo daß er mit faſt unumſchränkter Gewalt regierte. Sein Leben iſt reich an denkwürdigen Ereigniſſen; daher (R. I, 1): „die Abenteuer des Julius Cäſar". Er hatte 500 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert; daher war ſein Glück ſprüchwörtlich geworden (vergl. Ged. D. Glück und die oben citirte Stelle aus Wſt. T.). — Bildl. braucht Sch. ſeinen Namen für

„Held“, wie (Ged. Shakeſpeare's Schatten): „Es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen?“ und (Ged. D. Flüſſe), wo Friedrich der Große mit dem Namen Cäſar belegt wird.

Caſſius, vergl. Philippi.

Caſtellan (Dem. I.), von dem lat. castellum, Burg, Feſtung; ein Burgvogt, Schloßaufſeher. Dann in Polen die hohen Adligen, welche ein ritterliches Schloß beſaßen.

Caſtilien (D. C. I, 4), der Name für zwei ehemals ſelbſtſtändige Theile des Königreichs Spanien, Alt- und Neucaſtilien. Davon caſtilianiſch (D. C. I, 3) und Caſtilier (Mlth.), ſ. v. w. Spanier.

Caſtraten oder Verſchnittene (Tur. Perſ.-Verz.), ihrer Mannhaftigkeit künſtlich beraubte Weſen, welche in den orientaliſchen Ländern zur Bewachung der Frauengemächer verwendet werden. In der Gegenwart werden in Rom und ſelbſt noch in Dresden ſolche Leute als Sänger benutzt, weil ſie in Folge der Caſtration eine Sopranſtimme behalten; daher (Sp. u. d. L.): „in den Gurgeln der verſchnittenen Enkel einer wimmernden Opernarie frohnen“. Bildl. „das ſchlappe Caſtratenjahrhundert“ (R. I, 2), eine Zeit, der es an Kraft fehlt, etwas Selbſtändiges hervorzubringen.

Caſtriotto (Mlth.), ein Ingenieur, der ſich zu Ende des 16. Jahrh. um die Art der italieniſchen Befeſtigungen verdient gemacht hat, indem er die alte ſpaniſche Manier durch einen vorgelegten Wall mit kaſemattirten Bollwerken verbeſſerte.

Catalonien (D. C. III, 7), ein ſpaniſches Fürſtenthum am Mittelmeere, von den Pyrenäen bis über die Mündung des Ebro hinaus. Vielleicht dachte Sch. an unſerer Stelle an die Unruhen, die der in Ungnade gefallene Staatsſecretär Philipp's II., Antonio Perez, aus Rache in Aragonien erregen wollte.

Catilina, ſ. Brutus.

Cavalier, von dem ital. cavallo, Pferd; eig. ein Ritter wie das frzſ. Chevalier (D. C. I, 4), od. (R. II, 1 — F. I, 9 — Gſtſ. 10, 128) Edelmann — der Cavalier (Wſt. T. IV, 11) iſt von Roſenberg, Theklas Stallmeiſter (ſ. das Perſ.-Verz.). — Frankreichs Cavaliere (M. St. II, 1), die damals an dem engliſchen Hofe anweſenden, zur franzöſiſchen Geſandſchaft gehörenden vornehmen Herren.

Cawdor (Mcb. I, 3), ein Waldſchloß im mittleren Schottland in der Nähe des Murray-Golfs, jetzt eine faſt ganz zerfallene Ruine, in deren Nähe dem Reiſenden noch der Ort gezeigt wird, wo Macbeth angeblich mit den Hexen zuſammentraf.

Cedern (R. I, 2), ſchöne und kräftige Bäume von bedeutender Höhe, welche zur Familie der Nadelhölzer gehören. „Cedern gehauen auf dem Libanon" iſt eine Anſpielung auf die Bibelſtellen 1. Chron. 23, 4 und 1. Kön. 5, 6, wo von den zu dem Tempelbau gehauenen Cedern die Rede iſt.

Cekrops (Ged. D. Kraniche d. Ibykus), ſ. Athen.

Centaur (Iph. IV, Zw.-H.), ein fabelhaftes Weſen des griechiſchen Alterthums, welches zur oberen Hälfte als Menſch zur unteren als Pferd dargeſtellt wurde. Die Vorſtellung von ſolchen Roßmenſchen ſcheint ſich erſt in der nachhomeriſchen Zeit ausgebildet zu haben; denn Chiron (Iph. III, 4) erſcheint bei Homer noch nicht in der Miſchgeſtalt, die er bei ſpäteren Dichtern annahm Die Centauren waren ein ſehr beliebter Gegenſtand der bildenden Kunſt bei den Griechen; beſonders dachte man ſich in der älteſten Zeit den Wagen des Bacchus, wie er im Siegeszuge aus Indien zurückkehrte, von ſolchen Weſen gezogen; daher findet man die Centauren oft in den Darſtellungen ſolcher Bacchuszüge, weshalb es (Ged. Pompeji und Herculanum) von der Bacchantin heißt:

„Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Centauren, auf einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an."

Centraliſche Sonne, ſ. Plejaden.

Cerberus, der Höllenhund, (R. I, 2), „die heulende Bestie" genannt, wird gewöhnlich mit drei Köpfen dargestellt. Er hatte die Schatten der Unterwelt zu bewachen, ließ also Jeden hinab, aber Niemanden wieder herauf; daher (Ged. D. Triumph der Liebe) „der wilde Hüter"; vergleichend (F. V, 6) „wie der höllische Kettenhund".

Ceres, s. Demeter.

Chalcis (Iph. I, Zw.-H. u. V, 6), eine auf der Westseite der griechischen Insel Euböa (Negroponte) gelegene Stadt, an der Meerenge (dem Euripus), welche diese Insel von dem mittelgriechischen Festlande trennt, etwa Aulis gegenüber (s. d.).

Chalons (J. v. O. III, 2), Stadt an der Marne, in dem nördlichen Theile der Champagne.

Chaos (R. Vorr.), nach der Ansicht der Griechen der Zustand des Weltalls vor dem Schöpfungsacte, wo alle Elemente in wilder Verwirrung durch einander gemengt waren, aus der die Weltkörper nach und nach hervortraten. Der Ausdruck findet sich nur in Sch.'s Jugendarbeiten (Lauralieder; Ged. Größe der Welt, d. Freundschaft, R. IV, 5 ꝛc.), wo man ihm das Streben anmerkt, sich mit seiner Phantasie in die Unendlichkeit zu stürzen.

Chapitre, s. Fremdwörter (Capitel).

Charis (Myth.), eigentlich ein griechisches Wort, welches „Reiz", „holdes Wesen", „Anmuth" bedeutet, s. v. w. das lateinische „Grazie"; als Eigenname ist es nach Homer zunächst die schöne Gattin des Vulkan (Il. 18, 382, s. auch Od. 8, 267); gewöhnlich aber werden drei solcher Grazien, auch Charitinnen oder Huldgöttinnen unterschieden. Sie waren nach Hesiod Töchter des Zeus und der schönen Oceanide Eurýnome und hießen Euphrosine, Aglaja und Thalia. Homer (Il. 5, 338. 14, 269. 17, 51. Od. 6, 18. 8, 364. 18, 194) bezeichnet sie als Dienerinnen der Venus; ihr salben sie das Haar, baden und schmücken sie mit zierlich gestickten Gewändern, und umschweben

ſie in anmuthigem Tanze. So werden ſie allgemein als die Göttinnen der Anmuth gedacht und erſcheinen als ein Bild des geſelligen Beiſammenſeins, das durch Anſtand und feine Sitte geregelt, durch Schmuck und Freude gehoben wird. Sch. ſind vor allen Dingen die Frauen die perſonificirten Grazien, daher heißt es im Gegenſatz zu ihnen von den Männern (Ged. Würde der Frauen):

„Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh."

Von den Frauen ſelbſt dagegen (ebendaſ.):

„Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das heilige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."

Den Künſten verleihen die Grazien das Höchſte, ohne das jene weder beſtehen noch gefallen können, nämlich den Reiz der Anmuth; daher ſchmücken ſie alle Verhältniſſe im Leben des Menſchen, denn (Ged. D. Künſtler) ſelbſt

„Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen,
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach."

Und ſo wird denn die Huldigung verſtändlich, welche ihnen der Dichter (Ged. D. Götter Griechenlands) darbringt:

„Betend an der Grazien Altären,
Kniete da die holde Prieſterin,
Sandte ſtille Wünſche an Cytheren
Und Gelübde an die Charittin."

Hiernach wird nun auch die Art und Weiſe klar, wie die bildende Kunſt die Grazien darſtellt. Sie ſtehen, einander die Hände bietend, oder ſich gegenſeitig umſchlingend, im Kreiſe, wie auch die Wohlthaten ſich von Einem auf den Andern fortpflanzen und zuletzt zu dem, der ſie geſpendet, zurückkehren, wodurch

das die Menſchen vereinigende Band noch enger geknüpft wird. In vielen andern Fällen, wie (Ged. D. Künſtler. — D. G. II, 8. — H. d. K. — Gſtſ. 10, 137, 217 u. 234) bedeutet Grazie (lat. gratĭa) nichts Anderes als Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz. Endlich werden (R. II, 1) auch Vergangenheit und Zukunft als Grazien bezeichnet.

Charon (Ged. Semele 1. — Die berühmte Frau) iſt der Fährmann in der Unterwelt, ein alter Diener des Pluto. Er hält Wache am Styx und nimmt die Seelen der Abgeſchiedenen in Empfang, die er in ſeinem Kahne (ſ. Acheron) nach dem Tartarus hinüberführt; daher (R. IV, 5): „ſchwarzer Schiffer" und (Ged. D. Ideal u. d. Leben): „des Todtenſchiffers Kahn". Das Geldſtück (Obölus), welches dafür gezahlt werden mußte, pflegte man den Verſtorbenen unter die Zunge zu legen.

Charybde (Ged. D. Taucher). Die Charybdis war der Sage nach eine Tochter des Neptun und der Erde, und wurde ihrer Unerſättlichkeit wegen von Jupiter in's Meer geſtürzt, wo ſie jedes Schiff, das ſich ihr näherte, verſchlang. Dies war in der Meerenge von Meſſina geſchehen, weshalb der dort befindliche Strudel im Alterthum allgemein gefürchtet war. Gegenwärtig hält man eine Stelle am Eingange des Hafens von Meſſina für die Charybdis der Alten. Sie iſt etwa 100 Schritt breit und wogt und wirbelt beſtändig, auch wenn das Meer ſonſt ganz ruhig iſt. Uebrigens iſt ſie nur bei Sturm gefährlich, und wenn nicht gerade Südwind weht, ſo fahren die Schiffer ohne Gefahr hinüber. Mit der Charybdis zugleich wird gewöhnlich die Scylla genannt, d. h. eigentlich Hündin, daher (Ged. Odyſſeus) „der Scylla Gebell". Es iſt ein einzeln ſtehender Felſen an der Küſte von Calabrien, mehrere Meilen von Meſſina entfernt. Das Meer bricht ſich hier mit einem heulenden Tone, und wenn der Wind und die eintretende Fluthſtrömung einander entgegengeſetzt ſind, ſo iſt die Fahrt an dieſer Stelle allerdings ſehr gefährlich. Durch den bekannten Vers der

„Alexandreis“ des mittelalterlichen Dichters Philipp Gualtherus, Bch. 5, V. 301:

„Incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdim.“

Du ſtürzeſt in die Scylla, während Du die Charybdis zu vermeiden wünſcheſt — ſind dieſe gefährlichen Stellen ſprüchwörtlich geworden.

Chatulle, ſ. Schatulle.

Cherub (Ged. An die Freude), pl. Cherubim (J. v. D. Prol. 4) im A. T. der Name eines geflügelten Wunderthieres mit menſchlichem Antlitz, das man ſich immer in Verbindung mit Jehovah, beſonders als Träger ſeines Wagenthrones dachte (vergl. Heſekiel, Cap. 1 u. Cap. 10, 14; ferner Pſ. 18, 11 u. Pſ. 80, 2); ſpäter diente der Name zur Bezeichnung für Engel höherer Ordnung (vergl. 1. Moſe 3, 24); ſo z. B. (Meb. I, 14), wo es in Beziehung auf Duncan's Ermordung heißt:

„Daß wider dieſe ſchauderhafte That
Sich ſeine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden.“

und (ebendaſ. IV, 1), wo Roſſe in Beziehung auf Macduff's Reiſe ſagt:

— — — „Irgend ein
Wohlthät'ger Cherub fliege vor ihm her
Nach England und entfalte ſein Geſuch.“

Die Stellen (Ged. Die Johanniter):

„Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr — — — — — —
— — — — mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.“

(D. C. I, 6):

„Wie Gottes Cherub vor dem Paradies
Steht Herzog Alba vor dem Thron.“

und (Dem. I):

„Und über jedem Hauſe, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.“

ſind Anſpielungen auf 1. Moſe 3, 24: „Der Herr trieb Adam aus und lagerte vor den Garten Eden den Cherub mit einem bloßen hauenden Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens.“

Chevalier, ſ. Cavalier.

Chiffern (Gſtſ. 10, 146 u. 253) od. Ziffern (M. St. II, 4), geheime Zeichen, welche nur diejenigen, die ſie miteinander verabredet, entziffern oder dechiffriren (Gſtſ. 10, 253) können.

Chimäre, zunächſt ein fabelhaftes Ungeheuer, das nach Homer's (Il. 6, 179. 16, 328) Beſchreibung vorn ein Löwe, in der Mitte eine Geis und hinten ein Drache war und verderbenbringende Flammen ſpie. Bellerophon, ein Sohn des Königs Glaukos von Korinth, beſiegte es mit Hülfe der Minerva, die ihm Apollo's Flügelroß, den Pegaſus gab, ſo daß der Angriff von der Luft her möglich ward. Bildl. iſt Chimäre (D. C. II, 10) eine Träumerei, ein Hirngeſpinnſt.

China (Tur.), ein großes Kaiſerreich im öſtlichen Aſien, das auf 200,000 Quadratmeilen 430 Millionen Einwohner zählt und außer dem eigentlichen China mit der Hauptſtadt Peking, bei Sch. Peckin (Tur. I, 1) faſt das ganze innere Aſien umfaßt. — Ferner iſt China der Name eines Heilmittels, der Rinde des in Peru wachſenden Fieberrindenbaumes (Cinchona Condaminea); daher ſagt Pantalon (Tur. II, 2):

„Da wußt' ich nichts von China, als es ſei
Ein trefflich's Pulver gegen's kalte Fieber.“

Chinon (J. v. D. Prol. 3), gew. Chateau Chinon, Städtchen an der zur Seine fließenden Yonne, öſtlich von Revers (47° Br.).

Chiozza (Gſtſ. 10, 257), richtiger Chióggia [ſpr. Kioddſcha], ein ziemlich bedeutender Hafenort, ſüdlich von Venedig, noch in den Lagunen des Meeres gelegen.

Chiragra (Wſt. L. 8), von dem gr. cheir, die Hand, ſ. v. w. Handgicht, im Gegenſatz zu Podagra oder Fußgicht.

Chiron, ein weiser Mann (Iph. III, 4) des Alterthums, der als Erzieher großer Helden, besonders des Herkules und des Achilles (Iph. I, Zw.-H.) genannt wird. Als sein Vater wird Kronos, als seine Mutter Philyra, des Oceanus Tochter, angegeben. Da sich Kronos bei der Ueberraschung der Philyra aus Furcht vor seiner Gemahlin in ein Roß verwandelte, so wurde Chiron (Iph. IV, Zw.-H.) fälschlich als Centaur (vergl. d.) angesehen.

Chor, von dem gr. choros, ein Rundtanz, mit Gesang verbundener Reihentanz. 1) Eine Schaar von Tänzern und Sängern, wie (Ged. D. Kraniche d. Ibykus, Str. 12—18) der Chor der Erinnyen beschrieben wird, dessen furchtbarer Eindruck auf die versammelten Zuschauer die Entdeckung der Mörder herbeiführt. Seine Bedeutung in der antiken Tragödie ist zunächst aus den Zwischenhandlungen der Iphigenie zu ersehen. Dazu bestimmt, die Pracht und das Feierliche der Handlung zu erhöhen, bildete er ursprünglich einen Hauptbestandtheil derselben und wurde erst später zur Nebensache herabgedrückt. Die Personen des Chors erscheinen als Zeugen der auf der Bühne stattfindenden Vorgänge, und treten mitwirkend ein, wenn die Handlung einen Stillstand erfährt, um den durch den Vorgang erzeugten Empfindungen einen Ausdruck zu leihen. Außerdem aber wendet sich der Chor auch an die handelnden Personen, denen er in der Gestalt von Bemerkungen Rath und Warnung oder Trost und Ermahnung ertheilt. In einem Briefe an Goethe vom 29. December 1797 schreibt Sch., „daß in dem Drama die gemeine Naturnachahmung am besten durch die Einführung symbolischer Behelfe verdrängt werde, die in allem dem, was nicht zur wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern bloß bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes vertreten." Ein solches Mittel ist ihm der Chor in der „Braut von Messina" (s. d.), von dem W. v. Humboldt sagt: „Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt und vollendet die reine Symbolik des

Kunſtwerks." — In den „Malthesern" ſollte der Chor eine freiere und ſelbſtändigere Stellung erhalten als in der Braut von Meſſina; er ſollte den guten Geiſt des Ordens vertreten, wie auch in der „Huldigung der Künſte" der Chor dem ſymboliſchen Handeln der Landleute mit ſeinem idealen Ausdruck zugleich die höhere Weihe ertheilt. — Chor iſt 2) ein vollſtimmiger Geſang, an dem Alle Theil nehmen, wie (Ged. An d. Freude), wo er dazu beſtimmt iſt, das von einzelnen Stimmen Ausgeſprochene zu verallgemeinern oder zu bekräftigen, überhaupt aber die Gedanken und Empfindungen auf das Höchſte und Unvergängliche hinzulenken. — 3) Ein erhöhter Ort in der Kirche für ſingende Schüler oder „Chorknaben" (J. v. O. IV, 6), die in der katholiſchen Kirche bei der Meſſe zugleich andere Dienſte zu verrichten haben. Im Vergleich zu dem hohen Chor, auf welchem der Hauptaltar ſteht, heißt es von der Jungfrau Maria (J. v. O. IV, 3) bildlich:

„Sie ſelber wandelt in des Himmels Chören."

Choröbus (Ged. 2. B. d. Aen. 61), ſ. Kaſſandra.

Cicade, ein geflügeltes, in ſüdlichen Gegenden ziemlich häufiges Inſect (Br. v. M. 5, 418), ein Schmuck in der Geſtalt ſolches Thieres.

Cicisbéo (F. I, 1), ital. eig. ein Lispler, gew. ein vertrauter Freund einer verheiratheten Frau, nach italieniſcher Sitte ein begünſtigter Liebhaber.

Cimbale, ſ. Cymbale.

Cingulum (Ged. D. Gang nach d. Eiſenhammer), der Gürtel oder die weiße Schnur, mit welcher die katholiſchen Prieſter ihr weites Gewand aufgürten.

Circe (Myth.), eine Tochter des Sonnengottes, der ſie auf ſeinem Wagen nach Weſten mit ſich führte und auf einer bei Italien liegenden Inſel ausſetzte. Dieſe Inſel verwandelte ſie bald in einen zauberiſchen Aufenthalt, beſchäftigte ſich auch viel

mit Kräutern und der Bereitung von Zaubertränken, und ward durch ihre Künste selbst den Begleitern des Ulysses gefährlich, der bei seinen Irrfahrten auf ihrer Insel landete (Od. 10, 136 ff.). Bildl. ist Circe (J. v. D. II, 10) der Ausdruck für ein weibliches Wesen, das sich auf die Künste der Verführung versteht.

Cirkel, lat. circŭlus (Verkl. v. circus), ein Kreis; 1) eine bekannte mathematische Figur (Wst. T. IV, 8), vergl. Archimedes; 2) ein Werkzeug zum Messen (Wst. T. I, 7); 3) ein ringförmiger Körper, wie eine Krone, daher (Picc. V, 1) „goldener Cirkel", vergl. Reif; 4) der Kreislauf, wie (Ged. Räthsel 9):

„So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um Dich herum im Cirkeltanz."

od. bildl. ein Kreislauf von Erscheinungen (R. IV, 2); 5) ein Kreis von Vorstellungen (K. u. L. III, 4); 6) geschlossene Gesellschaft, wie (Ged. An d. Freude): „Schließt den heil'gen Cirkel dichter"; desgl. (K. u. L. I, 7 — Sp. d. Sch.), daher auch (ebendas.): „Ring des Vergnügens"; endl. Familienkreis (Gstf. 10, 170).

Cithäron, in einigen Ausgaben Cythäron, der Name eines Berges in Böotien, in der Nähe von Theben. Er wurde besonders als Sitz der Juno angesehen; daher (Phön.): „Juno's Au, die den Gipfel Cithärons schmückt"; ferner (Ged. Semele 1):

„Pfauen Juno's, erwartet mein
Auf Cithärons wolkigtem Gipfel."

(ebendas.):

„wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cithäron weiden mein Auge."

und (ebendas.):

„auf Cithärons Gipfel
Stand siegfrohlockend Juno."

Außerdem war dieser Berg auch dem Dienste des Bacchus geweiht; daher heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 56):

— — — — — — — „wenn von Cithärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schwestern widerhallt."

Cither, ein Saiteninſtrument der alten Griechen, ähnlich unſerer (Wſt. T. III, 4) gleichfalls Cither genannten Guitarre; daher (Iph. IV, Zw.-H.):

„Wie lieblich erklang
Der Hochzeitsgeſang,
Den zu der Cither tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmei und zum libyſchen Rohr
Sang der Kamenen
Verſammelter Chor."

Sie iſt ein gewöhnliches Attribut der Sänger oder Dichter; daher (Ged. Pegaſus im Joche):

„Die Cither klingt in ſeiner leichten Hand."

Claudius, ſ. Appius Cl.

Clauſel (Picc. III, 1 u. IV, 7), von dem lat. clausŭla, welches ſo viel wie Einſchränkung, Bedingung, Vorbehalt bedeutet. Davon: ſich verclauſuliren (Picc. IV, 7), ſich durch Einſchränkungen oder Bedingungen ſicher ſtellen.

Clermont (J. v. O. I, 4), Hauptſtadt der Auvergne, an dem zur Loire fließenden Allier gelegen.

Colliſion (Gſtſ. 10, 218), von dem lat. collidĕre, zuſammenſtoßen; das Gegeneinanderwirken zweier Kräfte, zweier Naturen von verſchiedenem Charakter.

Colmar (Par. I, 1), Hauptort des Departements Oberrhein im Elſaß.

Coloſſeum (M. St. I, 6), auch Coliſeum, das größte Amphitheater des Alterthums, das in Rom unter dem Kaiſer Veſpaſian für öffentliche Schauſpiele erbaut wurde und deſſen großartige Trümmer noch jetzt ſtehen. Die Benennung iſt nicht antik, ſondern italieniſch, das Wörterbuch von Fanfani leitet den Namen von den Koloſſal-Statuen her, mit denen es geſchmückt war.

Columbus (Ged.), ein epigrammatiſches Gedicht aus dem Jahre 1795. Columbus hatte, wie bekannt, mit vielen

Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ihm gelang, mit den zu seinem kühnen Vorhaben nöthigen Mitteln ausgerüstet zu werden. Selbst Hohn und Spott hatte er von denen zu erdulden, die das Streben seines Geistes nicht zu fassen vermochten. — W. v. Humboldt nennt den Schluß dieses Epigramms überraschend und bezeichnet den darin enthaltenen Gedanken als eine große und kühne Idee. Auf diese paßt auch Göthe's Urtheil über die Xenien überhaupt, der die seinigen unschuldig und geringe, die Schiller'schen dagegen „scharf und schlagend" nennt. So hat auch das vorliegende Schlußdistichon eine viel umfassendere Bedeutung, als die bloße Anwendung auf den vorliegenden Fall glauben läßt. Wer mit den Naturwissenschaften genauer vertraut ist, wird hundert Mal die Erfahrung gemacht haben, daß die Gesetze unseres vernünftigen Denkens mit den Gesetzen, nach welchen die Natur wirkt und schafft, in überraschender Weise zusammenstimmen; und nicht selten wird der Forscher auf dem Gebiete der Natur diese oder jene Form, eine oder die andere Erscheinung mit innerer Nothwendigkeit construiren, und nachher die Freude haben, das in der Natur verwirklicht zu sehen, was seinem Geiste als nothwendig existirend bereits vorgeschwebt hat.

Comitat (Wst. T. V, 2), von dem lat. comitāri, begleiten, die Begleitung, das Gefolge.

Committee (M. St. I, 7), die englische Form für das franz. comité, von dem lat. committere, beauftragen; ein Ausschuß berathschlagender Personen, Untersuchungsausschuß.

Compendienmenschen (R. Vorr.), von dem lat. compendium, d. i. Abkürzung, kurzer Inbegriff; also ein in die allernothwendigsten Züge zusammengedrängtes Bild von den zu zeichnenden Personen.

Concept, von dem lat. concipĕre, entwerfen, aufsetzen (M. St. I, 1), der erste schriftliche Entwurf einer Arbeit; „das Concept verderben" (R. II, 3) od. „aus dem Concepte bringen"

(Par. II, 4), die Ordnung der Gedanken ſtören, Jemanden verwirren.

Concurrenz (Gſtſ. 10, 201), die Mitbewerbung; auch als Anſpielung auf die aſtrologiſchen Anſchauungen (Wſt. T. I, 5), das Zuſammentreffen der Umſtände, ähnlich einem Zuſammentreffen der Geſtirne (vergl. Conjunction).

confiſciren (Wſt. L. 11 — R. Vorr.), mit Beſchlag belegen; ſcherzhaft, wie (F. Perſ.-Verz.) „ein confiſcirter Mohrenkopf" od. (K. u. L. I, 2) „ein confiſcirter Kerl", d. h. von verdächtigem Anſehen.

Conjunction, in der Aſtronomie das Zuſammentreffen zweier Planeten in dem nämlichen Himmelszeichen; (Wſt. T. I, 5) eine Vereinigung von Truppencorps; Conjunctur (R. Vorr.), das Zuſammentreffen von Umſtänden.

Connetable, eigentl. latein. comes stabuli, der Vorſteher des Marſtalles, eine Hofwürde der fränkiſchen Könige, ſpäter der Titel des Kronfeldherrn in Frankreich von der Zeit Pipins von Herſtall bis unter Ludwig XIII., der dieſe Würde i. J. 1627 durch ein Edict aufhob. Der Connetable (J. v. O. I, 1) oder Kronfeldherr (ebendaſ. I, 10) war de Richmond aus der Bretagne.

Conſtabler, von dem mittl. lat. constabularius, eig. Stall- od. Lagergenoſſe, ehemals Zeltbruder, überh. (Wſt. L. Perſ.-Verz.) jeder Soldat.

Conte Ambaſſador (Picc. II, 2), ital. (wo es freilich ambasciadóre [scia," ſpr. „scha"] heißt), der Graf-Geſandte.

Conterfei (R. Vorr. u. V, 1), verd. aus dem frzſ. Contrefait, das Abbild, die Nachbildung.

Convenienz, von dem lat. convenire, übereinkommen; 1) Uebereinkommen, wie (Gſtſ. 10, 167) „elterliche Convenienz";

2) Schicklichkeit, herkömmliche Sitte, wie (K. u. L. II, 3): „mit Convenienzen zerfallen sein."

coram, lat., vor Augen od. in Gegenwart; coram nehmen (K. u. L. I, 1) in der Studentensprache s. v. w. zur Rede stellen, ausschelten.

Cordon, frz. die Schnur; 1) (Sp. d. Sch.) die Hutschnur; 2) (R. II, 3) eine Linie von Truppen.

Cornarischer Palast (Gst. 10, 233), Palazzo Cornara, einer der schönsten Paläste Venedigs, ein Meisterwerk von Palladio.

Cornet (Picc. V, 2), ein Fähnrich od. Standartenträger bei der Reiterei.

Coromandel, die Ostküste von Vorderindien; „auf falschen Brettern von Coromandel" (F. I, 12), auf nach Ostindien segelnden Schiffen.

Corporal (R. I, 2), frz. caporal, Unterofficier; die Stelle (Wst. L. 7):

„Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht."

klingt in dem Munde des Wachtmeisters wie eine Prophezeihung, die an die seinem Stande durch Napoleon widerfahrene Ehre erinnert.

Correctheit (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. So wie die Natur ihre Gesetze hat, nach denen sie verfährt, so giebt es auch Gesetze für alles künstlerische Schaffen und Wirken, welche die Kunstrichter an den bereits vorhandenen Kunstwerken erkannt und nun als Norm für weitere künstlerische Leistungen aufgestellt haben. Wer vor dem Tadel der Kunstrichter sicher sein will, der wird sich nun natürlich den bestehenden Gesetzen fügen, und seine Schöpfungen werden, wenn sie correct sind, eine gewisse academische Strenge verrathen. Das Genie aber, das sich mit Freiheit bewegt, wird dreist über jene Gesetze hinausgehen

und die Kunſtrichter zwingen, die Größe deſſelben anzuerkennen und ihre Theorie den Anforderungen der fortſchreitenden Kunſt gemäß zu modificiren.

Corroſiv, von dem lat. corrodĕre, zernagen; ein Aetz- od. Auflöſungsmittel; daher „corroſiviſches Gift" (R. II, 1), ein ſcharfes, freſſendes Gift; bildl. (Gſtſ. 10, 204), ein zerſtörendes Mittel.

Corſar (Br. v. M. 5, 393 — Mlth. — Gſtſ. 10, 168), ein umherkreuzender Seeräuber, beſ. die der ehemaligen Raubſtaaten Tripolis, Tunis und Algier, welche das mittelländiſche Meer unſicher machten.

Cortes (D. C. IV, 23), der aus dem Könige und den Ständen in Spanien beſtehende höchſte Gerichtshof (cortes, ſoviel wie „Höfe"). Seit dem Verfall der mauriſchen Herrſchaft in Spanien, wo die chriſtlichen Fürſten ein Gebiet nach dem andern eroberten, hatten ſich überall ſtändiſche Körperſchaften gebildet, welche die königliche Gewalt beſchränkten. In Caſtilien und Aragon, den beiden Hauptſtaaten Spaniens, beſtanden dieſelben aus der Geiſtlichkeit, dem Adel und den Städten. Die Abhängigkeit des Königs von den Cortes war eine ſehr bedeutende; erſt Ferdinand und Iſabella gelang es, ſich unabhängiger von denſelben zu machen, wie denn auch Philipp II. i. J. 1591 ihre Vorrechte bedeutend einſchränkte.

Creatur, von dem lat. creatūra; 1) ein Geſchöpf (R. V, 1), wie (Menſchenf. 1): „die unvernünftige Creatur"; 2) ein abhängiges Weſen, das einem Andern ſein Glück zu verdanken hat (D. C. III, 9 — Sp. d. Sch. — Gſtſ. 10, 187), daher beſ. ein Günſtling (D. C. II, 8 u. V, 9); bildl. um die Ergebenheit gegen eine Perſon zu bezeichnen, wie (D. C. II, 4):

„Die Luft,
Das Licht um uns iſt Philipp's Creatur."

oder auch die Ergebenheit gegen eine überlegene Macht, wie (R. V, 2): „Creaturen des Abgrunds"; 3) ein unſittliches Frauenzimmer, wie (V. a. v. E.): „verworfene Creatur".

credenzen, wohl von dem ital. credenza, d. i. Glaube; wörtl. beglaubigen, dann auch vorkoſten, nach der ehemals an den Höfen beſtehenden Sitte, Speiſen und Getränke zu koſten, ehe man ſie einem Andern zum Genuſſe darreichte; in ironiſcher Ausdrucksweiſe (M. St. I, 6) ſ. v. w. vergiſten. — Credenztiſch (Picc. IV, 1), Anrichtetiſch.

Creditor (Picc. I, 1 — V. a. v. E.), ein Gläubiger, der Geld ausgeliehen und zu fordern hat. — Creditiv (Wſt. T. I, 5), Beglaubigungsſchreiben, ſchriftliche Vollmacht; auch bildl. „das Creditiv eines Wunderthäters" (Gſtſ. 10, 196), d. i. die Beglaubigung, welche ihm die leichtgläubige Menge ertheilt.

Crequi (J. v. D. V, 10), gew. Crécy, ein Städtchen in der Picardie, bei welchem Eduard III. von England i. J. 1346 über Philipp VI. von Valois einen Sieg erfocht, der den Franzoſen über 30,000 Streiter koſtete, ihm ſelbſt aber den Beſitz von Calais verſchaffte.

Criminalprozeß (K. u. L. III, 6), ein Gerichtsverfahren, bei dem es ſich um Leib und Leben handelt; daher (K. u. L. III, 1) „peinliche Anklage".

Cumberland (Meb. I, 8), eine engliſche Grafſchaft an der Iriſchen See auf dem Weſtabhange des Peakgebirges.

Cupido, ſ. Eros.

curuliſch (Ged. Pompeji u. Herculanum); der curuliſche Stuhl, d. i. Rollſeſſel (sella curulis), der Ehrenſitz oder Thron der Könige des alten Roms, ſpäter der Conſuln, Prätoren und Aedilen.

Cyäne (Ged. D. Eleuſiſche Feſt), die Kornblume, in der wiſſenſchaftlichen Sprache der Botanik Centaurĕa Cyānus genannt. — Cyane iſt auch (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 4) eine Freundin der Proſérpina.

Cybĕle (Myth.) war urſprünglich eine phrygiſche Gottheit. Der Sage nach war ſie die Tochter des phrygiſchen

Königs Mäon und der Dindyma. Der Vater hatte ſich einen Sohn gewünſcht; da ihm aber ſtatt deſſen eine Tochter geboren ward, ſo wurde er unmuthig, trug dieſelbe nach dem Berge Cybelus in der Mitte von Kleinaſien und überließ ſie dort der Einſamkeit. Indeſſen nahmen ſich Löwen und Panther des Kindes an und ſäugten es, und Hirtenfrauen beſorgten ſeine Erziehung. So wuchs das Mädchen, nach dem Berge, auf dem man ſie gefunden, Cybele genannt, heran und verrieth bald durch Verſtand und Schönheit ihre vornehme Herkunft. Sie entdeckte mancherlei Heilmittel, woher ſie den Namen „die gute Mutter vom Gebirge“ erhielt, und lehrte die Menſchen Ackerbau und Künſte. Urſprünglich war ihr wichtigſter Sitz die phrygiſche Handelsſtadt Péſſinus, wo ihr ein prächtiger Tempel erbaut war, bald aber verbreitete ſich ihr Dienſt über ganz Vorderaſien und von da nach Griechenland, wo ſie beſonders als Allernährerin und als Sinnbild der fruchtbaren Erde betrachtet ward. Die bildende Kunſt hat ihr die Löwen als Attribute gegeben und ſtellt ſie bisweilen auf einem Wagen ſitzend dar, der von zwei Löwen gezogen wird; daher (Ged. Der Spaziergang):

„Mutter Cybele ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Thor zieht ſie als Bürgerin ein.“

Nicht ſelten wird ſie auch als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, um auf die durch den Ackerbau entſtandene Gründung der Städte hinzudeuten; daher (Ged. Das Eleuſiſche Feſt):

„Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlöſſer feſtes Band.“

Cyclopenſtadt (Iph. II, 4; V, 6). Die Cyklopen (d. i. ſoviel wie Rundauge) werden von den Alten verſchieden aufgefaßt. Einmal ſind es die rieſenhaften, einäugigen Söhne des Uranos (Himmel) und der Gäa (Erde), welche dem Zeus den Blitz ſchmieden. Homer ſtellt ſie als ein im fernen Weſten, worunter

man ſpäter Sicilien verſtand, wohnendes menſchenfreſſendes Rieſenvolk dar (Od. 9, 106 ff.). Noch andere Cyklopen, aus Aſien abgeleitet, wurden als die Erbauer der Rieſenmauern angeſehen, die ſich aus uralter Zeit her an vielen Stellen Griechenlands fanden und die man daher cyklopiſche nannte. Dies gilt beſonders von Argos, von dem an unſeren Stellen die Rede iſt (ſ. d. u. Perſeus).

Cyllénius, ſ. Hermes.

Cymbäle (H. d. K.) od. Cymbel, von dem lat. cymbălum, eine kleine, mit Schellen verſehene Pauke. Bei den Alten war es ein Inſtrument von Erz, das aus zwei hohlen Becken beſtand, die beim Zuſammenſchlagen einen hellen Ton gaben, wie die Meſſingbecken unſerer Militairmuſik.

Cynthus (Ged. Semele 2 — 4. B. d. Aen. 27), ein Berg auf der Inſel Delos, an deſſen Fuße dem Apollo ein Tempel erbaut war.

Cypreſſe, in der botaniſchen Sprache Cupressus sempervirens, ein mäßig großer, ſchlanker, immergrüner Baum mit ſenkrecht emporſtrebenden Aeſten und pyramidenförmiger Krone, ähnlich der unſerer Alleepappeln. Er wächſt am Mittelmeer und im Orient, wo er ſchon ſeit alter Zeit den Göttern geheiligt war und ſeiner düſteren Färbung wegen als Sinnbild der Trauer auf die Grabſtätten gepflanzt wurde; daher (Ged. 2. B. d. Aen. 120):

„Daneben ein Cypreſſenbaum, ſeit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt."

ferner (Ged. 4. B. d. Aen. 92): wo es von dem Holzſtoß, den die Königin Dido für ſich errichten läßt, heißt:

„Ihn ſchmückt die Königin, wohl wiſſend, was ſie thut,
Mit einem Kranz und der Cypreſſe traur'gen Aeſten."

und (Br. v. M. 5, 466):

„Dieſe Cypreſſe laßt uns zerſchlagen
Mit der mörderiſchen Schneide der Axt,

Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer soll sie Lebendiges zeugen,
Die die tödtliche Frucht getragen,
Nimmer in fröhlichem Wuchs sich erheben,
Keinem Wandrer mehr Schatten geben;
Die sich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht sein zum Dienst der Todten!"

Cypria, s. Aphrodite.

Cyprier (F. I, 7 u. III, 5), ein schwerer und berauschender Wein von der Insel Cypern, (F. I, 4) „cyprischer Nektar" genannt.

Cyther (Iph. IV. Zw.-H.), richtiger Cither (s. d.)

Cythére, **Cythérea** } s. Aphrodite.

Czaar (Dem. I), ein vermuthlich aus Caesar gebildetes russisches Wort, ist der Titel der Beherrscher des russischen Reiches; davon abgeleitet: Czaaritza (Dem. I), die Gemahlin des Czaar; ferner czaarisch (ebendas. I), s. v. w. kaiserlich; und Czaarowitsch (ebendas. I), des Czaaren Sohn.

D.

Da Capo (R. II, 3), ital. vom Anfange, von vorn, um die Wiederholung einer gesungenen Strophe anzudeuten; „das Da Capo" (R. Vorr.), die Wiederholung.

Dagobert (J. v. D. Prol.), Beherrscher von Austrasien, d. h. dem östlichsten Theile des alten Frankenreiches, war der letzte König von einiger Bedeutung aus dem Stamme Chlodwigs. Nach dem Tode seines Vaters fielen ihm auch Neustrien und Burgund zu, so daß er fortan († 638) über das ganze Frankenreich regierte. Er wurde zu St. Denis (s. d.), das er 632 gegründet hatte, beigesetzt.

Damaſt (K. u. L. II, 3), nach der Stadt Damascus benanntes, geblümtes Zeug.

Dämon. Unter den Dämonen dachte man ſich im Alterthum Mittelweſen zwiſchen der Gottheit und den Menſchen, wie z. B. Perſeus (ſ. d.), der (Br. v. M. 5, 425) ein Dämon genannt wird; und zwar wurden ſie theils als gute, theils als böſe Geiſter angeſehen. Die erſteren, unter denen man ſich bisweilen auch die Götter ſelbſt dachte, wurden bei Betheuerungen angerufen, wie (Ged. 2. B. d. Aen. 24):

„Und nun bei allen himmliſchen Dämonen,
Die in des Herzens tiefſte Falten ſehn,
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden wohnen,
Laß ſo viel Leiden Dir zu Herzen gehn."

Der böſen Geiſter oder Rachegötter dagegen, welche (Iph. II, 4 — Mcb. V, 12) den Menſchen nur Unheil brachten, wurde bei Verwünſchungen gedacht. So ſagt Dido in Beziehung auf den Aeneas (Ged. 4. B. d. Aen. 120):

„Es ſehe der Barbar vom hohen Ocean
Mit ſeinen Augen dieſe Flammen ſteigen,
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf ſeiner Wogenbahn."

desgl. Theſeus (Ph. IV, 3) zu Hippolyt:

— — — „Dir folgt
Ein Rachedämon, dem Du nicht entrinnſt."

Sehr häufig braucht Sch. den Ausdruck Dämon im ſymboliſchen Sinne. So heißt es (Iph. II, 2) von Menelaus:

„Sag' an, was für ein Dämon ſpricht aus Deinem
Entflammten Aug'?"

ferner (Ged. Die Künſtler) von der Wahrheit, „der furchtbar herrlichen Urania", daß ſie

„Nur angeſchaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht."

Und von dem Manne, der in seinem kühnen Streben sich über seine eigene Natur erheben möchte, heißt es (Ged. Würde der Frauen):

„Seiner Menschlichkeit vergessen,
Wagt des Mannes eitler Wahn
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahn."

Seit das Christenthum unter den Griechen und den Römern die herrschende Religion wurde, galten den christlichen Religionslehrern alle früheren Gottheiten als böse Geister, so daß sie dann Dämon auch vorzugsweise in diesem Sinne nahmen, in welchem es noch bis auf die neueste Zeit allgemein gebraucht wird. So sagt Don Carlos zur Eboli (D. C. II, 8), als er bemerkt, daß sie seine Geheimnisse erspäht:

„Prinzessin — Nein, das geht zu weit — Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht — Sie sind
Mit Geistern, mit Dämonen einverstanden."

Eben so sagt Don Manuel (Br. v. M. 5, 411) in Beziehung auf das Glück:

— — — — — — — — — „des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich."

desgleichen Don Cesar (ebendas. 429):

„Und daß ich fest sogleich den Zufall fasse
Und mich verwahre vor des Dämons Neide."

eben so der Chor (ebendas. 423):

„Denn die Rachegötter schaffen im Stillen."

und endlich Isabella (ebendas. 475):

„O, muß ein neid'scher Dämon mir die Wonne
Des heiß erflehten Augenblicks verbittern."

Schließlich bezeichnet Dämon den Zustand eines verbitterten Gemüthes, wie (Br. v. M. 5, 402):

„Gehorcht
Dem Dämon, der euch sinnlos wüthend treibt."

oder ſ. v. w. Trübſinn (Wſt. T. III, 4); in demſelben Sinne nennt auch Wallenſtein (Wſt. T. III, 4) den Buttler „ſeinen böſen Dämon."

Dánaë (Ged. Semele 2), Myth., die Tochter des Acriſius und der Eurýdice, wurde von ihrem Vater aus Beſorgniß vor einem Orakelſpruche, welcher ihm verkündet hatte, daß ihm von ſeinen Nachkommen der Tod drohe, in einem Thurme oder einem ehernen Gemache verwahrt, damit Niemand zu ihr gelangen könne. Nichtsdeſtoweniger wurde ſie von Jupiter in der Geſtalt eines goldenen Regens beſucht, in Folge deſſen ſie den Perſeus (ſ. d.) gebar; daher (Br. v. M. 5, 425):

„Ein bringt der Gott auch zu verſchloſſnen Thoren,
Zu Perſeus Thurm hat er den Weg gefunden."

Dánaer (Ged. 2. B. d. Aen. 23 — Iph. I, 1) iſt bei Homer häufig der Name für die Griechen.

Danaïden (Myth.) ſind die funfzig Töchter des aus Aegypten ſtammenden Danaos, des Gründers von Argos. Auf Befehl ihres Vaters ermordeten ſie (mit Ausnahme der Hypermneſtra) ihre Männer in der Brautnacht. Zur Strafe für dieſe That mußten ſie in dem Tartarus beſtändig Waſſer in ein Faß gießen, deſſen Boden durchlöchert war. Das Faß der Danaiden iſt daher für vergebliche Arbeiten zum Sprüchwort geworden. So ſagt Dunois (J. v. O. I, 4) von der Agnes Sorel, die dem faſt verarmten König ihren ganzen Reichthum zum Opfer bringt:

„Sie ſchöpft ins lecke Faß der Danaiden."

daher auch bildlich (F. III, 1): „Thränen, die im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen." Das Epigramm: Die Danaiden (Ged.) bezieht ſich nach Viehoff auf das Werk: „Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften", begründet von Nicolai, fortgeſetzt von Felix Weiße und Gottfried Dyk. Sch. nannte es „die Leipziger Geſchmacksherberge".

Daphne (Myth.), eine Nymphe, die Tochter des Flußgottes Penéus und der Gäa (d. h. der Erde), wurde von Apollo

geliebt. Als er sie einst verfolgte und fast erreicht hatte, flehte sie Jupiter um Hülfe an (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 4), der sie in einen Lorbeerbaum verwandelte.

Dardanellen (Ged. Hero und Leander), der ehemalige Hellespont (vergl. Helle), eine etwa 10 Meilen lange Meerenge, welche die europäische Türkei von Kleinasien trennt und das ägäische Meer mit dem Marmora-Meere verbindet.

Dardanien, **Dardanier** } s. Dardanus.

Dárdanus (Ged. 2. B. d. Aen. 132), ein Sohn des Jupiter und der Elektra, hatte aus Betrübniß über den Tod seines Bruders Jasion, welchen der eifersüchtige Jupiter mit dem Blitz erschlagen, sein Geburtsland Arcadien verlassen und sich in Kleinasien angesiedelt, wo er Teucers Tochter, Bateia, zur Gemahlin bekam und so der Stammvater der Trojaner ward (Ged. 4. B. d. Aen. 67). Nach ihm wurden daher die Trojaner häufig auch die Dardanier (Ged. 2. B. d. Aen. 7) genannt; eben so hieß die Landschaft in Kleinasien, in welcher er die nach ihm benannte Stadt erbaute, Dardania oder Dardanien (Ged. 2. B. d. Aen. 109), ein Name, der auch oft poetisch für Troja gebraucht wird.

Dársena, Die (F. II, 15), der innere Theil des Hafens von Genua, der durch Vorgebirge und zwei herrliche alte Hafendämme geschützt ist.

Dasselbigkeit (Dem. I), s. v. w. ewiges Einerlei.

Dauphin war von 1349 bis zur französischen Revolution der Titel des Kronprinzen von Frankreich. Johanna redet (J. v. O. I, 10) den König so an, desgleichen nennt ihn Talbot (ebendas. II, 1) so, weil er noch nicht gekrönt ist.

David, der Sohn Isais (J. v. O. Prol. 4), war nach (1. Sam. 16, 1—13) von Gott zum König der Juden aus-

erwählt worden. Wie er den Goliath (Wſt. L. 8) erſchlug, wird 1. Sam. 17 erzählt.

Dechant (M. St. I, 2), aus dem lat. decanus (eig. ein Vorgeſetzter über Zehn) entſtanden; der Vorſteher eines Stifts, der Obergeiſtliche.

dechiffriren, ſ. Chiffern.

declamiren, eig. mit Empfindung vortragen; ſcherzh. (R. IV, 5) prahleriſch reden.

Degen (J. v. O. Prol. 3), bildl. für Held.

Deïphobus (Ged. 2. B. d. Aen. 55), ein Sohn des Priamus und der Hekuba, einer der tapferſten Trojaner. Bei der Eroberung Troja's wurde zuerſt ſeine Burg von Odyſſeus und Menelaus geſtürmt und in Brand geſteckt.

Délia, ſ. Artemis.

delicat, von dem lat. delicatus; 1) fein (F. II, 3), 2) zart (Par. I, 5), 3) ſchonend (F. III, 9), 4) empfindlich (F. II, 8). — Delicateſſe: 1) Zartheit, feine Schonung, Zartgefühl (Par. I, 3 — Wrb. — Gſtſ. 10, 170, 206, 228); 2) vorſichtige Zurückhaltung (K. u. L. III, 1); 3) zärtliche Schmeichelei (F. I, 4). — deliciös (R. II, 3): köſtlich.

Delinquent, ein in Verhaft genommener Verbrecher; „auf Delinquentenweiſe“ (D. C. IV, 9), wie eine Miſſethäterin.

Délos (Ged. 4. B. d. Aen. 27), die mittelſte Inſel von den im ägäiſchen Meere liegenden Cycladen, der Geburtsort des Apollo und der Diana.

Delphi war im Alterthum eine kleine, aber überaus wichtige Stadt in Phocis. Es war der Sitz des berühmteſten Orakels der Griechen und hatte ſeinen Namen von Delphos, einem Sohne des Apollo, erhalten. Daher ſenden die Griechen (2. B. d. Aen. 19) „nach Delphi zu Latonens Sohne“, nämlich zu Apollo. Hier, in dem „delphiſchen Heiligthum“

(Br. v. M. 5, 468) erhielt Oreſtes die Mittheilung, daß er in Athen geſühnt werden ſolle, wo die Erinnyen ihn nicht antaſten konnten. Der Ausdruck „delphiſches Entzücken", deſſen ſich Juno, die vermeintliche Beroe (Ged. Semele 1), vergleichungsweiſe bedient, bezeichnet die prophetiſche Begeiſterung, in welche die Prieſterin des Apollo verſetzt wurde, wenn ſie die Orakel verkündete.

Delphin, ein dem Wallfiſch verwandtes Säugethier, deſſen Arten in verſchiedenen Meeren leben. Die bildende Kunſt ſtellte den Delphin (Gſtſ. 10, 249) ſchon im Alterthum dar, jedoch in einer fabelhaften Geſtalt. Auch jetzt noch findet man ihn in dieſer Form häufig zu Fontainen benutzt, in denen er Waſſerſtrahlen aus ſeinen Naſenlöchern emporſpritzt.

Demant, ſ. Diamant.

Demeter (Myth.), bei den Römern Ceres, eine Tochter des Saturnus und der Rhea, war die Schweſter des Jupiter und des Pluto. Sie wurde allgemein als die Göttin des Ackerbaues und der Feldfrüchte verehrt, welche die Erde ſegnet und eine gedeihliche Ernte verleiht; deshalb ſagt Zeus (Ged. Semele 2) zu Mercur:

— — — — — — — — — „Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schweſter — — — — — —
Zehntauſendfach ſoll ſie auf funfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben."

Die Art ihres Wirkens und ihres Verkehrs mit den Menſchen ſchildert in lebendiger Weiſe „das eleuſiſche Feſt" (Ged.), und ſelbſt in modernen Darſtellungen führt Sch. ſie als ſymboliſche Geſtalt ein. So heißt es (Ged. Der Spaziergang):

„Jene Linien, ſieh! die des Landmanns Eigenthum ſcheiden,
In den Teppich der Flur hat ſie Demeter gewirkt."

Ebendaſelbſt läßt Sch. ſie „des Pfluges Geſchenk" herbeibringen. Ferner erſcheint ſie als die Alles ernährende Mutter, die den Menſchen Speiſe giebt, darum heißt es (Ged. Die Gunſt des Augenblicks) von dem gedeckten Tiſch:

„Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geſchmückt."

Ja, in der Braut von Meſſina (5, 394) wird ſie geradezu gleichbedeutend mit der reifenden Saat eingeführt:

„Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter;
Wo das Eiſen wächſt in der Berge Schacht,
Da entſpringen der Erde Gebieter."

Daß der Ackerbau als der Anfang aller Cultur zu betrachten ſei, hatte auch den Alten ſchon eingeleuchtet, und ſo wurde Ceres zugleich als die Stifterin der bürgerlichen Geſellſchaft verehrt. Sie erſcheint daher als die Vertheilerin des Grundbeſitzes und als Gründerin der Städte, in welcher Eigenſchaft ihr auch Opfer dargebracht werden, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 11):

„Dir, ſtädtegründende Demeter, quillt
Zweijähr'ger Rinder Blut." — — — — —

Im innigſten Zuſammenhange mit dieſer Anſchauung ſtand die Sage von dem Raub der Perſephone (ſ. d.), welche ſie dem Jupiter gebar. Ihrer Klage um die verlorene Tochter gedenkt Sch. (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 4) mit den Worten:

„Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die ſie um Perſephonen geweint."

Und in der rührendſten Weiſe iſt dieſe Klage von ihm zum Gegenſtande eines beſonderen Gedichts gemacht worden (vergl. Ged. Klage der Ceres).

Demetrius. Unter den Dramen, zu welchen ſich in dem Nachlaß Sch.'s Entwürfe finden, erregt der Demetrius, da von dieſem mehrere ziemlich vollendete Scenen vorliegen, natürlich das meiſte Intereſſe. Bereits im J. 1803 hatte Sch., durch Körner angeregt, den Plan zu dieſem Stücke gefaßt; aber erſt am 10. März 1804, bald nachdem er den Tell beendet, entſchloß er ſich zur Bearbeitung deſſelben, da er lange zwiſchen den Kindern des Hauſes, dem Warbeck und dem Demetrius geſchwankt. Die rüſtigen Vorarbeiten, welche die erſten Monate

des Frühjahrs in Anſpruch nahmen, wurden zunächſt von ſeiner Reiſe nach Berlin unterbrochen. Dann legte er die Arbeit bei Seite, um den Warbeck vorzunehmen; Krankheit hielt ihn indeſſen auch hiervon ab. Erſt nachdem er bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der ruſſiſchen Kaiſertochter durch ſeine „Huldigung der Künſte“ dem Hofe, an welchen er innerlich gefeſſelt war, einen Tribut der Dankbarkeit dargebracht, fühlte er ſich auf's neue angeregt, an den Demetrius zu gehen, welcher der Bühne von Weimar Gelegenheit gegeben hätte, der ruſſiſchen Fürſtin die mannigfachſten Bilder ihrer Heimath vorzuführen. In dieſer Beziehung kam Sch. der Aufenthalt ſeines Schwagers Wolzogen an dem kaiſerlichen Hofe in Petersburg zu Statten. Er zog bei ihm Erkundigungen über die Quellen für ſein neues Trauerſpiel ein und begann die mannigfaltigſten und umfangreichſten Vorſtudien, um Land, Klima, Volk und Sitten zur lebendigſten Anſchauung zu bringen. Da er aber wiederum vielfach von Schmerzen gefoltert wurde, ſo nahm er zunächſt die Bearbeitung der Phädra von Racine vor. In Beziehung auf dieſe ſchreibt er an Goethe (14. Januar 1805): „Ich bin recht froh, daß ich den Entſchluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Ueberſetzung zu beſchäftigen. So iſt doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens etwas entſprungen, und ich habe indeſſen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächſten acht Tage daran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung ſetzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, ſo werde ich eine neue, halbmechaniſche Arbeit hervorſuchen müſſen.“ Dies war glücklicherweiſe nicht nöthig. Da der Plan zu dem Demetrius fertig war, ſo kehrte er jetzt ernſtlich zu demſelben zurück und begann die Bearbeitung der einzelnen Scenen. Wie lebhaft ihn die Arbeit beſchäftigte, geht daraus hervor, daß er ſelbſt in ſeinem Familienkreiſe oft darüber ſprach. So ſagte er eines Abends: „Ich hätte eine ſehr paſſende Gelegenheit, in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle ſpielt, der

Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen". Indessen setzte er am andern Tage, wo er das Gespräch wieder aufnahm, hinzu: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben". Leider aber nahm sein körperlicher Zustand einen immer bedenklicheren Charakter an, so daß eben nur Bruchstücke von dieser höchst interessanten Arbeit zu Stande gekommen sind. Die Unterbrechung derselben schmerzte ihn während seiner Krankheit am meisten, in der er viel aus dem Demetrius recitirte. Den Monolog der Marfa fand Herr v. Wolzogen nach Sch.'s Tode auf dessen Schreibtische; wahrscheinlich waren es die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Ueber die dem Demetrius zu Grunde liegenden historischen Thatsachen finden sich sehr ausführliche und gründliche Darstellungen in: Heeren und Ukert, Geschichte der europäischen Staaten, Hamburg bei Fr. Perthes 1846, Bd. 3, S. 450—481; desgl. in Prosper Mérimée, Épisode de l'Histoire de Russie. Les faux Démétrius. Paris, Michel Lévy, 1853. Hiernach ist die geschichtliche Grundlage folgende:

Czaar Iwan IV. (nach einer anderen Zählung II.), seiner Rohheit und Grausamkeit wegen „der Schreckliche" genannt, übrigens aber ein energischer Herrscher, unter welchem die Russen zuerst Gelegenheit erhielten, ihre Kräfte kennen zu lernen, hatte von 1533 bis 1584 regiert. Er hinterließ zwei Söhne, Feodor und Demetrius. Der damals 22jährige Feodor war von außerordentlich schwächlicher Gesundheit, so daß sein erst zwei Jahre alter Bruder bereits als muthmaßlicher Thronerbe betrachtet wurde. Feodor I., welcher zunächst den Thron bestieg und wohl einsah, daß er das von seinem Vater Erworbene nur mühsam würde zusammenhalten können, überließ die Zügel des Regiments seinem Schwager Boris Godunow, einem einsichtsvollen und kräftigen, übrigens aber ruchlosen Manne, der vor keinem Verbrechen zurückbebte, und daher ungeachtet alles Guten, das er dem Volke that, dennoch gefürchtet und gehaßt wurde. Da er übrigens mit Glück regierte, so erhielt er, als

Feodor 1598 kinderlos ſtarb, die Stimme aller Großen zur Nachfolge, denn der junge Demetrius hatte jetzt erſt ſein ſechzehntes Lebensjahr erreicht. Da es Boris aber darauf ankam, ſich des Thrones für ſeine Perſon zu bemächtigen, ſo verbannte er die Czaarin-Wittwe, Maria Feodorowna mit ihrem Sohne Demetrius nach Uglitſch, einer Stadt, die dem letzteren durch ein Teſtament Iwans als Leibgedinge bezeichnet worden war. Bald darauf indeß ließ er den jungen Demetrius heimlich ermorden, mit welchem auf dieſe Weiſe der achtehalbhundertjährige Rurikſche Mannsſtamm erloſch. Die Czaarin-Wittwe aber zwang er, unter dem Namen Marfa den Schleier zu nehmen und ſich nach dem troizkiſchen Kloſter am See Beloſero (ſ. d.) im nördlichen Rußland zurückzuziehen. Indeſſen brachte ihm die Schandthat keine Frucht. Unter der Maske des ermordeten Prinzen ſtanden kurz hintereinander fünf Betrüger auf, von denen der erſte und zugleich der bedeutendſte ihm den Lohn geben ſollte. Es war Griſchka Otrepiew (nach anderen Lesarten Griska Utropeja) von einer armen adeligen Familie zu Jaroslaw, der ſeine Jugendzeit als Mönch in einem Kloſter (ſ. Tſchudow) zugebracht und von ſeinem Bruder bewogen worden war, als Demetrius V. aufzutreten. Unter dem Vorgeben, daß er durch Hülfe eines treuen Dieners aus der Gewalt des Boris befreit worden, eine Zeit lang in Mönchskleidern umhergeirrt ſei und endlich die Litthauiſche Grenze erreicht habe, trat er in Polen auf. Einige Aehnlichkeit mit dem umgekommenen Prinzen unterſtützte den Betrug; überdies wies er ein ruſſiſches Siegel auf, welches Wappen und Namen des Czaarewitſch trug, ſo wie ein werthvolles goldenes, mit Edelſteinen geſchmücktes Kreuz, das er als Pathengeſchenk erhalten haben wollte. So wurde er von den vornehmſten Herren der polniſchen Republik anerkannt, die ſich bereit erklärten, ihn bei der Zurückforderung ſeines Erbes zu unterſtützen.

Boris, welcher bald von dieſen Vorgängen Kenntniß erhielt, betrachtete den Demetrius anfangs als einen niedrigen

Intriganten; als ſich jedoch die doniſchen Koſacken für ihn erhoben, ſah er wohl ein, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, den er nicht verachten dürfe. Er ſuchte ſich daher des Demetrius zu bemächtigen und bot den beiden Prinzen Wiszniowiecki Geld und Ländereien an, wenn ſie ihm den Betrüger auslieferten. Dieſes Anerbieten wurde jedoch ausgeſchlagen, und einer der beiden Palatine brachte den vermeintlichen Demetrius zu ſeinem Schwiegervater Georg Mniszek, dem Fürſten von Sendomir, welcher ihn als König aufnahm. Hier lernte Demetrius Marina, die jüngſte Tochter Mniszeks, kennen, welche durch ihre Schönheit und Anmuth einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Der Vater begünſtigte das Verhältniß, und ſo wurde am 25. Mai 1604 ein Heirathsverſprechen unterzeichnet, zufolge deſſen Demetrius der Marina Muiszek die Städte Pſkow und Nowgorod (bei Sch. „die Fürſtenthümer Pleskow und Groß-Neugard"), ſeinem Schwiegervater aber eine Million polniſcher Gulden bei ſeiner Thronbeſteigung zu ſchenken hatte. Dieſes Heirathsverſprechen ſollte erſt zu Moskau gültig ſein und nur auf ein Jahr verbindliche Kraft haben, wenn nicht nach Ablauf deſſelben Marina und ihr Vater es erneuerten. Nunmehr wurde Demetrius von den polniſchen Großen kräftig unterſtützt und betrat den ruſſiſchen Boden. Da alsbald viele Bojaren und eine große Menge Volks zu ihm übergingen, ſo gelang es ihm, das Hauptheer des Boris zu ſchlagen. Dieſer, überraſcht, gab die Hoffnung zu früh auf, vergiftete ſich (1605) und überließ den Thron ſeinem Sohne Feodor. Inzwiſchen war Demetrius in Moskau eingezogen, wo er den Feodor verhaften und erdroſſeln ließ. Jetzt beſtieg er ſelbſt den Thron und vermählte ſich am 8. Mai 1606 mit Marina. Da er aber, eben ſo wie ſeine junge Gattin, ſich an die ruſſiſche Sitte und beſonders an die religiöſen Ceremonien nicht binden wollte, ſo entſtand im Volke ein allgemeines Murren, das, durch die reichen und mächtigen Schuiski's genährt, ſchnell in eine offene Empörung ausbrach. Neun Tage nach der Vermählung brach der Sturm los;

wüthende Volksmaſſen drangen in die Gemächer des Czaaren ein, der ſich durch einen Sprung aus dem Fenſter zu retten ſuchte, aber durch brutale Pöbelwuth ein ſchmachvolles Ende fand. Jetzt wählten die ruſſiſchen Großen den Fürſten Waſſilij Schuskoi, der ſich aber gleichfalls nicht behaupten konnte, denn die Könige von Polen und Schweden miſchten ſich in die Händel, um Prinzen ihres Stammes auf den Czaarenthron zu ſetzen. So dauerten die Gährungen fort, bis ſich endlich die Ruſſen ermannten und im Jahre 1612 die Fremden aus dem Lande ſchlugen. Im folgenden Jahre wurde dann Michael Feodorowitſch Romanow, welcher mütterlicherſeits aus dem Rurik'ſchen Hauſe ſtammte, und deſſen Nachkommen in weiblicher Linie noch heut das ruſſiſche Scepter führen, auf den Thron erhoben und ſomit die Ruhe wieder hergeſtellt.

Von dieſer hiſtoriſchen Darſtellung weicht Sch.'s Demetrius darin ab, daß er kein Betrüger, ſondern „ein Betrogener" iſt; er iſt über ſich ſelbſt im Irrthum und ſomit zum dramatiſchen Helden mehr geeignet als der geſchichtliche Demetrius. Unſerm Drama zufolge erhält nämlich der Mörder des echten Demetrius nicht den verſprochenen Lohn, ſondern wird vielmehr von Boris mit dem Tode bedroht. Aus Rache greift er einen Knaben auf, der mit dem ermordeten Prinzen Aehnlichkeit hat, bringt ihn einem Geiſtlichen, den er für ſeinen Plan gewonnen, hängt ihm ein goldenes Kreuz um, das er dem unglücklichen Czaarenſohn abgenommen, und ſo wächſt der falſche Demetrius, ſich ſelbſt unbekannt, als Mönch auf. Da ihm aber das Kloſterleben anfängt läſtig zu werden, ſo flieht er, verläßt Rußland und findet in dem Hauſe des Woiwoden von Sendomir in Polen Aufnahme. Hier geräth er in Streit mit dem Caſtellan von Lemberg, den er verwundet. Für dies Verbrechen zum Tode verurtheilt, ſoll er hingerichtet werden, wobei er an dem bekannten Kleinode als Sohn des Czaaren Iwan erkannt wird. So ſteigt er unmittelbar von dem Blutgerüſte auf einmal zu hohen Ehren und verlobt ſich ſogar mit des Woiwoden Tochter

Marina, die ihn antreibt, ſein Reich wieder zu erobern. Von den Polen unterſtützt und vom Glück begünſtigt, dringt er ſiegreich vor. Da entdeckt ihm in Tula der Mörder des echten Demetrius den wahren Hergang der Sache, und plötzlich iſt er wie umgewandelt. Vorher edel, würdig und ritterlich, erfaßt ihn jetzt Wuth und Verzweiflung, ſo daß er nach einem Meſſer greift und den Mörder niederſtößt. Nun kommt ihm Alles darauf an, ſich als Czaar zu behaupten; aber ſtatt ſeines offenen, unbefangenen Charakters erſcheint jetzt eine finſtere, mißtrauiſche und grauſame Natur. Am meiſten iſt ihm daran gelegen, von der Mutter des echten Demetrius als Sohn anerkannt zu werden; die Zuſammenkunft mit der Czaarin Marfa findet ſtatt, aber kein Zug des Herzens treibt ſie ihm entgegen. Nur durch Ueberredung gelingt es ihm, ſie zu veranlaſſen, daß ſie über ihren Unglauben ſchweigt. So findet denn der Einzug in Moskau ſtatt; aber unheimliche Anzeichen begleiten denſelben. Dazu kommt, daß Demetrius von leidenſchaftlicher Liebe für Xenia, die Tochter des an Gift geſtorbenen Boris, entbrennt. Dieſe aber verabſcheut ihn, da er bereits an Marina gefeſſelt iſt, welche ihm nach der Vermählung kalt erklärt, daß ſie ihn nie für den echten Demetrius gehalten habe. So fühlt er ſich bei der höchſten Gewalt dennoch unglücklich in dem Gefühl innerer Leere. Dazu kommt das Mißvergnügen bei dem Volke; eine Verſchwörung bricht aus, die Rebellen ſtürzen in ſein Zimmer und fordern von der Marfa, ſie ſoll das Kreuz darauf küſſen, daß Demetrius ihr Sohn ſei. Sie ſchweigt — und von Schwertern durchbohrt, ſtürzt er zu ihren Füßen nieder. — Auf dieſe Weiſe geht der Held des Stückes innerlich an ſich ſelbſt zu Grunde, ſo daß neben dem Verlauf der äußeren Handlung das wahrhaft Tragiſche in dem Entwickelungsprozeß der Seele des Helden zu ſuchen iſt, der ſich zuletzt ſelbſt nicht wieder erkennt.

Dem Demetrius zur Seite ſteht Marina, die ſtolze, hochſtrebende Woiwodentochter, ein junges, anmuthiges, zugleich aber kluges und ſchlau berechnendes Mädchen, bei der auch die

Geſchichte es zweifelhaft läßt, ob ihre Leidenſchaft für Demetrius eine wahre oder eine erkünſtelte geweſen ſei. Sie fühlt ſich zur Herrſcherin geboren; ſie durchſchaut den König Sigismund ebenſo wie den Demetrius und beherrſcht ihren Vater, ſo daß dieſer um ihretwillen Alles auf's Spiel ſetzt. Entſchloſſen und muthig, verſteht ſie es, die Truppen für ſich zu begeiſtern und wird hierdurch die Seele der polniſchen Unternehmung. Mit kluger Berechnung veranlaßt ſie ſogar den Heerführer Odowalsky, die Truppen nicht nur dem Demetrius, ſondern zugleich ihr Treue ſchwören zu laſſen. Auch ihre weibliche Eiferſucht entſpringt aus berechnender Vorſicht, indem ſie, ohne Veranlaſſung dazu zu haben, den Odowalsky mit der Bewachung des Demetrius beauftragt. Als ſie ſpäter aber wirklichen Grund zur Eiferſucht bekommt und von der Leidenſchaft ihres Verlobten für Axinia hört, da bebt ihre Herrſchbegierde auch vor einem Verbrechen nicht zurück, und ſie läßt der vermeintlichen Nebenbuhlerin den Giftbecher reichen. So erſcheint ſie als eine höchſt dramatiſche Natur, deren Charakterzeichnung in Sch.'s Händen gewiß eine Meiſterarbeit geworden wäre. Ueber ihren Ausgang berichtet die Geſchichte, daß das Volk zunächſt an ihrer Krönung, die bis dahin keiner früheren Czaarin zu Theil geworden, deshalb beſonders Anſtoß nahm, weil ſie die ruſſiſche Taufe nicht erhalten hatte. Die Krönungsfeier wurde geradezu als gottloſe Ceremonie betrachtet. Ferner trug ihre leichtſinnige Verachtung der ruſſiſchen Sitte, beſonders in Betreff des Anzuges und der Speiſen, weſentlich mit zu dem ſchnellen Ausbruch der Verſchwörung bei, die ihrem Gatten das Leben koſtete. Sie mußte nach dem Tode deſſelben alle Koſtbarkeiten herausgeben, und erſt, nachdem ihr Vater mit Mühe eine Summe von 80,000 Thalern Entſchädigungskoſten zuſammengebracht, durfte ſie zu demſelben zurückkehren.

Den beiden tragiſchen Geſtalten, um welche ſich die Handlung concentrirt, ſtehen die beiden reinen Seelen des jungen Romanow und der Axinia gegenüber. Dieſe, die Tochter

des Boris, in der Geschichte Xenia genannt, trinkt lieber den Giftbecher, als daß sie dem Demetrius zum Altare folgt; und Romanow als ein geweihtes Haupt, das von der Vorsehung zum Throne berufen ist, lehnt es ab, an der Verschwörung Theil zu nehmen. Durch ihn eröffnet sich am Schluß der Handlung, die einen bedeutungsvollen Wendepunkt in der russischen Geschichte bezeichnet, zugleich eine erhebende Aussicht in die Zukunft.

Einzig endlich steht Marfa da, die leidende und ausharrende Heldin. Die Trauer um ihren Sohn, der nicht zu stillende Gram über den unersetzlichen Verlust; der echt mütterliche Ausbruch der Freude bei der Nachricht, daß er noch lebe; der wahrhaft majestätische Monolog im zweiten Akt — das Alles erscheint so wahr und so lebendig, daß man mit Begierde der Katastrophe entgegen sieht, wo das Unglück der bitteren Täuschung über sie hereinbrechen muß.

Außer diesen fünf Hauptgestalten sind noch der König Sigismund, der Woiwode Mnischek, der Fürst Leo Sapieha, der Erzbischof Hiob und der Kosaken-Hetman Korela als historische Personen zu betrachten, über welche das Nöthige in den sie betreffenden Artikeln nachzusehen ist. Die übrigen Personen sind Erfindungen des Dichters.

Der Plan des Demetrius, wie er vor uns liegt, ist ein außerordentlich reicher. Obwohl die Haupthandlung an sich einfach ist und in mächtigem Strome den Hauptcharakter sich zum Helden entwickeln und wieder zu Grunde gehen läßt: so sind doch zugleich so viel Nebenhandlungen in das Ganze verknüpft, daß Sch. während der Arbeit gewiß Vieles mehrfach modificirt haben würde. Daß er selbst von seinem Plane in hohem Grade begeistert war, geht aus einem Briefe an Körner hervor, in welchem er seinen Demetrius in gewissem Sinne als ein Gegenstück zur Jungfrau von Orleans bezeichnet. Er hat mit dieser die feurige Beseelung und den bestimmten Entschluß zu kräftigem Handeln gemein; aber in der entscheidenden Stunde, wo der Mörder des echten Demetrius sich ihm entdeckt, verläßt

ihn der Glaube an ſich ſelbſt, und nun nimmt er nicht, wie die Jungfrau, ein großes Leiden auf ſich, ſondern geht wilden Schrittes über Verbrechen und Leichen dem Czaarenthrone zu und ſeinem Untergange entgegen.

Unter den vollendeten Scenen wetteifert die erſte, welche uns den Reichstag zu Krakau vorführt, an Großartigkeit des Stils mit der Apfelſchußſcene im Wilhelm Tell, während die Kloſterſcene einen das Gemüth tief ergreifenden Eindruck macht. Die Trauerklage über Sch.'s Tod mußte natürlich zuſammenklingen mit dem Schmerz über die unvollendete Arbeit. Beſonders war dies bei Goethe der Fall, dem Sch. nach ſeiner Gewohnheit den ganzen Plan mitgetheilt und von dem er vielfachen Rath entgegen genommen hatte. Da ihm das ganze Stück lebendig vorſchwebte, ſo beſchloß er, die Arbeit ſeines Freundes zu vollenden, indem er deſſen Anſchauungen und Abſichten „dem Tode zum Trotz bewahren und ein herkömmliches Zuſammenarbeiten bei der Redaction eigener und fremder Stücke" hier zum letzten Male auf dem höchſten Gipfel zeigen wollte. Aber „eigenſinnig und übereilt", wie er ſagt, gab er den Vorſatz auf; oder richtiger: ſeine Natur war für die Löſung einer ſolchen Aufgabe nicht geſchaffen. Nach Sch.'s Tode haben andere Dichter, wie Hermann Grimm, Friedrich Bodenſtedt und Friedrich Hebbel ſelbſtändige Demetriustragödien zu liefern verſucht, während Franz v. Maltiz, Guſtav Kühne und O. F. Gruppe ſich mit mehr oder weniger Glück an eine Vollendung des Sch.'ſchen Fragments gewagt haben.

Demokrit (R. Vorr.), einer der bedeutendſten Naturphiloſophen Griechenlands, wurde gegen 470 v. Chr. zu Abdera geboren, von wo er ſpäter nach Aegypten und Aſien reiſte, um ſeine Studien in der Geometrie und den Naturwiſſenſchaften zu erweitern. Er kam zwar arm, aber an Schätzen des Wiſſens bereichert nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Obwohl er, wie die Sage berichtet, beſtändig über die Thorheiten ſeiner Mitbürger gelacht haben ſoll, ſo ward er von denſelben doch für die

Vorlesung seines berühmten Werkes von der Naturordnung hoch geehrt und reichlich belohnt. In den vielen Schriften, welche er hinterlassen, hat er hauptsächlich die atomistische Ansicht ausgebildet, welcher noch gegenwärtig die meisten Physiker huldigen, und der zufolge alle Körper aus kleinen Theilchen oder Atomen (s. d.) bestehen, die über und neben einander liegen.

St. Denis, ein Städtchen, zwei kleine Stunden von Paris entfernt; daher (J. v. O. I, 5):

„Es war gerad' das Fest der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt
Wie zum Triumphe waren die Pariser."

Das an sich unbedeutende Städtchen ist berühmt durch eine Benedictiner-Abtei, die denselben Namen führt und dem heiligen Dionysius geweiht ist. Als Karl der Kahle sich später dieses Klosters bemächtigte, fügte er seinen Titeln auch den eines Abts von St. Denis bei. Der h. Dionysius wurde als der Schutzpatron Frankreichs angesehen, daher sagt König Karl (J. v. O. IV, 10) von Johanna:

„Ihr Name soll dem heiligen Denis
Gleich sein, der dieses Landes Schützer ist."

Zu St. Denis befanden sich ehemals die Gräber fast sämmtlicher Könige von Frankreich, wurden jedoch während der Revolution zerstört.

Des Cartes od. Cartesius (Ged. Die Weltweisen), berühmter französischer Philosoph und Mathematiker; geb. 1596, † 1650.

Desna (Dem. II, 2), ein Nebenfluß des Dniepr auf dessen linker Seite. Sie entspringt auf der Düna-Donischen Landhöhe, fließt nach S.-W. und geht bei Kiew in den Dniepr. Nördlich von Kiew liegt Tschernigow (Dem. II, 1 u. II, 2), welches zur Zeit des Pseudo-Demetrius noch zu Polen gehörte und erst 1667 an Rußland abgetreten ward. Nordöstlich von Tschernigow,

ebenfalls an der Desna, liegt Sewerisch Nóvogrod (in Heeren's Geſchichte: Nowgorod-Sſewerski).

Deſpot (F. I, 12 — D. C. III, 9), ein unumſchränkter Herrſcher, dem nicht das Geſetz, ſondern ſeine Willkür die Richtſchnur ſeines Handelns iſt; Deſpotenfurcht (Dem. I) alſo: die Furcht vor ſolcher Herrſcherwillkür oder ſolchem Deſpotismus (R. III, 2); bildlich iſt von religiöſem Deſpotismus die Rede (vergl. Ged. Reſignation, Str. 9) und von Deſpotismus auf dem Gebiete der dramatiſchen Poeſie (vergl. Ged. An Goethe, Str. 3); deſpotiſch (D. C. II, 10), ſ. v. w. gebieteriſch.

Deſſau (Picc. I, 1), am Einfluß der Mulde in die Elbe, Hauptſtadt des Herzogthums Anhalt-Deſſau, welches ſeit 1603 als eine ſelbſtändige Linie beſtand.

Deukálion (Myth.), ein Sohn des Prometheus, wird als der erſte König von Theſſalien genannt. Er war mit ſeiner Gemahlin Pyrrha aus einer großen Waſſerfluth gerettet worden, durch welche Jupiter beſchloſſen hatte, das ganze Menſchengeſchlecht von der Erde zu vertilgen. Als er mit ſeinem Schiff auf dem Parnaß gelandet war, ſtieg er aus und opferte dem Jupiter, welcher den Mercur zu ihm ſandte, der ihm den Rath gab, in Gemeinſchaft mit ſeiner Gemahlin Steine hinter ſich zu werfen. Dies geſchah, wobei aus den von ihm geworfenen Steinen Männer, aus denen der Pyrrha Frauen erwuchſen (Vergl. Ged. Der Triumph der Liebe, Str. 2). Auf dieſe Weiſe bevölkerte ſich die Erde von neuem, woher die Menſchen oft als Kinder Deukalions und der Pyrrha bezeichnet werden; ſo heißt es von den Sterblichen (Ged. Semele 1): „Liebereiz mag auch Prometheus und Deukalion verliehen haben" — ferner (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 5):

„Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrha's ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenſtab."

und (Ged. Klage der Ceres):

„Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
Sterbliche geboren ſind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind."

In (Der Spaziergang unter den Linden; 10, 58) heißt es von der Natur: „Eben dieſen grünen wallenden Schlepp trug ſie ſchon vor Deukalion", d. h. vor uralter Zeit.

Deut (Picc. II, 7), eine holländiſche kleine Münze im Werthe von 20 Kreuzern.

Deutſchland und ſeine Fürſten (Ged.), ein prophetiſches Epigramm aus dem Jahre 1795. Wenn in früheren Zeiten die Größe des deutſchen Volkes ſich vorzugsweiſe in der Kraft ſeiner Herrſcher und in dem treuen Gehorſam der Unterthanen kund gab: ſo muß, wie die Gegenwart es lehrt, bei ſteigender Geiſtescultur das Herrſchen allerdings ſchwerer werden. Dafür können aber die Fürſten mit einem Volke, welches von ſelber nach dem Rechten und Guten ſtrebt, freier und menſchlicher verkehren. Und alles Große, was unter ſolchen Umſtänden geſchieht, iſt dann weniger den Thronen als dem kräftig wirkenden Volksgeiſte ſelbſt zu verdanken. War ehemals ein Fürſt der Stolz ſeines Volkes, ſo ſoll fortan das Volk der Stolz ſeines Fürſten ſein.

Diadem, eine königliche Kopf- od. Stirnbinde, dichteriſch (F. II, 19 — D. C. II, 1 — M. St. II, 9 — Ph. III, 1) für Krone oder Herrſchaft.

Diák (Dem. I), Abk. von Diakón, d. i. ein Unter- oder Hülfsgeiſtlicher. Heeren nennt den von Demetrius bezeichneten Diaken „Schtſchelkalow".

Diamant, von dem gr. adamas, d. i. unbezwinglich; auch Demant (D. C. IV, 9), der härteſte, durchſichtigſte und glänzendſte Edelſtein; ſinnbildlich für etwas äußerſt Koſtbares, wie (D. C. II, 8):

„Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken oder, ewig ungenossen,
Verscharren muß." — — — — —

desgl. (Br. v. M. 5, 499):

„Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern."

Eben so (F. I, 1), wo die „schöne Welt" einem Demanten und (Sp. u. d. L.) wo die Natur einer abgelebten Matrone verglichen wird, die „geerbte Demanten" in ihrem Haar trägt.

Diána, s. Artĕmis.

Dichter, An den (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es fordert, daß die Sprache des Dichters nichts Anderes sei, als der unmittelbare organische Ausdruck seines gesammten inneren Wesens, damit die durch Worte bezeichneten todten Begriffe von lebendiger Empfindung durchdrungen erscheinen. Vergl. das Epigramm „Sprache"; ferner die „Vorerinnerung" zu den „metrischen Uebersetzungen" (Bd. 1, S. 115) und die Worte der Poesie in der „Huldigung der Künste".

Dichter, der moralische (Ged.), ein Xenion, welches von Viehoff auf eine seltsame Schrift Lavaters bezogen wird: „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal Ecce Homo, oder Alles in Einem." Zürich 1782—85. Sch. verlangt, daß der Dichter, der es wesentlich mit dem Wahren, Guten und Schönen zu thun hat, den Menschen in seiner Würde, nicht aber in seiner Jämmerlichkeit zeige. „Aermliche Wichte" haben in der Poesie nur da einen Werth, wo sie im Contraste mit erhabenen Gestalten auftreten. Vergl. Der erhabene Stoff.

Dictator wurde seit 497 v. Chr. ein Gebieter genannt, welchen die Patricier des alten Roms in Zeiten dringender Gefahr

erwählten, und dem sie auf einige Monate unumschränkte Gewalt verliehen, um Einheit in die zu ergreifenden Maßregeln zu bringen; vergleichungsweise wird Wallenstein (Wst. T. IV, 2) so genannt.

Diderot (Ged. Die Flüsse [Les fleuves indiscrets]), geb. 1713, † 1784, ein französischer Schriftsteller, welcher außer seinen Romanen und Lustspielen besonders durch eine Anzahl philosophisch-ästhetischer Werke sich einen bedeutenden Ruf erwarb.

Dido (4. B. d. Aen.), auch Elisa (4. B. d. Aen. 31) oder Elissa, war die Tochter des Belus und Schwester des Pygmalion, welcher nach dem Tode seines Vaters über Tyrus herrschte. Nach Virgil's Annahme war Dido eine Zeitgenossin des Aeneas. Ihre Schicksale gaben ihm den Stoff zu dem vierten Buch der Aeneide, das natürlich rein erdichtet ist, da zwischen beiden Personen ein Zeitraum von mehr als 200 Jahren liegt. Dido war von ihrem Vater an Sichäus, einen der reichsten Phönicier, verheirathet worden, der zugleich Priester des Herkules war. Sie liebte ihren Gatten zärtlich (4. B. d. Aen. 3); um so mehr erschreckte und kränkte sie der gewaltsame Tod desselben. Ihr Bruder Pygmalion, welcher nach seinen Schätzen lüstern war, hatte ihn am Altare ermordet, worauf ihr der Geist des Verstorbenen erschien, ihr das begangene Verbrechen entdeckte, ihr mittheilte, wo die von Pygmalion begehrten Schätze verborgen seien und ihr gebot, zu fliehen. Mit achtzig Jungfrauen, die sie in Cypern geraubt, ging sie zu Schiffe nach Afrika, wo sie in der Nähe von Utica, einer tyrischen Pflanzstadt, landete. Sie wurde von den Bewohnern auf's freundlichste empfangen, und da sie die außerordentlich günstige Lage des Platzes sogleich erkannte, so bat sie dieselben um ein Stück Land, welches so groß wäre, daß man es mit einer Ochsenhaut umspannen könne. Als man ihr diese Bitte gewährte, ließ sie eine solche Haut in viele Tausend Riemchen zerschneiden, heftete dieselben

aneinander und umſpannte damit eine Strecke Land, auf welcher ſie zuerſt die Feſtung Byrſa und ſpäter (880 v. Chr.) Karthago erbaute. Ein benachbarter Fürſt, Jarbas (ſ. d.), bot ihr ſeine Hand an, die ſie jedoch ausſchlug; da ſie aber ſeinen dringenden Anträgen nicht ausweichen konnte, ſo endete ſie ihr Leben freiwillig auf dem Scheiterhaufen. Virgil nimmt in ſeiner Aeneide die Untreue des Aeneas als Urſache ihres Todes an; daher (R. V, 2): „So lehre mich Dido ſterben." — Das Schickſal der Dido iſt mehrfach als Sujet für die Oper benutzt worden; beſonders ſind von Haſſe Didone, Partitur in London geſtochen, 1740 und Didone abbandonata, in Dresden aufgeführt, 1742 zu nennen, daher (K. u. L. III, 2) „große Opera Dido". Es iſt ein feiner Zug, daß Sch. gerade dieſe Oper wählt; ſie paßte ganz zu der Seelenſtimmung einer Milford. Denn wie Dido den Aeneas an ſich zu feſſeln ſuchte, ſo ſehnte ſie ſich nach einer Verbindung mit Ferdinand, der ihr eben ſo wenig zu Theil ward, wie der griechiſche Fürſt jener phöniciſchen Königin. Mit dem „ſuperbeſten Feuerwerk" iſt die Schlußſcene der Oper gemeint, in welcher ſich Dido auf dem Scheiterhaufen verbrennt.

Dikte (Myth.), eine Nymphe, welche von dem Könige Minos von Creta geliebt wurde, ſeine Liebe aber nicht erwiederte. Um ſeinen unabläſſigen Verfolgungen zu entgehen, ſtürzte ſie ſich in's Meer, wurde jedoch von Fiſchernetzen aufgehalten und gerettet. Jetzt ſtand Minos von ihr ab und gebot, das nahe gelegene Gebirge (4. B. d. Aen. 13) nach ihr zu benennen. — Die Octavausgabe hat ſtatt Dikte — Diktys.

Dilettant (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Durch die Sprache, wie wir ſie durch das lebendige Wort oder durch die Schrift in uns aufgenommen, ſind uns eine Menge von Ausdrucksformen und Gedanken, wie von Bildern und Figuren geläufig geworden, die der Dilettant (Kunſtliebhaber) nur neu zu combiniren braucht, ohne ſich darum als ſelbſtſchöpferiſches Genie betrachten zu dürfen.

Diligence (Ged. Die berühmte Frau), frz., wörtl. die Emsigkeit, Eilfertigkeit; in früheren Zeiten die Bezeichnung für Schnellpost oder Eilwagen.

Dimitri (Dem. I), s. Demetrius.

Diógenes (R. II, 3) von Sinope, ein berühmter Philosoph aus der Secte der Cyniker, geb. 414, † 324 v. Chr., war ein Schüler des Antisthenes zu Athen. Er trieb den Grundsatz: „Wer am wenigsten bedarf, der kommt der Gottheit am nächsten" aufs Aeußerste, so daß er Kunst und Wissenschaft, so wie alle Annehmlichkeiten des Lebens gänzlich verachtete. In Athen war er bekannt als freimüthiger Sittenprediger, der gegen die Thorheiten seiner Zeit mit derbem Witz und bitterer Ironie zu Felde zog; in seiner Lebensweise war er ein Sonderling, der z. B. am hellen Mittag mit der Laterne ausging, und auf die Frage, was er suche, zur Antwort gab: „Ich suche Menschen".

Diomédes, abgek. Dioméd (Myth.), der Sohn des Tydeus (s. d.), war nach Adrastus Tode König in Argos, und in dem Kampfe gegen Troja einer der Tapfersten in dem Heere der Griechen. Besonders zeichnete er sich durch seinen verwegenen Muth aus, daher (2. B. d. Aen. 28): „Diomed, der Freche". Er raubte in Gemeinschaft mit Ulysses, indem sie durch einen unterirdischen Gang in die Burg von Troja eindrangen, das Palladium (das Bild der Minerva), nachdem Hellenius den Griechen verrathen hatte, Troja könne nicht erobert werden, so lange jenes Bild in dessen Mauern sei. In der Ilias wird er außerdem als ein edel denkender Mann gepriesen; deshalb erschallt (Ged. Das Siegesfest, Str. 10) aus seinem Munde das Lob Hektors, seines Feindes. — Ein anderer Diomedes (Iph. I, Zwischenhandl.), der Sohn des Ares und der Kyrene, war ein barbarischer König der Bistonen in Thracien, der seine vier Rosse mit den Leibern der sein Land betretenden Fremden fütterte. Herkules, von Eurystheus zu ihm geschickt, tödtete ihn, warf ihn hierauf seinen eigenen Rossen vor und entführte dieselben.

Dióne, ſ. Aphrodite.

Dioscúren (Myth.), die Zwillingsbrüder Kaſtor und Pollux. Sie werden gewöhnlich als Söhne der Leda bezeichnet, und zwar Pollux als Sohn des Jupiter, Kaſtor als Sohn des ſpartaniſchen Königs Tyndareus; dieſer iſt daher ſterblich, jener dagegen unſterblich. Als Kaſtor einſt im Kampfe blieb, rächte Pollux ſeinen Tod, war jedoch über den Verluſt ſeines Bruders untröſtlich, ſo daß Jupiter ihm erlaubte, ſeine Unſterblichkeit mit demſelben zu theilen. Beide bringen daher die eine Hälfte ihrer Tage im Grabe, die andere im Olymp zu. Mit Rückſicht auf dieſe innige Liebe wurden die beiden Brüder immer vereint dargeſtellt, und zwar meiſt mit einem Sterne oder einem Flämmchen über dem Haupte, das man ihnen als Schutzgöttern der Seefahrer beilegte. Daher (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 11):

„Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar."

und (Br. v. M. 5, 500):

„Und wie des Himmels Zwillinge, dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild ꝛc."

Einem anderen Mythus zufolge mußten die beiden Brüder getrennt von einander abwechſelnd den einen Tag im Himmel, den andern in der Unterwelt zubringen. Hierauf bezieht ſich eine Darſtellung, bei der die Köpfe beider aneinander gelehnt ſind, aber der eine nach oben, der andere nach unten gerichtet iſt; daher (Ged. Die Künſtler):

„Da zeigte ſich mit umgeſtürztem Lichte,
An Kaſtor angelehnt, ein blühend Polluxbild,
Der Schatten in des Mondes Angeſichte,
Eh' ſich der ſchöne Silberkreis erfüllt."

wo die zwei letzten Verſe als Gleichniß zu den beiden erſten anzuſehen ſind, indem der Mond zur Zeit des erſten (oder letzten) Viertels aus einem Lichtbilde und einem eben ſo geſtalteten, aber umgekehrten Schattenbilde zu beſtehen ſcheint.

Diplomátik, eig. die Urkundenlehre; (Par. II, 1): Staatsgeſchäftskunde; davon: Diplomatiker, Urkundenkenner; (Par. I, 2), ein in Staatsgeſchäften erfahrener Mann.

Dirce (Myth.), die Gemahlin des Königs Lycus, des Vaterbruders der Antiope, marterte die letztere, nachdem ſie dem Jupiter zwei Söhne, Amphion und Zethus (die erſten Gründer Thebens), geboren hatte, zwanzig Jahre lang auf alle erdenkliche Weiſe. Endlich entfloh die grauſam Gequälte, wurde aber von der Dirce verfolgt. Da kamen zum Glück die beiden Söhne der Antiope hinzu, ergriffen die Dirce und banden ſie an die Hörner eines wilden Stiers, durch welchen ſie zu Tode geſchleift wurde. Die Darſtellung dieſer Scene iſt unter dem Namen des farneſiſchen Stiers, als eins der ausgezeichnetſten Denkmäler der alten Kunſt, weit berühmt und wird in dem Palaſte Farneſe zu Rom aufbewahrt. Eine Nachbildung derſelben befindet ſich in dem Berliner Muſeum. Die um's Leben gekommene Dirce ward in einen Quell, nordweſtlich von Theben in Böotien verwandelt, daher (Phön.): „der Dirce Quell".

dirigiren (Gſtſ. 10, 159), von dem lat. dirigĕre, richten, lenken; hier: „die Zauberlaterne dirigiren", d. h. ihr die verlangte Richtung geben, um das in derſelben befindliche Bild an einer beſtimmten Stelle erſcheinen zu laſſen.

Discus (Iph. I, Zw.-H.), die Wurfſcheibe, eine ſteinerne oder metallene Scheibe, deren die Alten ſich bei den Kampfſpielen bedienten, um ſich im Werfen nach einem beſtimmten Ziele zu üben.

disguſchthüren, verd. aus disguſtiren, eig. mißfallen, zuwidermachen od. (K. u. L. I, 1) vor den Kopf ſtoßen.

Dispoſition von dem lat. disponĕre, anordnen; (Gſtſ. 10 198) Gemüthsverfaſſung oder Gemüthsſtimmung, wofür Sch. an anderen Stellen (S. 200, 245) das wenig übliche „Gemüthslage" gebraucht.

Dissonanz, eig. Mißklang; bildl. Uneinigkeit, gestörte Uebereinstimmung, wie (R. II, 1): „Dissonanz mechanischer Schwingungen"; ferner Schilderungen übertriebener, unnatürlicher Bosheit, wie (R. Vorr.): „moralische Dissonanzen".

Distichon, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es schildert den musikalischen Zauber des elegischen Versmaßes, welches aus einem mächtig aufschäumenden Hexameter (s. d.) und einem sanft beruhigenden Pentameter (s. d.) besteht.

Dithyrámbe (Ged.) od. Dithyrámbus, eig. ein Beiname des Bacchus, wegen seiner Doppelgeburt (vergl. Semele); demnächst ein begeisterter, brausender Lobgesang auf ihn; endlich jedes Begeisterung athmende Lied. — Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1796 und führte früher den Titel: „Der Besuch". Es ist als der frische Erguß einer begeisterungsvollen Stunde anzusehen. Angeregt durch den edlen Saft der Trauben, erwachen in dem Dichter das Gefühl der Liebe und der Sinn für alles Edle und Schöne; die Götter steigen zu ihm hernieder, dem Staubgeborenen, der ihnen nichts zu geben, sondern nur von ihnen zu erbitten vermag, was denn Zeus auch gnädig gewährt.

Divan (Tur. I, 1), pers. der königliche Hof; in der Türkei die geheime Rathsversammlung des Sultans; hier von Sch. auf China übertragen: die öffentliche Versammlung der Räthe, in welcher der Kaiser selbst den Vorsitz führt.

Dmitri (Dem. I), s. Demetrius.

Dnieper, richtiger Dnjepr, ein bedeutender russischer Fluß, welcher auf dem südlichen Abhange der Waldai-Höhe entspringt, bis zu 50° Br. südlich geht, dann in einer stark östlichen Ablenkung die Karpathisch-Uralische Landhöhe durchbricht, worauf er sich abermals westlich wendet und nach einem Laufe von 137 Meilen in die Bucht von Odessa mündet. Zur Zeit des Pseudo-Demetrius bildete er die Grenze zwischen dem polnischen

und dem ruſſiſchen Reiche; daher fragt Demetrius (Dem. II, 2) einen ſeiner Officiere:

„Iſt das der Dnieper, der den ſtillen Strom
Durch dieſe Auen gießt?“ — — — — — —

und Marina ſagt (Dem. I) zu ihrem Vater:

„Jenſeits des Dniepers wird mein Loos geworfen.“

Document (Gſtſ. 10, 190), von dem lat. docēre, lehren, eig. was zur Belehrung dient, gew. (R. I, 2) eine Urkunde; ſo heißt es vom Demetrius (Dem. I):

„Die Documente ſeines Rechtsanſpruches
Sind eingeſehen und bewährt gefunden.“

ferner auch (R. II, 1 — Wſt. T. I, 2) eine Beweisſchrift, ein Beleg. So antwortet Maria Stuart dem Lord Burleigh (M. St. I, 7), der ſie anklagt, aus ihrem Kerker die Verſchwörung planvoll gelenkt zu haben:

„Wann hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Documente auf.“

Döffingen (Ged. Graf Eberhard der Greiner), ein im Neckarkreiſe Würtembergs, weſtlich von Stuttgart gelegenes Dorf, das jetzt nicht mehr exiſtirt.

Doge (F. Perſ.-Verz.), ital. von dem lat. dux, der Anführer; Titel des ehemaligen Oberhauptes der Regierung zu Genua und Venedig, das aus dem Adel, welcher die Regierung in Händen hatte, gewählt wurde; daher (F. II, 14): „Dogewahl“. In Genua bekleidete der Doge ſeine Würde zwei Jahr, in Venedig lebenslänglich.

Dogge (R. I, 2 — Menſchenf. 5 — Ged. D. Kampf m. d. Drachen), von dem engl. dog, Hund; ein großer engliſcher Hund, beſ. ein Hetzhund.

Dolmetſcher (vermuthlich aus einem ſlaviſchen Worte gebildet), derjenige, welcher einem Anderen das in einer fremden Sprache Geſprochene in ſeine Mutterſprache oder wenigſtens in eine ihm bekannte Sprache überſetzt. — Davon: verdolmetſchen

(R. I, 1 — F. III, 7), überſetzen oder ausführlicher erklären. — Mit den ſiebzig Dolmetſchern (Tur. II, 3) ſind die 72 gelehrten Juden gemeint, welche einer auch von Joſephus berichteten Sage zufolge auf Befehl des ägyptiſchen Königs Ptolemäus Philadelphus eine griechiſche Ueberſetzung des Alten Teſtaments verfaßten, die unter dem lateiniſchen Namen Septuaginta, d. h. 70 bekannt iſt. Sie arbeiteten auf der Inſel Pharos, nahe bei Aegypten, abgeſondert von einander, und dennoch ſollen ihre Arbeiten in Folge göttlicher Inſpiration wörtlich miteinander übereingeſtimmt haben. Dieſe etwa 200 Jahre vor Chr. Geb. verfaßte Ueberſetzung iſt auch unter dem Namen der alexandriniſchen Verſion bekannt.

Dolópen (Ged. 2. B. d. Aen. 73), ein theſſaliſcher Volksſtamm, der im trojaniſchen Kriege von Pyrrhus oder Neoptolemus, dem Sohne des Achill, geführt wurde.

Domherren (Gſtſ. 10, 137 u. 140) oder Stiftsherren nennt man in der katholiſchen Kirche gewiſſe Mitglieder einer mit milden Vermächtniſſen und geiſtlichen Rechten ausgeſtatteten Anſtalt, die urſprünglich zu kirchlichen oder religiöſen Zwecken beſtimmt und einer geiſtlichen Körperſchaft anvertraut war. Sie ſtehen dem Biſchofe berathend zur Seite, wie die Cardinäle dem Papſte, und ſind meiſt reiche Leute, indem ſie nach und nach in den Beſitz eines beſtimmten Antheils der zu ihrer Kirche gehörenden Güter gelangt ſind.

Dominicaner, ſ. Dominicus.

Dominicus de Guzman wurde im Jahre 1170 zu Calarvejo in Alt-Caſtilien geboren. Talentvoll und von Liebe zu den Wiſſenſchaften erfüllt, widmete er ſich dem geiſtlichen Stande. Da er demſelben mit vollem Eifer diente, ſo wurde er von dem Papſte Innocenz III. beauftragt, die Ketzer in Frankreich, beſonders die Albigenſer, zu bekehren oder auszurotten, zu welchem Zweck er das ſogenannte Inquiſitionsgericht begründete. Er ſtarb im Jahre 1221 zu Bologna und wurde 1233 von Gregor IX. unter

die Heiligen versetzt; daher wird er (D. C. III, 4) der heilige Dominicus genannt. Der von ihm im Jahre 1215 zu Toulouse gestiftete Predigermönchsorden, dessen Glieder sich nach ihm Dominicaner (F. V, 5 — D. C. II, 10 — Wst. T. V, 2. — Gstf. 10, 257) nannten, hatte die Bestimmung, sich durch Predigten gegen die Ketzer immer weiter auszubreiten und allmälig fester zu begründen. — Dominicuskirche (R. II, 3), eine dem h. Dominicus geweihte Kirche.

Dom Remi, s. Vaucouleurs.

Don (Dem. I), ein russischer Fluß, welcher an der Ostseite der Düna-Donischen Landhöhe entspringt, erst südöstlich, dann südwestlich fließt und sich in den nördlichsten Busen des Asowschen Meeres ergießt. Die in seiner Umgegend wohnenden Kosaken, der wörtlichen Bedeutung nach nichts Anderes als herumstreichende, leicht bewaffnete Soldaten, sind ein kriegerischer Volksstamm, der sich bis zu dem südöstlichen Theile Polens ausbreitet und sich in zwei Hauptstämme, die kleinrussischen und die donischen Kosaken (Dem. II, 1) theilt, von denen die letzteren die gebildeteren sind.

Donauwörth (Picc. I, 1), baiersches Städtchen an der Donau, bis 1607 freie Reichsstadt.

Don Carlos. Nachdem Sch. im Februar 1783 Kabale und Liebe vollendet hatte, schwankte er zunächst zwischen Maria Stuart und anderen tragischen Stoffen, entschied sich indessen bald für D. C., wozu er den Stoff in St. Real's historischer Novelle*) fand, auf welche ihn Dalberg in Manheim aufmerksam gemacht hatte. Einen ersten Entwurf hatte er bereits in Bauerbach begonnen, dann aber den Gegenstand liegen lassen, bis sich im Juni 1784 Dalberg abermals günstig über das Sujet aussprach. Jetzt nahm er die Arbeit in Manheim mit voller

*) Saint-Réal, Don Carlos, Nouvelle historique. 2ème édition. Paris, 1865. Preis 2½ Sgr.

Kraft wieder auf, ſtudirte die Geſchichte Philipp's II. und konnte bald den erſten Act (einzelne durch proſaiſche Erzählung unterbrochene Scenen) in der Rheiniſchen Thalia veröffentlichen. Zu Anfang des Jahres 1785 hatte er in Darmſtadt Gelegenheit, den vollendeten erſten Act in Gegenwart des Herzogs Carl Auguſt von Weimar vorzuleſen, was ihm den Titel eines herzoglich weimariſchen Raths einbrachte; bald darauf ging er von Manheim nach Leipzig, wo er in dem Dorfe Gohlis an dem zweiten Act arbeitete, aus welchem einzelne Scenen gleichfalls in der Thalia erſchienen. Durch ſeinen Umgang mit den Schauſpielern des Leipziger Stadttheaters, welche das Stück für die Bühne zu haben wünſchten, wurde er zu einer proſaiſchen Bearbeitung deſſelben veranlaßt, deren gelungene Darſtellung von ſo glänzendem Erfolge begleitet war, daß ſich auch die Hofbühnen von Dresden und Berlin das Manuſcript zu verſchaffen ſuchten, um das Stück danach aufzuführen. Sch. ſelbſt hatte von dieſer Arbeit den Vortheil, daß er ſich des umfangreichen Materials mehr bemeiſterte, denn für eine ſceniſche Darſtellung, auf die er um der Sache willen bereits verzichtet hatte, war die Arbeit viel zu weitläuftig angelegt. Im Herbſte des Jahres 1785 folgte Sch. ſeinen in Leipzig gewonnenen Freunden Huber und Körner nach Dresden, wo ihm bei dem freundlichen Dorfe Loſchwitz ein Gartenſaal eingeräumt wurde. In dieſer anmuthigen Gegend, frei von jeder drückenden Sorge, gab er ſeinem D. C. eine ganz neue Geſtalt; im Spätherbſt 1786 war das Stück vollendet, 1787 wurde es zum erſten Mal vollſtändig herausgegeben. Von den erſten Ausgaben war viel geſtrichen worden, was auch in der Leipziger Ausgabe von 1801 zum zweiten Mal geſchah. Die letzte von Sch.'s Hand verbeſſerte Ausgabe erſchien kurz vor ſeinem Tode bei Cotta.

Wie Sch. das Glück, ſo hat die Geſchichte das Unglück, daß die hiſtoriſchen Perſonen der Dramen unſeres Dichters in dem Bewußtſein des großen Publicums weit mehr in ihrer poetiſchen Geſtalt als in ihrem ſtreng geſchichtlichen Charakter

fortleben. Um beiden vollständig gerecht zu werden, erwächst daher dem Erklärer die Aufgabe, dem Leser der Schiller'schen Dramen die wirklich historische Grundlage derselben vorzuführen.

Die am 19. Januar 1568 erfolgte Verhaftung des Infanten Don Carlos und sein am 24. Juli im Gefängniß erfolgter Tod erregten in ganz Europa ein ungeheures Aufsehen, und die verschiedenartigen Gerüchte über die Ursachen des tragischen Endes dieses Prinzen setzten über ein Jahrhundert lang die Federn der Geschichtsschreiber in Bewegung. Was Juan Lopez, Giambattista Adriani, die Franzosen de Thou und P. Mathieu über diesen Gegenstand geschrieben, wird von Warnkönig *) als wenig zuverlässig bezeichnet, so wie auch die Mittheilungen des Herrn von Brantôme, welche 1666 erschienen und die dem Abbé St. Real als Quelle für seine historische Novelle dienten, das Prädicat unbedingter Glaubwürdigkeit nicht für sich in Anspruch nehmen können. Erst Leopold von Ranke ist das Verdienst zuzuschreiben, in einer „Abhandlung zur Geschichte des Don Carlos" **) diesen Gegenstand gründlich untersucht und wahrheitsgetreu dargestellt zu haben, wobei ihm besonders die glaubwürdigen Berichte des Freiherrn von Dietrichstein, welcher Hofmeister der Söhne Maximilians II. und kaiserlich östreichischer Gesandter an Philipp's Hofe war, die ersprießlichsten Dienste leisteten. Den eben genannten Untersuchungen zufolge ist die Geschichte des Don Carlos kurz folgende:

Don Carlos wurde am 8. Mai 1545 zu Valladolid, der damaligen Hauptstadt Spaniens, geboren. Vier Tage nach der Entbindung starb seine erst 18 Jahr alte Mutter Maria, welche eine Tochter Johann's III. von Portugal und Katharina's von Oestreich war. Die erste Sorge für die Erziehung des jungen

*) Warnkönig. Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. Stuttgart, A. Kröner, 1864.

**) Jahrbücher der Literatur, Bd. 46, S. 227. Wien 1829.

Prinzen übertrug Philipp der Donna Leonor de Mascarenas, einer portugiſiſchen Dame von hoher Geburt, und als er zwei Jahre ſpäter von ſeinem Vater nach Deutſchland berufen ward, einer Tante des jungen Prinzen, Donna Juana, welche dieſer Aufgabe aber in keiner Weiſe gewachſen war. Das Kind hatte*) einen ſchwächlichen Körper, war krüppelhaft gebildet, mit ungleichen Füßen und gebogenem Rückgrat, und zeigte Launenhaftigkeit, Starrſinn und Neigung zum Zorn. Statt dieſen üblen Eigenſchaften mit Entſchiedenheit zu begegnen, duldete ſie ſeine Unarten, und ſo wurden weder ſeine Fähigkeiten noch ſein Charakter in angemeſſener Weiſe gebildet. Vom ſiebenten Jahre an bekam der Knabe einen männlichen Erzieher in Don Antonio de Rojas, und als Lehrer Honorato Juan, einen der gelehrteſten Männer des Landes; aber auch unter dieſer Leitung zeigte ſich der Prinz ungeſtüm und launenhaft, es fehlte ihm an aller Ausdauer zum Lernen, er blieb in geiſtiger und ſittlicher Beziehung zurück und ließ ſeiner Leidenſchaftlichkeit bald vollſtändig den Zügel ſchießen. Das Einzige, was man an ihm loben konnte, war ſeine Wahrheitsliebe und ſeine entſchiedene Abneigung gegen kriechende Schmeichler; auch zeigte er Luſt zu anſtrengenden körperlichen Uebungen, beſonders zum Reiten und Fechten.

Fünf Jahre lang war Philipp von Spanien abweſend geweſen. Nachdem er die niederländiſchen Angelegenheiten geordnet und ſeine Schweſter Margarethe v. Parma als Statthalterin eingeſetzt, kehrte er zurück und fand ſeinen Sohn an einem Wechſelfieber leidend. Auch in den nächſtfolgenden ſieben Jahren, die er theils in Flandern, theils in England und Frankreich zubrachte, konnte von einer unmittelbaren Einwirkung des Vaters auf den Infanten keine Rede ſein. So kam das Jahr 1559 heran, wo Philipp mit Frankreich den Frieden zu Château-Cambrésis ſchloß, in welchem Eliſabeth, die ſchöne und liebenswürdige

*) Nach Fr. Knapp, D. Carlos, eine biographiſche Skizze, nach den ſpaniſchen Quellen des José Quevedo ausgearbeitet. Erlangen 1862.

Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medicis, dem Infanten D. C. zur Braut bestimmt wurde. Wenn somit dies in Aussicht gestellte Bündniß für den damals erst vierzehnjährigen Prinzen auch keine Herzenssache sein konnte, so mußte der frühere Anspruch auf die Hand der Prinzessin doch bald darauf seinem Ehrgeize schmeicheln, und es mußte ihn tief verletzen und beleidigen, daß sein Vater im Jahre 1560 Elisabeth selbst heirathete. Ob der Prinz bei der Trauung zugegen gewesen, darüber sind die Biographen nicht einig; soviel aber steht fest, daß Philipp bald nach der Vermählung, wohl um die Gedanken seines Sohnes von diesem Ereigniß abzulenken, demselben von den versammelten Cortes und den Großen des Reiches zu Valladolid den Eid der Treue schwören ließ, eine Ceremonie, die mit großem Gepränge vollzogen wurde und bei welcher auch Alexander Farnese (s. d.), Sohn der Statthalterin Margarethe v. Parma, zugegen war.

Im Jahre 1561 schickte Philipp seinen Sohn auf die Hochschule von Alkala de Henares, begleitet von A. Farnese und seinem Oheim Don Juan d'Austria (einem natürlichen Sohne Kaiser Carl's V.), der mit ihm von gleichem Alter war. Der neue Aufenthalt bekam dem Prinzen anfangs vortrefflich; indessen konnte bei seiner angeborenen körperlichen Schwäche, wie bei dem Ungestüm seines Gemüths und seiner unmäßigen Lebensweise eine wirkliche Kräftigung nicht erzielt werden. Dazu kam, daß er einst bei der lüsternen Verfolgung eines Mädchens von einer Treppe herabstürzte und sich eine Gehirnerschütterung zuzog, welche ihn dem Tode nahe brachte. Hierdurch und in Folge wiederholter Krankheiten wurden seine Körper- und Geisteskräfte so zerrüttet, daß seine immer düsterer werdende Stimmung sich bald in Anfälle von Wahnsinn umwandelte *). Bis dahin waren

*) Vergl. Brunnemann, der historische Don Carlos. Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 35, S. 145. Eine Abhandlung über die Berichte des franz. Gesandten Herrn v. Forquevaulx an Katharina von Medici.

die Beziehungen zu seinem Vater durchaus freundlich gewesen; bald aber trat das höchst tadelnswürdige Benehmen des Sohnes zu dem ernsten und strengen Charakter des Königs in einen so schroffen Contrast, daß das Verhältniß zwischen beiden ein immer feindseligeres wurde.

Was die blühende sechzehnjährige Königin betrifft, so benahm sie sich ihrem nur zwei Jahre jüngeren Stiefsohn gegenüber, der auch nach Dietrichstein's Beschreibung einen nichts weniger als vortheilhaften Eindruck machte, wie eine schwesterliche Freundin; Carlos dagegen fühlte sich mit inniger Verehrung zu ihr hingezogen, während das kalte, herzlose Wesen seines Vaters ihn entschieden abstieß. Von einem Liebesverhältniß zwischen Mutter und Sohn ist in der Geschichte nirgend die Rede. Uebrigens lagen nach Sitte der damaligen Zeit, wo die Heirathen der Könige und ihrer Erbprinzen zu den wichtigsten Staatsangelegenheiten gehörten, für eine baldige Vermählung des Infanten verschiedene Pläne vor. Elisabeth selbst dachte an ihre 1553 geborene Schwester Margarethe; die Oheime der Maria Stuart (s. Lothringische Brüder) reflectirten für die damals achtzehnjährige junge Wittwe auf den zwei Jahre jüngeren Don Carlos; und Kaiser Ferdinand in Wien wünschte ihm seine Nichte, die Erzherzogin Anna, Tochter Maximilians, zur Gemahlin zu geben. Ja selbst des Don Carlos Tante, Donna Juana, obwohl bereits 28 Jahr alt, wäre durch ihn gern Königin von Spanien geworden. König Philipp begünstigte den Plan einer Vermählung mit Maria sowohl aus religiösen, wie aus politischen Rücksichten, während Don Carlos selbst keine andere als seine Cousine Anna von Oestreich nehmen wollte. Diesen letzten Plan hintertrieb Philipp; auch ist bekannt, daß er Anna zwei Jahr nach dem am 3. October 1568 erfolgten Tode Elisabeths selbst heirathete.

Wurde auf diese Weise dem Infanten auch sein Lieblingswunsch vereitelt, so gab ihm der König doch andererseits einen Beweis seines Vertrauens, indem er ihn 1564 zum Mitgliede

des Staatsrathes ernannte; aber freilich war dies nichts weiter als eine leere Förmlichkeit, denn Niemand nahm auf seine Meinungen Rücksicht, und überdies wurden wichtige Angelegenheiten nicht im Staatsrath, sondern mit den vertrauten Ministern in dem Cabinet des Königs berathen. In demselben Jahre war die Königin Elisabeth in Folge einer vorzeitigen Entbindung lebensgefährlich erkrankt, indessen glücklich gerettet worden. Nach ihrer Genesung reiste sie nach Bayonne, um dort mit ihrer Mutter zusammen zu treffen; Don Carlos und mehrere andere Prinzen begleiteten sie. Die große Aufmerksamkeit, welche der Infant auf dieser Reise der Königin bewies, mochte bei einigen Begleitern die Meinung von einem Liebesverhältniß erwecken.

Inzwischen war die Gesundheit des Prinzen bis zum Jahre 1565 fast vollständig wieder hergestellt. Bei seinem ungestümen Charakter sehnte er sich jetzt nach Thätigkeit, zu der sich auch ein willkommener Anlaß bot. Bereits in seiner Kindheit war er zum Statthalter der Niederlande ernannt worden, deren Angelegenheiten gerade jetzt in Madrid Gegenstand eingehendster Berathung waren. Bei seiner unersättlichen Neigung zum Herrschen drang er nunmehr darauf, daß die ehemals erfolgte Ernennung zur Wahrheit werde; aber Philipp's Absichten mit den Niederlanden erheischten einen Mann von festem, ja eisernem Willen wie Alba und nicht einen stürmischen, leidenschaftlichen Charakter, wie der seines Sohnes war. Alba wurde daher mit unumschränkter Gewalt und einer bedeutenden Heeresmacht versehen, um die Ruhe in Flandern wieder herzustellen. Don Carlos fühlte sich hierdurch gekränkt und beklagte sich bitter; er tadelte alle Schritte seines Vaters und gab ihn sogar dem öffentlichen Spotte preis; seine Wuth gegen Alba dagegen ging so weit, daß er einmal selbst den Dolch gegen ihn zückte. Dazu kam die Verzögerung seiner Vermählung mit der Erzherzogin Anna, die er innig liebte, und die Erbitterung gegen die Priester, welche seinen bigotten Vater fast vollständig beherrschten. So steigerte sich das feindselige Verhältniß zwischen Vater und Sohn immer

mehr; gezwungen unter seinen Augen und unter seiner Zucht in Madrid zu bleiben, kannte des Prinzen Haß bald keine Grenzen mehr.

Unter so bewandten Umständen faßte er den Entschluß, aus Spanien zu entfliehen. Es war im Jahre 1567, wo sein Vater nach dem Escurial reiste, um sich daselbst frommen Andachtsübungen zu widmen. Auf diese Abwesenheit hatte Don Carlos gerechnet; sein Oheim Don Juan, unter dessen Befehl eine Flotte in Carthagena ausgerüstet wurde, sollte ihm ein Schiff zur Verfügung stellen, und mit diesem wollte er zunächst nach Italien gehen. Don Juan aber ließ sich nicht überreden, sondern reiste dem Könige nach und machte ihm persönlich von dem Vorhaben des Infanten Anzeige. Natürlich hatte Philipp nichts Eiligeres zu thun, als den Plan seines Sohnes zu vereiteln; er erklärte ihn für einen Gefangenen und ließ ihn unter Aufsicht des Herzogs von Feria (s. d.) einsperren. Der Fürst von Eboli (s. d.) und der Graf von Lerma wurden mit der speciellen Bewachung des Prinzen betraut.

Als Ursache der Verhaftung kann weder ein Anschlag auf das Leben seines Vaters, noch eine hochverrätherische Verbindung mit dem niederländischen Gesandten, noch eine Hinneigung zum Protestantismus angesehen werden. Don Carlos wollte nur den Händen seines Vaters entrinnen; welchen Ausgang sein Plan haben konnte, wenn er etwa nach den Niederlanden entkam, sah er selbst schwerlich voraus. Philipp bemühte sich, seinen außerordentlichen Staatsact sowohl bei den auswärtigen Höfen, wie bei den Granden seines Reiches und bei den Bischöfen des Landes zu rechtfertigen. Er wollte den Infanten von der Thronfolge ausschließen, weil er ihn für unfähig zum Regieren hielt, und suchte ihn für einen wahnsinnigen Menschen auszugeben. Im Gefängniß durfte Niemand den Prinzen besuchen, selbst sein Freund Don Rodrigo *) de Mendoza nicht, dem er sich erst vor

*) Von diesem hat Sch.'s Marquis Posa den Vornamen Rodrigo oder (I, 2) Roderich.

Kurzem angeſchloſſen hatte. In ſeiner Verzweiflung wollte er ſich das Leben nehmen; da man aber alle Waffen entfernt hatte, ſo faßte er den Entſchluß, zu verhungern. Indeß trug die Forderung der Natur den Sieg davon, eine geordnete Lebensweiſe beſſerte ſeinen Geſundheitszuſtand, und die Ermahnungen ſeines Beichtvaters hatten einen wohlthuenden Einfluß auf ſeinen Charakter. So wäre eine Ausgleichung möglich geweſen, aber Philipp blieb unverſöhnlich. Da fing er ſeine unvernünftige Lebensweiſe wieder an, aß unreifes Obſt, heiße Paſteten und Eis in übermäßiger Menge und erkrankte in Folge deſſen an der Brechruhr. Vor ſeinem Ende wollte er ſeinen Vater noch einmal ſehen, aber dieſer war grauſam genug, es ihm abzuſchlagen. Er ſtarb reumüthig und mit verſöhntem Herzen am 24. Juli 1568. Uebrigens iſt durch alle bisher geführten Unterſuchungen der über das Geheimniß ſeines Todes ausgebreitete Schleier immer noch nicht vollſtändig gelüftet, da Andere behaupten, Philipp habe ihn heimlich im Gefängniß hinrichten laſſen.

Vergleicht man mit dieſen Thatſachen die zur Rechtfertigung der Königin Eliſabeth geſchriebene Novelle von St. Réal, ſo weicht dieſelbe zunächſt darin ab, daß ſie die Nachricht von Philipp's Verlobung mit Eliſabeth als einen Donnerſchlag für Don Carlos bezeichnet und deſſen Trübſinn ſeinen vereitelten Hoffnungen zuſchreibt. Der fernere Inhalt der Novelle iſt kurz folgender: Die Prinzeſſin Eliſabeth verzögert ihre Reiſe nach Spanien ſo lange wie möglich; Don Carlos, begleitet von ſeinem Erzieher, dem Fürſten von Eboli und ſeinem Vetter Alexander Farneſe, reiſt ihr entgegen. Als ſie hört, der Prinz werde mit ihr zuſammentreffen, fällt ſie in Ohnmacht, kommt aber wieder zu ſich, als er wirklich erſcheint. Don Carlos fühlt bald, was er verloren hat; beide machen die Reiſe in demſelben Wagen, wo die gegenſeitige Liebe ihre erſten Keime treibt. Bei der Zuſammenkunft mit Philipp ſieht ſie dieſen betroffen an, worauf er die Frage an ſie richtet, ob ſie etwa bemerke, daß er graue Haare habe. Der König begegnet ihr zwar mit Achtung

und empfindet auch Liebe für sie, aber dennoch fühlt sie keine Befriedigung, weil sie sich mit einem ernsten und strengen Gatten begnügen soll, während ihr jugendliches Herz nach einem feurigen Liebhaber verlangt.

Don Carlos, begierig zu wissen, wie es in Elisabeth's Seele aussehen möge, benutzt die Abwesenheit seines Vaters, der, um den Ueberresten Carl's V. die letzte Ehre zu erweisen, nach St. Just gereist ist; es gelingt ihm, Elisabeth allein zu sprechen, er gesteht ihr seine Liebe und wird auch von ihrer Gegenliebe überzeugt, um so mehr als sie seine Erklärung geheim hält. Diesem Verhältniß gegenüber entspinnt sich nun eine verwickelte Intrigue. Die Prinzessin von Eboli, neidisch auf die Schönheit der Königin, hat das Herz des Königs für sich zu gewinnen gesucht, aber vergeblich; jetzt sucht sie ein Verhältniß mit dem Infanten anzuknüpfen, findet aber keine Erwiederung. Gleichzeitig kommt Don Juan von Oestreich an den Hof, verliebt sich in die Königin und ahnt bald, daß Don Carlos sein Nebenbuhler sei; er sucht dessen Vertrauen zu gewinnen, kann aber nichts entdecken. Da er merkt, daß er auch auf die Prinzessin Eboli Eindruck gemacht, so beschließt er, diese für seine Absichten zu benutzen; er spricht mit ihr von Don Carlos Neigung zur Königin, was sie mit Begierde aufnimmt, ohne seinen eigentlichen Zweck zu ahnen.

Unterdessen wird Don Carlos durch einen Zwischenfall von dem Hofe entfernt. Die Inquisition hat in dem Testamente Carl's V. ketzerische Aeußerungen entdeckt, was sie veranlaßt, den Beichtvater des verstorbenen Kaisers dem Scheiterhaufen zu überliefern. Dasselbe soll mit dem Testamente geschehen, was Don Carlos hart und bitter tadelt und nur mit Mühe verhindert. Der König findet es daher gerathen, ihn nach Alcala auf die hohe Schule zu schicken. Hier besteigt er einst ein wildes Pferd, stürzt und bleibt für todt liegen. Als er wieder zu sich kommt und die Aerzte an seinem Aufkommen zweifeln, schickt er den Marquis Posa, seinen Jugendfreund, an die Königin, um ihr seine Abschiedsgrüße zu bringen. So wie die Prinzessin Eboli

dies erfährt, begiebt sie sich zur Königin, um zu beobachten, wie die Schreckensnachricht auf sie wirken werde. Elisabeth vermag sich nicht so zu beherrschen wie sonst; ihr stummer Schmerz sagt mehr als die beredtesten Klagen. Sie schreibt dem Infanten einen rührenden Brief, den sie durch den Marquis überreichen läßt. Don Carlos, hierdurch wunderbar gestärkt, erfreut sich einer baldigen Genesung und wird nach Madrid zurückberufen. Hier bittet ihn die Königin um Rückgabe ihres Briefes, der Prinz kann sich aber nicht entschließen, ihn herauszugeben.

Nunmehr spielt auch Marquis Posa seine Rolle. Von scharfer Urtheilskraft und großer Selbstbeherrschung, bemerkt er bei Don Carlos Sinn für große Unternehmungen, eine Neigung, die er im Interesse der flandrischen Provinzen zu benutzen gedenkt. Es wird ein inniger Freundschaftsbund zwischen ihm und dem Prinzen geschlossen, woraus aber beide dem Hofe ein Geheimniß machen. Leider wird dies schöne Verhältniß bald zerrissen. Bei einem Turnier erscheint der Marquis mit den Farben der Königin geschmückt, und trägt gleich bei den ersten Rennen mehrere Male den Preis davon. Dieser Erfolg und die Galanterie, mit welcher er sich gegen die Königin benimmt, erwecken Philipp's Eifersucht, welcher ihn in der Nacht auf der Straße heimlich erdolchen läßt. Bald ahnen die Königin und der Prinz, wer der Urheber dieser That sei, ohne den wahren Grund zu vermuthen; sie glauben vielmehr, ihr eigenes Geheimniß sei verrathen, und nur der Vertraute desselben bestraft, während sie selbst der Rache des Königs nicht entgehen würden. Sie sinnen also auf Rettung.

Da findet Don Carlos eines Tages unter seinem Teller einen Zettel, der ihn zu muthigem Handeln auffordert. Er beschließt sich zu entfernen und bittet den König, ihn nach Flandern zu schicken; dieser aber schlägt es ihm ab unter dem Vorwande, daß er das Leben des Infanten so großen Gefahren nicht aussetzen dürfe. Jetzt hält sich Carlos für verloren; er denkt auf seine Sicherheit und will fliehen, was von dem Postmeister

Raymond v. Taxis verrathen wird. Der König läßt ihn gefangen nehmen und gestattet ihm, sich die Todesart zu wählen. Der Prinz öffnet sich im Bade die Adern an Händen und Füßen, während der Königin eine vergiftete Arzenei gereicht wird, an der sie stirbt. Nach ihrem Tode wird die Prinzessin Eboli die Geliebte des Königs.

Man sieht, daß dieser Novelle wenig historische Treue innewohnt; aber einem Dramatiker wie Sch. mußte ein solcher Stoff willkommen sein, wie er denn selbst in seinen Briefen an Dalberg und Reinwald den Reichthum an „rührenden Situationen" rühmt und darauf hindeutet, wie die Charaktere des feurigen Don Carlos, der unglücklichen Königin, des eifersüchtigen Monarchen, des grausamen Inquisitors und des barbarischen Herzogs Alba ihm „Gelegenheit zu starken Zeichnungen" geben würden. Er durfte sich also eine bedeutende theatralische und tragische Wirkung von seiner Arbeit versprechen. Außerdem aber mußte die Zeit, in welcher das Stück spielt, das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, eine Zeit weitgreifender Bewegungen, in welcher die Kräfte des menschlichen Geistes auf die mannigfaltigste Weise angeregt, und die auf religiösem, wie auf politischem Gebiete wachgerufenen Gegensätze zum wechselseitigen Kampfe herausgefordert wurden, einen Dichter, wie Sch., zu einer dramatischen Darstellung mächtig reizen. Denn überall, wo leidenschaftliche Erregung mit der Uebermacht bestehender Verhältnisse in Conflict geräth, da findet sich ein geeigneter Boden für die Tragödie; es waren also alle Bedingungen vorhanden, um dem Publicum ein geschichtliches Drama in großartigem Stile vorzuführen.

Fassen wir nun, gestützt auf die werthvollen Erläuterungen von Hoffmeister, G. Schwab, Palleske, Goedeke *), Jos. Bayer **) und Rönnefahrt ***), die Dichtung selbst in's Auge, so haben

*) R. Goedeke, Goethe und Schiller. Hannover bei Ehlermann. 1859.

**) S. Brant von Messina. S. 134.

***) J. G. Rönnefahrt, Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos. München bei Chr. Kaiser. 1865.

wir zunächſt daran zu erinnern, daß das Werk auf der Grenze zweier Bildungsepochen des Dichters entſtand. In ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre begonnen und im achtundzwanzigſten vollendet, mußte es die Spuren der feurigen Entwickelung des eben zum Manne reifenden Jünglings an ſich tragen, bei dem die mit einander ringenden Gewalten ſeiner Seele ſich noch nicht in Gleichgewicht geſetzt hatten. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der um zehn Jahr ältere Goethe ſagt, daß die Erſcheinung des Don Carlos nicht geeignet geweſen ſei, ihn dem Dichter näher zu führen. Wenn Sch. in ſeinen drei Jugenddramen, wo eben nur die naturwüchſige Kraft ſeine Feder führt, mit genialer Unbefangenheit niederreißt und wegräumt, was ſeinen Idealen ſtörend in den Weg tritt, ſo entwirft er in ſeinem Don Carlos den Plan zu dem Aufbau eines neuen Gebäudes für das menſchliche Daſein. Die inneren Kämpfe ſeines revolutionären Strebens gelangen jetzt zum Durchbruch, ſo daß der Don Carlos als die Frucht eines in ſeiner Seele vorgegangenen Läuterungsprozeſſes zu betrachten iſt. Nicht der Zorn gegen erdrückende Gewalten, ſondern erhabene Ideale ſollen fortan die Triebfedern des Handelns ſeiner Helden ſein. Als er die Arbeit begann, hatte er keine andere Abſicht als ein Familiengemälde in einem königlichen Hauſe zu geben; was Kabale und Liebe auf dem Gebiete des ſocialen Lebens, das etwa ſollte Don Carlos auf dem des Hoflebens werden. Aber wie der Dichter während der Arbeit ſelbſt ein anderer wurde, ſo bekam auch ſein Werk bald eine mehr ideale Grundlage, es wurde, wie Palleske treffend ſagt, zu einem Tendenzſtück, einer Principientragödie. Marquis Poſa, Don Carlos und die Königin wurden die Repräſentanten ſeiner ſittlichen Ideale, König Philipp, Herzog Alba und Domingo, die beklagenswerthen Kinder ihrer Zeit, die Vertreter jener erſtarrten mittelalterlichen Formen, mit welchen die Macht neugeſtaltender Gedanken in Conflict gerieth. Aber freilich hat der Dichter hier einen gewagten Sprung gethan; denn wenn

auch Philipp der Repräsentant des sechzehnten Jahrhunderts ist, so ist Sch.'s Marquis Posa doch keineswegs ein Product seiner Zeit, sondern es verkörpert sich in ihm vielmehr der Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht „Gedankenfreiheit" war die Devise der reformatorischen Bestrebungen jener Zeit; sondern „das Wort sie sollen lassen stahn", das war der Kern- und Angelpunkt, um welchen die geistigen Kämpfe damals sich drehten. Somit fehlt zwischen Posa und seinem Zeitalter die nothwendige historische Vermittelung, wie er denn selbst (III, 10) sehr bezeichnend sagt: „das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe, ein Bürger derer, welche kommen werden". Es ist in seinen Ideen gewissermaßen eine Vorahnung der nachmals eingetretenen Revolutionen ausgesprochen.

Einen wesentlichen Schritt in der Fortentwickelung unseres Dichters bildet auch die äußere Form seines Werkes. Er verläßt mit demselben die prosaische Sprache und wählt auf Wieland's Ausspruch, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben sein müsse, den fünffüßigen Jambus, um, wie er selbst sagt, dem Stück mehr Würde und Glanz zu verleihen. Und in der That, wie ein Edelstein erst durch das Schleifen die Fähigkeit erlangt, das in ihm wohnende Feuer in reinem Glanze auszustrahlen, so ist auch Sch.'s glühende Begeisterung durch den Zwang, welchen er sich mit dem Metrum anlegte, in den wohlthuendsten Formen zum Ausdruck gelangt. Ueberwiegt in seinen Jugenddramen noch die scharfe Zeichnung der Charaktere unter dem gewaltigen Ringen mit einer Sprache, die sich seiner Leidenschaftlichkeit nicht fügen will, so blickt in dem Don Carlos überall seine Freude an dem glänzenden Colorit hindurch, so daß die Charakterzeichnung fast darunter leidet.

Wenn Lessing in seiner Dramaturgie, wo er von dem Rechte der Dichtung gegenüber einem historischen Stoffe spricht, dem Dichter eine Umstellung und Veränderung der geschichtlichen Thatsachen nur gestattet, insoweit dadurch die Charaktere der

hiſtoriſchen Perſonen nicht umgeſtaltet werden*): ſo hat Sch. von dieſem Rechte gerade den umgekehrten Gebrauch gemacht. Sein Don Carlos iſt nichts weniger als die oben dargeſtellte geſchichtliche Perſon; es iſt eine untergeſchobene ideale Geſtalt, die wir als den Helden des Stückes erblicken. In ſeinen Jünglingsjahren von dem hochfliegenden Plane erfüllt, „der Schöpfer einer neuen Zeit zu werden", hat er ſich durch die unſelige Leidenſchaft für ſeine Stiefmutter innerlich vollſtändig umgewandelt; das Streben nach der Befriedigung ſeiner perſönlichen Wünſche nimmt ſeine Seele ſo in Anſpruch, daß jedes edlere und höhere Intereſſe dadurch in den Hintergrund gedrängt wird. Die Sache iſt um ſo ſchlimmer, als ſeine Liebe einen unſittlichen Charakter hat; es iſt ein krankhafter Zuſtand melancholiſcher Zerſtreutheit, in dem er alle möglichen Thorheiten begeht. Er liebt die Königin und iſt gleichzeitig im Stande, in einem Augenblick der Aufwallung der Prinzeſſin von Eboli eine Liebeserklärung zu machen. Als ihm der Page (II, 4) den Brief bringt, welchen er von der Königin geſendet glaubt, hat er noch nichts von ihrer Hand geleſen, und doch hat er (IV, 5) den in Alkala erhaltenen in ſeiner Brieftaſche. Mit dem Briefe, welchen er von der Eboli in Händen hat, dem königlichen Handſchreiben an dieſe, will er ſeine Mutter mit Abſcheu vor der Untreue ihres Gatten erfüllen, und eben dadurch ſie ſelbſt zur Untreue verleiten. So ein ſittlich Kranker iſt nicht geeignet, die Krankheit ſeines Jahrhunderts zu heilen; und wenn es dem Marquis Poſa auch gelingt, ſein feuriges Streben für das Wohl der flandriſchen Provinzen zu gewinnen, ſo bringt ihn ſeine leidenſchaftliche Erregtheit doch in Conflict mit allen beſtehenden Verhältniſſen. Unfähig, die große Aufgabe, welche ſein Freund ihm geſtellt, mit klarem, feſtem Blick in's Auge zu faſſen, iſt die Heilung von ſeiner Leidenſchaft auch nicht viel mehr als ein Werk der Uebereilung, und ſomit

*) Vergl. Hamburgiſche Dramaturgie XXIII am Schluß.

verfällt er seinem Schicksal, egoistische und ideale Interessen gleichzeitig verfolgt und weder das Eine noch das Andere erreicht zu haben.

Ist auf diese Weise Carlos nun auch der Held des Stückes und dasselbe mit vollem Rechte nach ihm benannt, so spricht sich, wie Jos. Bayer richtig bemerkt, doch „der über die Handlung hinauswachsende Geist des Stückes mehr rhetorisch als dramatisch in den Bekenntnissen und Tendenzen des Marquis Posa aus", der also, wenn auch nicht der eigentliche Held, so doch die hervorragendste Persönlichkeit in demselben ist. Die Geschichte*) berichtet von einem Marquis Posa, einem Herrn vom ersten Adel, welcher einer zum Protestantismus geneigten Gesellschaft angehörte und dem Inquisitionsgericht verfiel. Das Urtheil wurde an ihm und dreizehn anderen Personen am 21. Mai 1559 zu Valladolid vollstreckt, wobei Don Carlos zugegen war. Sch.'s Marquis Posa wird von dem Infanten als der rettende Engel betrachtet, den die Vorsehung ihm gesandt, um sein krankes Herz zu heilen; der Marquis selbst dagegen kündigt sich ihm zunächst als den Gesandten eines unterdrückten Heldenvolkes, ja noch mehr, als einen Abgeordneten der ganzen Menschheit an. Schwärmerisch, kühn, stolz und ruhmbegierig, hat er schon auf der hohen Schule zu Alcala seine Seele mit idealen Anschauungen erfüllt, und denselben später auf seinen Reisen durch Länder, in denen die reformatorischen Ideen in voller Blüthe standen, erneute Nahrung gegeben. So erscheint er als Repräsentant der Ideen, welche geeignet sind, eine neue Zeit herauf zu führen; für sie will er den Fürstensohn, den Erben reicher Kronen, gewinnen; im Bunde mit ihm will er, unter Benutzung der aufgeregten Stimmung in den Niederlanden, die schönen Träume seiner Jugend jetzt verwirklichen. Aber wie alle Enthusiasten ist er über sich selbst nicht zu voller Klarheit gekommen; wenigstens schauen

*) Warnkönig. S. 22.

wir nicht von vorn herein, und eben so wenig vollständig klar in sein Geheimniß. Leidenschaftlich erregt, voll stolzen Selbstgefühls, verfolgt er kühn die übereilt gefaßten Pläne, ohne auf die realen Lebensbedingungen in angemessener Weise Rücksicht zu nehmen, und da er besonders dem Könige gegenüber sich nicht vollkommen wahr erweist, so verfällt auch er dem tragischen Geschick, das nur Gerechtigkeit, doch keine Gnade kennt.

Diesen beiden ideal gehaltenen Personen gesellt sich die Königin Elisabeth zu, die gleichfalls höheren Interessen zugewandt, aber doch von ruhigem und sicherem Charakter ist, so daß sie den Prinzen stets in den Schranken hält, die sich für sie als Philipp's Gattin geziemen. Sie ist das schöne Ideal der natürlichen und freien Tugend, wie sie Sch. in seinem Gedicht „Würde der Frauen" so trefflich schildert. Aber daß sie ihr Loos nicht mit voller Ergebung trägt, daß sie ihrem Gatten gegenüber ein bedenkliches Geheimniß hat, ja daß sie sich nicht fern hält von den staatsgefährlichen Plänen, welche der Marquis ihr anvertraut — das ist ihre Schuld, und darum trifft auch sie die allerdings harte Strafe, selbst da zu leiden, wo sie nichts verschuldet.

Den eben geschilderten drei Personen, welche vor Allem unser Mitleid in Anspruch nehmen, stehen drei andere gegenüber, welche uns zunächst mit Furcht erfüllen, es sind der König, Herzog Alba und Domingo.

König Philipp, in dessen Charakterzeichnung die historische Treue noch am meisten gewahrt erscheint, ist ein Despot in seinem Hause wie im Staate, dabei aber ein Sklave der Hofetikette, ein Sklave seiner Eifersucht, ein Sklave seiner fanatischen Priester. Diese in seiner Brust vereinigten Gegensätze, der Wiederhall des durch die ganze Tragödie sich hinziehenden Contrastes, sie bilden die Grundlage seines Fühlens und Wollens, erklären die meist excentrischen Schritte seiner Handlungsweise. In einem Punkte aber ist er inconsequent. Wohl fühlend, daß es ihm an dem inneren Gleichgewichte fehlt, das allein des Menschen Glück begründen kann, gelüstet es ihn plötzlich nach einem

Menſchen; und er, der ſonſt nichts Anderes als demüthige Unterthanen und unbedingten Gehorſam kennt, vertraut ſich einem Manne, welcher den Muth hat, von Gedankenfreiheit zu ihm zu reden. In dieſer Inconſequenz liegt ſein tragiſches Schickſal, das ihn am bemitleidenswürdigſten am Schluß erſcheinen läßt, wo der Großinquiſitor es wagen darf, ihm eine ſo derbe Lection zu ertheilen.

Dem Könige zur Seite ſteht Herzog Alba, ſein Staatsminiſter und ſein erſter Feldherr, ein Mann von kaltem Stolz und eiſernem Charakter, der im Rathe nichts Anderes kennt als Härte und Gewalt und in der Ausführung nichts Anderes als die unerbittlichſte Strenge. Obwohl zuverläſſig in ſeinem Eifer für den Dienſt des Königs, verſchmäht er es doch nicht, daneben ſeine egoiſtiſchen Zwecke zu verfolgen, denn, von Carlos verachtet, brütet er Rache gegen dieſen, und deshalb giebt er ſich zu dem Complot her, das gegen den Infanten und die Königin geſchmiedet wird.

Der dritte im Bunde iſt der Vertreter der zu jener Zeit in dem Katholicismus zu Tage tretenden unſittlichen Elemente. Er iſt der ſchlaue, ränkevolle Prieſter, der „Gebärdenſpäher und Geſchichtenträger", der es verſteht, die Leute zu ſondiren und ſeinen Fürſten zu umſtricken, ſo daß dieſer endlich beſtürzt ſeinem Feldherrn zurufen muß: „Toledo! Ihr ſeid ein Mann. Schützt mich vor dieſem Prieſter!" Aber leider iſt der König in den Händen eines Mannes, der, obwohl ſein Beichtvater, es nicht verſchmäht, in den Dienſt ſeiner niedrigſten Leidenſchaften zu treten, ja ſich ſogar bemüht, dieſelben mit dem Deckmantel der Religion zu verhüllen. Sein Charakter gipfelt in der im Hintergrunde ſtehenden Schreckgeſtalt des Großinquiſitors, dem Repräſentanten des ſcheußlichen Syſtems, das ſich nicht beſſer als durch Sch.'s eigene Worte charakteriſiren läßt: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos

auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Zwischen den drei bemitleidenswerthen und den drei fürchterlichen Gestalten steht die Prinzessin Eboli, die unweibliche Intrigantin, die es mit beiden Parteien hält, anfangs die eigennützige Tugend zur Schau trägt, bald aber es nicht verschmäht, da ihr die Erlangung eines Diadems versagt ist, sich dem Prinzen zur Maitresse anzubieten, ja die endlich, bloß um ihre Rache zu befriedigen, ihre weibliche Ehre in einer Weise preisgiebt, welche die fürstliche Gebieterin in ihren heiligsten Rechten kränken muß. Sie ist die Repräsentantin der Zuchtlosigkeit des damaligen Hoflebens und verfällt somit ihrem wohlverdienten Schicksal, von der Königin verstoßen zu werden und schließlich allein dazustehen.

Ihr Gegenbild findet sie in dem Grafen Lerma. Wie sie die weibliche Lasterhaftigkeit, so stellt er die männliche Tugend dar. Ernst und würdig in seiner Erscheinung, in seinen Reden frei von allem rhetorischen Prunk, ist er der treue, redliche Diener seines Herrn, der Mann „der Lügen nie gelernt hat", der es zwar auch mit beiden Parteien hält, aber nur um Frieden zu stiften und, so weit an ihm ist, die streitenden Elemente zu versöhnen; er ist daher auch der einzige, der schließlich von dem tragischen Geschick verschont bleibt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das Drama als Ganzes, so ist der in demselben zur Anschauung gebrachte äußere Conflict ein doppelter, nämlich einmal die sträfliche Neigung des Prinzen zu seiner Stiefmutter, dann aber sein verrätherisches Trachten nach der Statthalterschaft in den Niederlanden. Durch dies Beides kreuzt er einerseits die häuslichen, andererseits die Staatsinteressen seines Vaters. Durch die Aenderung der Grundidee jedoch, hervorgegangen aus jenem Entwickelungsprozeß, in welchem der Dichter und der Denker noch im Kampf mit einander lagen, kam ein neues Moment, der

Digitized by Google

Streit einer idealen Weltanschauung gegen erstarrte Staatsmaximen hinzu, weshalb W. v. Humboldt die kosmopolitische Idee mit Recht für die wahre Idee des Stückes hält. Dennoch hat Sch. mit seinem Don Carlos viel Noth gehabt, da die Kunstrichter trotz des großartigen Beifalls, den das Drama gefunden und immer noch findet, sich gerechter Zweifel über die Mustergültigkeit der ganzen Composition nicht erwehren konnten. Sch. ließ deshalb im Jahre 1788 in dem deutschen Merkur seine „Briefe über Don Carlos" (Bd. 10) erscheinen, welche Palleske „eine Concession an die flache Kritik und an die stofflichen Sympathien der Zeit" nennt. Indessen sind dieselben auch nicht im Stande gewesen, die Bedenken einer gründlicheren Kritik, welche dem Stücke mit mehr idealen Sympathien entgegen kam, vollständig zu heben. Alle Untersuchungen über die innere Oeconomie des Dramas haben bis jetzt kein anderes Resultat gehabt, als das fast einmüthige Bekenntniß, daß es der Handlung an klarem und stetigem Fortschritt gebricht, und daß sich Räthsel in dem Stücke finden, welche bisher ungelöst geblieben sind.

Was die erste dieser beiden Ausstellungen betrifft, so erwächst uns dem Dichter gegenüber die Pflicht, den Gang der Handlung durch die einzelnen Acte zu verfolgen, wobei wir uns nur von ihm selbst leiten lassen:

I. Domingo, welcher die Neigung des Prinzen zu seiner Stiefmutter bereits errathen, sucht denselben zu ergründen, wird aber mißtrauensvoll zurückgewiesen. Jetzt erscheint Marquis Posa, dem Carlos sein Innerstes öffnet, und der, jedenfalls von dem Gedanken ausgehend, daß die Sehnsucht nach einem entbehrten Gute uns immer unruhiger findet als der Besitz desselben, sich erbietet, eine Zusammenkunft mit der Königin zu vermitteln. Diese, von ihren Hofdamen umgeben, empfängt den Marquis, welcher die Gelegenheit benutzt, um sie in einer ersonnenen Geschichte, die er als „der Freundschaft heiliges Legat" bezeichnet, auf Don Carlos Wünsche aufmerksam zu machen. Gleich darauf erscheint dieser, gesteht der Königin seine Liebe, wird aber statt

der gehofften Erwiederung auf die erhabene Aufgabe hingewiesen, die seiner, als des zukünftigen Herrschers, wartet. Das unmittelbar hierauf folgende Auftreten des Königs macht uns mit dessen eifersüchtiger Laune bekannt, während Carlos dem Marquis erklärt, daß er bereit sei, Flandern zu retten und deshalb seinen Vater um die Statthalterschaft bitten wolle. Zugleich erneuern beide den Bund inniger Freundschaft, deren Hauptzweck darin besteht, Posa's Ideale einst zu verwirklichen.

II. In einer Privat-Audienz, die Carlos von seinem Vater erlangt, wagt er seine kühne Bitte, wird aber kalt zurückgewiesen, während Alba das gewünschte Amt erhält. Nunmehr beginnt die Intrigue. Ein von der Fürstin Eboli gesendeter Page bringt dem Prinzen einen Brief, den dieser für eine Einladung von der Hand der Königin hält. Er folgt dem Winke und nach einem heftigen, aber rasch beigelegten Streite mit Alba kommt er zur Fürstin Eboli, die ihm ihre Zuneigung verräth, indessen keine Erwiederung findet. Der Brief, aus welchem Carlos ersehen soll, daß man ihrer Unschuld nachstellt, der Brief vom König, bleibt in seinen Händen. Jetzt ahnt die Prinzessin, daß die Königin ihre Nebenbuhlerin sei, und da auch der beleidigte Alba und der bei Seite geschobene Domingo erbittert auf den Prinzen sind, so schmieden diese drei ein Complot, das den geheimen Liebesbund zerstören soll. Von Eifersucht geblendet, läßt sich die Eboli zu einem Schatullendiebstahl bei der Königin verleiten, und giebt, bloß um ihre Rache zu kühlen, den geheimen Wünschen des Königs nach. Im Gegensatz hierzu will Carlos, wie in einer Wahlverwandschaftsintrigue, den Brief des Königs an die Prinzessin Eboli benutzen, um seiner Mutter Herz für sich geneigt zu machen, ein unsittlicher Plan, den der Marquis durch Zerreißen dieses Briefes vereitelt. Aber eine neue Zusammenkunft zu vermitteln, dazu ist er bereit, denn sie soll seinen Plänen nützlich werden.

III. Nunmehr beginnt sich der Knoten zu schürzen. Bei dem Könige, obwohl er selbst seiner Gemahlin die Treue gebrochen,

ist die Eifersucht durch die Ränke der Eboli zur höchsten Gluth angefacht, um so mehr, als auch Alba und Domingo gegen die Königin auftreten. Philipp, noch zweifelhaft, sehnt sich jetzt nach einem Menschen, der ihm Wahrheit kündet. Ein Zufall erinnert ihn an Marquis Posa, der, da er seinem Throne fern geblieben, ihm jetzt am besten wird dienen können. Ihn läßt er rufen und hört Wahrheiten, an die er nie gedacht, die ihn aber mächtig ergreifen. Dies bestimmt ihn, den Blick des neu gewonnenen Freundes auf seine häuslichen Verhältnisse zu lenken, ihm trägt er auf, das Herz der Königin zu erforschen.

IV. Inzwischen hat das Complot den häuslichen Frieden an Philipp's Hofe so vollständig untergraben, daß die tragischen Wirkungen der geheimen Machinationen in mächtigen Schlägen zum Ausbruch kommen. Zunächst macht die Königin bei der Entdeckung des an ihrer Schatulle begangenen Diebstahls die betrübende Beobachtung, daß sie von feindlichen Spähern umgeben sein muß, findet dagegen andererseits eine freundliche Stütze an dem Marquis, der nur den einen Fehler macht, jedem der drei fürstlichen Familienmitglieder heimlich dienen zu wollen, um nachher wie ein Halbgott von Allen angestaunt zu werden. Dem König will er die Ruhe des Gemüths zurückgeben, an dem Haupte der Königin die drohende Wetterwolke still vorüberführen und bei dem Prinzen die Kraft leidenschaftlicher Erregtheit im Interesse seiner höheren Ziele verwerthen; aber Niemand darf ihm in die Karten sehen, selbst sein Freund Carlos nicht, dessen Brieftasche als Zeuge seiner Unschuld dem Könige in die Hände gespielt werden soll. Doch noch ehe der Verdacht des letzteren in die von Posa ersonnene Fährte gelenkt ist, bricht das Unwetter los. Elisabeth beklagt sich bei dem König über die Entwendung der ihr werthen Gegenstände und macht die niederschmetternde Erfahrung, daß ihr Gemahl selbst der Urheber des Diebstahls ist. Dieser erhält nunmehr des Prinzen Brieftasche mit dem Billet der Eboli an den Infanten, so daß er sich von der Fürstin betrogen glauben muß. So gelingt es dem Marquis, des

Königs Eifersucht in politische Besorgniß umzuwandeln, die durch den erbetenen geheimen Verhaftsbefehl aber sogleich wieder beschwichtigt wird. Soweit ist Alles gut angelegt, aber leider werden Posa's geheime Pläne, eben weil er sie geheim hält, hinter seinem Rücken gekreuzt. Der Prinz, von Lerma gewarnt, glaubt seinen Freund verloren zu haben; dagegen straft die Königin die heuchlerische Warnung, mit welcher Alba und Domingo den Marquis aus dem Felde zu schlagen suchen, mit gebührender Verachtung. Carlos, voll Mißtrauen gegen seinen Freund, aber voll Vertrauen zur Fürstin Eboli, geht jetzt zu dieser, damit sie eine Zusammenkunft mit seiner Mutter veranlasse. Der Marquis kommt dazu, fürchtet, Carlos sei im Begriff, seinen schönen geheimen Plan durch das Geständniß seiner unglückseligen Leidenschaft zu kreuzen, will dies verhindern und nimmt ihn gefangen. Wie soll er jetzt seinen Plan retten? Die Ermordung der Eboli kann ihm nur in der ersten Aufregung als ein geeignetes Mittel erscheinen, denn als Minister darf er sich durch eine solche That nicht compromittiren, als Mensch sich nicht damit beflecken. Nur ein Mittel bleibt ihm, er muß sich selber opfern. Inzwischen hat die Prinzessin Eboli, die des Prinzen Gefangennehmung als Folge ihrer Anschwärzung betrachtet, der Königin ein offenes Geständniß abgelegt, welcher auch der Marquis nunmehr seinen ganzen Plan, freilich mehr in Räthseln als in klaren Ausdrücken enthüllt. Da er von dem Geständniß der Eboli nichts weiß, auch durch die Königin nichts erfährt, als daß sie glaubt, ihn retten zu können, so ist er verloren. Diese Ahnung wird zur Gewißheit durch den verhängnißvollen Brief an Wilhem von Oranien, welchen der Oberpostmeister dem Könige überbringt, so daß der Zuschauer voll Spannung der Lösung des Knotens entgegen sieht.

V. Carlos wird im Gefängniß von dem Marquis besucht, der ihn jetzt mit dem Grunde seiner Verhaftung bekannt macht und ihm über alles Vorgefallene Aufschluß giebt, auch darüber, wie er das Complot regiert, das dem Prinzen den Untergang

bereiten sollte, und wie er schließlich die ganze Schuld auf sich gewälzt, um den zum Mißtrauen geneigten König irre zu führen und seinen Freund zu retten. Ehe er diesen auf die ihm obliegenden heiligen Pflichten hinweisen kann, fällt der verhängnißvolle Schuß, und der Sterbende kann ihm nur noch sagen, daß er von seiner Mutter das Weitere hören werde. Jetzt erscheint der König, welchem der Prinz offen erklärt, daß Posa für ihn gestorben, so daß der Monarch von dem begeisterten Vertheidiger des Gemordeten moralisch vernichtet wird. Dazu kommt der Aufruhr in Madrid, das den Infanten befreien will, und der Geist des verstorbenen Kaisers, in welchem die letzte Nachwirkung von Posa's geheimen Leitungen zur Erscheinung kommt. Der König, innerlich verstört, wird erst durch Alba, die feste Stütze seines Throns, wieder an die Wirklichkeit erinnert, indem der Herzog ihm die Papiere übergiebt, die Posa's Hinterlassenschaft an den Prinzen enthalten. Jetzt läßt er die zweite Stütze seines Throns, den Großinquisitor, rufen und legt sein Richteramt in dessen Hände. Inzwischen ist der innerlich umgewandelte, von seiner unglücklichen Leidenschaft geheilte Prinz in bedenklicher Verkappung zur Königin geeilt, um seines Freundes letzten Willen aus ihrem Munde zu vernehmen; hier aber überrascht ihn der König und übergiebt ihn der Inquisition.

Ueberblicken wir aufmerksam die eben gegebene reconstruirende Analyse, so werden wir finden, daß es dem Stücke doch nicht so sehr an „klarem und stetigem Fortschritt" fehlt, wie mehrere Commentatoren dies behaupten. Wer Sch.'s vorwiegende Neigung zur überraschenden Zusammenstellung von Gegensätzen kennt, wird dieses höchst werthvolle Kunstmittel auch in dem Scenenwechsel angewendet finden, wo ja fortdauernd zwei Handlungen, die Intrigue und die Bekämpfung derselben, neben einander herlaufen müssen. Gelingt es dem Leser, diese Gegensätze im Sinne des Dichters zu beherrschen und in seinem Bewußtsein zu einer höheren idealen Einheit zu verknüpfen, so dürfte die stetige Fortentwickelung der Handlung nicht so leicht vermißt werden.

Zu den Räthseln des Stückes gehören freilich das Vertrauen des eifersüchtigen Königs zu dem jugendlichen Marquis, dem er, der strengen Hofsitte zum Trotz, freien Zutritt zu seiner Gemahlin gestattet; ferner die Person des Marquis selbst, der nach Jos. Bayer ein „berechnender Enthusiast" ist und als solcher an einem inneren Widerspruche leidet, da sich Ideale niemals auf Schleichwegen realisiren lassen. Endlich ist weder die Gefangennehmung des Prinzen, noch die Aufopferung Posa's so ausreichend begründet, daß dem Zuhörer gar kein Zweifel übrig bliebe. Wie der Marquis die Verhaftung des Prinzen dem Könige gegenüber hätte rechtfertigen wollen, ist schwer zu sagen; und daß die Aufopferung Posa's einer näheren Motivirung bedurfte, hat Sch. selbst gefühlt und deshalb später den von Palleske (II, 46) mitgetheilten Monolog nach Act IV, 18 eingeschoben.

Die Hauptschönheit des Stückes wird immer in den begeisternden Ideen und in der edlen und prächtigen Sprache zu suchen sein; daher die Erscheinung, daß die vorzugsweise in Träumen sich wiegende Jugend jederzeit für das Drama schwärmt, während der reifere, an consequentes Denken gewöhnte Mann ungeachtet aller Freude an den einzelnen Scenen dennoch nicht mit voller Befriedigung von dem Ganzen scheidet; es ist eben eine Jugendarbeit, die allerdings ihres Gleichen sucht, aber kein vollendetes Meisterwerk der dramatischen Kunst. Der eben gerügte Mangel trifft aber keineswegs den majestätischen Schluß des Stückes selbst; denn der von den Vertretern der absoluten Kirchen- und Staatsgewalt errungene Sieg ist ein unnatürlicher, so daß der Zuschauer ihnen zurufen möchte: „Noch ein solcher Sieg, und ihr seid verloren". Mögen auch die Repräsentanten der großartigen kosmopolitischen Ideen vor unseren Augen zu Grunde gehen; diese Ideen selbst klingen als das ewig Bleibende und Wahre bei uns nach und schreiten triumphirend über die zeitigen Sieger dahin.

Donnerer
Donnerkeile } ſ. Zeus.

Don Quixote (R. Vorr.), der Haupthelb des bekannten Romans des ſpaniſchen Dichters Cervantes aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Der Verfaſſer hatte die Abſicht, mit dieſem Werke der damaligen Geſchmacksrichtung ſeiner Landsleute, wie ſie beſonders in den abenteuerlichen Ritterromanen zu Tage trat, den Todesſtoß zu verſetzen. Beſtimmt, die Unwahrheit einer ganzen Zeitrichtung zu vernichten, iſt der Don Quixote ſelbſt voller Leben und Wahrheit, und indem er mit der Geißel der Satire gegen eine falſche Romantik zu Felde zieht, iſt er durch und durch romantiſch, ſo daß er der lächerlichſten Thorheit zu einem treuen Spiegel der Wahrheit wurde. Seit dem Erſcheinen dieſes Werkes verſteht man unter Don Quixote einen närriſchen Abenteurer, der durch das Streben, ſeine phantaſtiſchen Ideen zu verwirklichen, überall mit den beſtehenden Lebensverhältniſſen in Zwieſpalt geräth.

Doppelherrſchaft, Die ſpaniſche. Der Sohn des habsburgiſchen Kaiſers Maximilian's I., Philipp der Schöne, hatte ſich mit der Tochter Ferdinand's des Katholiſchen, Johanna, welche ſpäter den Beinamen „die Wahnſinnige“ erhielt, vermählt, aus welcher Ehe Karl I. von Spanien (als Kaiſer von Deutſchland Karl V.) hervorging. Als dieſer 1556 ſeinen ſämmtlichen Thronen (Oeſtreich, Spanien, den Niederlanden, Neapel und den amerikaniſchen Beſitzungen) entſagte, gab er ſeine deutſchen Länder nebſt der Kaiſerwürde ſeinem Bruder Ferdinand I. (1556—64) und Spanien nebſt den übrigen Reichen ſeinem Sohne Philipp II. (1556—98), wodurch auch Spanien das Erbe eines habsburgiſchen Regentenſtammes wurde. Die Worte Wallenſtein's (Wſt. T. IV, 3):

„Die ſpaniſche Doppelherrſchaft neiget ſich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt ſich ein.“

beziehen sich auf die beiden Linien Habsburg-Oestreich (damals Ferdinand II.) und Habsburg-Spanien (damals Philipp IV.). Der Tod des letzten Königs dieser zweiten Linie, Karl's II., veranlaßte im Jahre 1700 den Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges.

Doppelmaske, s. Masken.

Doppelschein, s. Astrolog.

Dorf (W. T. IV, 1). Es ist das Dorf Sissingen zwischen Fluelen und Brunnen gemeint.

Drachen, fabelhafte Ungeheuer des Alterthums, die den Menschen nach dem Leben trachteten, daher vergleichungsweise (R. I, 3): „Drachenseelen". — Die Stelle (Wst. T. I, 7):

„Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu ernten."

ist eine Anspielung auf die sagenhafte Mittheilung in dem Argonautenzuge, wo der barbarische König Aëtes dem Jason die Aufgabe stellt, ein Feld mit einem feuerschnaubenden Stiere zu pflügen, Drachenzähne in die Furchen zu säen und gegen die daraus hervorwachsenden geharnischten Männer zu kämpfen.

Dragoner (Wst. L. Pers.-Verz.), eine zur leichten Reiterei gehörige Truppengattung, vermuthlich nach dem Drachen (frz. dragon) als ehemaligem Feldzeichen benannt.

Drama (K. d. H.), gr. s. v. w. That, Handlung (bes. auf der Bühne); ein Schauspiel. — Dramaturg (Ged. Shakespeare's Schatten) od. Dramaturgist (F. Vorr.), ein Schauspiellehrer, dessen Geschäft es ist, die Regeln und Gesetze des Schauspiels zu entwickeln und ihre Anwendung zu lehren. — Dramaturgie (ebendas.) die Schauspiellehre, Theorie der Schauspiel-Dichtkunst od. (Br. v. M. Einl. 5, 378) dramatischen Poesie. — Dramatisch (R. Vorr.), in Form eines Schauspiels behandelt; undramatisch (F. Vorr.), für ein Schauspiel nicht geeignet.

Draperie (Br. v. M. Einl. 5, 381), die Bekleidung der Figuren, bes. der Faltenwurf der Gewänder.

Drathmaſchinen, ſ. Marionette.

Dreibatzenplatz (K. u. L. V, 5), der billigſte Platz im Theater, der mit drei Batzen bezahlt wurde. Der früher in Süd-Deutſchland übliche Batzen galt 4 Kreuzer oder 1⅓ Sgr.; der Dreibatzenplatz wurde alſo etwa mit 4 Sgr. bezahlt.

Dreibeiniges Thier (R. I, 2), Spitzbubenausdruck für Galgen, der gewöhnlich aus drei aufgerichteten Pfeilern beſtand.

Dreifache Krone oder Tiara heißt die hohe Mütze, welche das Zeichen der päpſtlichen Würde iſt. Sie iſt von drei übereinanderſtehenden goldenen Kronen umzogen, die mit Edelſteinen beſetzt ſind, und trägt auf ihrer Spitze eine goldene Kugel mit einem Kreuz. Die Stelle (F. IV, 14): „Zwei meiner Ahnherren trugen die dreifache Krone" bezieht ſich auf Innocenz IV. (1243 bis 1254), welcher als Cardinal Sinibald Fiesco hieß, und auf Hadrian V., der als Cardinal den Namen Ottobonus Fieschi führte. Beide waren aus Genua; der letztere wurde 1276 nach Innocenz V. gewählt, ſtarb aber bereits 39 Tage nach ſeiner Erhebung, ohne geweiht und gekrönt worden zu ſein.

Dreifaltigkeit, ein von Luther gemißbilligter, in der katholiſchen Kirche aber häufig gebrauchter Ausdruck für Dreieinigkeit, mit welchem letzteren Ausdruck in der chriſtlichen Glaubenslehre diejenige Eigenſchaft des göttlichen Weſens bezeichnet wird, nach welcher es zwar ein einheitliches Weſen ſein ſoll, das ſich jedoch in drei verſchiedenen Perſonen offenbart. In der Stelle (M. St. I, 6) iſt die bildliche Darſtellung dieſer drei Perſonen gemeint.

Dreikönig (K. u. L. V, 5). Die Weiſen aus dem Morgenlande oder die ſogenannten heiligen drei Könige, welche bei der Geburt Chriſti zu Herodes kamen, wurden in früheren Zeiten öfter bildlich dargeſtellt, und ſolche Abbildungen auch wohl benutzt, um dieſe oder jene Sorte Tabak mit einem lockenden Aufſchriftszettel zu verſehen.

Dreizack, ſ. Poſeidon.

Druidenbaum (J. v. D. Prol. 2), die im Anfange des Prologs genannte Eiche. Die Druiden, die Prieſter der alten Celten in Gallien, hielten die Eiche für heilig und pflegten in ihrem Schatten den Göttern die Opfer darzubringen. Als ſpäter das Chriſtenthum Eingang fand, wurden ſolche Bäume oft mit Heiligenbildern geſchmückt, oder in ihrer Nähe Kapellen mit ſolchen Bildern errichtet, um die heidniſchen Erinnerungen auszulöſchen, oder die alte abergläubiſche Gewohnheit auf den neuen Glauben zu übertragen.

Dryas od. Dryáde, pl. Dryáden, ſ. Nymphen.

Dryópen (Ged. 4. B. d. Aen. 27), ein pelasgiſcher Volksſtamm in Epirus.

Duc von Anjou (M. St. II, 6), ſ. Anjou.

Duett, aus dem ital. duetto, ein Zweigeſang; **ſpöttiſch** (K. u. L. V, 7), eine Unterhaltung zwiſchen zwei Perſonen.

Duncan (Mcb. I, 5), ſ. Macbeth.

Dunſinan, ſ. Macbeth u. Scone.

Durchlöchertes Sieb der Ewigkeit, ſ. Danaiden.

düſſeln, verw. mit duſeln, ſ. v. w. dämmern od. (R. I, 2), tuſcheln, leiſe verhandeln.

Dymas (Ged. 2. B. d. Aen. 61), einer der letzten Trojaner, welcher noch während der Erſtürmung der Stadt ſich unter der Anführung des Aeneas auf's tapferſte vertheidigte.

E.

Eberhard, Graf, der Greiner. (Ged. aus d. J. 1781.) Eberhard IV. von Würtemberg, welcher von 1344—1392 zur Zeit Kaiſer Karl's IV. und ſeiner ohnmächtigen Nachfolger Wenzel und Ruprecht regierte, war einer der tapferſten Kriegeshelden

jener Zeit. Aus gegenseitiger Eifersucht der Fürsten, des Adels und der Städte waren allerlei Reibungen und Kämpfe hervorgegangen. Auf der einen Seite hatten sich die Ritter, auf der andern die Städte zu verschiedenen Bündnissen vereinigt, die sich unterstützten oder befehdeten, je nachdem es der Vortheil oder die eigene Sicherheit erheischten. So hatte sich auch der damalige Erzbischof von Salzburg (vergl. Becker's Weltgesch. Bd. 6) aus Furcht vor seinen Feinden in den schwäbischen Städtebund begeben, wurde jedoch 1387 von dem Herzog Friedrich von Baiern verrätherischer Weise gefangen genommen. Als sich nun die Städte vereinigten, um ihn zu befreien, schloß sich der Adel an die Fürsten an, mit deren Hülfe er den Stolz der Bürger zu brechen gedachte. Auf diese Weise entbrannte ein wilder Krieg, in welchem Graf Eberhard der Greiner (d. i. der Zänkische) den Hauptschlag ausführte. In der Schlacht bei Döffingen (23. August 1388) errangen die Fürsten und der Adel einen glänzenden Sieg, welcher eine engere Verbindung der schwäbischen Städte, etwa nach Art der schweizerischen Eidgenossenschaft, verhinderte. Eine außerordentlich klare und ausführliche Darstellung dieser Vorgänge findet sich in Schlosser's Weltgeschichte, Bd. 8, S. 513—536. — Das durchweg kernig gehaltene, lebhaft an Gleim erinnernde Kriegslied hat Sch. den Mannen Eberhard's in den Mund gelegt. Str. 1, V. 1: „Ihr dort außen in der Welt" ist die Ausdrucksweise des kleinen schwäbischen, in sich abgeschlossen lebenden Volksstammes. V. 2: „Die Nasen eingespannt", d. h. tragt die Nasen nicht zu hoch. — Str. 2: Wer mit den Namen Karl, Ludwig, Eduard gemeint sein mag, ist schwer zu sagen; Kaiser Karl war bereits 1378 gestorben; die Döffinger Schlacht fand unter Wenzel statt; nur Friedrich ist mit Sicherheit als der bereits erwähnte Herzog von Baiern zu deuten; die übrigen sind vermuthlich willkürlich gewählte Namen für Helden aus anderen deutschen Volksstämmen. — Str. 3: Bub' steht für Sohn, da Ulrich damals schon ein Mann in reifen Jahren war. — Str. 4: Ulrich hatte schon 1377

Reutlingen belagert, während der alte Eberhard vor Ulm lag. — Str. 5: gepanſcht, ein ſüddeutſcher Provincialismus, ſ. v. w. geſchlagen. V. 3: ein falſch (d. h. ein zorniges Geſicht). V. 4: „Der junge Kriegsmann floh das Licht", d. h. Ulrich ließ ſich vor ſeinem Vater nicht ſehen. — Str. 6: „Bei des Vaters Bart" erinnert an Eberhard's Beinamen: der Rauſchebart. — Str. 7: „Und heller gings dem Junker auf", d. h. ihm (Ulrich) wurde wieder wohl zu Muth, die Nacht ſeines Kummers lichtete ſich. Str. 10: „Der Helden Trieb", eine elliptiſche Ausdrucksweiſe für: Raſch trieb es die andern Helden zu ſeiner Hülfe herbei. — Graf Eberhard der Rauſchebart und ſein Sohn Ulrich ſind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigeſetzt. Vergl. die vier trefflichen Gedichte Uhland's, welche dieſen Helden gewidmet ſind.

Eboli, ſ. Ruy Gomez.

Echinaden (Iph. I, Zw.-H.), eine kleine Inſelgruppe der griechiſchen Landſchaft Akarnanien. Sie lagen urſprünglich zwiſchen den beiden Ausflüſſen des ins ioniſche Meer mündenden Achelous; jetzt ſind einige derſelben durch Anſchwemmung mit dem Feſtlande verbunden. Die Bewohner derſelben waren roh und wurden von den übrigen Griechen als Barbaren bezeichnet.

Echo (Ged. Das verſchleierte Bild zu Sais — Mcb. V, 5), gr. der Wiederhall; bildl. (R. I, 3) übereinſtimmendes Weſen.

Edelfräulein, ehemals die Bezeichnung für ein unverheirathetes Frauenzimmer von vornehmer Geburt, (M. St. II, 2) für Hofdamen.

Edelhof, ſ. Attinghauſen.

Edelknecht (Ged. Der Taucher), ſ. v. w. Knappe. Nach dem gewöhnlichen Gange der Ritterbildung waren die Söhne der Adeligen zuerſt Buben oder Pagen, die am Hofe eines anderen Ritters in den Anfängen ritterlicher Tugenden ſich übten. Im 14. Lebensjahre wurden ſie Knappen, als welche

ſie der Pferde und Waffen ihres Meiſters zu warten, dieſen ſelbſt aber zu Pferde zu begleiten hatten.

Eden, das in der Bibel (I. Moſe 2, 10) genannte irdiſche Paradies; (Ged. E. Leichenphantaſie) das himmliſche oder der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode.

Edinburg (M. St. I, 4), Hauptſtadt von Schottland, ehemals Reſidenz der ſchottiſchen Könige.

Eduard IV. (Wrb.), König von England (1461—1483), vergl. Warbeck.

Eduard v. Clarence (Wrb.), vergl. Warbeck.

Eger (Wſt. L. 11 — Wſt. T. I, 5), böhmiſche Stadt unweit der baierſchen Grenze.

Egeus, der franzöſiſchen Schreibweiſe (Égée) nachgebildet, wie öfter, wo Sch. franzöſiſche Ueberſetzungen als Quellen benutzt; ſ. Aegeus.

Egmont (D. C. III, 5 u. IV, 3). Graf Lamoral v. Egmont, geb. 1522, aus einer vornehmen niederländiſchen Familie, widmete ſich dem Kriegsdienſt und erntete unter Karl V., dem er 1544 nach Afrika folgte, wie unter Philipp II. wohlverdiente Lorbeern ein. Als Philipp ſich jedoch bemühte, die Inquiſition in den Niederlanden einzuführen, nahm er an den gegen dies Verfahren gerichteten Volksbewegungen Antheil und wurde hierdurch, beſonders aber durch ſeine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, dem ſpaniſchen Hofe verdächtig. Herzog Alba ließ ihn daher gefangen nehmen und auf Befehl des Königs Philipp im Jahre 1563 hinrichten. Vergl. „Prozeß und Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn", Bd. 8.

Egoiſt (Ged. D. philoſophiſche E.), von dem lat. ego, ich; ein Menſch, der nur für ſich ſelbſt lebt und auf ſeinen eigenen Nutzen ſieht, alles Andere dagegen gering ſchätzt.

Egoiſt, Der philoſophiſche (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Sch. genoß damals ſeit zwei Jahren des

erſten Glückes der väterlichen Freuden, indem er ſeinen älteſten Sohn Karl ſich fröhlich entwickeln ſah. Daß er auch ſolchen rein natürlichen Empfindungen eine höhere Richtung zu geben geneigt war, zeigt dies Epigramm. Es iſt nach Viehoff's treffender Bemerkung gegen eine Lehre der Kantiſchen Philoſophie gerichtet, welche den ſinnlichen Trieben, die ſie als innere Feinde der Moralität betrachtete, keinen Einfluß auf den Willen geſtatten wollte, da derſelbe unter ſittlichen Geſetzen ſtehe. In Folge dieſer Lehre wurden ſelbſt unſchuldige natürliche Neigungen von Vielen als ſträflich betrachtet, ſo daß ſie durch Bekämpfung derſelben die innere Zufriedenheit zu erringen ſuchten, während doch die Ausſöhnung der ſittlichen mit der ſinnlichen Natur das Ziel ihres Strebens hätte ſein ſollen. Dieſen philoſophiſchen Egoiſten, welche die Forderungen der Natur mittelſt der Forderungen ihrer Principien zu unterdrücken ſuchten, zeichnet er das Bild einer ſich ſelbſt aufopfernden und in dieſer Thätigkeit glücklichen Mutter, damit ſie von demſelben lernen mögen.

Ehewirth, ſ. Wirthin.

Ehni (W. T. III, 1), ſchweizeriſch von Ahn, ſ. v. w. Großvater. Es iſt Walter Fürſt, der Vater der Hedwig, damit gemeint; vergl. III, 3, S. 100, wo er von Tell's Sohn Großvater genannt wird; desgl. IV, 2, S. 122, wo Hedwig ihn Vater nennt, und S. 124, wo er Tell's Knaben als ſeinen Enkel bezeichnet.

Ehrwürdige, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. In der Erziehung wie im Staatsleben kann es ſich allein darum handeln, das Wohl des Ganzen im Auge zu haben, da auch das Individuum ſeine Rechte hat; freilich nicht alle diejenigen, die den großen Haufen bilden (vergl. Majeſtas populi), wohl aber die Einzelnen, die um ihres inneren Werthes willen als Repräſentanten des Ganzen zu betrachten ſind.

Eibenzweige (Mcb. IV, 3), die Zweige des zu den Nadelhölzern gehörenden Eiben- oder Taxusbaums (Taxus baccata),

deſſen Blätter und Früchte auf Menſchen und Vieh giftig wirken.

Eid (W. T. II, 2), der Eid auf die Geſetze und die Verfaſſung, welchen die jungen Bürger abzulegen hatten. Vergl. Erinnyen u. Styx.

Eidam (Iph. III, 4 — Wſt. T. III, 4 — Dem. I), ſ. v. w. Eheſohn, Tochtermann, Schwiegerſohn.

Eideshelfer (Dem. I), latein. juratores, d. i. Schwörer. Nach altem germaniſchen Rechte konnte ein Angeklagter ſeinen Eid durch Zeugen in der Weiſe unterſtützen, daß dieſelben ſeine Glaubwürdigkeit beſchworen. Solche Zeugen zu ſtellen, wurde natürlich beſonders Vornehmen leicht, doch war es wohl kein Vorrecht derſelben. „Es gehörte zu den Rechten und den Pflichten der Familie, durch den Eid ihrer Mitglieder für den Angehörigen, der angeklagt war, ſchützend aufzutreten. Aber es wurde nur in beſonderen Fällen dem Einzelnen anheimgegeben, mit ſolchem Eide ſein Recht oder ſeine Ausſage zu vertreten. Dann z. B. wenn er darthun wollte, daß ſein Vermögen nicht ausreiche, um eine Schuld zu zahlen.“ Wie leicht hiermit von Mächtigen Mißbrauch getrieben werden konnte, liegt auf der Hand. Alle ſolche altgermaniſchen Rechtsgewohnheiten, beſonders inſoweit ſie in der Sprache noch heut ihren Wiederhall finden (z. B. „den Stab über Jemand brechen“), hat Jakob Grimm in ſeinen „Deutſchen Rechtsalterthümern“ zuſammengeſtellt. (S. 859.) Hier hat Sch. freilich dieſe altgermaniſche Einrichtung auf das ſlaviſche Polen übertragen. Grimm erwähnt ſie nicht als bei den Slaven vorhanden.

Eidgenoſſen (W. T. II, 2). Sch. läßt den Reding hier das Wort Eidgenoſſen ausſprechen, woher der Ausdruck: Eidgenoſſenſchaft, mit welchem die Schweizer Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden ihr auf dem Rütli geſchloſſenes Bündniß zu bezeichnen pflegten. Dieſes Bündniß wurde bei verſchiedenen

Gelegenheiten, z. B. nach Kaiſer Rudolf's Tode (1297) erneuert; daher (W. T. I, 4):

„Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren."

Eigne Leute, ſ. Leibeigene.

Eingeweide, die Organe der inneren Empfindung; daher (W. T. I, 3):

„Habt ihr denn gar kein Eingeweid."

d. h. thut euch das Herz im Leibe nicht weh?

Einheiten, die drei, des Ariſtoteles (Gſtſ. 10, 187), ſ. Ariſtoteles.

Einſiedeln (W. T. II, 2), ein Bergflecken in dem anmuthigen Alpbachthale, 1570 Fuß über dem Vierwaldſtätter See, mit einer weltberühmten Wallfahrtskirche und einem wunderthätigen Marienbilde (vergl. Meinrads Zell), das ſeit 1000 Jahren Pilger aus allen deutſchen Ländern anlockt. Im Jahre 1274 erhob Rudolf v. Habsburg den Abt von Einſiedeln zum Reichsfürſten. Seit einem Jahrhundert iſt die Wallfahrtskirche mit einer prachtvoll gebauten Benedictinerabtei verbunden, die unter dem Namen des Kloſters Maria Einſiedeln einen weit verbreiteten Ruf hat.

Eiſenſtufe (Ged. Der Gang nach dem Eiſenhammer), Eiſenerz, das in ganzen Stufen, als ſogenanntes Stuferz, vorkommt. Die ausgeſucht beſten Stücke pflegt man ausgeſtuftes Erz zu nennen.

Eispol (Dem. II), der Nordpol, die nordiſchen Gegenden; ferner (J. v. O. I, 3): „Die vom äußerſten Weſtfriesland, die nach dem Eispol ſchaun", d. h. nach Norden, weil das deutſche Ländergebiet dort zu Ende iſt und an die Nordſee grenzt.

Elegie, gr. eig. ein Trauer- oder Klagegeſang; im weiteren Sinne jedes Gedicht von beſchaulichem Charakter, das von einer wehmüthigen Stimmung durchweht iſt.

Elegie auf den Tod eines Jünglings (Ged.). Dies Gedicht stammt aus dem Jahre 1781; Veranlassung zu demselben war der Tod eines jungen Mannes: Joh. Christian Weckherlin, vermuthlich ein Nachkomme Rudolf Weckherlin's, jenes Dichters, der (vor Opitz) den Alexandriner nach Deutschland verpflanzte. Str. 8, V. 5—8: Nebensätze, zu denen eine Ergänzung hinzugedacht werden muß, etwa: Schaust du schon? Weißt du jetzt? Oder man muß sie als von „Räthsel" abhängig betrachten. V. 10: Gräber kreisen, d. h. gebären wollen. — In Beziehung auf die mancherlei Mängel dieses jugendlichen Products erscheint des Dichters Selbstkritik interessant. Er schreibt an seinen Freund Hoven über diese Elegie: „Das kleine Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir Sünder gnädig." Vergl. das Gedicht: Leichenphantasie.

Elektrisirmaschine (Gstf. 10, 151), ein bekanntes physikalisches Instrument, an dem eine Glasscheibe gerieben wird, um elektrische Wirkungen hervorzurufen, die vorzugsweise in der Anziehung oder Abstoßung leichter Körper bestehen.

Element, von dem lat. elementum, der Urstoff, Grundbestandtheil; daher 1) der Stoff od. das Elementarische (Br. v. M. Einl. 5, 380); 2) s. v. w. Natur, wie (Br. v. M. 5, 440), wo es von der allmächtigen Liebe heißt:

„Dir unterwirft sich jedes Element."

3) Lebensstoff od. Lebensbedingung, wie (R. II, 3) „in seinem Elemente sein"; 4) als Fluchwort, wie (R. II, 1) „Wetter Element!"

Elennshaut (Wst. L. 6), die Haut des Elennthieres, die ein sehr dauerhaftes Leder giebt.

Eleusis, eine Stadt nordwestlich von Athen, war berühmt durch einen prächtigen Tempel der Ceres und der Proserpina.

Hier wurden jährlich neun Tage hintereinander die großen eleusinischen Mysterien gefeiert, neben welchen man auch die kleinen unterschied, in denen gewissen auserwählten Personen die Vorweihe ertheilt ward. Die höhere Weihe wurde bei den großen Mysterien vollzogen. Ueber den Ursprung dieser Feste, so wie über den Inhalt der geheimen Lehren, welche den Eingeweiheten bei diesen Feierlichkeiten mitgetheilt wurden, ist nichts Sicheres bekannt; indessen vermuthet man, daß die Lehren sich besonders auf die Einheit des göttlichen Wesens und auf die Unsterblichkeit der Seele bezogen, und daß sie nur darum geheim gehalten wurden, weil sie mit dem Volksglauben im Widerspruch standen.

Eleusische Fest, Das (Ged.), ein Lobgesang zu Ehren der Göttin des Ackerbaues, erschien im Jahre 1799 unter dem Titel: Bürgerlied. Es ist allerdings ein religiöser Preisgesang, als dessen Gegenstand die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen ist; indessen macht das fremde Kostüm, in welches der Inhalt eingekleidet ist, es nur demjenigen vollständig genießbar, der mit der griechischen Anschauungsweise innig vertraut ist. Das mag der Grund sein, warum Sch. den Titel: Bürgerlied später nicht angemessen fand und ihn in den gegenwärtigen umänderte. Das Eleusische Fest gehört, wie „die Götter Griechenlands" und „die Künstler" zu den culturgeschichtlichen Gedichten. Es steht fest, daß Sch. sich schon früher mit einer Lieblingsidee trug, nämlich mit der Bildung des rohen Naturmenschen durch die Kunst, ein Gedanke, dem er in mehreren seiner Gedichte einen Ausdruck gegeben. Eben so war ihm der Uebergang des Menschen von dem Jäger- und Nomadenleben zu dem Ackerbau von Interesse, ein Vorgang, in dem ihm etwas göttlich Erhebendes lag, deshalb tritt in dem Gedichte Ceres als die Hauptperson auf, in deren Brust göttliche mit menschlichen Gefühlen gepaart erscheinen.

Der Mythus, welcher dem Gedichte zu Grunde liegt, ist folgender: Als Ceres auf der Erde umher irrte, um die Spur der geliebten Tochter Proserpina aufzusuchen, kam sie zu Keleus,

dem Beherrſcher von Eleuſis (ſ. d.), der ſie gaſtfrei aufnahm und ihr ſeinen Sohn Démophon zur Pflege übergab. Mit mütterlicher Sorgfalt behandelte ſie den Knaben, gab ihm indeß keine irdiſche Speiſe, ſondern ſalbte ihn bei Tage mit Ambroſia und läuterte ihn des Nachts in der Flamme, um ihm das Sterbliche zu nehmen. Als des Knaben Mutter ſie hierbei belauſchte, ſtieß dieſelbe einen Schrei des Entſetzens aus. Da erſchien ihr Ceres in göttlichem Glanze, ſchalt ſie wegen ihres thörichten Mißtrauens und befahl, daß man ihr auf einem Berge bei der Stadt einen Tempel errichte, den ſie fortan als Prieſterin, wie als Lehrerin des Ackerbaues und anderer heiliger Gebräuche bewohnte. Dieſer letzte Punkt bildet den Hauptinhalt des vorliegenden Gedichtes; es iſt ſomit als eine Feſthymne für die großen Eleuſinien zu betrachten. Was die äußere Eintheilung betrifft, ſo beſteht es aus 27 Strophen, von denen die erſte, die mittelſte (die vierzehnte) und die letzte, in daktyliſchem Versmaß einen lyriſchen, die übrigen 24 Strophen, in trochäiſchem Versmaß, einen epiſchen Charakter haben. Jene muß man ſich demnach von einem Chor, dieſe von einer oder verſchiedenen einzelnen Stimmen vorgetragen denken. Die drei lyriſchen Strophen ſchließen auf dieſe Weiſe zwei Abtheilungen ein, deren jede aus 12 Strophen beſteht. Die erſte Abtheilung ſchildert die Gründung des Ackerbaues und ſomit den Uebergang von dem Jagd- und Nomadenleben zu feſten Wohnſitzen; in der zweiten Abtheilung wird uns die Entwickelung des Gewerbfleißes, ſo wie die Entſtehung von Kunſt und Wiſſenſchaft als Grundlage aller edleren Geſittung vorgeführt.

Str. 2, V. 7 u. 8 erinnern an die Sage, daß die an die tauriſche Küſte verſchlagenen Fremdlinge, der Artemis zum Opfer gebracht wurden. — Str. 7, V. 5—8, ſ. Sphärenharmonie. — Str. 8: Die Götter pflegten ſich, wenn ſie den Menſchen erſcheinen wollten, zunächſt in einen Nebel zu hüllen. — Str. 11: Das, was die Natur im Kreislauf eines Jahres hervorbringt, wird hier von der Göttin in wenigen Augenblicken durch ein Wunder

vollführt. — Str. 12: Zeus iſt der Bruder der Ceres; hier aber redet ſie ihn im Namen der Sterblichen als Vater an. — Str. 13: Ein Blitz aus heiterem Himmel, der ſchon den Alten bedeutungsvoll war, iſt auch uns überraſchend und zum Sprüchwort geworden. Der gleich darauf erſcheinende Adler (der Jupitersvogel) ſoll die Aufmerkſamkeit auf Zeus hinlenken. — Str. 15: Mit dem Auftreten des Ackerbaues erſchien auch das Recht des Grundbeſitzes als die erſte Grundlage der geſellſchaftlichen Ordnung, daher das Erſcheinen der Themis. — „Des Styx verborgene Mächte" ſind die Götter der Unterwelt. — Str. 16: „Der Gott der Eſſe" iſt Vulkan (ſ. Hephäſtos). — Str. 18: „Der Grenzgott iſt Terminus, ein altitaliſcher Feldgott, welcher nach Ovid den Völkern und Stadtgebieten ihre Grenzen zog, und ohne deſſen Mitwirkung jeder Ackerbezirk ſtreitig war. — Str. 20: „Der ſchilfbekränzte Gott" iſt Nereus, eine alte Meergottheit. Er war mit Doris, einer Tochter des Oceanus vermählt und erzeugte mit ihr funfzig Töchter, die Nereiden. — „Die leichtgeſchürzten Stunden" ſind die Horen (ſ. d.). — Str. 21: Der Meergott iſt Poſeidon (ſ. d.). Nicht nur einer alten Sage zufolge, ſondern auch nach den Unterſuchungen unſerer Geologen ſind die auf den Diluvialflächen zerſtreuten Granitmaſſen, die ſogenannten erratiſchen Blöcke, als Bruchſtücke ferner Gebirge anzuſehen, die vom Meere losgeriſſen, auf großen Eismaſſen fortgeſchwemmt und an anderen Küſten abgelagert worden ſind. — Str. 22, V. 7 u. 8 erinnern an den griechiſchen Sänger Amphion (ſ. d.). — Str. 23: Cybele (ſ. d.) trägt als Attribut eine Mauerkrone, ſo daß ſie nicht nur als Bild der Alles erhaltenden Natur, ſondern auch als Städteerbauerin gilt. — Str. 24: Die Götterkönigin iſt Here (ſ. d.), die zugleich als Stifterin der Ehen verehrt wurde. — Str. 26: Die Freiheit des Thieres der Wüſte iſt nichts Anderes als Zügelloſigkeit; die Freiheit der Götter iſt darin zu ſuchen, daß ſie keinen Streit der Vernunft gegen die ſinnlichen Regungen kennen; der Menſch

allein iſt der ſittlichen Freiheit fähig, die indeß nur eine geiſtige Errungenſchaft ſein kann.

Eleuſiſche Haus, Das (Ged. Einem jungen Freunde), der Tempel der Ceres zu Eleuſis (ſ. d.).

Elfen (Ged. Der Tanz) ſind in der nordiſchen Mythologie gewiſſe Naturgottheiten, die man ſich meiſt als Berg-, Wald- und Seegöttinnen vorſtellte. Sie ſind bald ſichtbar, bald unſichtbar und ſchweifen beſonders Nachts umher. Der Sage zufolge ſind ſie zu einem Staate vereinigt, deſſen König in Norwegen reſidirt und in Island einen Statthalter hat. Gewöhnlich werden zwei Arten von Elfen unterſchieden: helle oder ſchöne Elfen, die dem Himmel entſtammen, Nachts auf Wieſen tanzen und freundlich mit Menſchen verkehren; außerdem aber ſchwarze oder häßliche Elfen, die „falſchen Mächte, die unterm Tage ſchlimm geartet hauſen" (Wſt. T. II, 2), die Hüter der unterirdiſchen Schätze, die den Menſchen necken und zu denen auch der ſogenannte Alp gehört.

Elieſer (R. V, 1), Abrahams älteſter Knecht, der wegen ſeiner Treue (vergl. I. Moſe, 24) ſprüchwörtlich geworden iſt.

Elis (Iph. I, Zw.-H. — Ph. I, 1) oder Eleia, die weſtlichſte Küſtenlandſchaft des Peloponnes, die fruchtbarſte und bevölkertſte von allen.

Eliſa, ſ. Dido.

Eliſabeth, Königin von England (1558—1603), die Tochter Heinrich's VIII. und der Anna v. Boleyn (M. St. I, 6 u. III, 4), mit welcher der König zunächſt heimlich vermählt war, die er 3½ Monate vor Eliſabeths Geburt öffentlich für ſeine Gemahlin erklärte, ſpäter aber enthaupten ließ, um ſich mit einer anderen zu vermählen. — Eliſabeth war Proteſtantin und nahm ſowohl die Hugenotten aus Frankreich als die vor der ſpaniſchen Inquiſition Fliehenden (D. C. III, 10) mit größter Bereitwilligkeit auf.

St. Elmo (Mlth.), eins der beiden Forts, welche den Kriegshafen von La Valetta, dem Hauptorte der Insel Malta, vertheidigen. Es liegt an der östlichen Seite der Insel, dem Fort La Vittoriosa gegenüber. Ein schmaler Eingang zwischen beiden führt zu dem äußerst geräumigen und somit vollständig geschützten Hafen.

Elsaß (R. a. O. I, 3), eine Provinz im östlichen Frankreich, welche bis zum westphälischen Frieden zu Deutschland gehörte; der Rhein trennt sie von Baden.

Elsbeth (W. T. V, 1) oder Elisabeth, die Wittwe des ermordeten Königs Albrecht I., die ihm zwanzig Kinder geboren und ihm in zärtlicher Gattenliebe eben so wie in Beziehung auf seine Absichten mit der Schweiz völlig ähnlich war; sie starb 1313.

Elysium (s. Homer Od. 4, 563) war bei den Griechen und Römern ein mit ewigem Frühling gesegnetes Gefilde an dem Weſtrande der damals bekannten Erde, nahe dem Oceanus, oder in diesem letzteren eine Gruppe von Inseln mit der Burg des Kronos. Hier wohnten die Lieblinge der Götter oder die Seligen, um mit ihrem Körper in ewigem Wohlbefinden fortzuleben. Daher spricht Sch. (W. T. III, 2) von der „sel'gen Insel", (Sp. u. d. L.) von der „glücklichen Insel", (Picc. III, 4) von „einer Insel in des Aethers Höhen"; läßt Hektor (R. II, 2) zu seiner Gattin sagen: „Wir sehn uns wieder in Elysium"; nennt die Freude (Ged. An die Freude) eine „Tochter aus Elysium"; sagt von der Zeit, wo die Liebe noch nicht in die Welt gekommen (Ged. Triumph der Liebe): „Traurig flüchteten die Lenze nach Elysium" und ebendaselbst von der Liebe: sie „zeigte dir Elysium". Bildlich wird (R. IV, 1) die Heimath und (F. IV, 14) ein Phantasiegebilde Elysium genannt; ferner bezeichnet er (Ged. Leichenphantasie) das sanfte und zugleich muntere Wesen eines Jünglings als „mild, wie umweht von Elysiumslüften"; und Karl Moor (R. III, 2) bricht in der Erinnerung an die paradiesische

Unſchuld ſeiner Knabenjahre in die Worte aus: „O all ihr Elyſiumsſcenen meiner Kindheit!“ Der Ausdruck Elyſium findet ſich nur in Sch.'s Jugendarbeiten, wie auch das ſo betitelte Gedicht ſeiner erſten Periode angehört. Erſt ſpäter hat er daſſelbe mit der Gruppe aus dem Tartarus zuſammengeſtellt, wobei ihm jedenfalls eine Erinnerung an das ſechſte Buch der Aeneïde Virgil's vorgeſchwebt hat, welches die Wanderung des Aeneas durch den Tartarus und das Elyſium darſtellt. Ihrer Anlage und Form nach waren die beiden Gedichte urſprünglich wohl nicht zu Gegenbildern beſtimmt. Der Geſammtinhalt des Gedichtes iſt eine poetiſche Schilderung der oben bezeichneten antiken Anſchauungsweiſe. — Str. 5, V. 3: „Berge bebten unter deſſen Donnergang“ iſt eine kühne Inverſion für: unter deſſen Donnergang Berge bebten. V. 4 u. 5 zeichnen ſich durch anmuthige Aſſonanz aus.

Emaille (Gſtſ. 10, 144), oder Email, von dem deutſchen Schmelzen ſtammend, ein Kunſtproduct, deſſen Grundlage unſer gewöhnliches aus Kieſelerde, kohlenſaurem Kali und Bleioxyd beſtehendes Glas iſt. Durch Zuſatz von Zinnoxyd wird die durchſichtige, leichtflüſſige Glasmaſſe weiß und undurchſichtig und heißt nun Email. Andere Metalloxyde geben andere Farben. Bei der Emailmalerei werden Mineralfarben mit glaſigen Zuſammenſetzungen gemengt, dies Gemenge mit Oel eingerieben, dann mit dem Pinſel aufgetragen und hierauf eingebrannt.

Emma, An (Ged.). Dies Gedicht aus dem Jahre 1798 führte früher den Titel: Elegie an Emma. Vermuthlich handelt es ſich hier, wie bei dem Gedichte „An Minna“ (ſ. d.) nicht um eine wirkliche Perſönlichkeit. Ein Vergleich beider Gedichte iſt nicht ohne Intereſſe. In dem letzteren iſt der Verluſt eine Folge von Treuloſigkeit, in dem vorliegenden hat der Tod das Verhältniß gelöſt; dort bricht ein herber Schmerz in Worte innerer Entrüſtung aus, hier ergießt er ſich in ſanfte Klagen, deren milde Klänge einer verſöhnenden Erinnerung geweiht ſind.

Empfindniß (R. II, 1), ſ. v. w. empfindliche Gefühlserregung.

Endymion, ſ. Selene.

Engelberg (W. T. II, 2), ein Dorf im Engelberger Thal zwiſchen Stanz und Altorf, 3200 Fuß über der Meeresfläche, mit einem berühmten, im Jahre 1121 gegründeten Benedictinerkloſter.

Engelspforte (Ged. An die Freunde), der Eingang zur Engelsburg, einer kleinen Feſtung am rechten Tiberufer in Rom. Die Engelsburg war urſprünglich das Grabmal, welches Kaiſer Hadrian ſich erbauen ließ; im Mittelalter hat es oft als Feſtung gedient; jetzt iſt es durch einen bedeckten Gang mit dem Vatican verbunden. Auf der Spitze des Thurms ſteht ein eherner Engel. Hier wird jährlich zwei Mal, am Krönungstage des Papſtes und am erſten Oſtertage ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, deſſen Schluß, die aus mehr als 4000 Raketen beſtehende Girándola, weltberühmt iſt.

Enier (Iph. I, Zw.-H.), richtiger **Aenianen**, eine theſſaliſche Völkerſchaft.

entlarven, ſ. Larve.

entſtehen (W. T. I, 4 — Dem. I), als Gegenſatz von: zur Seite ſtehen; alſo ſ. v. w. fehlen, ausbleiben.

Eos, bei den Römern Aurora, die Tochter des Titanen Hyperion und der Thia, die Schweſter des Helios und der Selene, war mit Aſträus vermählt, welchem ſie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, ſowie den Hesperus (ſ. d.) und die Geſtirne gebar. Nach Homer, der eine Reihe der ſchönſten Beiwörter für ſie hat — Eos auf goldenem Thron, im Safrangewande, die roſenfingrige Il. 11, 1. 19, 1. 23, 226. Od. 4, 188. 5, 121. 12, 3. 22, 197. 23, 246 — führt ſie einen Wagen, beſpannt mit zwei göttlichen Roſſen, aus des Oceans Tiefen herauf; daher heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 24):

„Indeß war Eos leuchtendes Geſpann
Aus blauer Wogen Schooß geſtiegen".

ferner (Ged. Hero und Leander):

„Hell an Himmels Rande ſteigen
Eos Pferde in die Höh'."

und (Ged. Triumph der Liebe) von jener Zeit, wo die göttliche Liebe noch nicht in des Menſchen Bruſt eingezogen war:

„Ungegrüßet ſtieg Aurora
Aus dem Schooß des Meeres."

Ihr ſchönes Amt war, dem Helios voranzueilen und den Sterblichen den kommenden Tag zu verkünden. Umfloſſen von einem gelben Schleier, öffnete ſie mit ihren Roſenfingern die Pforten des Himmels. Da ſie, als Morgenröthe gedacht, bekannten Erfahrungen zufolge, Regen verkündet, ſo wurde ſie auch als Mutter des Regens angeſehen; daher (Ged. 4. B. d. Aen. 2):

„Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg" — — —

Oft erſcheint ſie als Perſonification der Morgenröthe; ſo (Ged. Der Flüchtling):

Es „begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlich ſchön in Aurora's Umarmungen glüht".

oder auch als Morgenröthe ſelbſt, wie (Ged. Klage der Ceres), wo Ceres auf ihre Tochter warten muß,

„Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht."

Da Eos als Göttin den von ihr bevorzugten Jünglingen Jugend und Schönheit verleiht, ſo heißt es (Ged. Semele 1) von Zeus:

„Er kam, ein ſchöner Jüngling, reizender,
als keiner Aurora's Schooß entfloſſen."

und (Ged. Eine Leichenphantaſie) erſcheint der blühende Jüngling

„Wie aus Aurora's Umarmung geſchlüpft."

Endlich führt ſie der Dichter bisweilen bildlich ein, wie (Ged. Phantaſie an Laura):

„Eine ſchönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unſrer Liebe ſich."

und (Br. v. M. 5, 396):

„Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt ſie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt."

Epeer (Iph. I. Zwiſchenhandlung), die älteſten Bewohner von Elis im Peloponnes, einer der zum Zuge gegen Troja verbündeten griechiſchen Stämme.

Epéus (Ged. 2. Bd. d. Aen. 45) unter den Griechen vor Troja derjenige, welchen Minerva lehrte, das hölzerne Roß zu zimmern, vermittelſt deſſen die Stadt erobert ward; ſ. Od. 8, 493.

Epidáurus (Ged. Semele 1 u. 2), eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlands. Es war ein bedeutender Handelsplatz an der Oſtküſte des Peloponnes, und beſonders berühmt durch den prachtvollen Tempel des Aſklepios (Aeskulap) mit der Inſchrift: „Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen".

Epidemie (N. a. O. II, 4), von dem gr. epidēmios, einheimiſch; eine in einer Gegend herrſchende Krankheit.

Epigramm (Ged. Weſer), wörtl. (von dem gr. epigráphein, darauf ſchreiben) eine Auf- oder Inſchrift; ferner ein Sinngedicht, d. h. ein in ſinnvoller Kürze und poetiſcher Form dargeſtellter werthvoller Gedanke; auch ein kleines, witziges oder Spottgedicht, daher: epigrammatiſch (Ged. Jeremiade), ſ. v. w. ſtechend, witzig. Vergl. Votivtafeln und Xenien.

Epikúr, ein berühmter Philoſoph zu Athen im 4. Jahrh. v. Chr. Er betrachtete als höchſtes Gut das geiſtige Wohlſein des Menſchen, inſofern es in dem Freiſein der Seele von Unruhe und Schmerz beſteht. Schon im Alterthume aber wurden ſeine Grundſätze gemißbraucht und ſeine angeblichen Schüler (Epikure [F. III, 2] oder Epikuräer [F. I, 6]) ſtellten als Ziel

des menſchlichen Lebens und als höchſtes Glück den ſinnlichen Genuß hin; Epikuräer daher ſ. v. w. Lüſtling, Schwelger.

Epirus (Ph. II, 6), die weſtliche Landſchaft des nördlichen Griechenlands, welche durch die zum ioniſchen Meere abfallenden Terraſſen des Pindusgebirges gebildet wird.

epiſch (Ged. D. epiſche Hexameter), heldengedichtlich, das Heldengedicht betreffend.

Epiſtel (Ged. D. berühmte Frau). Das Wort iſt urſprünglich griechiſch, die Sache, d. h. die mit dieſem Worte bezeichnete Dichtungsgattung knüpft wohl an die uns überlieferten „Briefe in poetiſcher Form oder Epiſteln" des römiſchen Dichters Horaz zur Zeit des Auguſtus an. Der Dichter behandelt in einem Gedichte, welches er gewiſſermaßen brieflich an eine fingirte oder wirkliche Perſon richtet, in leichter, geiſtreich feiner Form und im Ausdruck der höheren Geſellſchaft Gegenſtände der Literatur oder des Lebens. Beſonders die Franzoſen liebten und pflegten dieſe und alle anderen leichteren Dichtungsgattungen, welche man „Geſellſchaftspoeſie" nennen könnte, und die mehr Geiſt (esprit) als Gemüth verlangen. So haben wir von Boileau († 1711) zwölf épîtres. Aehnliche Spiele des Witzes waren auch die beſonders von Ovid fein behandelten „Heroïden", d. h. fingirte Briefe zwiſchen Lebenden und Todten oder lange Getrennten, wie z. B. zwiſchen Ulyſſes und Penelope, die ebenfalls in der deutſchen Literatur Nachahmung gefunden haben.

Epoche (V. a. v. E. — Gſtſ. 10, 129 u. 207), eig. Anhalt, Haltpunkt, beſonders ein wichtiger Zeitpunkt, von welchem an man eine Reihe Jahre zu zählen pflegt, dann auch wohl ein Zeitabſchnitt ſelbſt, wie (Ged. D. Zeitpunkt):

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren."

Epode (Iph. I, Zw.-H.), der Nachgeſang, der in den altgriechiſchen Chorgeſängen auf Strophe und Antiſtrophe (ſ. d.) folgende Schlußgeſang.

Epyt (Ged. 2. Bd. d. Aen. 60), ein Trojaner aus dem Gefolge des Aeneas.

Erbprinzen, Dem, von Weimar (Ged.), ein Abschiedslied, welches für den Abend des 22. Februar 1802 bestimmt war, wo der Erbprinz Karl Friedrich zum letzten Male in dem Kränzchen von Freunden erschien, das er besonders gern besuchte. Es ist der Melodie des Liedes von Claudius: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" untergelegt. Goethe hatte für denselben Abend sein: „Mich ergreift ich weiß nicht wie" ꝛc. mitgebracht. Eine Vergleichung beider Gedichte dürfte für eine Beurtheilung des Charakters beider Dichter von besonderem Interesse sein. — Str. 3 bezieht sich auf den am 9. Februar 1801 mit Frankreich geschlossenen Frieden zu Lüneville. — Str. 6 bezieht sich auf den Herzog Bernhard von Weimar (s. d.), dessen im dreißigjährigen Kriege mehrfach erwähnt wird, besonders als Eroberer der Festung Breisach.

Erdenkugel (J. v. O. I, 10). Die Jungfrau Maria wird oft mit dem Jesusknaben über einer „Erdenkugel" schwebend dargestellt, zum Zeichen, daß das Christenthum die Aufgabe habe, sich die ganze Welt unterthänig zu machen.

Erdenmale (Ged. Das Ideal und das Leben), Unvollkommenheiten, welche von unserm leiblichen Dasein unzertrennlich sind.

Erderschütterer Roms (Sp. u. d. L.). Es sind wohl Octavianus, Antonius und Lepidus, möglicherweise auch ihre Vorgänger Julius Cäsar, Pompejus und Crassus gemeint, welche den römischen Erdkreis unter sich theilten.

Erebus, s. Tártarus.

Erechtheus (Ph. II, 2) oder Erichthonius, ein atheniſcher Heros und mythiſcher König von Athen. Er war ein Sohn der Erde und als ſolcher war er halb Schlange, ein Symbol, durch welches von den Alten ächt einheimiſcher Urſprung erwieſen, fremder, z. B. durch Einwanderung, abgewieſen wurde (Il. 2, 547).

Erich (Wrb.), ſ. Warbeck.

Erinnyen (Myth.) oder Eumeniden, bei den Römern Furien, waren urſprünglich die als Perſonen gedachten Flüche und Verwünſchungen, wie ſie als Begleiter des Zorns erſcheinen, der ſich über einen Verbrecher in Worten Luft macht, ſ. Il. 9, 454, 571. 15, 204. 19, 87, 260, 418. Od. 2, 135. 11, 280. 15, 204. 20, 78. Sie wurden als Töchter der Nacht angeſehen und bewohnten einen eiſernen Palaſt in dem Tartarus, wo man ſie ſich als ruhend dachte, bis ſie, durch irgend eine Verwünſchung aufgerufen, emporſtiegen, um den begangenen Frevel, beſonders Mord, Meineid u. dgl. zu beſtrafen. Euripides nennt ihrer drei: Tiſiphone (die Rächerin des Mordes), Alekto (die nie Raſtende) und Megära (die Feindliche) ſ. d. Zunächſt erſcheinen ſie als Rachegöttinnen, die den Reinen verſchonen; daher (Ged. Die Kraniche des Ibykus) ihr Geſang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn."

Dagegen verfolgen ſie den Verbrecher während ſeines Lebens und ſtrafen ihn nach dem Tode. Ihr Anblick iſt entſetzlich (vergl. Die Kraniche des Ibykus, Str. 13—15), ihr Geſang ein grauſenerregendes Klagelied (ebendaſ. Str. 16 u. 17). Bei den Athenern war die Scheu vor ihnen ſo groß, daß man ſie nur „die Ehrwürdigen" nannte und ihren Namen nicht auszuſprechen wagte. Man bezeichnet ſie daher lieber mit dem milderen Ausdruck „Eumeniden", d. h. „die Wohlgeſinnten", die durch die Stimme des Gewiſſens vor Frevelthaten warnen. Der Verbrecher vermochte ihnen nicht zu entfliehen, daher (Ged. D. Kraniche des Ibykus):

— — — — — — — — „Gebet Acht,
Das iſt der Eumeniden Macht".

Dieſe Macht übten ſie beſonders durch ihren ſchaurigen Geſang; deshalb heißt es (Ged. D. Künſtler):

„Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied."

Wie ſie aber den Frevler verfolgen, ſo beſchirmen ſie zugleich die fürſtlichen Hallen, denen das Verbrechen nicht zu nahen wagt; daher (Br. v. M. 5, 390):

„Denn des gaſtlichen Hauſes
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn (vergl. Styx),
Der furchtbarſte unter den Göttern der Hölle!"

und ebendaſ.:

„Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts."

Da Verwünſchungen ſie heraufbeſchwören können, ſo ſagt Max (Wſt. T. III, 23) zu den Küraſſieren:

„Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen."

Schon dem Alterthum lag der Gedanke nahe, daß ſie nicht immer perſönlich zu erſcheinen brauchten, ſondern daß ihre geheimnißvolle Macht ſich auch irdiſcher Werkzeuge zur Ausübung ihres ſtrafenden Amtes bedienen könnte; umſomehr erſcheint dieſe Auffaſſung in neueren Darſtellungen gerechtfertigt. Daher (Wſt. T. III, 21):

„Denn wenn die Kugel los iſt aus dem Lauf,
Iſt ſie kein todtes Werkzeug mehr, ſie lebt,
Ein Geiſt fährt in ſie, die Erinnyen
Ergreifen ſie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückiſch ſie den ärgſten Weg."

Wo Frevelthaten geübt werden, da eilen ſie natürlich herbei und erſcheinen ſomit ſymboliſch als die perſonificirten Folgen der begangenen Verbrechen. So ſagt König Karl (J. v. O. I, 5) von der Königin Iſabeau:

— — — — „der Mutter Laſterthaten führten
Die Furien herein in dieſes Haus."

und Maria (M. St. III, 4) zu Eliſabeth:

„Das ist das Fluchgeschick der Könige,
Daß sie, entzweit, die Welt in Haß zerreißen
Und jeder Zwietracht Furien entfesseln."

In demselben Sinne ist (Wst. L. 8) von der „Kriegsfurie" die Rede und (Wst. T. III, 20) heißt es von den Kriegerschaaren:

„Die losgebundenen Furien der Wuth
Ruft keines Herrschers Stimme mehr zurück."

Eben so (F. I, 12): „Das erste Paar, das die Furien einsegnen" und (K. u. L. I, 4): „Du weißt nicht, daß deine Hoffnungen mein Herz wie Furien anfallen." Neben ihrem Amte als Rachegöttinnen erscheinen sie auch als Schicksalsgöttinnen, welche die Sterblichen zu unglückseligen Thaten verleiten; daher sagt Aeneas (Ged. 2. B. d. Aen. 60):

„Von diesen Reden feurig aufgefordert, ꝛc.
Flieg' ich dahin, ..., wohin die Furien mich reißen."

und Marquis Posa (D. C. V, 3) in Beziehung auf die Prinzessin Eboli:

— — — — — — — — „Verzweiflung
Macht mich zur Furie, zum Thier — ich setze
Den Dolch auf eines Weibes Brust."

Da das Schicksal aber als neidisch betrachtet wird, so legt Sch. diese Eigenschaft auch den Erinnyen bei, welchen Polykrates bereit ist, ein Opfer darzubringen, um sie zu versöhnen; daher (Ged. D. Ring d. Polykrates):

„Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."

Daß sie sich auch zur Milde stimmen ließen, beweist Orpheus, von dem es (Ged. D. Götter Griechenlands Str. 9) heißt:

— „Des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen."

Da natürlich auch menschliche Wesen das Schicksal Anderer in ihrer Hand halten, so wird der Name dieser Göttinnen nicht

ſelten auf jene übertragen. So wird (Ged. 2. B. d. Aen. 99) Helena, die Tochter Tyndar's, „der Griechen Furie" genannt; von der Iſabeau (J. v. O. II, 2) heißt es:

„Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!"

von Turandot (Tur. I, 1):

„Hört, was die Furie verlangte."

und (M. St. IV, 10) ſagt Eliſabeth von Maria Stuart:

„Sie iſt die Furie meines Lebens."

Auch die Häßlichkeit ihrer äußeren Erſcheinung wird dem Dichter Veranlaſſung, menſchliche Weſen mit ihrem Namen zu belegen. So heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 116) von der Dido:

„Sie ſelbſt, zur Furie entſtellt."

und von den Dienerinnen (Ged. D. berühmte Frau):

„Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen."

Bildlich gebraucht, bedeuten ſie zunächſt Schreckgeſtalten, die den Menſchen verfolgen. So ſagt Franz Moor (R. II, 1) in Beziehung auf ſeinen Vater: „So fall' ich Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieſes zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt ſchließt — die Verzweiflung!" — ferner zu Amalia: „Dieſe ewige Grille von Karl ſoll dir mein Anblick gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe geißeln"; — und endlich Carlos (D. C. I, 2):

„Wie die Furien des Abgrunds folgen mir
Die ſchauerlichſten Träume."

Außerdem aber bedeuten die Erinnyen ſ. v. w. Reue oder quälender Vorwurf; daher (R. II, 1): „Du Reue, hölliſche Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut"; ferner (Ged. Phantaſie an Laura):

„Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar."

Eben ſo bezeichnet Louiſe (Ged. D. Kindesmörderin) die Küſſe ihres Kindes als „Eumenidenruthen"; und von denen, die

ſich in des Ideales Reich geflüchtet (Ged. D. Ideal u. d. Leben) ſpricht der Dichter den Wunſch aus:

„Selbſt die rächende Erinne ſchlafe
Friedlich in des Sünders Bruſt."

Eris (Myth.), eine Tochter der Nacht, war die Göttin der Zwietracht, welche bei der Hochzeit des Peleus (ſ. d.) mit der Thetis einen goldenen Apfel mit der Aufſchrift: „der Schönſten" unter die Gäſte warf. Juno, Minerva und Venus machten Anſprüche darauf. Dem Paris, welchen Zeus mit der Entſcheidung beauftragte, oder durch Hermes (Iph. V, 4) beauftragen ließ, verſprach Venus das ſchönſte Weib Griechenlands (Iph. I, 1); ihr ward daher der Apfel zu Theil. Hierauf anſpielend, ſagt Leonore (F. I, 1) vom Fiesco, der den luſtwandelnden Mädchen begegnet: „Seine Blicke fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks." Als Urheberin des Streites und des Kampfes ſchleicht die Eris erſt klein von Geſtalt einher, bald aber erhebt ſie ihr Haupt hoch bis zum Himmel empor; daher ſagt Juno (Ged. Semele 1) von der Semele:

„Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmliſchen Saal?"

Natürlich iſt Eris nun auch die Mutter der Schlachten. Als Schweſter und Freundin des Ares ſtürzt ſie mit ihm in das Getümmel des Kampfes, freut ſich des Krieges und weilt blutgierig bei dem Gefecht, ſelbſt wenn alle anderen Götter ſich entfernen. Sie wurde dargeſtellt als ein häßliches Weib, nicht ſelten mit Schlangen ſtatt der Haare, den Zankapfel in der Hand; daher heißt es (Ged. Kaſſandra) bei Troja's Untergang:

„Eris ſchüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion."

ferner bildl. (Br. v. M. 5, 390):

„Vor den Thoren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaariges Scheuſal."

und (Wſt. T. III, 20):

„Soll dieſe Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feueraugig,
Durch ihre Straßen losgelaſſen toben?"

In weiterer Bedeutung wurde Eris überhaupt als die Mutter des Widerſpruchs angeſehen; daher ſagt der Dichter (Ged. Würde der Frauen) in Beziehung auf die Streitluſt der Männer:

„Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh."

desgl. Maria Stuart (M. St. III, 3), um die Stärke ihres Haſſes zu bezeichnen:

„Die Schlangenhaare ſchüttelnd
Umſtehen mich die finſtern Höllengeiſter."

Erker (W. T. II, 2), von dem lat. arca, der Kaſten, ein Vorſprung an einem Hauſe, der von dem Zimmer aus als ein kleines Gemach erſcheint; das Zimmer ſelbſt heißt Erkerſtube (Picc. II, 1).

Eros (Myth.), bei den Römern Amor, war urſprünglich nichts anderes als die in Liebe vereinigende Kraft der Natur. Homer kennt ihn noch nicht; Heſiod dagegen nennt ihn den älteſten der Götter. Er ſagt: „Zuerſt war das Chaos, dann die Erde, der Tartarus und Eros, der ſchönſte der Götter, der Gliederlöſende, der bei Göttern und Menſchen den Sinn und den klugen Rath bewältigte." So iſt Eros nach Heſiod alſo ein Sohn des Chaos, anderen Dichtern zufolge ein Sohn des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde), oder des Zeus, oder des Mars und der Venus. Als ſolchen (Ged. Poeſie des Lebens) betrachten ihn beſonders die lyriſchen Dichter, denen er Stoff zu mannigfaltigem Witze und zu allerlei poetiſchen

Spielereien wird. Sie ſchildern ihn als einen anmuthig geſtalteten, ſchalkhaften Knaben (vergl. K. u. L. V, 1) voller Liſt und Laune, mit einer Fackel in der Hand und zugleich mit Bogen und Pfeilen (Iph. II, Zw.-H.) bewaffnet, mit denen er die Herzen der Götter und der Menſchen verwundet, um ſie zur Liebe zu entflammen. Daher heißt es (Ged. Hero u. Leander) von Neptun:

„Denn auch dich, den Gott der Wogen
Rührte Eros mächt'ger Bogen."

und (ebendaſ.):

„Hero's und Leander's Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amor's heil'ge Göttermacht."

desgl. ſagt Hippolyt (Ph. II, 2):

„Sechs Monde trag' ich ſchon, gequält, zerriſſen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen."

und (Ph. III, 2) ſagt Phädra:

„Getroffen haben alle deine Pfeile."

Seine Macht erſtreckte ſich ſogar auf die Unterwelt, denn (Ged. Triumph der Liebe):

„Amor's ſüßer Zaubermacht
Iſt (auch) der Orkus unterthänig."

Er war es auch, der die Götter mit Liebe zu den Sterblichen entflammte; daher (Ged. Die Götter Griechenlands):

„Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund."

Indeſſen gab es auch manche, die ſich ſeiner Macht zu entziehen verſtanden, wie Artemis, Pallas und Themis; desgleichen auch Einzelne unter den Sterblichen, wie Hippolyt, von dem Aricia (Ph. II, 1) ſagt:

„Den edlen Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amor's Macht ſich nie gebeugt."

Zu Begleitern des Eros gehören die Charitinnen (Grazien), Hymen (der Eheſtiftende) und Dionyſus oder Bacchus (der Freudenbringer); daher (Ged. Dithyrambe):

„Kaum daß ich Bacchus, den Luſtigen, habe,
Kommt auch ſchon Amor, der lächelnde Knabe."

Vor Allem aber erſcheinen in ſeiner Geſellſchaft als eine Erfindung ſpäterer Dichter die Amoretten, eine Schaar munterer Brüder, die als Söhne und Begleiter der Aphrodite oder der Nymphen angeſehen werden; daher heißt es (Ged. Triumph der Liebe) von jener Zeit, wo die Liebe noch nicht in die Welt gekommen war:

„Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie."

Bisweilen führt Eros auch den Namen Cupido, d. h. der Gott des liebenden Verlangens, der mehr als eine poetiſche Vorſtellung, denn als eine mythologiſche Perſon zu betrachten iſt, dennoch aber von den Dichtern oft für Amor geſetzt wird; ſo (Ged. Der Abend), wo Phöbus zur Thetis herabſteigt:

„Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido."

Daß eine ſolche Perſönlichkeit oft ſymboliſch für „Liebe" gebraucht wird, liegt nahe. So ſagt Sch. (Ged. Der Triumph der Liebe), wo er das ganze Menſchengeſchlecht als eine Frucht der Liebe darſtellt:

„Glückſeliger Pygmalion!
Es ſchmilzt, es glüht dein Marmor ſchon!
Gott Amor, Ueberwinder,
Umarme deine Kinder!"

und (Br. v. M. 5, 420), wo es von der Liebe heißt, daß ſie das Leben bewegt:

„Stehen nicht Amor's Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?"

Daſſelbe gilt dann natürlich auch von den Begleitern des Amor; daher ruft der Dichter (Ged. Die Entzückung an Laura) in dem ſeligen Entzücken eines liebetrunkenen Herzens:

„Amoretten ſeh' ich Flügel ſchwingen."

Gleichbedeutend mit den Amoretten ſind die Amorinen, ein Ausdruck, den Sch. (Ged. Die berühmte Frau) geradezu auf anmuthige Mädchengeſtalten überträgt:

„Von ihrem Putztiſch ſind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen."

Erſcheinung, Die ſchönſte (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Ein Geſicht, deſſen Schönheit nur in der äußeren Form beſteht, wird durch das Leiden gar leicht entſtellt werden; und eben ſo kann ein Geſicht, das an ſich keine angenehmen Formen hat, durch die Freude allein noch keinen ſchönen Ausdruck bekommen. Nur wo die Schönheit der Seele, und dieſe meint der Dichter hier, aus einem Antlitz uns entgegen ſtrahlt, da werden Freude wie Leid demſelben einen Ausdruck höherer Verklärung verleihen; denn nur edle Naturen verſtehen es, ſich auch im Affect zu beherrſchen.

Erwartung, Die (Ged.). Aus dem Jahre 1799; ein Gegenſtück zu dem Gedichte: „Das Geheimniß" (ſ. d.). Während in dem „Geheimniß" die Reflexion noch vorherrſcht, ſo daß das Gedicht einen mehr ruhig betrachtenden Charakter hat, ohne jedoch gerade kalt zu ſein, erſcheint die „Erwartung" ganz voll lebendiger und warmer Empfindung, die den Leſer unwillkürlich mit fortreißt. Dabei iſt das Ganze von einem Wohlklange der Sprache, der in der That ſeines Gleichen ſucht; eine Menge von anmuthigen Aſſonanzen und Alliterationen erinnern an die Naturlaute, die ein lauſchendes Ohr in der Dämmerung ſo leicht täuſchen können; und eine reiche Fülle von lieblichen Bildern und glücklichen Perſonificationen machen eine höchſt maleriſche Wirkung. Das letztere gilt vor Allem auch von dem bedeutungsvollen

Strophenwechsel. Die innere Aufregung des harrenden Liebhabers, der in jedem Geräusch das Nahen der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu vernehmen glaubt, wird höchst glücklich durch den lebhaft hüpfenden Daktylus (⏑ ⏑ –) dargestellt, dessen Bewegung dem unruhigen Pochen des Herzens so nahe verwandt ist; während die gleich darauf folgende Enttäuschung in den langsamer einherschreitenden Trochäen (– ⏑) wie eine schwermuthsvolle Klage erklingt. Aus der hierauf folgenden momentanen Beruhigung quellen dann jedesmal in einer achtzeiligen Stanze (s. d.) die sehnsüchtigen Wünsche hervor, in denen die harmonische Uebereinstimmung der umgebenden Natur mit den Empfindungen eines liebenden Herzens sich ausspricht. So geht dieser Strophenwechsel in fortschreitender Steigerung des Gefühls wie der Phantasie durch das ganze Gedicht, indem mit richtiger Ueberlegung anfangs nur das Ohr, später, bei tieferer Dunkelheit, auch das Auge des Lauschenden getäuscht wird, bis am Schluß, der die Erfüllung bringt, die freudige Stimmung in vier daktylischen Versen mit jambischem Vorschlag sich Luft macht.

Erwartung und Erfüllung (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Dem hoffnungsreichen Streben des Jünglings ist hier das vom Greise erreichte Ziel gegenüber gestellt, der nach vielen gescheiterten Hoffnungen zufrieden ist, wenn er in den Stürmen des Lebens nicht zu Grunde gegangen ist. Vergl. „Das Kind in der Wiege" und „Menschliches Wirken".

Erz, siebenfaches (J. v. D. IV, 2). Die Zahl Sieben wurde von jeher als eine heilige Zahl betrachtet. Die Woche hat sieben Tage; im Tempel zu Jerusalem stand ein siebenarmiger Leuchter; alle Fest- und Trauerzeiten in Israel währten sieben Tage. Desgleichen erinnern wir an die sieben Bitten des Vaterunsers, an die sieben Worte Christi am Kreuze, an das geheimnißvolle Buch mit sieben Siegeln. So wünscht die schuldbewußte Jungfrau sich siebenfaches Erz zum Schutz gegen alle

irdischen Empfindungen, die mit ihrem göttlichen Beruf in Widerspruch stehen.

Erzamt (Ged. Der Graf von Habsburg). Erzämter waren die höchsten Reichsämter, welche die Kurfürsten bei der Kaiserkrönung verwalteten. Sie sind eine Eigenthümlichkeit der germanischen Verfassung und bestanden in persönlichen Dienstleistungen, die der Heerführer als Auszeichnung den Angesehensten seiner Getreuen zu übertragen pflegte. Hieraus entstanden seit Otto I. die vier großen Hof- und Kronämter: das des inneren Hauswesens, der Küche, des Kellers und des Marstalls. Späterhin wurden diese Aemter erblich.

Eschenbach (W. T. V, 1). Walther von Eschenbach, Conrad von Tegerfeld, Rudolf von Wart und Rudolf von Balm (bei Sch. Palm) waren angesehene Adelige aus dem Aargau, die, der strengen Herrschaft Albrechts überdrüssig, die Regierung eines jungen Fürsten mit Ungeduld erwarteten. Mit ihnen verband sich der neunzehnjährige Johann, der Sohn von Albrecht's Bruder Rudolf, welcher 1289 gestorben war, um sich an dem Könige zu rächen.

Escuriál (D. C. I, 5) oder San Lorenzo, ein Gebäude, halb Schloß, halb Kloster, etwa 10 Stunden nordwestlich von Madrid gelegen, von düsterem Charakter, mit rauher, finsterer Umgebung. Es ist dem Märtyrer St. Lorenz geweiht, welcher der Sage nach auf einem Roste verbrannt wurde, weshalb auch der Grundriß des Ganzen die Gestalt eines Rostes hat. Der Haupteingang zur Kirche öffnet sich nur für die Könige von Spanien, und zwar für jeden nur zwei mal, zuerst wenn er zur Taufe getragen wird, und dann, wenn die Gruft seinen Leichnam aufnehmen soll.

Essenz (M. St. II, 1), von dem lat. essentia, das Wesen, eine Flüssigkeit, deren wesentlichster Bestandtheil der geistige Auszug von Kräutern oder Früchten ist, wie z. B. Rosenwasser oder Pomeranzenessenz.

Eſtrade (Dem. I), aus dem ſpätlat. estrāda, ein erhöheter Platz in einem Zimmer, der Auftritt vor einem Throne.

Eſtrich (Ged. Pompeji und Herculanum), ein mit Gyps, Kalk oder edlerer Maſſe überzogener Steinboden in einem Hauſe, wie man ſie beſonders in ſüdlichen Gegenden hat; daher ſagt auch (D. C. III, 6) der im Audienzſaal befindliche Medina Sidonia:

„Im Feuer
Des engliſchen Geſchützes war mir's leichter,
Als hier auf dieſem Pflaſter."

Eteokles (Phön.), Sohn des Oedipus und der Jokaſte.

Etikette, frzſ. Hofſitte, höfiſcher Zwang; daher ſagt Carlos (D. C. I, 2) von der Königin Eliſabeth von Valois:

„Von Etikette ringsum eingeſchloſſen,
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?"

und von dem Prinzen (Gſtſ. 10, 200) heißt es: „Etikette, die er ſeinem Range ſchuldig war."

etruriſch (Ged. Pompeji und Herculanum). In der Stadt Aretium, die in Etrurien, einer Landſchaft Mittelitaliens, auf der Weſtſeite der Apenninen lag, wurden im Alterthum irdene Gefäße gefertigt, die in Antikenſammlungen noch gegenwärtig unter dem Namen etruriſche (auch „arretiniſche") Vaſen bekannt ſind.

Etſch (Picc. I, 2), Fluß im nördlichen Italien, der auf den Rhätiſchen Alpen entſpringt und in der Nähe des Po-Delta's in's Adriatiſche Meer geht.

Euböa, jetzt Negroponte, die größte Inſel in dem nördlichen Theile des ägäiſchen Meeres; ſie zieht ſich 20 Meilen lang und 3 bis 4 Meilen breit, längs der böotiſchen und attiſchen Küſte hin, von jener durch den Opuntiſchen Meerbuſen, von dieſer durch die ſchmale Meerenge Euripus (Iph. I, 1) getrennt. An dem letzteren, aber auf dem Feſtlande, lag der Hafenort Aulis (ſ. d.), „Euböas Buſen" (Iph. I, 1).

Eumeniden, s. Erinnyen.

Euripides aus Salamis, geb. 480, gest. 405 v. Chr., war ein Zuhörer der Philosophen Prodikus und Anaxágoras, vor allem aber durch vertraute Freundschaft mit Sokrates verbunden, der seine Dichtungen sehr schätzte. Später lebte er an dem Hofe des macedonischen Königs Archelaus. Wenngleich er als Tragiker keineswegs so hoch zu schätzen ist, wie Aeschylus und Sophokles, so hat doch gerade seine Behandlung der Tragödie einen eigenthümlichen Reiz, der auch Sch. jedenfalls besonders zusagte. (Vergl. den Aufsatz über naïve und sentimentalische Dichtung; Bd. 12, S. 182.) Euripides wich zunächst insofern von seinen Vorgängern ab, als er den Chor als Nebensache behandelte, ihn wenigstens nicht eng mit der dramatischen Handlung verband. Sein höchster Zweck war, zu gefallen, besonders Mitleid zu erregen und zu rühren, weshalb er denn häufig die Einheit der Handlung opfert und dafür einen Prolog einführt, um die Zuhörer mit dem, was bei dem Gegenstande seiner Darstellung vorausgesetzt werden muß, bekannt zu machen. Die Sprache in seinen Tragödien ist oft philosophisch und verräth eine tiefe Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens. Er war der Erste, welcher seinen Zuhörern die Welt des Gemüthes erschloß und durch das Spiel der Leidenschaften zu fesseln verstand, so daß man ihn als den tragischsten unter den Tragikern zu bezeichnen pflegt. Seine Sprache ist reich an rhetorischen Schönheiten und moralischen Sentenzen, woraus der Einfluß seiner früheren Studien unverkennbar hervorleuchtet. Hierin, wie auch in seinen lang ausgesponnenen Erzählungen ist eine innere Verwandtschaft mit dem Schiller'schen Dichtergenius nicht zu verkennen. Seine Trauerspiele wurden mit denen des Sophokles zu gleicher Zeit aufgeführt und hatten sich eines ungemeinen Beifalls zu erfreuen. Man schreibt ihm etwa 75 Tragödien zu, von welchen sich jedoch nur 18 erhalten haben, unter denen übrigens einige zweifelhaft sind. Sch. hat von ihm Iphigenie in Aulis und Scenen aus den Phönicierinnen übersetzt.

Euripylus, ſ. Eurypylus.

Euripus, ſ. Euböa.

Eurótas (Iph. I, Zw.-H.), einer der bedeutendſten Flüſſe des Peloponnes; er entſpringt auf der Taygéteskette und fließt nach Süden in den Lakoniſchen Meerbuſen.

Eurýpylus (Ged. 2. B. d. Aen. 19), ein theſſaliſcher Anführer vor Troja.

Éurytus (Iph. I, Zw.-H.), ein Neffe des Augias, Königs der Epéer, deſſen Ställe Herkules reinigen ſollte. Homer erwähnt nicht ihn, ſondern ſeinen Sohn unter denen, die nach Troja zogen (ſ. Il. 2, 620).

Evöë (Ged. D. Götter Griechenlands), der Jubelruf der Bachantinnen.

Excellenz (K. u. L. I, 1 — Par. II, 3) vd. Excellenza (Gſtſ. 10, 244), ital. (eig. Eccellenza), von dem lat. excellĕre, übertreffen, ein bekannter Ehrentitel für Miniſter und andere ihnen im Range gleichſtehende Perſonen; desgl. Excellenzen (Tur. II, 1).

exequiren, eig. ausführen, vollziehen (K. u. L. II, 1), hintreiben, mit Gewalt zwingen.

Exercitium, von dem lat. exercēre, üben, einüben; gew. Uebungsarbeit, wie in ſcherzhafter Weiſe (F. I, 9): „ſein Exercitium aus dem Stegreif machen"; pl. Exercitien (Par. III, 2), ironiſch für ſchriftliche Arbeiten.

exponiren (K. d. H.), auseinanderlegen, ſich entwickeln; auch (R. I, 2) überſetzen, erläutern; Expoſition (Wrb. III), Auseinanderſetzung, Entwickelung.

Extrem, lat. extrēmum, das äußerſte Ende; Extreme (K. d. H.), einander entgegengeſetzte Dinge; als Eigenſchaftswort: außerordentlich, wie (Wſt. T. II, 1) „extreme Schritte"; Extremität (Gſtſ. 10, 221), das Aeußerſte, äußerſte Verlegenheit, Noth, Zuflucht; im pl. (R. I, 2), außergewöhnliche Naturen.

F.

fachen (R. II, 3), ſ. v. w. abtheilen, klaſſificiren.

Fackel, ſ. Hymen.

Faden des Lebens (Ged. Die Macht des Geſanges), ſ. Parzen.

Fähnlein (J. v. O. I, 9), eine unter einer Fahne ſtehende Heeresabtheilung.

Fáma (Myth.), eig. das Gerücht, iſt eine allegoriſche Gottheit; daher (Ged. 4. B. d. Aen. 33):

„Alsbald macht das Gerücht ſich auf,
Die große Poſt durch Libyen zu tragen."

und (4. B. d. Aen. 121):

„— — — — ſogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle That mit tauſendſtimm'gem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund."

Die Stelle (Ged. 4. Bd. d. Aen. 34):

„Die jüngſte Schweſter der Gigantenbrut."

iſt ein Zuſatz Schiller's. Virgil's Schilderung zufolge iſt ſie geflügelt, ihr ganzer Leib mit Zungen bedeckt und unter jeder derſelben ein Auge; daher (Ged. Semele 1):

„Ha! iſt es wahr, was tauſendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?"

In der Hand führt ſie eine Poſaune. Sie ſpricht Wahrheit und Lüge durcheinander, verläumdet gern, und iſt ſtets bemüht, Neues zu verbreiten; daher (Ged. Semele 1):

„Und auf Fama's tauſendfach rauſchenden Flügeln
Wird's von Meeren ſchallen und brauſen von Hügeln."

und bildl. (D. C. II, 2), wo Carlos ſagt:

„Mich ruft die Weltgeſchichte, Ahnenruhm
Und des Gerüchtes donnernde Poſaune."

desgl. (Mcb. I, 14):

„Daß wider dieſe ſchanderhafte That
Sich ſeine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden mit Poſaunenzungen."

und ebendaſ. II, 9:

„Was giebt's, daß ſolche gräßliche Trompete
Die Schläfer dieſes Hauſes weckt!"

Famagúſta (Gſtſ. 10, 163) oder Fama Auguſta, ein ehemals berühmter Hafenort an der Südoſtküſte der Inſel Cypern. Jetzt iſt derſelbe in Verfall und beſteht nur noch aus ärmlichen Hütten mitten unter Ruinen von Kirchen und Paläſten.

Fámulus, lat. ein Diener, Aufwärter; beſonders der Gehülfe eines Univerſitätsprofeſſors; od. (Wſt. L. 7) der eines Studenten.

Färbers Gaul (Wſt. L. 7). Die Färber laſſen das Farbematerial auf einer Art Roßmühle zerreiben, wobei das Pferd, welches an einem Schwengel oder Hebel zieht, in einem Kreiſe herumgehen muß.

Farce (Wrb. I — Sp. u. d. L. 10, 60 — Gſtſ. 10, 249), frz. ein Poſſenſpiel, lächerlicher Streich.

Farneſe, Alexander (D. C. III, 6), Sohn der Statthalterin Margarethe von Parma und Cardinal von Caſtilien, führte dem Herzog von Alba ein Hülfscorps nach den Niederlanden zu, und wurde hier ſpäter deſſen Nachfolger. Er war ein eben ſo gewandter Diplomat als ausgezeichneter Feldherr und brachte die ſüdlichen Provinzen der Niederlande unter die ſpaniſche Herrſchaft zurück; † 1592.

Farren (Ged. Der Flüchtling), veralteter, nur noch in der höheren Schreibart gebräuchlicher Ausdruck für Zuchtochſen oder Stiere.

Faſching, ſ. Faſtnacht.

Faſtnacht, in manchen Ausgaben Faſnacht od. Faßnacht, der Tag vor dem Beginn der Faſtenzeit, an welchem

man ſich gewöhnlich noch einmal gütlich that. Aus dieſer Gewohnheit bildete ſich der Carneval (Ged. An einen Moraliſten — Gſtſ. 10, 127) oder Faſching (wie er im ſüdlichen Deutſchland genannt wird), bei dem es an manchen Orten, beſonders in den ſüdlichen Ländern oft ausgelaſſen luſtig hergeht. In unſern nördlichen Gegenden beſchränkt ſich die Sitte meiſt auf Maskeraden oder Redouten, die bisweilen mit poſſenhaften Aufzügen verbunden ſind. Wer eine Charaktermaske trägt, übernimmt damit die Verpflichtung, ſeine Rolle durchzuführen; daher (D. C. I, 9): „So lange der Faſching währt, verehren wir die Lüge.“ — Bildlich braucht Sch. Faſtnacht auch für Schmaus, wie (Wſt. T. IV, 7), wo Terzky ſagt: „Wir wollen eine luſt'ge Faſtnacht halten.“ Wallenſtein wurde nämlich am Sonnabend den 25. Februar 1634, alſo wohl um die Faſtnachtszeit, jedoch nicht am Faſtnachtsabend ermordet. Desgleichen nennt Sch. einen komiſchen Aufzug einen Faſtnachtsaufzug, wie (W. T. I, 3), wo der Meiſter Steinmetz ſagt: „Was für ein Faſtnachtsaufzug, und was ſoll der Hut?“

Fatalität, ſ. Fatum.

Fátum, lat. das Schickſal, Verhängniß, die Beſtimmung; daher (R. I, 2): „Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugſames Fatum!“ — Eben ſo heißt Fatalität ſo viel wie Verhängniß oder unvermeidliches Schickſal, aber auch Widerwärtigkeit und Unglück; daher ſagt der Jäger (Wſt. L. 6) von Tilly:

„Aber das Glück blieb ihm nicht ſtät —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken.“

Guſtav Adolph, von dem Kurfürſten Johann Georg von Sachſen zu Hülfe gerufen, hatte Tilly am 7. September 1634 bei Leipzig und Breitenfeld geſchlagen, worauf er Franken und Baiern eroberte.

Faun (Myth.). Die Faunen ſind Feld- oder Waldgötter mit Hörnern, Bocksfüßen und Schwanz. Sie erſcheinen beſonders

bei den Bacchusfeſten; daher heißt es (Ged. Die Götter Griechenlands) vom Bacchus:

„Faun und Satyr taumeln ihm voran!"

Es ſind lüſterne Weſen, deren niedere Sinnlichkeit bei dieſen Feſten beſonders hervortrat; daher heißt es (Ged. Pompeji und Herculanum) mit Beziehung auf die ſchlummernd ruhende Bachantin:

„Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn."

Wo die edlere Geſittung unſerer gegenwärtigen Cultur Platz gegriffen, da haben ſolche Geſtalten natürlich keine Berechtigung mehr; darum ſagt der Dichter (Ged. Der Spaziergang) mit Beziehung auf das ſtädtiſche Leben:

„In die Wildniß hinaus ſind des Waldes Faunen verſtoßen."

Favénz (W. T. II, 1), Faventia od. Faenza, eine Stadt am Lemone, der ſich ſüdlich vom Po in das adriatiſche Meer ergießt. Im Jahre 1240 wurde die Stadt von Kaiſer Friedrich II. belagert, wobei ihn die Waldſtädte unterſtützten.

Favorit, von dem ital. favorito, ein Günſtling, der von einer Perſon oder (Ged. Das Glück und die Weisheit) von dem als Perſon gedachten Glück Begünſtigte; Favoritin (K. u. L. II, 1), die Geliebte; Favoritſchaft (Sp. d. Sch. 10, 117), ſ. v. w. liebevolle Zuneigung.

Feder (Ged. Die Weltweiſen). Heinr. Feder, geb. 1740, † 1821, iſt durch ſeine Schriften über praktiſche Philoſophie bekannt geworden. — (W. T. IV, 2.) Um zu wiſſen, ob Jemand wirklich todt iſt, pflegt man ihm wohl eine Feder auf die Lippen zu legen, aus deren Bewegung ſichtlich iſt, daß er noch athmet.

Federſee (Wſt. L. 11), ein kleiner See in dem Donaukreiſe des jetzigen Königreichs Würtemberg, das zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eine Grafſchaft des ehemaligen Herzogthums Schwaben war.

Federtrieb (Ged. Phantaſie an Laura), die treibende, der Wirkung einer Springfeder ähnliche Kraft.

Fedor, ſ. Feodor.

Feen (aus dem Lateiniſchen ſtammend), eine Art Schickſalsgöttinnen, die theils als ſchöngebildete, theils als mißgeſtaltete und böſe weibliche Geiſter (vergl. Mcb. IV, 4) erſcheinen, ſich beſonders bei der Wiege des Menſchen, ſo wie in entſcheidenden Momenten ſeines Lebens einfinden und ſein Schickſal theils beſtimmen, theils wenden. Beſonders ſtehen Liebende unter ihrem Einfluß; daher (Picc. III, 4):

„Die Fabel iſt der Liebe Heimatwelt,
Gern wohnt ſie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt."

Da die Spur der ſchönen Welt aber, welche die Götter einſt regierten, jetzt verſchwunden iſt, ſo klagt der Dichter (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 12):

„Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur."

Fehde, ſ. v. w. Streit, Kampf; daher ſagt Eliſabeth (M. St. III, 4) zur Maria:

„Nichts Feindliches war zwiſchen uns geſchehn,
Da kündigte mir euer Ohm ... die Fehde an."

und von dem Streite Don Manuels und Don Ceſars heißt es (Br. v. M. 5, 387):

„Meſſina theilte ſich, die Bruderfehde
Löſt alle heil'gen Bande der Natur."

Feldbinde (Wſt. T. V, 4), ſ. v. w. Schärpe, Ehren- od. Dienſtgürtel.

Felonie, frzſ. félonie, ein Lehnsfrevel, die Verletzung der Lehnspflicht eines Vaſallen gegen ſeinen Lehnsherrn; dann überhaupt (Wſt. T. I, 5) Treubruch gegen den Oberherrn.

Feodor (Dem.). Es ſind zwei Feodor zu unterſcheiden: 1) der Sohn Iwans des Schrecklichen (S. 241), ſ. Demetrius; und 2) der Sohn des Boris Godunow (S. 292).

Feria, Graf von (D. C. III, 6), eins der hervorragendſten Mitglieder in dem Staatsrathe König Philipp's II., gehörte zur Friedenspartei, genoß auch bei den Niederländern Vertrauen und wäre geeignet geweſen, die Ordnung wieder herzuſtellen. Der Fürſt von Eboli (ſ. Ruy Gomez) hatte den König für dieſe Idee zu gewinnen geſucht, aber vergeblich. Im Jahre 1567 wurde Feria zum Herzog erhoben, er war Befehlshaber der königlichen Garden, nahm auf Befehl des Königs den Prinzen gefangen und wurde mit der Bewachung deſſelben betraut.

feſt (Wſt. L. 6), durch Zaubermittel unverwundbar gemacht.

Feſt des Herrn (W. T. II, 2), das Weihnachtsfeſt; vergl. W. T. IV, 2: „Es wird gehandelt werden, eh' noch das Jahr den neuen Kreis beginnt" und IV, 2: „das Chriſtfeſt abzuwarten ſchwuren wir". Nach Tſchudi's Chronik, Joh. v. Müller u. Anderen war das Neujahrsfeſt beſtimmt worden.

Feſte, ſ. Veſte.

Feſton (J. v. D. IV), ein als Feſtſchmuck dienendes Laub- oder Blumengehänge, in welches ſich bisweilen auch Früchte eingemiſcht finden; daher (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Faſſet der muntre Feſton reizende Bildungen ein."

Feuereſſe des Pluto, ſ. Tartarus.

Feuerkrone (Ged. Die Künſtler), ſ. Muſen (Urania).

Feuerſignale, Feuer, die man ehemals auf hohen Punkten anzuzünden pflegte, um die wehrhaften Männer zum Kampfe zuſammen zu berufen; daher (W. T. II, 2):

„So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch!"

ferner (W. T. IV, 2):

„Indeß bewaffnet und zum Werk bereit,
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen."

Eben so benutzte man sie, um sich Siegesnachrichttn mitzutheilen, wie (W. T. V, 1):

„Ist's nicht genug an diesen flammenden Boten,
Die rings auf allen Bergen leuchten?"

Fiesco, die Verschwörung des, zu Genua. Die Entstehung dieses Dramas fällt in die bewegteste Zeit des Lebens unseres Dichters, in diejenige Zeit, in welcher die gewaltige Katastrophe sich vorbereitete, die den Schwingen seines Genius neue Flugkraft verleihen sollte. Von Manheim zurückgekehrt, wo er der Aufführung seiner Räuber beigewohnt, schreibt er (17. Jan. 1782) an Dalberg: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen." Mit diesem stolzen Selbstgefühl zog er in Stuttgart ein, wo ein zürnender Fürst seiner wartete, der in dem Günstling der Musen nichts Anderes als den widerspenstigen Regimentsmedicus sah. Ein vierzehntägiger Arrest sollte den Vermessenen zur Besinnung bringen und ihn eindringlich an die Pflichten seiner Stellung mahnen, wurde aber zu nichts Anderem als zum eifrigen Arbeiten an seinem Fiesco benutzt. Auf den Stoff zu diesem Drama war er bereits in der Karlsschule durch die dort unerlaubte Lecture Rousseau's hingewiesen worden, der den Charakter des Fiesco als einen der merkwürdigsten in der Geschichte bezeichnet. Nichts konnte besser zu Sch.'s augenblicklicher Gemüthsstimmung passen. Hatte er nicht wie sein Held gegen erdrückende Verhältnisse zu kämpfen? Hatte ihm nicht sein Fürst jede Veröffentlichung von Dichtungen bei Festungsstrafe untersagt? Mußte er nicht auch zur List seine Zuflucht nehmen und die Gluth seines feurigen Strebens unter der Maske einer straffen Uniform verbergen? Nachdem das Drama im Gefängniß bereits tüchtig vorgerückt war, verschaffte er sich aus der

Stuttgarter Bibliothek die zur Fortsetzung seiner Arbeit nöthigen Bücher, belehrte sich besonders über Italien im Allgemeinen und nahm sich den in Shakespeare's Julius Cäsar befolgten Plan zum Muster. Er durfte hoffen, zu Ende des Jahres 1782 fertig zu werden. Aber dem Lazarethdienst obliegen und gleichzeitig den Forderungen der Musen gehorchen, das wollte sich nicht mit einander vertragen; er floh deshalb aus Stuttgart, um dem Lieblingskinde seines schöpferischen Genius die unentbehrliche Freiheit zu gewähren, um seinen Fiesco in Manheim zu vollenden und ihm vor Allem den nothwendigen tragischen Schluß zu geben.

Zunächst handelte es sich in Manheim darum, über den bereits vollendeten Theil von bewährten Kennern ein Urtheil zu vernehmen. Er las daher bei dem Theaterregisseur Meier in Gegenwart der bedeutendsten Schauspieler der Manheimer Bühne die beiden ersten Acte vor, mußte aber zu seinem Schmerze sehen, daß der erwartete Effect ausblieb. Auch das günstigere Urtheil, das ihm am folgenden Tage von seinem Freunde Streicher mitgetheilt wurde, vermochte die Arbeit nicht sogleich zu fördern, denn die Möglichkeit, daß der Herzog seine Auslieferung verlangen könne, nöthigte den Dichter zu einer weiteren Flucht, er ging über Darmstadt nach Frankfurt. Hier beendete er sein Stück und schickte es an Dalberg, erhielt jedoch die trostlose Antwort, daß es auch in der vorliegenden Form nicht brauchbar, sondern eine vollständige Umarbeitung nöthig sei, und daß der gewünschte Vorschuß nicht geleistet werden könne. Zu der drückenden äußeren Noth kam auch die Noth mit dem Stücke selbst, zu welchem Sch. lange keinen passenden Schluß finden konnte. Seinen Helden wie den geschichtlichen Fiesco durch einen Zufall um's Leben kommen lassen wäre undramatisch, ihn aber am Leben erhalten wäre unhistorisch gewesen. Fiesco mußte durchaus untergehen, zu dem Ende aber auch als schuldig erfunden werden. Ohne eine vollständige Umarbeitung des ganzen Stücks war dies schlechterdings unmöglich. Sch. ging deshalb, zunächst

freilich um billiger leben zu können, über Mainz und Worms nach Oggersheim, von dem festen Vorsatz erfüllt, sein Stück entweder auf das Theater zu bringen, oder an einen Buchhändler zu verkaufen. Endlich fand sich auch ein Schluß, der dem geschichtlichen Ende seines Helden möglichst nahe kam. Im November 1782 war die Arbeit fertig und wurde alsbald an Dalberg geschickt, der jedoch auch diese neue Bearbeitung nicht brauchbar fand. Nunmehr bot Sch. sein Stück dem Buchhändler Schwan in Manheim an, wo es mit einer Dedication an seinen theuren Lehrer Abel im Jahre 1783 erschien. Die elf Louisd'or, welche er dafür erhielt, reichten eben hin, um seine Wirthshausschulden in Oggersheim zu tilgen und die bereits projectirte Reise zu Frau von Wolzogen zu machen, die ihren Wohnsitz in Bauerbach, einem thüringischen Dörfchen, hatte. Hier erfreute er sich einer wohlthuenden Ruhe und eines sorgenfreien Lebens und konnte nun auch an eine Theaterbearbeitung für die Manheimer Bühne denken. Während die bei Schwan erschienene Ausgabe in die gesammelten Werke des Dichters übergegangen ist und das Stück in dieser Gestalt auch jetzt bei uns aufgeführt wird, ist jene bühnengemäße Umgestaltung ein fast ganz neues Werk und erst in neuerer Zeit nach einer Handschrift der Manheimer Theaterbibliothek von Hoffmeister und Boas veröffentlicht worden. In dieser Bearbeitung, deren Disposition Eckardt *) (S. 166 bis 172) mittheilt, trägt Fiesco's republicanische Tugend über seinen herrschsüchtigen Ehrgeiz den Sieg davon. Der Held schließt mit den Worten: „Steht auf Genueser! Den Monarchen hab' ich euch geschenkt, umarmt euren glücklichsten Bürger!" Die erste Aufführung dieser Theaterbearbeitung fand zu Manheim am 17. Januar 1784 statt, sprach aber nicht so an wie die Räuber, da es dem Stoffe jetzt an der erwarteten tragischen Gewalt fehlte; dagegen hatte Plümicke in Berlin eine Bearbeitung übernommen, welche den tragischen Schluß mit etwas veränderter

*) Sch.'s Fiesco, erläutert von Dr. Eckardt. Jena, Hochhausen, 1857.

Gestalt bestehen ließ und deren Aufführung sich außerordentlichen Beifall errang.

Unter den Werken, welche Sch. in der Vorrede zu seinem Fiesco als Quellen für seine Arbeit nennt, ist die Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque, écrite par Jean François Paul de Gondy, Cardinal de Retz vom größten Einfluß gewesen. Der nachfolgende, im Auszuge nach Eckardt's Darstellung gegebene Ueberblick dürfte für das Verständniß der Dichtung von Bedeutung sein.

Genua, welches gegen Ende des elften Jahrhunderts das Joch der Markgrafen abgeworfen hatte, die es im Namen der römischen Kaiser beherrschten, begann alsbald eine Seemacht zu begründen, durch die es nicht nur seine Nebenbuhler Pisa und Venedig überflügelte, sondern auch die Handelswelt Europa's fast ganz von sich abhängig machte. Aber in seinem Innern lebte ein Feind, indem nicht nur das Volk voll Neid auf die Vornehmen blickte, sondern auch verschiedene Adelsgeschlechter, vor Allem die der Doria und der Fieschi einander bekämpften. Da auf diese Weise die besten Kräfte des Staates in Hausfehden vergeudet wurden, so erhob sich 1339 das Volk, verbannte die vornehmen Störer der öffentlichen Ruhe und ernannte einen Mann aus dem Volke zum Dogen. Bald indessen kehrten die Vertriebenen wieder, um entweder die Dogenwürde an sich zu reißen, oder doch wenigstens Einfluß auf die Wahl zu gewinnen. So kam es zu neuen Fehden, welche die Macht des aufblühenden Staates schwächten, der sich theils unter das Joch von Mailand, theils unter das von Frankreich (vergl. II, 4) beugen mußte. Endlich stand zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ein Mann aus dem Geschlechte der Doria auf, welcher Genuas Unabhängigkeit fest begründete und ihm eine Verfassung gab, die sich einer längeren Dauer zu erfreuen hatte.

Im sechzehnten Jahrhundert spielte Andreas Doria als Seeheld eine hervorragende Rolle; er verjagte die Franzosen aus Genua und besiegte sie (II, 13) zur See, so daß ihre

Uebermacht auf die Dauer gebrochen wurde; leider aber veranlaßten ihn Wühlereien der Fieschi, die Schutzherrschaft Frankreichs anzurufen und den Titel eines königlichen Statthalters anzunehmen, was wiederum bald zur Folge hatte, daß König Franz I. die Rechte des Freistaats verletzte. Nunmehr trat Andreas mit Kaiser Carl V. in Unterhandlung, unterstützte ihn mit zwölf Galeeren und erhielt dafür die Zusicherung seines Schutzes; die ihm angetragene Herzogswürde aber lehnte er ab, wofür ihn das Volk mit dem Titel „Vater des Vaterlandes und Wiederhersteller der Freiheit" beehrte. Jetzt erhob sich Genua zu neuer Blüthe; Doria's Flotte, die nicht Staats-, sondern sein Privateigenthum war, zeigte sich vor Allem wirksam gegen die Türken und Corsaren und war bald die erste in Europa. Da Doria kinderlos war und bereits in hohem Alter stand, so hatte er sich in seinem Neffen Gianettino, dem Sohne eines armen Verwandten, einen Stellvertreter für das Flottencommando herangebildet. Die Bildung Gianettino's war zwar gering *), aber er war ein tapferer Krieger und als solcher wenigstens geeignet, das Ansehen der Republik nach außen aufrecht zu erhalten. So war er zum Erben und Nachfolger Dorias nur nach einer Richtung hin geeignet, denn da es ihm an Besonnenheit und Selbstbeherrschung fehlte, so verletzte er die verfassungsmäßigen Rechte des Senates in so auffallender Weise, daß sich der Geist des Unmuths bei dem Volke und der des Aufruhrs auch bald bei dem Adel regte. Unter den Mitgliedern des letzteren war es vor allen Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, ein dreiundzwanzigjähriger Mann, der sich durch seine echt adelige Gesinnung, wie durch sein jugendliches Feuer und durch seine aller Herzen gewinnende Beredsamkeit der Elemente des Umsturzes zu bemeistern wußte. Um aber sicher zum Ziele zu gelangen, verfuhr er mit List und Schlauheit. Dem Hause Doria näherte

*) Sch. nennt sie in dem Personenverzeichniß „zerrissen", d. h. ein seltsames Gemisch von angeborener Rohheit und vornehmen Manieren.

er sich, indem er Gianettino's Schwester mit dem Bruder seiner Gemahlin verlobte; dem Andreas bewies er ergebensvolle Aufmerksamkeit, während er Gianettino durch einen anscheinend lockeren Lebenswandel in Sicherheit wiegte; die Vornehmen suchte er durch glanzvolle Feste, das Volk durch reiche Geldspenden zu gewinnen. So kam es, daß man bald allgemein auf ihn als den künftigen Retter des Vaterlandes hoffte; auch war sein von der Stadt entfernt gelegener Palast zu vorbereitenden Versammlungen für eine Verschwörung ganz besonders geeignet. Daß ein Umsturz nothwendig sei, darüber waren Alle einig, in Betreff der Neugestaltung aber gingen die Meinungen sehr auseinander. Fiesco sah sich daher im Geheimen nach fremder Hülfe um und wandte sich an König Franz, der ihm Unterstützung versprach und ihn, wenn das Unternehmen gelänge, als Herzog anerkennen wollte. In Genua selbst entdeckte er sich nur einigen wenigen Vertrauten, wie Sacco, Calcagno, Scipio Burgognino, Assereto, besonders aber Verrina, einem Todfeinde des hohen Adels.

Dem ursprünglichen Plane zufolge wollte man am Andreastage, wo die Familie Doria und der gesammte Adel in der Kathedrale zu erscheinen pflegten, die Opfer der Verschwörung überfallen, aber Fiesco schauderte vor einer Entweihung des Heiligthums, und so gab man auf seinen Rath dem offenen Aufruhr den Vorzug. Bald wäre derselbe vereitelt worden, denn der Statthalter von Mailand, durch geheime Gerüchte aufmerksam gemacht, ließ den Andreas warnen; indessen benahm sich Fiesco, der gerade bei ihm eintrat, mit so liebenswürdiger Unbefangenheit, daß jeder Argwohn vollständig beseitigt wurde. Jetzt handelte es sich um schnelle Ausführung des gefaßten Planes. Am 2. Januar 1547 ließ Fiesco seine zuverlässigsten Anhänger zu sich berufen, versah sie mit Waffen und forderte sie zum Sturze Gianettino's auf. Ob dieser dem Fiesco nach dem Leben getrachtet, ist geschichtlich nicht festgestellt, den Verschworenen gegenüber aber wurde es behauptet. Noch wurde der Graf durch seine Gemahlin Eleonore, oder, wie Andere

behaupten, durch deren Lehrer Paolo Panſa gewarnt, der unbeſtändigen Menge zu trauen, die nur zu geneigt iſt, demſelben Führer, dem ſie heute zugejauchzt, ſchon morgen zu widerſtreben; wenigſtens möge er des alten Andreas ſchonen, aber es war zu ſpät. Verrina's Kanone donnerte vom Hafen her; das Zeichen zum Aufruhr war gegeben. Es war eine ſchöne, mondhelle Nacht, als drei bewaffnete Schaaren Fiesco's Palaſt verließen und ſich mit überraſchender Schnelligkeit des Thomasthores, der Burg und des Hafens bemächtigten. Gianettino, welcher einen Aufſtand der Galeerenſträflinge vermuthete, eilte, von einem einzigen Pagen begleitet, dem Thore zu, wo er unter den Streichen der Verſchworenen zuſammenſtürzte. Der neunundſiebzigjährige Andreas lag krank auf ſeinem Zimmer und wollte dort das Eiſen des Mörders erwarten, ließ ſich indeſſen doch bereden, die Flucht zu ergreifen, die ihm auch glücklich gelang. Inzwiſchen war es den Galeerenſträflingen gelungen, ſich ihrer Feſſeln zu entledigen; es galt, den Aufruhr ſchnell zu beſchwichtigen. Fiesco eilt nach dem Hafen, betritt ein unſicheres Brett, das zu einer der Galeeren führt, ſtürzt in's Meer und findet während der Dunkelheit in dem tiefen Schlamm ſeinen Untergang. Erſt nach vier Tagen gelang es, ſeinen Leichnam hervorzuziehen. Mit ihm ſank auch den Verſchworenen der Muth; der Bewegung fehlte jetzt der Führer. Der errungene Sieg wurde nicht benutzt, Andreas kehrte unter den Freudenbezeigungen der Einwohner zurück, und das ganze Unternehmen war geſcheitert.

Wenden wir uns nun zu dem Drama ſelbſt, ſo haben wir zunächſt darauf hinzuweiſen, daß Sch. mit ſeinem Fiesco dem deutſchen Trauerſpiel eine neue Bahn eröffnete, indem er demſelben eine hiſtoriſche Grundlage gab. Daß er dieſen Schritt nicht ohne einige Befangenheit that, geht aus der Vorrede hervor, in welcher er ſich für verpflichtet hält, ſeine Arbeit gegen zwei leicht zu erhebende Bedenken zu vertheidigen. Zunächſt entſchuldigt er ſich wegen der Freiheiten, die er ſich mit den

Begebenheiten herausgenommen; und mit welcher Kühnheit sein dichterischer Genius auch in dieser Beziehung beengende Fesseln zu durchbrechen wagte, ersehen wir aus einem Briefe, in dem er sagt: „Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin Fiesco's Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf — der Genueser Fiesco sollte zu meinem Fiesco nichts als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. Mein Fiesco ist allerdings nur untergeschoben, doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist als der wahre?" So fühlte Sch. sich also berechtigt, die Facta zu ändern, wenn seine Umgestaltungen nur vor dem Forum der Poesie sich vertheidigen ließen und ihrem ästhetischen Werthe nach den historischen Thatsachen die Wage zu halten vermochten*). Er war also wie Göthe der Ansicht, daß die Kunst ihre Gesetze in sich selbst trage, und daß der Dichter nur den Anforderungen der Schönheit zu genügen habe. Die Hauptsache war ihm seine sittliche Welt; die historischen Personen benutzte er nur als Träger für seine Ideen. Uebrigens ist die Verschwörung des Fiesco an und für sich kein Stoff von weltgeschichtlicher Bedeutung, dagegen gewährt die Person desselben ein psychologisches Interesse, denn er ist ein vornehmer Verbrecher, der in einer spannenden Handlung einem zweifelhaften Ziele entgegeneilt, somit also ein dramatischer Held, wie er unserm Dichter willkommen sein mußte.

Was die zweite Besorgniß betrifft, „das unglückliche Project des Fiesco könne, so merkwürdig es sich auch in der Geschichte gemacht, doch auf dem Schauplatz diese Wirkung verfehlen", so macht Palleske (I, S. 304) mit richtigem Scharfblick darauf aufmerksam, daß der Stoff wohl geeignet war „zu einem Spiegelbilde der deutschen Zustände, klar genug, um Sympathien zu

*) Vergl. Don Carlos, S. 208.

erwecken." Er betrachtet deshalb mit Recht die Gestalt des Andreas Doria als Repräsentanten solcher Männer wie Friedrich II. und Joseph II., welche für die Unveräußerlichkeit der Volksrechte in die Schranken traten, während ihm Gianettino Doria ein getreues Abbild vieler kleinen deutschen Fürsten ist, in deren Willkürherrschaft die Keime zu einer nahe bevorstehenden Revolution bereits gegeben waren. Auch waren die Zustände, wie sie Lessing bereits zehn Jahre zuvor in seiner Emilia Galotti an dem Hofe eines italienischen Fürsten zu warnender Anschauung gebracht, und wie sie Sch. bald darauf mit größerer Kühnheit in Kabale und Liebe an einem heimischen Fürstenhofe sich grauenerregend wiederholen ließ, Beweis genug, daß es in Deutschland nicht an gährenden Elementen fehlte, die nur eines energischen Anstoßes von außen bedurften, um zu einem entschiedenen Ausbruch zu gelangen. So gewährte der jugendliche Dichter, zum Theil noch sich selber unbewußt, seinem Volke ein Charaktergemälde, an dem es seine eigenen Zustände sich deutlich vergegenwärtigen und sich zu entschlossenem Handeln innerlich begeistern konnte. Verfehlte er auch in Manheim zunächst seinen Zweck, so wurde er dafür in Berlin, wie wir oben gesehen haben, desto besser verstanden.

Indem wir nun dazu schreiten, die handelnden Personen des Dramas an unsern Blicken vorübergehen zu lassen, muß es uns zunächst auffallen, daß Sch. es für nöthig hielt, die Charaktere derselben in dem Personenverzeichniß zu skizziren. Jedenfalls fühlte er, daß sie in dem Drama selbst nicht ausreichend durchgeführt seien und zu ihrem vollen Verständniß noch seiner besonderen Vermittelung bedurften. Wir sehen darin nichts Anderes als das vorsichtige Auftreten aller angehenden Schriftsteller, die, um den Beifall des Publicums besorgt, bereits in ihren Vorreden dasselbe für sich zu gewinnen suchen. Und allerdings hatte Sch. damals alle Ursache, nach dem Beifall der Menge zu ringen, wollte er doch seine ganze künftige Existenz auf denselben gründen.

An der Spitze des Freistaates erblicken wir Andreas Doria, dem Sch. im Widerspruch mit der Geschichte das Dogenamt verleiht, um seinen bedeutenden Einfluß zur Anschauung zu bringen. Obwohl von würdiger Denkweise, denn er ehrt die Gesetze, ist er doch schwach genug, seinen unwürdigen Neffen zu schonen. Denn wenn er ihm auch (II, 13) wegen seines brutalen Benehmens die bittersten Vorwürfe macht, so bleibt doch der Wunsch in ihm rege, die Dogenwürde einst auf ihn übergehen zu sehen. Somit verletzt er die freie Verfassung und zeigt ein monarchisches Streben. Neben ihm steht Gianettino, welchen der Dichter absichtlich schwärzer gezeichnet als sein geschichtliches Urbild. Durch die Güte seines Oheims aus der Dunkelheit einer niederen Sphäre hervorgezogen, blickt die frühere Rohheit unter der Hülle des Edelmannes in widriger Weise hervor. Stolz darauf, daß sein Wohlthäter ihn zum Herzog erzogen habe, zeigt er (II, 12) einen an Tollheit grenzenden Trotz, so daß Leonore mit Recht von seinem „frechen, hochmüthigen Herzen" spricht und seine eigene Schwester ihn einen „tolldreisten Affen" nennt. Obwohl er es für nöthig hält, seine schändlichen Pläne, wie den Anschlag auf Fiesco's Leben, unter der Maske erheuchelter Frömmigkeit zu verbergen, ist er doch keck genug, Staatsstellen an elende Wichte wie einen Lomellino zu vergeben und bei der Procuratorwahl in der übermüthigsten Weise öffentlich aufzutreten; ja selbst in das Heiligthum des Hauses dringt er in blinder Leidenschaft ein und wagt es, der Tochter eines der angesehensten Männer ihre weibliche Ehre zu rauben.

Ist somit der Unwille gegen den zeitigen, wie der Zorn gegen den künftigen Machthaber gerechtfertigt, so handelt es sich nun darum, dem mächtigen Drange nach Befreiung eine wirksame Waffe zu schmieden. Aber um ein Staatsgebäude zu stürzen, bedarf es eines einheitlichen Planes, der nur in dem Kopfe eines Helden entspringen kann, und dieser Held ist Fiesco. Von der Natur mit körperlichen wie mit geistigen Vorzügen verschwenderisch ausgestattet, auf der Grenze zwischen dem Jünglings- und

dem Mannesalter stehend, mit stolzen Entwürfen der Zukunft zugewendet, schwebt ihm das Ideal eines mit Weltklugheit ausgerüsteten Freiheitshelden vor. Den will er spielen, um den Sieg über die bestehenden Verhältnisse zu erringen, und so wird er ein feiner, schlau berechnender Intrigant. List ist der erste Zug in seinem Charakter. Darum heuchelt er der Familie Doria freundschaftliche Ergebenheit, einer Julia schwärmerische Liebe und weiß selbst vor dem scharfblickenden Verrina seine wahren Absichten zu verbergen; nur dem ihm ebenbürtigen Bourgognino, dem er als Edelmann eine Erklärung nicht abschlagen darf, eröffnet er sich in so weit, als er sein Benehmen als „das Gewebe eines Meisters" bezeichnet; sonst aber macht es ihm Vergnügen, seiner ganzen Umgebung ein Räthsel zu sein, um schließlich Alle hinter das Licht zu führen. Diesem Vergnügen giebt er sich mit jugendlichem Leichtsinn hin, daher sein frivoles Benehmen an Julias Putztisch, daher auch die wunderliche Laune, den Mohren unmittelbar nach dem verfehlten Mordversuch in seine Dienste zu nehmen. Aber Fiesco hat ein bestimmtes Ziel im Auge, das sich nur auf praktischem Wege erreichen läßt. Er sucht daher die Seidenhändler, die bei dem Pöbel von Genua den Ausschlag geben, für sich zu gewinnen, und als seine Operationen zu wirken beginnen, erzählt er, ein zweiter Menenius Agrippa, den aufgeregten Handwerkern eine Fabel, um sie auf die Nothwendigkeit eines Monarchen hinzuweisen. Daß er zu einem solchen alle Anlage hat, beweist sein stolzes Benehmen dem Maler Romano, ja selbst den Verschworenen gegenüber, so daß der edle Bourgognino (II, 18) unwillig ausruft: „Bin ich denn gar nichts mehr?" Fiesco betrachtet sich nun einmal als den größten Mann in Genua, und da er nach Art aller jugendlichen Brauseköpfe sein Ziel möglichst schnell erreichen will, so bebt seine unmäßige Herrschbegierde auch vor unsittlichen Mitteln nicht zurück; erklärt er doch dem Mohren, „dem hartgesottenen Sünder" (II, 15) geradezu: „Nichts kann zu ehrwürdig sein, das du nicht in diesen Morast untertauchen sollst, bis du den festen Boden fühlst".

Aber Fiesco will nicht bloß schließlich bewundert werden, er möchte sich auch fortwährend bewundert sehen; er will nicht bloß eine Rolle auf der Lebensbühne spielen, er will auch Acteur auf der Schaubühne sein. Darum das Gaukelspiel mit dem Mohren, der ihm den Arm aufritzen muß, darum die schauspielerische Demüthigung der Julia, darum der Theatercoup, zu dem er selbst den Verschworenen gegenüber die Nachricht Calcagno's benutzt, daß der Mohr Audienz bei dem Herzog gehabt habe. Ja, wenn wir die beiden Monologe II, 19 und III, 2 mit einander vergleichen, die nur durch eine Spanne Zeit von einander getrennt sind, müssen wir nicht gestehen, daß er mit sich selbst Komödie spielt, und ist nicht die Art, wie er dem Andreas seinen Untergang ankündigt und selbst sein Benehmen an der Leiche seiner Gemahlin mit einem gewissen Raffinement auf die Bewunderung seiner Zuschauer berechnet? Wer so mit den heiligsten Empfindungen ein Possenspiel treiben kann, der ist zu einem siegreichen Helden nicht geeignet. Nicht nur die Untreue gegen sein ursprüngliches Ideal, sondern auch die unsittlichen Mittel, mit denen er sein Ziel verfolgt, machen das Wesen seiner Schuld aus und bereiten ihm schließlich den Untergang.

Neben Fiesco, oder vielleicht mehr noch ihm gegenüber steht Verrina, der Graukopf mit stürmenden Jugendideen, eine echt markige Gestalt aus den letzten Zeiten der römischen Republik, wie sie dem Dichter aus seinem Plutarch vorschweben mochte. Freilich nimmt sich diese antike Figur in dem Genua des sechzehnten Jahrhunderts wie ein seltsamer Anachronismus aus, aber was verschlägt das dem jugendlichen Dichter, hatte doch bereits ein Lessing in seiner Emilia Galotti mit dem alten Odoardo die Gestalt des Virginius heraufbeschworen und konnte er doch durch Verrina seiner Tragödie einen idealen Gehalt geben. Verrina ist ein starrköpfiger Republikaner. Als der letzte seines Geschlechts frei von jeder Veranlassung zu eigennützigen Bestrebungen, hat er nichts als das Wohl seines Vaterlandes im Auge. Die Befreiung desselben ist sein Ziel, das er, wie Fiesco, in seiner Brust

verſchließt, aber nicht durch Liſt, ſondern durch einen entſcheidenden Schlag zu erreichen wünſcht. Sein Knie mag er vor Niemand beugen, aber den offenen Aufruhr, der die beiden Doria ſtürzen ſoll, hält er für eine ehrenwerthe That. Stimmt er als republicaniſcher Theoretiker auch nicht mit dem mehr praktiſchen Fiesco überein, ſo hat er doch wie dieſer eine den Italienern eigenthümliche Vorliebe für theatraliſche Effecte. Darum trägt er ſeinen Schmerz über die in den letzten Zügen liegende Republik in einem Trauerflor zur Schau; darum der Fluch über ſeine Bertha, der die Verſchworenen zu muthigem Handeln antreiben ſoll; darum das Gemälde mit der That des Appius Claudius, durch deſſen Anblick er den Fiesco für ſeinen Plan begeiſtern will; darum die Wahl des ſchauerlichen Orts, wo er dem Bourgognino eröffnet, daß Fiesco durch ſeine Hand ſterben müſſe. Auch Verrina hält ſich (III, 1) für den „einzigen großen Mann“ in Genua, denn er bleibt ſeiner Freiheitsidee treu, und darum glaubt er ſich berechtigt, dem Fiesco untreu zu werden und mit deſſen Sturz das Vaterland zu retten.

Den beiden Haupthelden der Verſchwörung zur Seite ſteht zunächſt Scipio Bourgognino, ein Jüngling von zwanzig Jahren, der für die Ehre der einſt von ihm geliebten Leonore entſchloſſen in die Schranken tritt, und deſſen gegenwärtige Liebe zu Verrina's Tochter mit ſeinem Freiheitsideal innig verwandt iſt. Die Ehre ſeiner entweihten Bertha zu rächen iſt das Verlangen, welches ihn in die Reihe der Verſchworenen treibt, unter denen ſich freilich auch ſolche Geſtalten zeigen, deren unlautere Beweggründe der guten Sache eher ſchaden als nützen können. Denn Sacco, der Verſchwender, iſt ein niedriger Charakter, der die weibliche Tugend einen „abgeſchmackten Text“ nennen kann und der ſich kein Gewiſſen daraus macht, Gaſtfreundſchaft durch Gift und Dolch zu entweihen. Und Calcagno iſt das treue Bild eines welſchen Roué's, ein paſſendes Seitenſtück zur Julia Imperiali, deſſen Benehmen gegen Eleonore beweiſt, daß für ihn Nichts Heiliges mehr exiſtirt, und deſſen Vorſchlag, die

Doria in der Kirche zu tödten, selbst bei dem Leichtfertigsten den Rest von sittlichem Gefühl empören muß.

Der eigentliche Intrigant des Stückes ist Muley Hassan, der „confiscirte Mohrenkopf", ursprünglich ein Werkzeug Gianettino's, der ihm zu seinem eigenen Verderben vertraut. Ein reines Weltkind, dem das Gold sein Gott und der frische Genuß des Augenblicks das erste und letzte Lebensziel ist, tritt er ohne alles Bedenken in Fiesco's Dienst, für dessen listiges Gewebe seine Verschlagenheit wie geschaffen ist. Iffland bezeichnet die Gestalt des Mohren als einen Meisterwurf der Charakteristik. Und in der That ist er in seiner munteren Laune, mit seiner barocken Ausdrucksweise und seinem drastischen Witz eine so originell komische Gestalt, daß er nicht nur seinem geistigen Urheber alle Ehre macht, sondern auch von jeher eine Lieblingsrolle für Künstler ersten Ranges gewesen ist. Vollkommen geeignet, alles das auszuführen, was einem Edelmann zwar willkommen sein, ihn selber aber entehren würde, leistet er seinem Herren durch seine Schurkereien die wichtigsten Dienste, und er thut es mit Lust; denn wie sollte es ihn, der schon durch seine Farbe aus der Gesellschaft der ehrlichen Leute ausgestoßen ist, nicht kitzeln, plötzlich eine Rolle in derselben zu spielen. Daher ist er auch prahlerisch nach Art aller unedlen Naturen, und so wie er sich unentbehrlich glaubt, wird er übermüthig und nimmt sich seinem Gebieter gegenüber die ärgsten Freiheiten heraus. Um so mehr muß es seinen Stolz verletzen, als dieser ihn nicht länger in Genua aufhalten will. Schon die Worte*): „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen" lassen eine bedenkliche Katastrophe ahnen, und noch bedenklicher klingt es, wie er (III, 7) mit sich selbst zu Rathe geht. Darf es uns wundern, daß er bei seinem bequemen Heidenthum in's feindliche Lager übergeht und sich eine Audienz bei dem Herzog erwirkt,

*) Sie sind zu einem geflügelten Worte geworden, das gewöhnlich so citirt wird: D. M. h. s. Schuldigkeit g., d. M. l. g.

noch ehe die Verschwörung zum Ausbruch kommt? Zu seinem Aerger wird ihm gerade da, wo er ehrlich ist, kein Glauben geschenkt, auch nicht einmal die verdiente Strafe erhält er für seinen Verrath; wie sollte die Großmuth ihn jetzt noch bessern können? Treu seinem bösen Princip, zu dessen Personification er sich einmal berufen wähnt, wird er jetzt Mordbrenner und kennt schließlich keinen höheren Genuß, als wenigstens mit drastischem Witze seine originelle Laufbahn zu schließen.

Indem wir uns jetzt den drei weiblichen Charakteren zuwenden, müssen wir zunächst daran erinnern, daß der Bildungsgang, welchen der jugendliche Dichter durchgemacht, ihn mit der Natur des weiblichen Herzens in völliger Unbekanntschaft gelassen hatte; am wenigsten konnte er eine Ahnung davon haben, wie die den höheren Lebenskreisen angehörenden Frauen zu reden und zu handeln pflegen. Es ist daher erklärlich, daß nicht nur die Julia, sondern auch Leonore und Bertha manches Unnatürliche und viel Theatralisches haben.

Leonore, welche die Geschichte als ein echt weibliches Wesen von fein gebildetem Geiste schildert, der im Dienste der Poesie manche schätzbaren Blüthen getrieben, ist bei Sch. eine vorwiegend sentimentale Gestalt, ergeben genug, ihren eigenen Stolz anzuklagen, der sie ihre Blicke zu dem genialen Fiesco erheben ließ. Zum Dulden und Gehorchen ausersehen, fühlt sie, daß sie ein Opfer der Politik ihres Gatten ist, für dessen Verstellungskünste sie aber kein Verständniß hat. Denn sie selbst ist ja wahrheitsliebend, so daß sie lieber von der Tafel aufbricht, als ihren Unwillen über Fiesco's Galanterien gegen Julia zu verbergen sucht. Und doch besitzt sie Seelengröße genug, der letzteren gegenüber ihren wohlberechtigten Zorn zurückzuhalten; ja sie läßt es sogar an Ausdrücken des Mitleidens nicht fehlen, als dieselbe in ihrer Gegenwart schwer gedemüthigt wird. Ein liebendes Herz, das ist der Grundzug ihres Wesens, darum ist es ihr auch unmöglich, zwei so gewaltige Mächte wie Liebe und Herrschsucht in ihrer Brust zu bergen. Mit dem Diadem, das

Fiesco ihr verspricht, fürchtet sie seine Liebe zu verlieren, ja sie ahnt, daß es um ihn selbst geschehen sei. Und als sie keine Rettung mehr sieht, verwandelt sich die zarte Genueserin plötzlich in eine heldenmüthige Römerin und stürzt sich in das Kampfgewühl, wo sie einem unglückseligen Verhängniß zum Opfer fällt.

Julia ist die Vertreterin der geschichtlichen Perreta, der Schwester Gianettino's, welche Fiesco mit dem Bruder seiner Gemahlin verlobt. Sch., dem ein solches Verwandtschaftsverhältniß für die Entwickelung seines Dramas störend gewesen wäre, führt sie uns als Wittwe vor, die für den Verlust, der sie betroffen, einen mehr genußreichen als edlen Ersatz sucht. Leonore bezeichnet sie daher als eine „stadtkundige Kokette" und ihr eigener Bruder nennt sie „ein Stück Weiberfleisch in einen großen Adelsbrief gewickelt", denn sie ist eine Meisterin in der Kunst, die vornehmsten Männer in ihr Netz zu locken; nur bei Fiesco ahnt sie nicht, daß seine List die ihrige noch übertrifft. Daß ihre Charakterzeichnung an Uebertreibung leidet, daß sie gewissermaßen eine barocke Vorstudie zur Prinzessin Eboli im Don Carlos ist, das läßt sich nicht leugnen. Ist sie doch (II, 2) im Gespräch mit der Gräfin, die sie in der empörendsten Weise beleidigt, die personificirte Frechheit, und kämpft sie doch (IV, 12) in der Unterhaltung mit Fiesco unverhohlen zwischen Lüsternheit und Besorgniß, bis sie endlich, alle weibliche Scham bei Seite setzend, ihm ihre Leidenschaft gesteht, um — schmachvoll verhöhnt zu werden. Mit andern Männern hat sie gespielt, das ist ihre Schuld; jetzt spielt Fiesco mit ihr, und das ist ihre Strafe.

Das jungfräuliche Element, gewissermaßen das Symbol des noch ungeschädigten Freistaates, ist Bertha; aber wie dieser schon einen gefährlichen Stoß erlitten, so hat auch sie bereits bei ihrem ersten Auftreten ein unglückliches Verhängniß hart betroffen. Ihr Schicksal soll uns an die Virginia des Alterthums und an Lessing's Emilia Galotti erinnern; aber beide

fallen, um einer unvertilgbaren Schmach entzogen zu werden, während sie, eine zweite Lucretia, uns als ein beklagenswerthes Opfer zügelloser Leidenschaft vorgeführt wird. So ist ihre Situation gleich peinlich für die Darstellerin, wie für die Zuschauer, und daß „Genua durch sie erlöst werden soll", kann uns eben so wenig als vollgültiger Ersatz für die Verletzung der weiblichen Ehre erscheinen, wie ihr Ruf dadurch, daß sie mit Bourgognino das Vaterland verläßt, im Sinne der strengsten Moral wieder hergestellt wird.

Somit ist der Eindruck, welchen die weiblichen Charaktere machen, weder sittlich befriedigend, noch ästhetisch wohlthuend, eine Ansicht, zu welcher sich Sch. in einem Briefe an Dalberg (29. Sept. 1783) selbst mit folgenden Worten bekennt: „Die Anmerkungen über meinen Fiesco finde ich im Ganzen sehr wahr, vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauencharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei ersten Scenen des zweiten Actes (d. h. Sc. 2 u. 3) mit einer Art von Widerwillen gearbeitet habe, der nun dem feineren Leser nur zu sichtbar geworden ist." Aber noch etwas Anderes wird dem aufmerksamen Leser sichtbar, die zum Theil unnatürlich verzerrte Diction in dem Drama. Der zweiundzwanzigjährige Dichter war wie alle jugendlichen Anfänger zu Uebertreibungen geneigt. Wie er beim mündlichen Vortrage Alles pathetisch zu sprechen pflegte und besonders hierdurch in jener Vorlesung seines Fiesco bei dem Theaterregisseur Meier den gehofften Eindruck verfehlte, so ist auch seine ganze Ausdrucksweise pathetisch, auf Effect hinarbeitend. Zum Theil erklärt sich dies durch die Noth um die Existenz des Flüchtlings; das Stück sollte durchaus Eindruck machen wie die Räuber, daher so manches absichtlich Forcirte, daher diese auf's Höchste gespannte Kraft seines schöpferischen Genius. Aber gerade die ungezähmte Kraft, dies gewaltige Ringen mit Gedanken, Empfindungen und Bildern, die wie Wesen einer anderen Welt auf ihn einstürmen, sie erregt unsere Bewunderung, und so bleibt das Stück trotz aller wohlberechtigten

Ausstellungen doch immer ein Denkmal eines gewissen Stadiums in der Entwickelung des jugendlichen Dichters.

Und warum hätte er sich auf seinen Fiesco nicht etwas zu Gute thun, von einer Aufführung desselben sich nicht eine bedeutende Wirkung versprechen sollen? Mußte ihm, der mit seinen Räubern so eben die böhmischen Wälder verlassen, nicht schon in dem neuen Schauplatz allein eine vollständig neue Welt erstehen? Das stolze Genua mit seinen Marmorpalästen, die Darsena mit ihren prächtigen Schiffen, das bunte Gewühl eines handeltreibenden Volkes, auf welches damals die Augen von ganz Europa gerichtet waren, dahinter das blaue Meer mit der südlichen Gluth eines ewig klaren Himmels, dazu die prächtigen Maskenfeste mit ihrer bacchantischen Lust, und endlich die durch Conspirationen angestachelte Leidenschaft eines an sich schon leicht erregbaren Volkes — wenn auf einem solchen Hintergrunde die Gestalten des bereits mit Beifall gekrönten Dichters vorübergeführt wurden, eine meisterhaft angelegte Intrigue in einer spannenden Handlung vor den Augen des Publicums sich entwickelte, konnte dies ohne Wirkung bleiben?

Sehen wir uns, ehe wir von der letzteren reden, den Gang der Handlung an:

I. Auf einem Maskenballe führt uns der Dichter in ein Seitengemach, wo eine Reihe von neun verschiedenartigen Scenen sich abspinnt, die uns mit den Hauptpersonen wie mit den vorliegenden Verhältnissen bekannt macht. Leonore kündigt uns Fiesco als den Helden an, auf welchen Genua seine Hoffnung setzt, während sie ihn für sich selbst als verloren betrachtet. Wir thun einen Blick in die bedenklichen politischen Zustände, indem wir Gianettino's Anschlag auf Fiesco's Leben entstehen und bald darauf scheitern sehen. Die Hauptzüge in dem Charakter des Helden lernen wir in seinem Zusammentreffen mit dem Mohren, mit Julia und mit dem Prinzen kennen. In Calcagno's und Sacco's Unterhaltung werden wir die ersten Keime des Aufstandes

gewahr, der uns in der der Bertha Verrina angethanen Schmach als ein unausbleiblicher erscheint.

II. Die angeknüpften Fäden fangen jetzt an sich zu verwickeln. Durch Julia's und Leonoren's Zusammentreffen wird uns freilich nur die Verschiedenheit der Charaktere Beider zur Anschauung gebracht, und auch die Art, wie Calcagno abgefertigt wird, zeigt uns nur, daß wir um das Verhältniß zwischen Fiesco und seiner Gemahlin unbesorgt sein können. Dagegen machen uns die Mittheilungen des Mohren an den Grafen mit der in Genua herrschenden Stimmung, die der mißvergnügten Edelleute mit Gianettino's deutlicher hervortretenden Planen bekannt. Hierdurch, wie durch das Auftreten der Handwerker wird die Handlung gefördert, und wir ahnen, was wir von Fiesco zu erwarten haben. Jetzt läßt sich dieser von dem Mohren den Arm ritzen, das Manöver schlägt ein, und aus den Unterredungen zwischen Andreas, seinem Neffen und Lomellino ersehen wir, welche Gefahren dem Hause Doria drohen. Noch deutlicher geht dies aus den Mittheilungen des Mohren hervor, der uns mit Fiesco's geheimen Vorbereitungen bekannt macht, welcher sich schließlich mit Verrina vereinigt. Gleichzeitig aber thun wir auch einen Blick in die Seele dieses starren Republicaners, so daß wir vor dem in Aussicht stehenden Siege zittern müssen, während wir Fiesco in dem Schlußmonologe noch mit sich selbst kämpfen sehen.

III. Die Schürzung des Knotens beginnt damit, daß Verrina dem Bourgognino eröffnet, Fiesco müsse sterben, damit dem Freistaate nicht ein zweiter Tyrann erstehe. Wie nothwendig Verrina's Entschluß ist, zeigt uns Fiesco's Monolog, um so mehr als auch Leonore sich vergeblich bemüht, ihren Gemahl in seinem gefährlichen Streben wankend zu machen. Dies ist auch nicht mehr möglich, da die Bewegung durch des Mohren Thätigkeit mächtig gefördert worden ist. Nunmehr treten die Verschworenen zusammen, um über die Art der

Ausführung ihres Planes zu berathen, wobei Fiesco sich offen als Souverain der Verschwörung bezeichnet. Inzwischen ist ihm seine Creatur, der Mohr, nachgerade lästig geworden, und da er seiner Sache jetzt gewiß zu sein glaubt, so entledigt er sich des unbequemen Gesellen. Dieser, über die Undankbarkeit erbittert, geht jetzt mit sich selbst zu Rathe, und frent sich, daß es in seiner Macht steht, den Aufruhr entstehen zu lassen oder ihn zu verhindern. Fiesco muß eine böse Ahnung haben, denn er begiebt sich in Gianettino's Haus, wo er seiner Verstellungskunst die Krone aufsetzt, und der Zuschauer gewahr wird, wie Jeder von beiden der Meinung ist, den Andern überlistet zu haben. Noch also wanket des Geschickes Wage.

IV. In fünf kurzen, äußerst wirkungsvollen Scenen, die eines Shakespeare würdig sind, erscheinen Fiesco's Gäste. Zu einer Komödie sind sie eingeladen, während das Stück selbst seine volle tragische Gewalt zu entwickeln beginnt. Fiesco erscheint unter seinen bestürzten Gästen, hält ihnen eine begeisterte Anrede und fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen Der Aufstand ist im Begriff loszubrechen, als plötzlich Calcagno auftritt und den Verrath des Mohren meldet. Das ganze Unternehmen ist in Gefahr zu scheitern, denn Andreas, der dem Fiesco nichts Unedles zutrauen kann, schickt ihm den Mohren gebunden zurück. Fiesco, von des Dogen Großmuth ergriffen, will jetzt zurücktreten; aber Verrina, der nur die Sache des Vaterlandes im Auge hat, rettet die Ausführung des Unternehmens. Jetzt muß Fiesco, obwohl ihm die Erreichung seines eigenen Zieles zweifelhaft erscheint, bleiben; aber durch Großmuth beschämt, spielt er rasch selber eine Großmuthsscene und läßt den Mohren entwischen, weil er „das Verdienst hat, eine große That zu veranlassen." Die Vorbereitungen zum Aufstand sind jetzt getroffen; aber noch bleibt dem Grafen übrig, eine Angelegenheit seines Hauses zu ordnen. Auch Julia ist zur Komödie geladen; und sie, welche seine Gattin in diesem Hause einst so bitter gekränkt, wird an derselben Stelle schwer gedemüthigt.

Leonore hat jetzt ihren Gatten wieder gewonnen, doch fürchtet sie, ihn in dem Herzog auf's neue zu verlieren, deshalb sucht sie seine Herrschsucht durch ihre Liebe zu bekämpfen. Aber es ist zu spät; die Verschworenen rufen ihn zum Handeln ab.

V. Es empfängt uns unheimliche mitternächtliche Stille die bald dem Getöse des Kampfes Platz machen soll. Immer noch mit dem Gefühl der Großmuth im Herzen erscheint Fiesco, um Andreas zu warnen; aber vergeblich. Nunmehr geht das Verderben seinen Gang. Gianettino, der schuldige Urheber des Aufruhrs, fällt zuerst von Bourgognino's Hand, dessen Bertha somit gerächt ist. Jetzt begreift Andreas, daß er verrathen ist; er erscheint, um zu fliehen und knickt an der Leiche seines Neffen zusammen. Nachdem man ihn halb bewußtlos fortgeführt, tritt die völlig umgewandelte Leonore in Männertracht auf, um an der Seite Fiesco's am Kampfe theilzunehmen; im Gegensatz zu ihr erscheint auch Bertha in männlicher Kleidung, aber unbewaffnet, eine Scene, die Sch. für das Leipziger Stadttheater später durch eine passendere ersetzt hat. Inzwischen hat der Mohr auf seine eigene Hand an dem Tumulte als Feind der Menschheit Theil genommen und findet sein burleskes Ende. Jetzt bricht die fürchterlichste Katastrophe herein. Leonore, die wir in ihrem theatralischen Pathos der vorigen Scene kaum wieder erkannt haben, tritt auf und fällt durch Fiesco's Hand. Derselbe Herzogsmantel, vor dem ihr so lange gegraut, sie hat ihn selber umgehängt, um sich unbewußt in's Verderben zu stürzen. Fiesco glaubt seinen Todfeind getroffen zu haben und kann jetzt triumphiren, denn auch die übrigen Verschworenen haben den Sieg errungen, und Calcagno ruft ihn zum Herzog aus. Da macht er die fürchterliche Entdeckung, daß er selbst sein Weib ermordet, er erfährt „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen zermalmt", aber mit dem festen Entschluß, sich zu einem Ideal von Fürstengröße zu erheben *). Allein es

*) Vergl. das Gedicht: Shakespeare's Schatten.

ist zu spät, der Würfel ist bereits gefallen. Andreas Doria ist wieder zu sich gekommen, und halb Genua erinnert sich seines Wohlthäters; wie sollte Verrina jetzt vergessen, daß das Vaterland seines Armes bedarf. Noch gilt es einen letzten Versuch, ob er Genua retten und sich zugleich den Freund erhalten kann; Fiesco weist seine Bitte zurück, und mit dem Herzogsmantel versinkt auch der Held des Stückes in die Fluthen.

Fragen wir nun am Schluß: Was beabsichtigte Sch. mit seinem Fiesco? — so dürfen wir nicht vergessen, daß ihm die Schaubühne weniger Vergnügungsinstitut, als vielmehr eine moralische Bildungsanstalt war. Der Augenblick, wo Hunderte seinen Worten lauschten, war ihm nach seinen eigenen Worten „heilig und feierlich" und er betrachtete es als einen „Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen". Wie die Geschichte ihm selbst eine Lehrmeisterin war, vor deren Größe er sich in tiefer Verehrung beugte, so wollte er sie auch im Interesse der Menschheit verwerthen, es sollte die Gegenwart sich an den Tugenden der Vorwelt begeistern. Wie im römischen Alterthum der republicanische Geist des Einzelnen als die erste und heiligste aller Pflichten angesehen wurde, so wollte er in seinem Fiesco die Liebe zum Vaterlande und die uneigennützige Hingebung an dasselbe verherrlichen. Wandte er sich doch selbst mit den bedeutungsvollen Worten an seine Zuschauer: „Wenn Jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwerfen lernt, die er zu erringen fähig ist, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens." Um so mehr mußte es ihn schmerzen, daß sein Stück in Manheim nicht so aufgenommen wurde, wie er es erwartet; er schreibt hierüber (5. Mai 1784) an Reinwald: „Den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name. In den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut." Dagegen gefiel er in Frankfurt desto besser, und in Berlin wurde er in drei Wochen vierzehn mal gefordert und gespielt. Der Grund dieser Erscheinung war

wohl in der höheren wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung des Publicums zu suchen, das sich mit seiner Phantasie leichter auf jenen südlichen Schauplatz, mit seiner Reflexion leichter in den Geist jener Zeit zu versetzen befähigt war. Denn die Gewalt, mit welcher der Dichter eine spannende Handlung beherrscht, mit klarem Bewußtsein verfolgen; den tiefen Blicken, welche er uns in das menschliche Herz thun läßt, ein höheres psychologisches Interesse abgewinnen; in dem Ausgange der politischen Bewegung, wie der uns vorgeführten Seelenkämpfe die Gesetze einer höheren Weltordnung erblicken und dabei alle die Einzelheiten vergessen, an denen eine kleinliche Kritik so gern mäkelt — das ist eine Forderung, die nur da sich erfüllt, wo der Dichter ein Publicum findet, dessen Herzen ihm lebhaft und feurig entgegen schlagen und das selbst genug Adel der Gesinnung besitzt, um seinen erhabenen Intentionen zu folgen.

Fife [spr. feif] (Mcb. I, 3), eine der 19 Grafschaften Südschottlands, und zwar die Halbinsel zwischen der Forth-Bai und der nördlich davon gelegenen Tay-Bucht.

Figur (R. a. O. I, 1), von dem lat. figūra, die Gestalt; im Original steht als scherzhafter Ausdruck: individu, d. h. eig. Einzelwesen; ferner (Br. v. M. Einl. 5, 379) eine Bühnengestalt; Figurant (Wst. T. I, 7), eine stumme Person.

Firmament (R. II, 3), von dem lat. firmus, fest; die Feste des Himmels, das scheinbare Himmelsgewölbe; so (Ged. Die Weltweisen):

„Die Sonne scheint am Firmament."

und (Ged. 2. B. d. Aen. 55, Anm.):

„Vom flammenrothen Widerscheine brennt
Des Meeres Spiegel und das Firmament."

ferner der gesammte Weltraum, wie (Ged. Die Größe der Welt):

„Sterne sah' ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Ganges durch's Firmament zu gehn."

desgl. (Ged. An die Freude):

„Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament."

und (J. v. D. III, 4):

„Frei, wie das Firmament die Welt umspannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umschließen."

Firn (W. T. I, 1) oder Ferner nennt man in den Alpen das vorige oder frühere Eis, überhaupt das alte Eis, welches die Gletscher (s. d.) bildet.

Firnewein, von firn oder fernd (vergl. Firn), heißt in Süddeutschland und der Schweiz so viel als vorjähriger Wein, in weiterer Bedeutung aber alter Wein, im Gegensatz zu dem neuen oder diesjährigen. Da der Wein bekanntlich durch Alter gewinnt, so heißt es (Ged. Die Theilung der Erde):

„Der Abt wählt sich den edlen Firnewein."

fixiren (K. u. L. III, 2), befestigen, od. (Wst. T. IV, 3 — Gstf. 10, 191) mit Bestimmtheit auf etwas hinrichten.

Flamänder (D. C. III, 10), gew. Fläminger, ein Bewohner von Flandern.

Flandern (D. C. II, 2), eine Grafschaft des ehemaligen burgundischen Kreises, die jetzt theils zu Frankreich, theils zu Belgien, theils zu dem Königreich der Niederlande gehört. Es zerfällt in Ost- und Westflandern; daher (D. C. I, 2) im weiteren Sinne für „die Niederlande": „Es sind die flandrischen Provinzen, die an ihrem Halse weinen." Die „flandrische Grenze" (Gstf. 10, 144) ist die gegen Frankreich.

Flanke, von dem franz. le flanc (Wst. T. IV, 10), die Seite; (W. T. I, 3) mächtige Wände.

flennen (R. I, 2), weinen, klagen.

fleuves (Les) indiscrets, s. die Flüsse.

Flor, von dem lat. flos, die Blume. 1) Die Blüthezeit, wie (R. II, 1) „Flor des Lebens", (F. IV, 14) „Flor des

Vaterlands"; 2) Der Wohlſtand, wie (Picc. IV, 5) „Jetzt wird der Flor erſt angehen"; 3) leichtes Gewebe od. (F. I, 12) Schleier, wie (M. St. II, 5) „Flor der Nacht".

Flora (Myth.), die Göttin der Blumen, von dem lat. flos, die Blume, eigentlich nichts Anderes als eine poetiſche Perſonification, war nach Ovid mit Zephyrus, einem Sohne Aurora's, vermählt, der ihr das Reich der Blumen zum Brautgeſchenk brachte. Sie liebt und pflegt dieſelben; daher (Ged. Die Blumen):

„Schön das Kleid mit Licht geſticket,
Schön hat Flora euch geſchmücket."

Von einem Sohne Flora's (Ged. Eine Leichenphantaſie) berichtet die Mythologie nichts.

Florentiner (Gſtſ. 10, 232), ein Bewohner von Florenz; florentiniſch, aus Florenz.

Flotte, Die unüberwindliche (Ged.). Als die Königin Maria Stuart hingerichtet worden war, hatte Eliſabeth ihren Blick über die Grenzen Englands hinaus erweitert. Beſonders unterſtützte ſie die Niederländer gegen den König von Spanien, Philipp II., und engliſche Seefahrer verſuchten ihr Glück auf dem Weltmeere, um den Spaniern in ihren Colonieen Abbruch zu thun. Jetzt beſchloß Philipp, an England Rache zu nehmen und rüſtete ſeine unüberwindliche Flotte, die berühmte Armada (D. C. III, 7) aus, welche unter dem Befehl des Herzogs von Medina-Sidonia (ſ. d.) ſtand. Ein Hundert und funfzig Schiffe mit 50,000 Mann Landungstruppen ſollten England mit einem Schlage vernichten; aber die Gewalt der Stürme und die größere Gewandtheit, welche die Engländer und Niederländer zur See beſaßen, vereitelten das Unternehmen. — Str. 2, V. 11: „Das große Blatt ꝛc." iſt die berühmte Magna charta libertatum, der große Freiheitsbrief, welchen Johann ohne Land im Jahre 1215 unterzeichnen mußte, und durch welchen die von Heinrich I. gewährten, den Unterthanen aber ſpäter wieder vorenthaltenen

Rechte denselben auf's neue eingeräumt und fester bestimmt wurden. Ein Hauptpunkt in diesem Gesetze war, daß keine Steuern ohne Zustimmung der Stände auferlegt werden durften.

Flüchtling, Der (Ged.). Das Gedicht ist schon vor Sch.'s Flucht aus Stuttgart entstanden, so daß die Annahme, in dem Flüchtling sei der Dichter selber gemeint, nur insofern berechtigt erscheint, als derselbe in dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Flucht seinen Empfindungen einen Ausdruck gegeben. — Str. 4, V. 2 ist strampfen (nicht wie in der Octavausgabe stampfen) zu lesen. So auch in „der Schlacht": „Horch! was strampft im Galopp vorbei?" Vergl. auch Hiob 39, 21, wo strampfen so viel bedeutet als scharren.

Flüe (W. T. II, 2), eig. Fluh (W. T. IV, 1), welches s. v. w. Felswand bedeutet und auch in dem mineralogischen Ausdruck: Nagelflue, einem aus Geschieben von Kalkstein, Sandstein, Granit und Porphyr bestehenden Gesteinsgemisch sich wiederfindet.

Fluelen od. **Flüelen** (W. T. I, 4 u. IV, 1), ein reizend gelegenes Städtchen am Vierwaldstätter See, beim Eingange in das Reußthal; es ist der Hafen von Altorf.

Flügelbote, s. Hermes.

Flügelroß, s. Pegasus.

Fluh, s. Flüe.

Flurgott, s. Pan.

Flurschütz (W. T. Pers.-Verz.), s. v. w. Feldhüter.

Flüsse, Die (Ged.), eine Reihe von Xenien aus dem Jahre 1796, die (nach Viehoff) später unter diesem Titel vereinigt wurden. Rhein. Die Schweizer, die häufig als Leibwachen an fremden Höfen, besonders an dem französischen, dienten, waren wegen ihrer Treue berühmt. Rhein und Mosel. Die Rheingegenden bis zur Moselmündung haben manchen Dichter erzeugt; unterhalb derselben ist sein Gebiet für die Poesie

unfruchtbar geblieben. Donau in ** (Baiern und Oeſterreich). Die Bewohner beider Länder werden mit den aus Homer's Odyſſee (Geſ. 6, 7) bekannten Phaeaken verglichen, die ſich unter ihrem Könige Alkinoos einem üppigen und behaglichen Leben überließen. Main; auf die Patricierfamilien in Frankfurt zu beziehen, denen auch Goethe verwandt war. Saale; eine Huldigung, die den thüringiſchen Herzögen dargebracht wird. Ilm, ein Nebenfluß der Saale, in welchem Weimar liegt, wo damals Deutſchlands größte Dichter vereinigt waren. Pleiße, ein Nebenflüßchen der zur Saale gehenden Weißen Elſter, an dem bekanntlich Leipzig liegt, deſſen Poeten und Proſaiker vor Sch. wenig Gnade fanden. Elbe; ein Hieb auf Adelung, der nur den Meißner Dialect als den einzig echt deutſchen gelten laſſen wollte. Spree, erinnert an Ramler in Berlin, der in ſeinen Oden auf Friedrich den Großen ein deutſcher Horaz zu ſein ſtrebte, ohne jedoch ſein Muſter zu erreichen. Geſundbrunnen zu ** Carlsbad in Böhmen, wohin Sch. einer Cur wegen gereiſt war. Pegnitz, ein Quellfluß der in den Main fließenden Regnitz. Sie fließt bei Nürnberg vorbei, das ſeit Hans Sachs (1494—1576) keinen Dichter wieder hervorgebracht. Die ** (geiſtli)chen Flüſſe, d. h. in geiſtlicher Herren Ländern, wo ihnen (einem Bibelſpruche gemäß) keine großen Laſten aufgebürdet werden, indem die fetten Pfründen die Gebieter doch ernähren. Salzach, ein Nebenfluß des Inn, der bei Salzburg, der damaligen Hauptſtadt des gleichnamigen Erzbisthums vorüberfließt, das bei den Alten Juvavia hieß. Das Salz, an dem es Baiern gebricht, iſt das attiſche Salz, d. h. der Witz. Der anonyme Fluß iſt die Fulda, der Hauptfluß des ehemaligen Bisthums Fulda. Les fleuves indiscrets, d. h. die zudringlichen Flüſſe, eine Anſpielung auf einen unſauberen Roman Diderot's: „Les bijoux indiscrets.“ S. über denſelben das Buch des Königsberger Philoſophen K. Roſenkranz über Diderot.

Fohi (Tur. I, 5), der ſagenhafte Gründer des chineſiſchen Reichs, welcher etwa 3000 Jahr v. Chr. lebte. Er war der

erſte Geſetzgeber ſeines Volkes und wurde als hoher Beſchützer der Sternkunde verehrt.

Föhn (W. T. I, 1 u. 3), von dem lat. favonius, Weſt- od. Regenwind, der über die Alpen kommende Scirocco, der im Frühjahr den Schnee ſchmilzt und beſonders der Schifffahrt auf den Seen gefährlich iſt; perſonificirt gedacht, nennt Sch. ihn (W. T. I, 1) den „grauen Thalvogt", wegen der grauen Nebel und Wolken, die er das Thal heraufjagt.

Folie (Gſtſ. 10, 189), ein glänzendes Metallblatt, wie die Unterlage unter gefaßten Edelſteinen; bildlich (K. u. L. IV, 7 — Gſtſ. 10, 189) Grundlage, Hintergrund.

Folio-Stammbuch eines Kunſtfreundes, In das (Ged.). Das kleine Gedicht (vermuthlich aus dem Jahre 1804) enthält eine Satyre auf die in Almanachen behandelten wiſſenſchaftlichen Gegenſtände, die dort allerdings bisweilen als eine außerordentlich leichte Waare erſcheinen.

Forſcher, Die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es iſt gegen die beſchränkten Köpfe gerichtet, die, jeder urſprünglichen Geiſtesfriſche entbehrend, dennoch viel Aufhebens von ihren mit vielem gelehrten Apparat ausgeſtatteten Unterſuchungen machen, wobei ihnen aber die Wahrheit oft unter den Händen entſchlüpft.

Fortúna (Myth.), bei den Griechen Tyche, d. h. Glück, alſo die Göttin des Zufalls und als ſolche auch die Schweſter der Parzen. Im Gegenſatz zu dem Schickſale, welches die Dinge nach einer feſten Beſtimmung beherrſcht, erſcheint Fortuna als ein launenhaftes Weſen, das giebt oder nimmt, Schmerz oder Freude bereitet, wie es ihr gerade in den Sinn kommt; daher nennt ſich Kalaf (Tur. IV, 10): einen „Ball der Schickſalsmächte" und (Br. v. M. 5, 411) heißt es:

„Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden."

Uebrigens war ſie eigentlich nur eine perſonificirte Vorſtellung oder eine allegoriſche Gottheit, an die ſich deshalb auch keine

weitere Mythe knüpft. Auf ihre Unbeständigkeit beziehen sich die Stellen (Ged. Elegie a. d. Tod eines Jünglings):

„Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln."

und (Ged. Das Glück und die Weisheit):

„Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst Fortun' der Weisheit zu."

In letzterer Stelle steht in einigen Ausgaben für Fortun' „das Glück", jedenfalls aus Rücksichten des Wohlklanges. Wie die Dichter das Glück personificiren, so hat auch die bildende Kunst die Fortuna häufig dargestellt, und zwar als eine jugendliche weibliche Gestalt mit Attributen, welche sich theils auf ihre Flüchtigkeit, theils auf die Fülle ihrer Gaben, theils auf ihre lenkende Gewalt beziehen. Häufig erscheint sie mit dem Füllhorn der Amalthea (vergl. d) oder auch mit dem Glücksrade; daher (Ged. Das Siegesfest):

„Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut."

und bildl. (Wst. T. IV, 7):

„Bedenkt, wie schnell des Glückes Rad sich dreht."

Oft auch findet man sie mit einer Erdkugel dargestellt, auf welche sie ein Ruder stützt; daher (Wst. L. 7):

„Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff."

und (Wst. T. II, 3), wo es von den Heerschaaren heißt: Sie sind

„In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen."

Häufig (F. I, 12 — Wst. L. 11 — Wst. T. V, 2) steht Fortuna für Glück.

Forum, lat. jeder offene Platz, dann auch der Markt- und Versammlungsplatz. In Rom war das Forum magnum ein großer prächtiger Platz, der zum Spaziergange diente. Auf solchen Plätzen wurden die Triumphzüge abgehalten; daher (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Wohin führt der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?"

Auch pflegten sich hier die Richter zu versammeln, um die streitigen Sachen zu entscheiden und Recht zu sprechen, woher forum in der Gerichtssprache so viel bedeutet als Gerichtshof oder richterliche Behörde; daher:

Forum des Weibes (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Bei der Beurtheilung einzelner Thaten sind vor Allem die Beweggründe in's Auge zu fassen, wenn das Urtheil ein gerechtes werden soll. Ein solches Urtheilen ist natürlich eine Thätigkeit des streng abwägenden Verstandes; Frauen dagegen lassen sich bei ihrem Urtheil wesentlich von ihrem richtigen Gefühle leiten und dürfen daher mit Recht die harmonische Stimmung, welche sie sich treu bewahrt haben, zum Maßstabe der Beurtheilung des Mannes überhaupt machen. Vergl. „Weibliches Urtheil."

Fötheringhay (M. St. I, 1), Dorf in der Nähe von Peterborough in der englischen Grafschaft Northampton des alten Königreichs Mercia. Von dem Schlosse bei Fötheringhay, welches Maria Stuart's Sohn, Jakob I., zerstörte, sind noch Ruinen vorhanden; Maria's Leichnam ist in der Kirche zu Peterborough beigesetzt.

Franciscaner (Gstf. 10, 178) oder Minoriten (daher Gstf. 155, Minoritenkloster) sind die Glieder eines im 13ten Jahrhundert von dem heil. Franz von Assisi zu Neapel gestifteten Ordens. Ihre Ordensregel ist: Aeußerste Armuth, Entbehrung aller Sinnengenüsse und Fleiß in der Seelsorge unter Vermeidung der Gelehrsamkeit und prunkenden Geistesbildung.

Franke (J. v. D. II, 1), urspr. der Name einer deutschen, zwischen dem Niederrhein und der Weser wohnenden Völkerschaft, deren zuerst 238 n. Chr. erwähnt wird. Seit dem vierten Jahrhundert drangen sie in Gallien ein und gründeten hier das fränkische Reich; demnächst ist Franke einer der zahlreichen Namen, die man in Deutschland den überrheinischen Nachbarn mehr oder weniger mit einem feindseligen oder spöttischen Beigeschmacke

giebt: „Franzose, Franzos', Franzmann (M. St. I, 1), Franze, Franke (Ged. Die Antiken zu Paris), Gallier". Klopstock sang einmal, als die Revolution ausbrach, „Name der Brüder ist der edle Name". In dem Gedichte „An Goethe" verwendet es Sch. zweimal, desgl. (J. v. O. IV, 1) im edlen Sinne.

Franken (R. I, 1) oder fränkischer Kreis, einer der zehn Kreise des ehemaligen deutschen Reichs, welcher das nördliche Baiern, einige Theile von Würtemberg, Baden, beide Hessen und die sächsischen Herzogthümer umfaßte.

Frankreich (F. I, 8). Während der Kriege zwischen Franz I. von Frankreich und Kaiser Carl V. unterlag die Republik Genua bald dem Einen, bald dem Andern; besonders hatte sie unter der Herrschaft der Franzosen viel zu leiden. Hierauf beziehen sich Fiesco's Worte: „gegen die ganze Macht Frankreichs" bin ich bereit mich zu schlagen.

Franz v. Lauenburg (Wst. T. III, 4). Herzog Franz Albert von Lauenburg, der Begleiter des Schwedenkönigs Gustav Adolph nnd Zeuge seines Todes in der Schlacht bei Lützen, ging unmittelbar nach der Schlacht zu den Sachsen über.

Franzmann (M. St. I, 1), s. Franke.

Französisches:

à merveille (F. I, 5), zum Verwundern.

à propos! eig. zur gelegenen Zeit; gew. (F. II, 15) für: ehe ich's vergesse.

Causes célèbres (K. d. H.), berühmte Rechtsfälle.

c'est l'amour qui a fait ça! (R. I, 1) das hat die Liebe gethan!

ciel! (K. u. L. IV, 9) Himmel!

Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque (F. Vorr.), Verschwörung des Grafen Johann Ludwig von Fiesco;

ebendaſ. Histoire des Conjurations, Geſchichte der Verſchwörungen; Histoire de Gênes, Geſchichte von Genua.

Cour d'amour (J. v. D.), Liebeshof.

eau de mille fleurs, eig. Waſſer von tauſend Blumen (K. u. L. III, 1), eine Art wohlriechendes Waſſer.

en passant (K. u. L. III, 2), im Vorbeigehen.

la bourse ou la vie! (R. I, 2) die Börſe oder das Leben!

mon Dieu (K. u. L. III, 2), mein Gott.

Mort de ma vie! wörtl. Tod meines Lebens! als Schwur gebraucht: Ich will des Todes ſein! oder (R. I, 2 — K. u. L. III, 2): Hol' mich der Henker!

par terre, zu ebener Erde, (K. u. L. I, 1) unten.

Prince d'amour (J. v. D. I, 2), Liebesfürſt.

Prince philosophe (Gſtſ. 10, 209), der philoſophiſche Fürſt.

Rendez-vous, wörtl. begebet euch hin, (K. u. L. III, 2) ein Stelldichein.

Fratze, 1) (F. I, 4) Zerrgeſicht; 2) (Picc. IV, 7) Narrenspoſſen.

Frau, Die berühmte (Ged.). Dies Gedicht ſtammt aus dem Jahre 1788, einer Zeit, wo Sch. mit Heirathsgedanken umging, und wo ihm nach Viehoff's Unterſuchungen durch ſeine Freunde einzelne Partien angeboten wurden, von denen er aber nichts wiſſen wollte. Von einer „Mamſell S." aus Weimar ſagte er, ihre Gefühle ſtänden unter dem eiſernen Scepter der Vernunft. Er ſelbſt verkehrte damals viel in dem Hauſe der Familie v. Lengefeld zu Rudolſtadt, wo er ſeine nachmalige Gattin Charlotte und deren Schweſter Caroline kennen lernte. Vermuthlich iſt dies Gedicht entſtanden, indem er die Erwählte ſeines Herzens mit einer von den Vorgeſchlagenen, einer Dichterin, verglich. In launiger Weiſe kleidet der Dichter ſeine Ideen in die Form einer Klage eines Ehemannes, der das Unglück hat,

eine berühmte Frau zu besitzen. — Str. 2: „wird sie in allen Buden feil geboten", d. h. in ihren schriftstellerischen Arbeiten. — Schmutz'ger Aristarch (s. d.), ein gemeiner Recensent. — Str. 3: Ninon als Bezeichnung für eine berühmte Frau, als deren Repräsentantin dem Dichter Ninon de Lenclos, eine durch Galanterie und Witz berühmte, vornehme Courtisane zur Zeit Ludwig's XIII. von Frankreich, gilt. — Abschn. 4: „blau und gelbe Röcke", Postboten, Briefträger". — Abschn. 6: „der Z** Wundermann" ist wahrscheinlich der Züricher Wundermann, nämlich Lavater, dem Goethe und Schiller manchen Hieb versetzt haben. — Abschn. 10: „Ein starker Geist", bei den Franzosen „un esprit fort", bezeichnet oft den Charakter emancipirter Frauenzimmer. — „Cytherea's goldenes Buch." Vergl. die Anm. Der Dichter scheint anzunehmen, daß Cytherea ein Verzeichniß edler weiblicher Charaktere besitze, gleich dem goldenen Buche (F. II, 5) der italienischen Republiken.

Frau, Die große (W. T. II, 2), s. Zürich.

Frauenberg (Picc. V, 2 — Wst. T. II, 3) oder Marienberg, eine am linken Ufer des Mains gelegene Festung, nahe bei Würzburg in Baiern.

Freibrief, ein Bevorrechtigungsschreiben (Patent), in welchem Jemandem gewisse Vortheile, Vorzüge oder Vorrechte zugesichert werden; daher (M. St. I, 7) bildlich:

„Und denkt ihr, daß der königliche Name
Zum Freibrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande straflos auszusäen?"

Freiburg (W. T. IV, 2), die Hauptstadt in dem schweizerischen Canton gl. N. Sie liegt hoch auf steil abgeschnittenen kahlen Sandsteinfelsen und ist von Thürmen und Ringmauern umgeben, so daß sie einer Festung gleicht.

Freigeist nennt man denjenigen, der die Lehren der geoffenbarten Religion verwirft und bloß die der natürlichen anerkennt. So heißt es (Gstf. 10, 202) von dem Prinzen: „Er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubensreicher

Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist." Ein solcher betrachtet den Glauben der Völker als Aberglauben und erkennt nur seine Vernunft als obersten Richter über seine Glaubensansichten an; daher sagt Marquis Posa (D. C. III, 10) von Gott:

„Bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze!
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: Die Welt ist sich-genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeist's Lästerung gepriesen."

Freiheit, Die idealische (Ged.; nur in der Octavausgabe unter den Votivtafeln), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Es weist uns darauf hin, daß die Erhebung zum Idealen uns in ein Reich der Freiheit versetzt, das jenseit der irdischen Schranken zu suchen ist. Wer in diesem Reiche der Freiheit lebt, den kann der Tod nicht schrecken.

Freiheitsbriefe (W. T. III, 3). Ihnen zufolge durfte kein Gefangener außer Landes geführt werden.

Freimäurer (Gstf. 10, 129), gew. Freimaurer (in der Octav-Ausgabe Maçon), eine Gesellschaft von Männern, welche den verschiedensten Ständen und Religionen angehören und in abgesonderten Versammlungen, Logen (Gstf. 10, 171) genannt, eine geheime Kunst üben, die sie bildlich Freimaurerei nennen. Ihr Ursprung, den Manche aus dem grauen Alterthum glaubten herleiten zu müssen, ist in Baucorporationen des Mittelalters zu suchen, die unter Meistern von hervorragender Bildung standen und, durch Freiheitsbriefe der weltlichen wie der geistlichen Macht geschützt, sich für jeden großen Bau eine besondere Verfassung gaben. Ihnen verdanken wir die Entstehung der herrlichen gothischen Bauwerke, die sich vorherrschend in Deutschland und den anstoßenden Ländern finden. Gegenwärtig hat sich der Freimaurerorden über die ganze Erde ausgebreitet, so weit europäische Bildung reicht. Neben geheim gehaltenen Erken-

nungszeichen und Gebräuchen ist die höhere geistige und sittliche Ausbildung der Menschheit der eigentliche Zweck dieser Gesellschaft, den sie durch sittlichen Wandel, religiöse Duldung und Uebung von Wohlthaten zu verwirklichen strebt.

Fremdlinge (W. T. II, 1), die fremden Ritter, die sich an den Höfen der Landvögte aufhielten.

Fremdwörter. Es giebt, wie keinen Menschen und kein Volk, so auch keine Sprache, die sich selbst genügte, und so behalten denn die meisten Sprachen für Begriffe, die ihnen aus der Fremde zugekommen sind, größtentheils auch die fremde Bezeichnung bei. Der Einführung solcher Gäste sind aber auch andere weniger natürliche Umstände günstig, so z. B. das Streben der höheren Stände, durch derartige Beimischung ihrer Ausdrucksweise ein vornehmeres Aussehen zu geben (s. Französisch und in Kabale und Liebe den Präsidenten und den Herrn von Kalb). Auch kann es geschehen, daß ein Volk von wenig vorgeschrittener geistiger oder auch nur gesellschaftlicher Bildung zahlreiche fremde Bezeichnungen von einem begünstigteren Nachbarvolke annimmt. Endlich kann auch einer Nation der eigenthümliche Trieb einwohnen, selbst zum Schaden des eigenen Gutes, dem fremden unter sich eine Stätte zu bereiten. Alle diese Gründe haben darauf gewirkt, die deutsche Sprache — abgesehen von der wissenschaftlichen Terminologie, die allen gebildeteren Völkern Europa's gemeinsam ist — mit zahllosen Fremdwörtern in der That zu verunstalten. Unser Feind ist besonders das Französische gewesen, welches schon im 17ten Jahrhundert anfing, in Deutschland sehr in Aufnahme zu kommen, im 18ten aber die Sprache der Diplomatie, der Höfe, des Adels und selbst vielfacher Schriftstellerei wurde, so daß es neben der französischen Literatur in Frankreich beinahe eine solche in unserem Vaterlande gab. Leibnitz, Friedrich der Große und Alexander von Humboldt könnten auch unter den französischen Klassikern aufgezählt werden. Den König spricht dabei das überwältigende Beispiel

der ganzen gebildeten Welt von jedem Vorwurfe frei. Wir wiſſen, wie Leſſing alle ſolche Tendenzen bekämpft hat, aber gerade ein Blick in ſeine Werke zeigt, wie tief die fr. Lit. in Blut und Leben des deutſchen Volkes eingedrungen war. Erſt klaſſiſche Schriftſteller in der eigenen Sprache konnten uns der Befreiung entgegenführen. Es ſei erwähnt, daß die „gute alte Zeit" des Mittelalters in dieſer Beziehung durchaus keinen Vorzug hatte. Theilweiſe hat J. Grimm den Gegenſtand in ſeiner Schrift „Ueber das Pedantiſche in der deutſchen Sprache" (Kleine Schriften I, p. 327) behandelt. Weiteres ſiehe in den anziehenden Programmen: „Zuſammenſtellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutſchen von W. Wendler, Zwickau 1865." „Die franzöſiſchen Fremdwörter in unſerm heutigen Verkehr von Laubert, Danzig 1866." „Ueber den Kampf der deutſchen Sprache gegen fremde Elemente von L. Schacht, Elberfeld 1866."

Sch. hat, wie das nachſtehende Verzeichniß zeigt, nicht nur eine bedeutende Anzahl fremder Wörter, ſondern es finden ſich bei ihm auch (ſ. Sprache) eine nicht unbedeutende Anzahl franzöſiſcher ſyntaktiſcher Wendungen. Seine Proſa iſt die klare, durchſichtige des ganzen 18ten Jahrhunderts, von der man wohl ſagen kann, daß ſie ſich nach der franzöſiſchen gebildet hat Man beobachte in dieſer Beziehung beſonders den „Geiſterſeher". Auch Sch. hatte anfangs das auch in unſerer Zeit ſo ſtark, ſelbſt barock, dann aber mit vernünftiger Mäßigung aufgetretene, ſehr empfehlenswerthe Streben, die Sprache wieder zu reinigen. So ſagt er (Sp. d. Sch.): „Aufkömmling" für parvenu, ebendaſelbſt „Ring des Vergnügens" für geſellige Zirkel, (V. a. v. E.) „Leicheneröffnung des Laſters" für Section, im Geiſterſeher „Gemüthslage" für Dispoſition (ſ. d.), „fachen" (R. II, 3) für claſſificiren. Später jedoch hat er ſich allein von dem guten Geſchmack leiten laſſen und in dieſer Beziehung Goethe's Anſicht gehuldigt, welcher gelegentlich ſagt: „Ich habe im Leben und Umgang mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geiſtloſe Menſchen ſind, welche auf die Sprachreinigung

mit zu großem Eifer dringen." — Wir lassen nachstehend die bei Sch. vorkommenden Fremdwörter in alphabetischer Reihe*) folgen:

abonniren (vorausbezahlen), abortiren (zur Unzeit gebären), absolut (unbedingt), absolviren (freisprechen), Accise (Steueramt), accompagniren (begleiten), Act (That, Aufzug in einem Schauspiel), Acten (Schriftstücke der Behörden), Acteur (Schauspieler), Action (Gefecht, Treffen), Adagio (ein gefühlvolles, sanft zu spielendes Tonstück), Adjutant (Hülfsofficier), Admiral (Befehlshaber zur See), Advocat (Sachwalter), Aeonen (unermeßliche Zeiträume, Ewigkeiten), Aequivalent (vollgültiger Ersatz), Aera (Zeitrechnung von einem Punkte an), Affaire (Gefecht, Schlacht), Agent (Geschäftsbesorger), Akademie (Hochschule), Alarm (Unruhe, Bestürzung), Allianz (Bündniß), Altan (Ausbau, Söller), Ambassadeur (Gesandte), Ambition (Ehrbegierde), Amouren (Liebeshändel), analogisch (nach der Aehnlichkeit), Anathem (Bannfluch), Anatomie (Zergliederungshaus), Anekdote (neue od. kurze Geschichte), anonym (namenlos, unbenannt), Antecessor (Vorgänger), Apologie (Vertheidigung, Schutzschrift), apoplektisch (schlagartig), Apoplexie (Schlagfluß), Apostasie (Glaubensabfall), appelliren (sich auf etwas berufen), apportiren (bringen, holen), Arie (Lied), Arrangement (Anordnung), Arsenal (Waffenhalle), Artikel (Glied, Theil, Abschnitt), Assemblee (vornehme Gesellschaft), Asyl (Freistatt, Zufluchtsort), Atheist (Gottesleugner), Atmosphäre (Dunstkreis), Attachement (Zuneigung), Attake (Angriff), Audienz (Gehörgebung), Avantgarde (Vortrab, Vorhut), Aventurier (Abenteurer, Glücksritter).

Bagage (Feldgepäck), balsamisch (wohlriechend, wohlthuend), Bankett (Gastmahl, Schmaus), Barake (elendes

*) Fremdwörter, welche man in dieser Reihe vermißt, sind in der allgemeinen alphabetischen Reihenfolge aufzusuchen, da sie neben der Verdeutschung noch anderweitiger Erläuterung bedürfen.

Haus), Baſſin (ein künſtlich angelegtes Waſſerbecken), Baſtei (Bollwerk einer Feſtung), Bataille (Schlacht), Batterie (Geſchützſtand), becomplimentiren (begrüßen), Belletriſt (Schönſchriftſteller), beſtialiſch (roh, viehiſch), Beſtie (wildes Thier, gemeiner, nichtswürdiger Menſch), bigott (frömmelnd, ſeine Andacht zur Schau tragend), Billet doux (Liebesbriefchen), Biscuit (ſüßer Zwieback), bizarr (ſeltſam, ſonderbar), Bizarrerie (Sonderbarkeit, Wunderlichkeit), blamiren (beſchimpfen, verunehren), Blaſphemie (Gotteslästerung, Läſterrede), blaſphemiren (Gotteslästerungen ausſtoßen), bravo (vortrefflich), Bravour (Tapferkeit, Muth, Unerſchrockenheit), braviſſimo (ſehr gut), brutal (ungeſchliffen, grob), burlesk (ſcherzhaft, lächerlich).

Cabale (geheimes Einverſtändniß, geheime Verbindung), Calcul (Berechnung), calculiren (berechnen), campiren (zu Felde liegen), Canaille (niedriger Pöbel, Lumpenhund), Candidat (Amtsbewerber), cantonniren (in den Städten und Dörfern einer Gegend beiſammen ſtehen), Caper (Raubſchiffer, Seeräuber), Capitain (Hauptmann, Rittmeiſter), Capitel (Abſchnitt, beſonderer Theil), frz. Chapitre (R. I, 2, der rechte Punkt), Carcer (Univerſitätsgefängniß), Careſſe (Liebkoſung), careſſiren (liebkoſen), Carmen, pl. Carmina (Gelegenheitsgedicht, Leichengedicht), Carnation (Fleiſchmalerei), Carriere (der volle Lauf, das Jagen), Carriole (leichtes, zweirädriges Fuhrwerk), Carroſſe (prächtige Kutſche, Staatswagen), Caſus (Fall), Caution (Bürgſchaft, Sicherheit), Celebritäten (berühmte Männer), Chapeau-bas (Armhut), Charade (Silbenräthſel), Chef (Oberhaupt, Vorgeſetzter), chemiſch (ſtofflich), Chicane (verfängliche Spitzfindigkeit und Rechtsverdrehung), Clavier (Saiteninſtrument mit Taſten), Clientin (Schutzbefohlene), Cloak (Düngergrube), Collecte (Geldſammlung), collectiv (zuſammenfaſſend, gemeinſchaftlich), Colonie (Pflanzſtaat), Colorit (Färbung), Combination (Verknüpfung, Vereinigung), Comitat (Begleitung, Gefolge), Commandant

(Oberbefehlshaber), Commandeur (Anführer einer Truppenabtheilung), Commentation (Erklärung, Erläuterung), Commerz (Handel, Verkehr), Commissar (Geschäftsbetrauter, Bevollmächtigter), Commission (Auftrag, Vollmacht), Communication (Verbindung), Compagnie (Gesellschaft), Complot (geheime Verbindung, Verschwörung), Composition (Zusammenstellung), Concilium (berathende Versammlung), Concordia (Eintracht, Einigkeit), Concubine (Kebsweib), Connaissance (Bekanntschaft), consecriren (weihen, einsegnen), Consens (Einwilligung), contentiren (zufriedenstellen), Conto (Rechnung), Contract (Vertrag), Contrebaß (große Baßgeige), Contrast (Gegensatz, Widerstreit), contrastiren (einen Gegensatz bilden, gegen einander abstechen), Convention (Uebereinkommen), conventionell (herkömmlich), Convulsion (Zuckung), Copie (Abschrift, Nachahmung), copiren (abschreiben), cordial (herzlich, vertraut), Corps od. Corpus (Heerhaufen), Correspondent (Briefwechsler, Geschäftsfreund), Correspondenz (Briefwechsel), corrigiren (verbessern, berichtigen), Couplet (Strophe, Vers), Courage (Muth), Courir (reitender Bote), Crucifix (die Darstellung Christi am Kreuze), curios (sonderbar, seltsam).

Declariren (erklären, kund thun), Decoct (abgekochter Trank, Kräutertrank), decoriren (verzieren, schmücken), demokratisch (volksherrschaftlich), demonstriren (beweisen), Denunciation (Angabe eines Verbrechens bei der Obrigkeit), Depesche (Eilbotschaft), deponiren (niederlegen, in Verwahrung geben), deputiren (Abgeordnete senden), desperat (verzweifelt, hoffnungslos), Desperation (Verzweiflung), Dessert (Nachtisch), Dessin (Zeichnung, Muster), devot (ergeben), Devotion (Ehrfurcht), diabolisch (teuflisch), Diction (die Sprache od. Schreibart eines Schriftstellers), Discant (Oberstimme), Disciplin (Mannszucht), discret (verschwiegen, zurückhaltend), Discretion (kluge Zurückhaltung, Verschwiegenheit), Disgrace (Ungnade), disponiren (verfügen), disputiren

(ſtreiten, ſtreitig machen), Diſtinction (Auszeichnung), Diſtraction (Zerſtreuung), diſtrait (zerſtreut), Diſtrict (Bezirk, Gebiet), docíren (lehren), Doctor (Lehrer, Arzt), Domino (Maskenanzug), Doſis (Gabe, Maß).

Echauffíren (erhitzen, aufbringen), Edict (landesherrlicher Befehl), Eleganz (Zierlichkeit, Anmuth), empiriſch (erfahrungsmäßig), enthuſiaſtiſch (begeiſtert, ſchwärmeriſch), Entree (Eintritt), Enveloppe (Frauenmantel), Escorte (Bedeckung, Begleitung), escortíren (unter ſicherer Bedeckung geleiten), Etabliſſement (Stellung, Verſorgung), Etat (Verzeichniß, Anſchlag), Etui (Futteral), Exaltation (Begeiſterung, Ueberſpannung, Verzücktheit), examiníren (ausfragen, verhören), Exceß (Ausſchweifung, Gewaltthätigkeit), excuſíren (entſchuldigen), Execution (Hinrichtung), Exempel (Beiſpiel, Muſter, Aufgabe), exemplariſch (muſterhaft, beiſpielgebend, abſchreckend), exercíren (üben), Exil (Verbannung, Verweiſung), Exiſtenz (Daſein, Leben, Lebensweiſe, Weſenheit), expedíren (abſenden, befördern), Experiment (Verſuch), Exploſion (Ausbruch, Hervorbrechen), Expreſſer (beſonderer Bote), extemporíren (etwas aus dem Stegreif verrichten), Extrafall (außerordentlicher Fall), Extrapoſt (außerordentliche Sendung).

Fabel (erdichtete Erzählung), Façon (Art, Geſtalt, Form), Faction (Partei, politiſche Meinungs-Genoſſenſchaft), Factum, pl. Facta (Thatſache, Handlung, Begebenheit), familiariſíren (ſich bekannt od. vertraut machen), Fanatismus (Glaubensſchwärmerei), fanatiſch (ſchwärmeriſch), Farce Poſſenſpiel, lächerlicher Streich), Fat (Geck, läppiſcher Menſch), Felouque (kleines Ruderſchiff), Filet (netzförmige Arbeit), Finanzrath (Schatzrath), fingíren (vorgeben, thun als ob ...), Finte (Verſtellung, Liſt, Schlauheit), Flambeau (Fackel), Flatterie (Schmeichelei, Liebkoſung), floríren (blühen, gedeihen), Fond (Hintergrund der Bühne), Fontaine (Quelle, Springbrunnen), forcíren (zwingen, nöthigen), formíren (bilden,

zusammenbringen), Fortune (Glück), frugal (einfach, mäßig, spärlich), Fundament (Grund, Grundlage).

Gage (Löhnung, Sold), Gala (Hoffestlichkeit), Galan (Liebhaber), Galeere (Ruderschiff), Galerie (bedeckter Gang), Garnison (Besatzungsmannschaft), Gaudium (Vergnügen, Ergötzung), Generalissimus (oberster Feldherr), geometrisch (räumlich), gesticuliren (Handbewegungen oder Geberden machen), Gestus (Bewegung, Geberde), Gondolier (Gondelfahrer, Gondelschiffer), Gouverneur (der Vorgesetzte einer Festung od. Befehlshaber einer Provinz), Gouvernement (Regierung), gratis (unentgeltlich, umsonst).

Hemisphäre (Halbkugel, Hälfte der Erdkugel), heroisch (heldenmäßig, heldenmüthig), Heroismus (Heldenmuth, Hochherzigkeit), hofiren (den Hof machen, schmeicheln), Hotel (vornehmes Gasthaus).

Idee (Anschauung, Vorstellung, Entwurf), identificiren (zu ebendemselben od. gleich machen), Idol (Trugbild), Illusion (Täuschung, falsche Einbildung), Imagination (Einbildungskraft), impertinent (unverschämt, frech), Impertinenz (Ungebührlichkeit, Ungezogenheit), imponiren (Eindruck machen), Importance (Wichtigkeit), Impromptu (sinnreicher Einfall), imputabel (zurechnungsfähig), incommodiren (belästigen), Independenz (Unabhängigkeit, Selbständigkeit), Indifferenzpunkt (Scheidepunkt), indiscret (zudringlich, unbescheiden), Individuum (Einzelwesen), Individualität (Besonderheit, Eigenthümlichkeit), infam (ehrlos, geschändet), infernalisch (höllisch), inquiriren (peinlich verhören), Institut (Anstalt, bes. in Beziehung auf ihre Einrichtung), Instruction (Verhaltungsbefehl, schriftliche Dienstanweisung), Interesse (Antheilnehmung, Betheiligung, Verlangen).

Jabot (Hemdkrause), jovialisch (fröhlich, heiter), Jovialität (Lustigkeit, Frohsinn), jubiliren (jubeln, frohlocken), Jurament (Eid, Eidschwur), Justiz (richtende Obrigkeit, Rechtshandhabung).

Katheder (Lehr- od. Rednerstuhl), komisch (spaßhaft, belustigend), Krise od. Krisis (entscheidende Wendung einer Sache).

Laie (Nichtgeistlicher, Weltlicher), Lamento (Wehklage, Klagegeschrei), Lection (Lehre, Belehrung, Unterricht, Verweis), Lecture (das Lesen, Belehrung aus Büchern), Legitimation (Beglaubigung), liberal (freisinnig, vorurtheilsfrei), Logis (Wohnung), Lotterie (Glücksspiel), Louisd'or od. Louis (ein Goldstück im Werthe von etwas über 5 Thaler), lugubre (traurig, düster).

Makrone (Zuckergebäck von Mandelteig), Malice (Bosheit, Heimtücke), Mamsell, verd. für Mademoiselle (Fräulein, Jungfer), Manifest (öffentliche Machterklärung, landesherrliche Bekanntmachung), Manschette (Handkrause, Handärmel), Manuscript (Handschrift), Mariage (Heirath), massiv (fest, gediegen), Maxime (Grundsatz, Verhaltungsmaßregel), Medicin (Arzeneiwissenschaft, Heilkunde), Medium (das Vermittelnde, Hülfsmittel), Melancholie (Schwermuth, Trübsinn), Memoire (Denkschrift), Meuble (Hausgeräth), Mime (Schauspieler), Monarch (Alleinherrscher, Fürst), montiren (ausstatten, mit Dienstkleidung versehen), moquant (spöttisch, höhnisch), Muskete (Soldatenflinte).

Naiv (natürlich, unbefangen), Naivetät (natürliche Offenheit, liebenswürdige Einfalt), Nation (Volk, Völkerschaft), Naturell (natürliche Gemüthsbeschaffenheit), Négligé (Hausgewand, Morgenanzug), Notiz (Bemerkung, Mittheilung).

Objectiv (gegenständlich), obligiren (verbinden, verpflichten), Obligation (Verpflichtung), Observanz (herkömmlicher Gebrauch), observiren (beobachten), Octav (Achtelform eines Bogens), Officier (Befehlshaber), Omen (Vorbedeutung, Vorzeichen), Oper od. Opera (Singschauspiel, musikalisches Drama), Opernarie (Gesangstück einer Oper), opernhaft (singspielartig), Ordre (Befehl).

Packet (Bündel), Packetboot (Postschiff), Page (dienstthuender Edelknabe), parat (bereit), parfümiren (wohlriechend

machen), Parterre (der untere Raum), Particulier (Privatmann), Passagier (Reisender, Fahrgast), Passion (Leidenschaft), passiren (vorbeigehen, begegnen, hingehen, gelten, gehalten werden), Pastor (Seelenhirt, Pfarrer), Patient (Leidender, Kranker), Pause (Ruhepunkt, Stillstand, Schweigen), Pension (Gnadengehalt, Dienstbelohnung), Periode (Zeitraum), Phänomen (Erscheinung), Phlegma (Gleichgültigkeit, Trägheit), physisch (natürlich, körperlich), Pike (Lanze, Spieß), Pilot (Steuermann, Lootse), Pique (Groll, Haß), Plantage (Anpflanzung), Pöbel (das niedere Volk, der gemeine Haufe), Pocal (Becher, Kelch, Humpen), populär (gemeinverständlich, leichtfaßlich), Porte-Epée (Degenquaste), Portefeuille (Brieftasche, Notizbüchelchen), Portion (Antheil), Positives (Bestimmtes, Zuverlässiges), Possession (Besitz, Besitzstand), poussiren (emporbringen, befördern), Prämie (Preis, Belohnung), präpariren (vorbereiten), Präsent (Geschenk), Premierminister (oberster Staatsdiener), privilegiren (ein Vorrecht ertheilen), Product (Erzeugniß), prognosticiren (vorhersagen, vorandeuten), Promenade (Spaziergang), promeniren (spazieren gehen), Protest (Widerspruch, Zurückweisung), Proviant (Mundvorrath, Lebensmittel), pur (rein, unvermischt), Purganz (Abführungsmittel).

Rapport (Bericht), rar (selten, kostbar), Recept (Arzneiverschreibung), recommandiren (empfehlen), Recompens (Belohnung), Recrut (neugeworbener Soldat), Redoute (Maskenball), reformiren (umgestalten, verbessern), Region (Bezirk, Gebiet), rejiciren (verwerfen, verstoßen), Rendezvous (Zusammenkunft, Stelldichein), Renommée (der Ruf), Repräsentant (Stellvertreter), repräsentiren (vergegenwärtigen, darstellen), Reputation (guter Ruf), Residenz (Wohnsitz eines Fürsten), residiren (wohnen, Hof halten), Ressort (die Feder), Ressource (Hülfsquelle), Resultat (Ergebniß, Folge), retiriren (zurückziehen), retour (zurück), Revanche (Genugthuung, Vergeltung, Rache), Revier (Bezirk, Umkreis), Revue

(Heerſchau, Muſterung), Rivalität (Wettſtreit, Wetteifer), robuſt (ſtark, kräftig).

Salutiren (militäriſch begrüßen), ſalviren (ſich ſicher ſtellen), Scholaren (Schüler), Secretair (Geheimſchreiber), Sergeant (Polizeidiener), ſerviren (auftragen), Sottiſe (Grobheit, Beleidigung), Souper (Abendeſſen), Spion (Späher, Kundſchafter), Spital (Krankenhaus), Statue (Bildſäule), Statur (Leibesgeſtalt, Wuchs), Suada (Beredſamkeit, Redefluß), Subaltern (Unterbeamter, Unterbefehlshaber), Succeß (Erfolg, Glück), Succurs (Hülfs- od. Verſtärkungsmannſchaften), ſuperb (prächtig), Supplicant (Bittſteller), Supplicantin (die Bittende).

Tabatiere (Schnupftabaksdoſe), Tableau (Gemälde, Bild), Tabouret (Seſſel ohne Lehne), Taxe (feſtgeſetzter Preis), Termin (beſtimmter Zeitpunkt), Terzerol (Taſchenpiſtole), Teſtimonium (Zeugniß), Transport (Sendung), Treſſen (geflochtene Borten), Trupp (der Haufe, die Schaar), Tubus (Fernrohr).

Uhlan (Lanzenreiter), unfrankirt (nicht frei gemacht), Uniform (Dienſtkleidung der Soldaten).

Vacant (erledigt, unbeſetzt), Viſite (Beſuch), viſitiren (unterſuchen, beſichtigen), Vivat (es lebe, das Lebehoch).

Freude, An die (Ged.). Nachdem Sch. ein Jahr lang von lyriſchen Schöpfungen geruht, trat er im Jahre 1785 mit dieſem begeiſterten Hymnus hervor. Der Anlaß dazu mag in dem anregenden und belebenden Umgange zu ſuchen ſein, den er in Leipzig mit Körner (dem Vater des bekannten Dichters) und andern befreundeten Perſonen fand. Mit dieſem weltbekannten Gedichte beginnt Sch.'s zweite Periode; und wenn es auch hier noch oft genug jugendlich überſprudelt, ſo iſt doch eine größere Beſonnenheit und maßvollere Haltung nicht zu verkennen. Durch die äußere Einrichtung, zufolge welcher nach jeder achtzeiligen Strophe der Chor mit einer vierzeiligen

einfällt, hat es den Charakter eines Gesellschaftsliedes erhalten und ist als solches in fröhlich-ernsten Kreisen oft gesungen worden. Der Chor selbst übt eine ähnliche Wirkung aus wie der in der antiken Tragödie, indem er die Empfindungen der vorangegangenen Strophe in gesteigertem Maße wiederholt und die Gesellschaft auf den Fittigen des Gesanges zu dem höchsten Wesen emporträgt. Die bekanntesten Compositionen dieses Liedes sind die von Zelter und Zumsteeg.

Freude, Gott der (Picc. III, 9). Vielleicht dachte Sch. an die berühmte Scene, in der Alexander der Große und seine Freunde nach einem wilden Trinkgelage Persepolis in Brand gesteckt haben sollen.

Freudebringer, s. Bacchus.

Freund und Feind (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Freund macht uns auf das aufmerksam, was wir leisten, und kann uns durch ein anerkennendes Wort zum Weiterstreben ermuthigen; der Feind dagegen, besonders der als Recensent auftretende, zeigt uns das Ideal, nach dem wir hätten streben sollen.

Freunde, Einem jungen, als er sich der Weltweisheit widmete. (Ged.) Ein Gelegenheitsgedicht aus dem Jahre 1795. Wie bei den Eleusinischen Mysterien (vergl. Eleusis) den Einzuweihenden furchtbare Schreckbilder des Tartarus vorgeführt wurden, ehe sie die entzückenden Bilder zu schauen bekamen, deren Inhalt sie nie enthüllen durften: eben so bezeichnet der Dichter den Weg durch die philosophischen Studien als eine dornenvolle Bahn, während „der Führer im eigenen Busen" uns leichter und sicherer zu leiten im Stande sei.

Freunde, Einem, in's Stammbuch (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1805; es soll das letzte kleinere Gedicht sein, welches Sch. geschrieben. Verwandte Gedanken finden sich in dem Gedichte: „Die Künstler" und am Schluß des „Spazierganges".

Freunde, An die (Ged.). Ein Gedicht aus dem Anfange des Jahres 1802, welches zugleich mit den „vier Weltaltern" an Körner gesandt wurde, um von demselben componirt zu werden. Es stellt das Leben zu Weimar mit den großen Weltverhältnissen, mit andern Zeiten, andern Gegenden zusammen, legt aber zugleich den Maßstab des Idealen an dasselbe, der auf das hindeutet, was einen bleibenden Werth hat. In den sechs ersten Versen jeder Strophe tritt die Anerkennung und Bewunderung des Fremden und Fernliegenden in den Vordergrund, während in den vier eingerückten Schlußversen sich die behagliche Zufriedenheit mit dem beschiedenen Loose ausspricht.

Freundin, Einer jungen, in's Stammbuch (Ged.). Nach Hoffmeister's Ansicht sollen diese Strophen an Sch.'s nachmalige Gattin, Charlotte von Lengefeld, gerichtet worden sein, als sie nach einem Aufenthalte an dem Hofe zu Weimar nach Rudolstadt zurückkehrte. Hieraus erklärt sich Manches, was man unter anderen Verhältnissen einem jungen Mädchen wohl nicht leicht in's Stammbuch schreiben würde. In einem Billet von Sch., das ohne Zweifel an Ch. v. L. gerichtet war, spricht er ganz verwandte Ansichten aus. Vergl. Viehoff, Sch.'s Gedichte I, S. 368. — G. Schwab (Sch.'s Leben, S. 295) kann sich der zweiten Strophe wegen, die auf die sanfte Charlotte keineswegs paßt, der Ansicht Hoffmeister's nicht anschließen.

Freundschaft, Die (Ged.). Der Zusatz, welcher der Ueberschrift beigefügt ist, macht den Leser damit bekannt, daß Sch. die Absicht hatte, einen Roman zu schreiben. Derselbe sollte „auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können." Von den Briefen, welche den Roman bilden sollten, ist nur der Anfang bekannt geworden. In einem Abschnitt, Liebe betitelt, finden sich Strophe 3—7, in dem andern, Gott überschrieben, die

folgenden Strophen des vorliegenden Gedichtes. — Str. 1: Die kleinmeisterischen Denker mögen sich schämen, daß sie für jede Erscheinung nach einem Gesetze suchen, während doch ein einheitliches Gesetz das ganze Weltall regiert. — Str. 1, V. 6 bezieht sich auf Körperweltgewühle, da Newton (s. d.) ein allgemeines Gesetz über die Bewegung der Himmelskörper aufstellte, nämlich das Gravitationsgesetz. — Str. 2: Das Herz des großen Weltenraumes ist die von Sch. geahnte, von den Astronomen der Gegenwart in der Alcyone der Plejaden vermuthete Centralsonne. — Str. 9, V. 2: Mongolen heißt so viel als Barbaren, wie auch in den Briefen selbst steht.

Friaul. Die ehemalige Mark Friaul im nordöstlichen Italien gehört jetzt theils dem Gubernium Triest, theils seit 1866 dem Königreiche Italien an. „Der Krieg von Friaul" (Wst. T. V, 4) fand unter der Regierung des Kaisers Matthias (1612—1619) im Jahre 1617 statt. Es war ein Streit zwischen dem Erzherzoge Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II, 1619 bis 1637) von Steiermark und der Republik Venedig ausgebrochen, der zu ernsten Kämpfen führte, wobei Wallenstein dem Herzoge 200 Reiter zuführte, die er sechs Monate lang auf eigene Kosten unterhielt. Nach Wien zurückgekehrt, erhob ihn Matthias in den Grafenstand, machte ihn zum Reiteroberſten und zum Kämmerer und legte so den Grund zu seiner späteren Laufbahn.

Friede (Wst. L. Prolog). Der westphälische Friede, welcher im Jahre 1648 die Verhältnisse Europa's nach dreißig schweren Kriegsjahren ordnete, hatte im Großen und Ganzen bis zur französischen Revolution Bestand, in deren Gefolge die alten Formen zusammenstürzten. „Wallenstein's Lager" und „die Piccolomini" erschienen gerade 150 Jahr nach diesem Frieden (1798).

Friedland (Picc. III, 4), böhmische Stadt unweit der sächsischen und schlesischen Grenze; Wallenstein führte davon den Herzogstitel.

Friedrich, Kaiſer (W. T. II, 2). Das Helvetiſche Land, welches 1097 von Kaiſer Heinrich IV. dem Herzoge Berthold von Zähringen verliehen worden war, kam beim Erlöſchen dieſes Hauſes (1218) unmittelbar unter das Reich; es war zur Zeit Kaiſer Friedrich's II. (1215—1250), des geiſtvollſten und hochherzigſten unter den Hohenſtaufen. In dem von ihm 1240 vor Faenza (ſ. Favenz) ausgeſtellten Brief heißt es: „Freiwillig habt ihr Unſere und des Reiches Oberherrſchaft erwählt."

Friedrich V., Kurfürſt von der Pfalz und König von Böhmen (Wſt. Bd. 4). Als der kinderloſe Kaiſer Matthias 1619 geſtorben war, handelte es ſich für ſeinen bereits beſtimmten Nachfolger Ferdinand II. um die Kaiſerwahl. Er reiſte deshalb nach Frankfurt, wohin er die Kurfürſten beſchieden hatte. Mehrere der proteſtantiſchen Fürſten, welche der Union angehörten, ſuchten die Wahl unter der Hand zu hintertreiben; da aber Niemand es wagte, Oeſtreich offen entgegen zu treten, ſo ſchmiegte ſich zuletzt Alles nach Ferdinand's Willen. Nur die böhmiſchen Geſandten hatten erklärt, daß ſie geradezu proteſtiren wollten; ſie wurden deshalb gar nicht vorgelaſſen und kehrten ſchnell zurück, noch ehe die Wahl vollzogen wurde. Die Böhmen erklärten nun Ferdinand, als einen Erbfeind der Gewiſſensfreiheit, der Krone ihres Landes für verluſtig und wählten den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, den Schwiegerſohn Jakob's I. von England. Daß bei der durch Stimmenmehrheit erfolgten Wahl angeſehene Familien einen mächtigen Einfluß geübt haben mußten, liegt nahe; mit Beziehung hierauf ſagt daher die Gräfin Terzky (Wſt. T. I, 7):

„Ich gab den Böhmen einen König ſchon."

worauf ihr Wallenſtein erwiedert:

„Er war darnach."

Und allerdings fehlte es Friedrich V. bei ſeiner Sorgloſigkeit und ſeinem Hange zum Wohlleben zunächſt an der nöthigen Klugheit, um die verſchiedenen Häupter der Böhmen um ſich zu

vereinigen und sie für sich zu gewinnen, andererseits aber auch an Feldherrengaben und an aller Kenntniß seines Gegners. Er wurde zwar mit aller Pracht am 25. October 1619 zu Prag gekrönt; daher die Worte des Kellermeisters (Picc. IV, 5), der von dem großen Kelche sagt:

„Der auf des Friedrich's seine Königskrönung
Vom Meister Wilhelm ist verfertigt worden,
Das schöne Prachtstück aus der Prager Beute."

indessen schrieb ihm Ferdinand sogleich, er solle der böhmischen Krone entsagen. Hierzu war er natürlich nicht geneigt, sondern suchte sich in seiner Stellung zu behaupten; indessen waren die Gemüther der Böhmen ihm abwendig geworden, und da es seinen Truppen, die keinen Sold bekamen, an aller Mannszucht fehlte, so hatten seine Gegner leichtes Spiel. Kurfürst Maximilian von Baiern, das Haupt der Ligue, griff ihn mit Entschlossenheit an und schlug ihn am 8. November 1620 in der berühmten Schlacht am weißen Berge bei Prag, die in einer Stunde gewonnen ward. Nun war es natürlich mit den Rechten und Freiheiten der Protestanten in Böhmen vorbei, denn Ferdinand's Ketzerhaß kannte keine Schonung, daher (Picc. IV, 5):

„Doch seit der Grätzer (s. d.) über uns regiert,
Hat das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verloren,
Ist unser Glaub' um Kanzel und Altar."

Friedrich floh zunächst nach Breslau und ging dann über Berlin nach Holland, wo er auf Kosten seines Schwiegervaters lebte. Ungeachtet der Kaiser ihn in die Acht erklärt hatte, kam er 1631 als ein Bittender zu Gustav Adolph nach Frankfurt; doch konnte ihm dieser keine Hoffnung auf Wiedereinsetzung in seine Staaten machen. Auf dieses traurige Loos beziehen sich die Worte der Gräfin Terzky (Wst. T. III, 11).

„Wenn wir
Von Land zu Lande wie der Pfalzgraf müßten wandern,
Ein schmählich Denkmal der gefall'nen Größe —."

Friedrich V. ſtarb 1632 zu Mainz, elf Tage nach des großen Schwedenkönigs Tode.

Fries (Mcb. I, 12), von dem frzſ. friser, kräuſeln; ein Theil des Hauptgeſimſes, ſo benannt nach ſeiner krauſen Verzierung.

Frießhardt u. Leuthold (W. T. Perſ.-Verz.), zwei Namen, die der Dichter wohl abſichtlich gewählt hat, da der erſte von dem althd. freisa, Schrecken, herkommt, wozu die Bedeutung des zweiten einen Gegenſatz bildet.

Frivolität (Metriſche Ueberſetzungen, Vorerinnerung), neulat. Leichtſinn, Flatterhaftigkeit, Sinn für nichtige, geringfügige Dinge.

Frohn, Die (Wſt. L. 6), von dem veralteten „frohn" (ſ. v. w. herrſchaftlich), ein Dienſt, welcher der Gutsherrſchaft pflichtmäßig geleiſtet werden muß; davon: frohnen (Sp. u. d. L.); der Fröhner (Wſt. L. 11), ſ. v w. Frohnarbeiter; Frohndienſt (W. T. I, 3); Frohnvogt (W. T. I, 3), Aufſeher über die Frohnarbeiter.

Front (Ged. Die Schlacht), von dem lat. frons, die Stirn, in der militairiſchen Sprache: die Vorderſeite, Bruſtlinie.

Füchſe, Goldene (Wſt. L. 5), ſcherzhaft ſ. v. w. Goldſtücke.

Führer des Lebens, Die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795, das früher die Ueberſchrift „Schön und Erhaben" führte. Mit der jetzigen Ueberſchrift hat es, wie Viehoff bemerkt, den Charakter eines Räthſels, das indeß durch jene erſte ſogleich gelöſt wird. Einen intereſſanten Vergleich gewährt eine Stelle aus Sch.'s Abhandlung „Ueber das Erhabene", im zwölften Bande der ſämmtlichen Werke. Sie ſteht nicht weit vom Anfange (S. 285) und beginnt mit den Worten: „Zwei Genien ſind es ꝛc." Dieſer Stelle zufolge iſt der Sinn folgender: Der Genius des Schönen, deſſen Gebiet die Sinnenwelt iſt, macht uns das Leben angenehm und führt uns bis zur

Erkenntniß der Wahrheit und der Ausübung unserer Pflicht. Hier stehen wir an einer „Kluft“ (V. 5), mit der nicht etwa, wie man leicht vermuthen könnte, das Grab gemeint ist, sondern der Moment, wo uns statt der einzelnen Erscheinungen, die uns erfreuten, plötzlich die gesammte Größe unserer Bestimmung gegenüber tritt, die unsere ernste Geistesthätigkeit herausfordert. Das ist der Augenblick, in welchem uns der Genius des Erhabenen empfängt. Beide aber sollen unsere Führer durch das ganze Leben sein, denn ohne den Genuß des Schönen würden wir in beständigem Streit zwischen den Forderungen unserer sinnlichen Natur und denen der Vernunft leben. Wollten wir den letzteren allein genügen, so würden wir darüber unser irdisches Glück versäumen; wollten wir dagegen uns bloß dem Genusse des Schönen hingeben und das Erhabene bei Seite lassen, so würde unsere Würde verloren gehen und eine kräftige Charakterentwickelung unmöglich sein.

Füllhorn (D. C. III, 10), bildlich anspielend auf das Horn der Fortuna (s. d.; vergl. auch Amalthea).

Funfzig Schwestern (Iph. IV, Zw.-H.), s. Nereiden u. Thetis.

fürbaß (J. v. O. Prolog 2), veraltet für: besser fort, weiter, vorüber.

Furien, s. Erinnyen.

Fürst, Der schwarze, der Schatten (Ged. Das Lied von der Glocke), s. Aides.

Fürst, Walther (W. T. Pers.-Verz.), ein reicher Landmann, der aber nicht, wie bei Sch. in Altorf, sondern in Attinghausen seinen Wohnsitz hatte; er war Tell's Schwiegervater.

G.

G. G. (Ged.), ein Xenion, welches „gelehrte Gesellschaften" charakterisirt, in denen jeder Einzelne ein ganz schätzenswerthes Wissen besitzen kann, während die Verhandlungen und Beschlüsse solcher Gesellschaften der Intelligenz ihrer Mitglieder oft nur wenig entsprechen. Das Epigramm erinnert an eine Stelle im Demetrius (I):

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen."

Gabalis, Graf von (Gstf. 10, 172), der Held einer Schrift des Abbé de Montfaucon de Villars (geb. 1635, ermordet 1673). Dieselbe erschien 1670 unter dem Titel: „Entretiens du Comte de Gabalis", hatte die damals vielbesprochenen geheimen Wissenschaften, wie Magie, Rosenkreuzerei ꝛc. zum Gegenstande und wollte eigentlich nur die Einfältigen und Leichtgläubigen zum Besten haben, während sie von Vielen ernsthaft aufgenommen wurde.

gähstotzig (W. T. IV, 1), richtiger jähstotzig, von dem sd. Stotz, Absatz, jäher Hügel; steil, abschüssig.

galant (Par. I, 3), frzs., eigentl. wacker, ritterlich; 1) geschmackvoll gekleidet, wie (Wst. L. 6): „Man sollt's euch nicht ansehen, ihr seid galant". 2) artig, gefällig und von feinem Benehmen, besonders gegen das weibliche Geschlecht, wie (N. a. O. I, 4) „ein galanter Mann"; (J. v. O. I, 1) „der Sorel galante Feste gebend"; (M. St. II, 2) „galanter Eifer". 3) verliebt, wie (N. a. O. I, 2) „galantes Abenteuer". — Galanterie: 1) Putz- od. Schmucksache, wie (F. III, 3): „einige Galanterien auf ein Tischchen legen"; 2) Artigkeit, Höflichkeit, wie (F. I, 1 — K. u. L. V, 7 — J. v. O. I, 2); 3) verliebtes Wesen (D. C. II, 8).

Galiote (ital. galeotta), ein einmastiges Fahrzeug, das theils durch Segel, theils durch Ruder bewegt wird; die letztere Art

der Bedienung wurde in früheren Zeiten durch Sträflinge, sogenannte Galeerensklaven (Wst. L. 6 — Gstf. 10, 150), besorgt; daher (V. a. v. E.) „dreijähriger Galiotendienst" und (R. I, 2) „Galiotenparadies", s. v. w. Freuden eines Galeerensklaven.

Gallier (Ged. Die Flüsse), Bewohner von Gallien, wie Frankreich in früheren Zeiten hieß; daher: gallisch (Ged. Deutscher Genius) s. v. w. französisch; und Gallomanie (Ged. Griechheit) s. v. w. Franzosensucht, d. h. übertriebene Liebe für alles Französische.

Gallione (Ged. D. unüberwindliche Flotte — D. C. III, 6) od. Galione (span. galeon), zunächst ein Silberschiff, d. h. ein Schiff, welches bestimmt war, Silber aus Amerika zu holen; dann aber auch ein großes Kauffahrtei- und Kriegsschiff.

gallisch
Gallomanie } s. Gallier.

Gang, Der, nach dem Eisenhammer, (Ged.). Dieser Ballade, welche im September 1797 gedichtet wurde, liegt (nach Viehoff's Untersuchungen) eine wandernde Sage zu Grunde, die sich an mehreren Orten in verschiedenen Gestaltungen wieder findet. In Frankreich war sie schon früh in Versen bearbeitet vorhanden, und zufolge einer vermuthlich hiernach verfaßten prosaischen Erzählung von le Grand spielt die Geschichte in Aegypten an dem Hofe des Königs zwischen einem Mundschenken, dem Sohne des Königs und dem Hofmeister der beiden letzteren. In ähnlicher Form tritt die Sage in einer italienischen Novelle auf, nur spielt sie dort an dem Hofe eines türkischen Sultans. Die meiste Aehnlichkeit mit Sch.'s Darstellung hat eine neugriechische Legende; indessen ist es mehr als wahrscheinlich, daß er den Stoff aus einer französischen Quelle geschöpft hat, besonders da er den Schauplatz der Begebenheit nach dem Elsaß verlegt, wo sich ein Ort Namens Savern (Zabern), nordwestlich von Straßburg, befindet. — Abweichend von den meisten übrigen Balladen versetzt

uns der Dichter hier nicht gleich in den Mittelpunkt der Begebenheit hinein; auch ist die Darstellung hier weniger gedrängt, sondern bewegt sich mehr in der behaglichen Breite prosaischer Erzählungen. Der Grund dafür ist wohl darin zu suchen, daß der Held hier nicht ein kämpfender, sondern ein leidender ist, für den ein kräftig concentrirtes Bild sich weniger geeignet haben würde. Der Grundgedanke, das Walten der göttlichen Vorsehung über die in Gefahr schwebende Unschuld; wie auch die Frömmigkeit und Pflichttreue Fridolin's, zwei dem deutschen Volkssinne innig verwandte Vorstellungen, haben dieser Ballade einen weiten Kreis von Freunden erworben, sie zu einer echt volksthümlichen Dichtung gemacht. — Str. 1: Fridolin ist eine schweizerische Dimunitivform für Fried oder Gottfried. — Str. 4, V. 5: „rasch zur That" ist als abgekürzter Nebensatz zu „Grafen" zu betrachten. — Str. 9, V. 8 richtiger: „an ihren Stuhl gefesselt", wie auch in älteren Ausgaben steht. — Str. 11 u. 12 ist auf die höchst malerische Wirkung der Alliteration und Assonanz zu achten. — Str. 22: Mit dem „Gott, den gegenwärtigen" ist die Monstranz mit der Hostie (s. d.) gemeint.

Ganganelli (Gstf. 10, 143). Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli, geb. 1705, hatte Philosophie und Theologie studirt und wurde von dem Papst Clemens XIII., der ihn seiner Freisinnigkeit wegen schätzte, mit dem Cardinalshute beehrt. Da er sich aber fortgesetzt dahin erklärte, daß der römische Hof, wenn er nicht einst von seiner Höhe herabstürzen wolle, mit den Fürsten sich aussöhnen und ihnen ihr Recht widerfahren lassen müsse, so fand er nach dem Tode des Papstes in dem Conclave viele Gegner; dennoch gelang es der Beredsamkeit eines seiner Verehrer, seine Wahl zum Papste durchzusetzen, und so bestieg er 1769 als Clemens XIV. unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen den päpstlichen Stuhl. Im Jahre 1773 erließ er eine Bulle, durch welche er den Jesuitenorden aufhob; von da an aber führte er ein sorgenvolles, geängstigtes Leben und starb

1774, seiner eigenen Vermuthung nach an Gift, was seine Aerzte indeß zu widerlegen suchten.

Ganges (R. III, 2), einer der mächtigsten Ströme Asiens, der auf dem Himalaya entspringt und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt.

Ganymedes (Myth.), der Sohn des Königs Tros von Troja wurde seiner Schönheit wegen unter die Götter versetzt und dem Zeus als Mundschenk beigegeben; daher (Iph. IV, Zw.-H.):

„Unter den Freuden des festlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmlische Gabe
Jovis Liebling, der phrygische Knabe."

Garamantis (Ged. 4. B. d. Aen. 37), ein von Virgil nach dem afrikanischen Volke der Garamanten erfundener Name einer Nymphe.

Garderobe. 1) Anzug, wie (K. u. L. III, 1) „eine blendende Garderobe"; 2) sämmtliche Kleider, wie (K. u. L. IV, 7) „meine Garderobe", od. (R. II, 3) „die Garderobe des Moloch; 3) an Höfen das Bedientenzimmer, wie (K. u. L. V, 6) „in der Garderobe"; 4) die Dienerschaft, wie (K. u. L. IV, 9) „meine ganze Garderobe zusammen rufen".

Garrick (Gstf. 10, 192), geb. 1716 in England, war wohl der größte Schauspieler, der je gelebt hat. Er machte sich besonders um eine würdige Darstellung der Shakespeareschen Stücke verdient, so daß die englische Bühne zu seiner Zeit ihre glänzendste Epoche feierte. Er starb 1779.

Gasse, Die hohle, s. Küßnacht.

Gast, Steinerne (Picc. IV, 6), eine Anspielung auf die bekannte, aus Spanien stammende, Sage von Don Juan, die schon lange vor Mozart's Composition bekannt war (s. Molière's Stück „le Festin de Pierre").

Gaul (Wst. L. 7), s. Färber.

Gebreſten (W. T. I, 2), von dem veralteten breſten (d. i. berſten), etwas Geborſtenes, Gebrochenes; daher:

„Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten.“

d. h. dir iſt das Herz innerlich gebrochen; in Tſchudi's Chronik: „Nun hat Si gern gewußt, was Im doch gebreſt.“

Gedichte. Sch.'s Gedichte ſind in der zuerſt von Körner beſorgten Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke und ſpäter in allen nachfolgenden in drei Abtheilungen getheilt. Die der erſten oder der Sturm- und Drangperiode gehören der Zeit von 1775—85 an, wo ſich neben dem Vorherrſchen der Anſchauungen des poſitiven Chriſtenthums beſonders der Einfluß Klopſtock's und Bürger's bemerklich macht. Das Erzwungene in Gedanken und Bildern, die ſchwärmeriſche Weiſe, in welcher die Empfindung des Dichters zum Ausdruck gelangt, das gewaltige Ringen mit den Formen der Sprache, die ſich dem Streben ſeines ſchöpferiſchen Genius noch nicht beugen will, beweiſen, daß er der Gebrechen ſeiner Zeit noch nicht Herr geworden war. Doch findet ſich daneben auch Manches von ſinniger Einfachheit, wie die Gedichte „Die Blumen“, „An den Frühling“ und „An Minna“, die einen durchaus wohlthuenden Eindruck machen. — Die Gedichte der zweiten Periode ſtammen aus der Zeit von 1785—95, wo die allgemeine Ausbreitung der philoſophiſchen Studien der Beſchäftigung mit der Poeſie ſo manches Talent entzog. Auch Sch. beſchäftigte ſich, beſonders durch Kant angezogen, in dieſen zehn Jahren vorzugsweiſe mit philoſophiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten, denen wir die fünf letzten Bände ſeiner Werke verdanken. Indeſſen beſitzen wir als Frucht ſeines gleichzeitigen Studiums des klaſſiſchen Alterthums Gedichte, wie „Die Götter Griechenlands“, „Die Künſtler“, und die metriſchen Ueberſetzungen aus Virgil's Aeneide, welche beweiſen, daß ſein Dichtergenius in dieſer Zeit nicht vollſtändig ſchlummerte. — Die Gedichte der dritten Periode ſind die Frucht ſeines letzten Decenniums, der Zeit von 1795—1805, wo er vereint mit

Goethe bestrebt war, unser deutsches Geistes- und Gemüthsleben in den Formen klassischer Schönheit zum Ausdruck zu bringen; sie sind es, welche in dem Herzen unseres Volkes Wurzel geschlagen und ihm neben seiner unsterblichen Größe als Dramatiker auch den Ruhm eines lyrischen Dichters begründet haben.

Gefährliche Nachfolge (Ged.), eine allgemein bekannte Erfahrung, die alle großen Männer gemacht, wie z. B. Luther, dessen Freund Karlstadt zur Förderung des Reformationswerkes selbst tumultuarische Ausbrüche, wie Zerstörung der Heiligenbilder und Altäre nicht scheute, und eben so Lessing, dessen in seinem Nathan dargelegte Tendenz vielfach zu feindlichem Auftreten gegen das positive Christenthum Veranlassung gegeben.

Geflügelte Göttin, vergl. Victoria und Zeus.

geheim (W. T. I, 2), eig. zur Heimath gehörig und daher innig vertraut; in Tschudi's Chronik: „ich kenn allda fürnemme Herren-Lüt, die mir insunders geheim, denen ich wol vertruwen darff."

Geheimniß, Das (Ged.). Ein Gedicht aus dem Jahre 1798, das erst später mit dem gleich darauf folgenden: „Die Erwartung" (s. d.) zusammengestellt worden ist. Beide sind allerdings als Gegenstücke zu betrachten, da sie ähnliche Situationen behandeln, und laden deshalb zur Vergleichung ein.

geilen (F. I, 9), gierig streben.

Geisterseher *). Das 18te Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung, der wir in unserer Vorstellung oft zugleich einen Zopf anhängen, war durch einen natürlichen Gegensatz zugleich das Zeitalter des ärgsten Aberglaubens, über den, wie die Periode des Tischrückens beweist, auch ein noch aufgeklärteres Jahrhundert nicht ganz hinweggekommen ist. Vielleicht liegt es daran,

*) Wir citiren nach der mit Anmerkungen u. Einleitung versehenen sogenannten Schulausgabe Cotta's.

daß der Menſch aus Denken und Empfindung gemiſcht iſt, und daß die trübenden Mächte des perſönlichen Gefühles oder gar der Leidenſchaft die vollſtändige Klarheit des erſteren in der Maſſe der Menſchheit nie vollſtändig werden durchbrechen laſſen. Der Menſch iſt ferner ein Einzelweſen und ſich ſelbſt ein Geheimniß; aber die Feſſeln der Endlichkeit, welche auch der höchſte Gedanke — zu dem ſo wenige berufen ſind — nie ganz löſen wird, ſind ihm vollkommen unerträglich und er ſehnt ſich, das Unendliche, deſſen jenſeitige Wirklichkeit er vorausſetzt, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Auch wird den Fragen, die das Leben und den Tod überbrücken möchten, kaum irgend Jemand ganz ausweichen, am wenigſten vielleicht derjenige, der ihre Berechtigung am heftigſten verneint. Es gehört endlich zum Adel des menſchlichen Gemüthes, daß es im Sinnlichen und im Unvollkommenen unbefriedigt bleibt. Je weniger nun Kraft des Charakters und ſtets geübte ſittliche Herrſchaft über die ſinnlichen Triebe einem Menſchen eigen iſt, je mehr in Folge der Zielloſigkeit des geiſtigen Lebens und der Unreinheit, die in machtloſer Reue erſtickt, das Herz trübe und der Sinn umdunkelt wird („reine Herzen ſchauen Gott"), deſto mehr wird eine von unſerm Dichter ſo meiſterhaft geſchilderte Unruhe verzehrend in ihm auftreten. Der Wunſch, durch irgend ein materiell gewiſſes Schauen ewiger Mächte zur vergebens erjagten inneren Befreiung zu kommen, dem inneren blutſaugenden Dämon zu entrinnen, wird zuletzt ſo mächtig werden, daß entweder, je nach der Erregbarkeit des Leidenden, Hallucinationen, für den Augenblick wohlthätig löſend, ſich einſtellen werden, oder der blinde Glaube dem Betrüger in die Arme fallen wird, der da verſichert, den Schlüſſel zur jenſeitigen Welt der Geheimniſſe zu beſitzen.

Der oft dürren Nüchternheit des Jahrhunderts ſtellte ſich, mit brennendem Durſte, der Wunſch nach Ausfüllung des Gemüthes gegenüber und fand natürlich auch bald, was er ſuchte. Eine Reihe von Abenteurern trat auf, die ſich für Geiſterbanner und

Goldmacher ausgaben. Solche hat es ſeit den älteſten Zeiten gegeben; Sch. erwähnt die Geheimniſſe der jüdiſchen Kabbala (p. 38), den Apollonius von Tyana (p. 37), den Gabalis (p. 43) (ſ. d.). Denn mit der Geiſterwelt in Verbindung zu ſtehen, war „ehedem die Lieblingsſchwärmerei“ auch des Helden unſeres Romanes geweſen (p. 14), wenn ihm die Möglichkeit des Wunders bewieſen wird, „ſo will er alle ſeine fürſtlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten“ (p. 5). Der berühmteſte jener Abenteurer des 18. Jahrhunderts iſt der Sicilianer Joſeph Balſamo, genannt Caglioſtro, der in Paris eine Zeit lang eine bedeutende Rolle ſpielte (ſ. über ihn Goethe's Italieniſche Reiſe), ein Menſch, der aber jedenfalls mehr war als Sch.'s Sicilianer und dem eine höchſt eigenthümliche, dämoniſch wirkende Perſönſönlichkeit zu Gebote geſtanden haben muß *). Ein anderer war der ſogenannte Graf von St.-Germain, deſſen Leben E. M. Oettinger romanhaft und in toller Laune, doch mit genauer Kenntniß des Gegenſtandes zuſammengeſtellt hat. Ihm gehört beſonders die freche Behauptung materieller Unſterblichkeit, ein Zug, den auch Sch. (p. 35) dem Armenier leiht und der vielleicht aus pythagoräiſchen Träumen des Alterthumes herüber gekommen iſt. Mit mehr Tiefe traten ähnliche Tendenzen im Magnetismus und der Phrenologie auf, die, von Mesmer und Gall vertreten, ebenfalls in Paris ungeheure Aufnahme fanden und noch heute nicht verklungen ſind. Auch Träume einer vollſtändigen religiös-politiſchen Umwälzung traten damit in Verbindung, wie ſie ſich an Weißhaupt und ſeinen Illuminatenorden

*) Die einfachſte und darum wirkſamſte Beſtätigung dafür wird der Leſer in den außerordentlich anziehenden (franzöſiſch geſchriebenen) Memoiren der elſäſſiſchen Proteſtantin Frau von Oberkirch finden, die vom tiefſten Abſcheu gegen das unſittliche und gottesläſterliche Treiben der vornehmen Pariſer Welt erfüllt, ſich doch niemals dem Eindruck dieſer Perſönlichkeit entziehen konnte. Sehr intereſſante Mittheilungen bietet Freunden dieſer dunkeln Seiten des Lebens der Aufſatz: „Un Prince Allemand du XVIII. siècle.“ Revue des deux Mondes 1866, 15 février, p. 891.

knüpfen. Es ist bekannt, daß solche geisterseherden Bestrebungen, als Grundlage für alle möglichen Intriguen, sich auch an große deutsche Höfe gefahrbringend gedrängt hatten. Palleske hat also Recht, wenn er II, 40 sagt: „Der Stoff lag in der Luft."

Der religiösen Nüchternheit trat dann eine doppelte praktische Tendenz gegenüber, erstens in dem von Varnhagen von Ense, in seinem Leben des Grafen Zinzendorf, so meisterhaft geschilderten protestantischen Pietismus und zweitens in dem Zurücksehnen nach der Einheit und Unwandelbarkeit der katholischen Kirche, der sich besonders die Fürsten und mit ihnen die höheren Stände zuwandten. Julian Schmidt hat, in seinem Werke über die geistige Entwicklungsgeschichte unseres Volkes von Leibnitz bis Lessing, diese Richtungen der Zeit zu einem höchst anziehenden Gemälde vereinigt. Dies Alles wollte auch Sch. in seinem Geisterseher darstellen, wenn er in demselben auch zuerst vielleicht nur darauf ausging, auf einem ihm ungewohnten Gebiete seine allseitige Meisterschaft zu zeigen, den Leser durch eine fein gesponnene Intrigue zu fesseln und dann zu zeigen, daß die geheimnißvollen Künste der Magier auf die rohesten und frechsten Gaukeleien hinausliefen. Er wollte „einen Beitrag zur Geschichte des Betruges und der Verirrungen des menschlichen Geistes liefern".

Zu Dresden 1786 begann Sch. den Geisterseher in der Thalia herauszugeben, fühlte jedoch bald Ermüdung — es fehlte ihm, meint Palleske, die Schreibseligkeit, die zum Abfassen eines Romanes unentbehrlich ist — und ließ die Fortsetzung sich lange hinziehen. Die erste Ausgabe des unvollendeten Werkes erschien 1789. Die Neugier nach einem Abschlusse befriedigte X. Y. Z., Leipzig 1796, d. h., nach Goedeke, der als Hofgerichtsrath zu Insterburg 1809 verstorbene Schriftsteller Follenius.

Ob Sch. bestimmte Persönlichkeiten vorgeschwebt haben, ist kaum der Mühe werth zu erörtern; Einige geben den würtembergischen Fürsten Karl Alexander (1733—37) an, Jul. Schmidt nennt einen hannöverschen Prinzen, worauf vielleicht der „Bremer"

hinweiſt, der (p. 27) als Jäger unſeres Helden erwähnt wird. Auch wird (p. 40) von einem allgemein vorhandenen „ungünſtigen Vorurtheil" gegen das Vaterland des Prinzen geſprochen, wobei man an andere deutſche Länder denken könnte. Zu bemerken iſt noch, daß man ſich denſelben im ſiebenjährigen Kriege in der Schlacht bei Haſtenbeck offenbar auf Seiten der Franzoſen zu denken hat.

Ein jüngerer Prinz eines deutſchen Fürſtenhauſes zieht, nachdem er Kriegsdienſte gethan und ſich vielfach in der Welt umgeſehen hat (er ſah Garrick in London), nach Venedig, wohin damals der vornehme und der niedrige Abſchaum Europa's zuſammenſtrömte, hält ſich aber theils aus Charakter, theils aus äußeren Gründen ganz von der Welt zurückgezogen, bis plötzliche merkwürdige Erlebniſſe, in denen die Perſon eines geheimnißvollen, dem Anſcheine nach mit übernatürlichen Kräften ausſtatteten Armeniers die Hauptrolle ſpielt, ihn in einen Kreis hineinziehen, den er nicht wieder verlaſſen ſoll. In wunderbarer Weiſe meldet man ihm, in dem Augenblick, wo er im fernen Deutſchland erfolgt, in Venedig den Tod eines fürſtlichen Verwandten, welcher ihm Ausſicht auf den Thron eröffnet. Den mit allen ſich widerſprechenden Neigungen ſeines Jahrhunderts ausgerüſteten Geiſt des Prinzen ergreift eine Aufregung, welche aus allen den Schwächen, die dem Menſchen und dem Fürſten anhaften können, Nahrung zieht und gerade durch die guten und edlen Eigenſchaften eines ſchwärmeriſchen Gemüthes in verderblicher Weiſe erhöht wird, ſo daß er ſich bald in ein Netz der wunderſamſten Ereigniſſe verſtrickt ſieht, aus dem er keine Rettung mehr findet und finden will.

Der Leſer beachte wohl, daß gleich im Anfange der Dichter ſelbſt von der Schlinge ſpricht, die eine „unerhörte Teufelei" ihm legte, und daß derſelbe ſpäter auf den „Betrüger" hinweiſt, der das ganze Gewebe anzettelte, als deſſen Ziel die Bekehrung des Prinzen zum Katholicismus und die Erſteigung des Thrones, in deſſen Beſitze er natürlich nur ein Werkzeug

der Hierarchie werden ſoll, ſelbſt durch ein Verbrechen, dargeſtellt wird. Mit diaboliſcher Geſchicklichkeit und tiefer pſychologiſcher Berechnung iſt Alles angelegt und der Leſer hat alſo von vorn herein die Fäden einer umfaſſenden Intrigue zu ſammeln und zu verfolgen, in der Nichts dem Zufall überlaſſen und jede Wirkung, auch die ſcheinbar ganz entgegengeſetzten, berechnet iſt. Der Prinz wird von Stufe zu Stufe äußerer Iſolirung und innerer Verzweiflung entgegengeführt, um endlich vollſtändig willenlos zu werden.

Die geheimnißvolle und eintreffende Prophezeiung (wir ſetzen eine erſte Lectüre des Buches voraus), der heraufgerufene und erſchienene Geiſt eines Freundes, der ihn auffordert, „an ſich ſelbſt zu denken und in Rom ſich darüber Rath zu erholen", — wo der Prinz die Abſicht hätte merken und ſich verſtimmen laſſen ſollen, — der betrügeriſche und untergeordnete Sicilianer, welcher aber den Armenier in das wunderbarſte Licht ſetzt, ſind die erſten Stufen, auf denen der Prinz in die Geiſterſphäre hinaufzuſteigen vermeint. Pſychologiſch ſehr fein hat es der Dichter angelegt, daß gerade die Entlarvung des Sicilianers einerſeits den Prinzen mit Selbſtbewußtſein auf ſeinen unbetrüglichen Scharfſinn erfüllt, andererſeits ſeinem Gemüthe aber doch ein Stachel bleibt, ſo daß er nun verſucht, ſich durch Nachdenken und eine Lectüre, bei deren Auswahl eine „ſchlimme Hand" (p. 70) wieder mit im Spiele iſt, über die brennenden Fragen des geiſtigen Lebens Aufklärung zu verſchaffen. Dem herrſchenden Geiſte der Zeit gemäß wird er zum vollendeten Zweifler.

Mit dem Hinſchwinden des ſchwärmeriſchen, die Einſamkeit und Reinheit des äußeren Lebens wahrenden Gemüthslebens wachen nun aber auch manche bis dahin zurückgetretene Seiten des Charakters auf. Der Prinz tritt dem wüſten Treiben der venezianiſchen Geſellſchaft näher; er beginnt, innerlich leer, unbeſchäftigt und deshalb begierig nach raſtloſer Zerſtreuung, durch ſeinen Rang und durch Aufwand, auch durch Geiſt glänzen zu wollen und ſieht ſich ſo bald in eine geheime „Bucentauro"

(ſ. d.) genannte Geſellſchaft hineingezogen, wie ſie in Frankreich am Ende der Regierung des bigott und tugendhaft gewordenen Ludwigs XIV. entſtanden, in denen Sittenloſigkeit, Unglaube und vornehme Verachtung alles Reinen ſich in die Formen der äußerſten Eleganz kleideten, um ihre Theilnehmer rettungslos dem abſoluten Verderben entgegenzuführen. Wer nicht wiſſen ſollte, daß Alles ſchon einmal dageweſen, leſe bei Livius (Buch 39) die ſchaudervolle Schilderung der geheimen Bacchanalien nach, deren Entdeckung, noch in den beſſeren Zeiten der Republik, Rom mit Entſetzen erfüllte.

Das Leben des Prinzen wird nun „ein fortdauernder Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel ... Man hatte ſeine Blößen durchſchaut und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.“ Die Schmeichelei vergiftet ſein Herz, die letzten ſelbſtſtändigen Kräfte ſchwinden. Nachdem ſein deutſcher Diener, der ſein ganzes Vertrauen hatte, plötzlich und wahrſcheinlich auch durch Veranſtaltung (p. 27) verſchwunden iſt, wird ein neuer Diener, ein gewandter italieniſcher Tauſendkünſtler, Biondello, in ſein Haus eingeſchmuggelt und dieſer weiß ſich, indem er nach und nach allerlei Talente hervortreten läßt, dem Prinzen anziehend, ja unentbehrlich zu machen, ſo daß auch er bald mehr Vertrauter als Diener iſt. Endlich macht der Prinz auf romantiſche, wohl auch künſtlich herbeigeführte Weiſe, die Bekanntſchaft eines eben ſo hinreißend liebenswürdigen als unbändigen jungen Wüſtlings, eines Marcheſe Civitella, deſſen Onkel, ſcheinbar den würdigſten aller Kardinäle der Römiſchen Kirche, der Prinz ſchon aus dem Bucentauro kannte. Auf die feinſte Weiſe, indem er ſich ihm innig anſchließt und in ihm einen Führer zur Beſſerung zu finden ſcheint, weiß der Marquis das Herz des Prinzen zu gewinnen. Onkel und Neffe ſind die eigentlichen Leiter der ganzen Intrigue, welche nun eine etwas niedrigere Phyſionomie annimmt, dadurch aber nur um ſo wirkſamer wird, indem der Prinz, der einen andern deutſchen Fürſten, einen Rivalen an Rang und Geiſt, durch

glänzenden Aufwand ausstechen wollte, auf das Tiefste in die Schuld des dankbaren Marquis geräth und so auch die äußere Selbstständigkeit verliert. Einem seiner treuen deutschen Begleiter, mit denen er innerlich und äußerlich ebenfalls schon zerfallen ist, spricht er selbst (p. 93) den Zustand seines Herzens so aus: „Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Dasein der meisten Menschen um mich her so erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören." Da begegnet er eines Tages in einer Kirche in der Giudecca, einer Kirche, auf die ihn Civitella aufmerksam gemacht hatte (p. 96), einer weiblichen Erscheinung von so wunderbarer Schönheit, daß er sich für immer gefesselt fühlt. Sie liegt betend vor einem Crucifixe. Nach dem, was er von ihr erfahren kann, ist es eine Griechin. Er will nun seinen Aufenthalt in Venedig verlängern, obwohl ihm von seinem Hofe, an dem die unsichtbaren Intriganten wohl auch gegen ihn wirken, ein bestimmter Termin der Rückkehr gesetzt ist und er fürchten muß, bei Ueberschreitung desselben in die ernsteste finanzielle Verlegenheit zu gerathen. Der Prinz findet nun keine Ruhe mehr. In dieser Bedrängniß verfiel Civitella auf das Spiel, und um die lästige Menge wenigstens aus dem gesellschaftlichen Kreise des Prinzen zu entfernen, soll hoch gespielt werden. Auch in diese Schlinge fällt der Prinz; er spielt bald mit Leidenschaft, seine Schulden wachsen, und endlich findet sich, daß Civitella auch die unermüdlich gesuchte Griechin schon gesehen hat und zwar in Begleitung eines Mannes, in dessen Schilderung der Held sogleich den Armenier erkennt. Zur rechten Zeit wird denn auch die Griechin wieder gefunden. Zugleich erfährt der Prinz, daß unbekannte Anzeiger ihn bei seinem Hofe angeschwärzt oder vielmehr sein ganzes Treiben dorthin berichtet haben. Einer herrisch befehlenden und drohenden Sprache setzt er einen ähnlichen Ton entgegen. Die Leidenschaften wachsen in der Seele des Armen, und in seinem

äußeren Leben „die — nun ſchon — erniedrigende Abhängigkeit vom Marquis.“ Die Erzählung bricht ab. Der Hof verſtößt den Prinzen. Zwiſchen dieſem und dem Marquis kommt es offenbar zu irgend einem Conflikte. Die Griechin ſtirbt. Es heißt zuletzt (p. 130): „Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden ſind bezahlt, der Cardinal verſöhnt, der Marcheſe wieder hergeſtellt. Erinnern Sie ſich des Armeniers, der uns voriges Jahr ſo zu verwirren wußte? In ſeinen Armen finden Sie den Prinzen, der ſeit fünf Tagen die erſte Meſſe hörte.“

Das Ganze alſo wird von Sch. entwickelt als eine tief angelegte Intrigue, um den Prinzen in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuziehen und, indem man ihm dann zur Thronbeſteigung verhilft, derſelben weitere Siege zu erfechten. Einen höheren künſtleriſchen Werth könnte man dem unvollendeten Werke kaum zuſchreiben, doch darf man daſſelbe auch nicht unterſchätzen. Es bleibt immer ein anziehendes, pſychologiſch doch ſehr fein gemaltes Culturbild und hätte wohl eine ernſtere Arbeit und Fortſetzung verdient. Die Darſtellung zieht durch den leichten, wenn auch mit Gallicismen ziemlich ſtark verſetzten Styl an, der ſich nicht ſelten zu hoher Schönheit erhebt, z. B. in der kurzen und doch unvergleichlichen Schilderung des Sonnenaufganges auf der Lagune (p. 111), des Gebetes der Griechin (p. 100), der Hochzeit des Lorenzo (p. 50). Meiſterhaft iſt die Charakteriſtik des Prinzen durchgeführt (p. 67—70), und beſonders ergreifend in ihrer Wahrheit ſeine Selbſtſchilderung (p. 89—93). Wir ſehen darin einen wichtigen Beitrag zur inneren Geſchichte des fürſtlichen Geiſteslebens im 18ten Jahrhundert. Es ſind mildere Farben als in Kabale und Liebe, aber doch Züge aus demſelben Gemälde. Neben der ſcharfſinnigen Combination der überraſchend ſich verſchlingenden und löſenden Thatſachen zeigt ſich, wie ſo oft in Sch.'s dichteriſchen Arbeiten, eine eigenthümlich eindringende realiſtiſche Beobachtungsgabe, auf welche Kuno Fiſcher und Julian Schmidt in ſeinem Buche über Schiller mit

Recht beſonders aufmerkſam gemacht haben, ſo z. B. in der Zuſammenſtellung der Geſellſchaft, welche der Beſchwörungsſcene beiwohnt — der kalt beſonnene Engländer, der windige und prahleriſche Abbé, der, wie uns dünkt, mit außerordentlicher Feinheit geſchilderte Ruſſe.

Da der Charakter des Prinzen den Mittelpunkt des Ganzen bildet, ſo könnte man fragen, wie alt derſelbe geweſen ſei, wenn man es bei dieſer Arbeit mit ſolchen Dingen, die an und für ſich jedoch durchaus keine Kleinigkeiten ſind, genau nehmen darf. Da Papſt Ganganelli als todt erwähnt wird, welcher 1774 den 22. September ſtarb, der Prinz ferner ſeine Anweſenheit in der Schlacht bei Haſtenbeck 1757 erwähnt und hierbei zugleich einen franzöſiſchen Brigadier, einen älteren Mann, der in derſelben fällt, ſeinen vertrauteſten Freund nennt, ſo gelangt man, wenn man, was offenbar zu wenig iſt, annimmt, daß er bei Haſtenbeck 20 Jahre alt war, zu einem Alter von mindeſtens 38 Jahren, nach denen er in der Entwicklung des Ganzen allerdings nicht ausſieht. Doch kann man darüber vielleicht wohl verſchiedener Anſicht ſein. Schließlich könnte man noch die anſcheinend barocke Frage thun, wer denn eigentlich der Geiſterſeher iſt? Eine engliſche Ueberſetzung löſt dieſes Problem, indem ſie ſich betitelt: „Der Armenier oder der Geiſterſeher.“ —

Geldmäkler (N. a. D. I, 11), Geſchäftsvermittler in Geldangelegenheiten.

Geleit, friedliches (W. T. II, 2), d. h. eine Begleitung von Bewaffneten, wie ſie beſonders zur Zeit der inneren Befehdungen in Deutſchland gegen Entrichtung einer Abgabe an den betreffenden Kriegsherrn, Kaufleuten oder anderen Reiſenden mitgegeben wurde, damit ſie gegen die Anfälle der Raubritter oder anderer Verfolger geſchützt wären.

Gemeinen, Haus der (M. St. I, 6), ſ. Parlament.

Gemſenhorn (W. T. II, 1). In der Schweiz findet man die Wanderſtäbe häufig ſtatt der Krücke mit einem Gemſenhorn verſehen.

Gendarmen (J. v. D. V, 11), gens d'armes war in Frankreich die Benennung für die schwere, aus Edelleuten bestehende Reiterei, welche mit Helmen, Küraſſen und Piſtolen bewaffnet war und die Hauptſtärke des Heeres ausmachte.

Generalfeldzeugmeiſter (Picc. IV, 6), Titel eines commandirenden Generals in dem öſtreichiſchen Heere.

Generation (Gſtſ. 10, 225), von dem lat. generāre, erzeugen; das Geſchlecht, Menſchengeſchlecht, ein Menſchenalter, nämlich durchſchnittlich eine Zeit von 30 Jahren, nach welchen ſtets ein anderes Geſchlecht die Hauptrolle zu ſpielen pflegt.

Generation, Jetzige (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es erinnert an eine Erſcheinung, die in der fortſchreitenden Cultur, beſonders in der immer weiter in's Einzelne gehenden Ausbildung der Wiſſenſchaften ihren Grund hat, wobei durch die Fülle des Stoffes die natürliche Friſche des Geiſtes herabgedrückt wird und die Poeſie des Lebens verloren geht. Natürlich muß auf dieſe Weiſe jede nachfolgende Generation immer mehr von dem jugendlichen Charakter verlieren, der ſich bei dem ihr vorangehenden Geſchlechte etwa noch findet.

genial (Ged. Die Sonntagskinder), von ſtarkem Geiſte, von ſchöpferiſcher Kraft; vergl. Genius.

Genialität (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Genius offenbart ſich durch urſprüngliche Kraft, die ſich mit Freiheit bewegt, und die alſo dem innerhalb der herkömmlichen Schranken ſich bewegenden Verſtande ein ewiges Geheimniß bleiben muß. Vergl. Genius.

Genie (R. Vorr. — Gſtſ. 10, 233), frz. le génie, von dem lat. genius, der Geiſt (vergl. Genius), die natürliche Geiſtesfähigkeit eines Menſchen, nach Goethe: „diejenige Kraft des Menſchen, welche durch Handeln und Thun Geſetze und Regeln giebt"; alſo vor Allem eine hervorragende natürliche Begabung; daher (Par. I, 1) „Dein Vater iſt das größte Genie"; desgl.

(Melancholie an Laura) „der lohe Aetherſtrahl Genie"; ferner (Sp. d. Sch.) „die Keime ſeines glücklichen Genies"; und (Ged. Die Weltweiſen) „doch hat Genie und Herz vollbracht". — Da das Genie der herkömmlichen Geſetze und Regeln nicht achtet, ſo kann es leicht die Geſetze des herrſchenden Geſchmacks verletzen; daher (Ged. Die ſchwere Verbindung): „Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?" „Geſchmack" ſteht hier in dem Sinne des franzöſiſchen goût, d. i. eine gewiſſe abgeglättete Feinheit des Ausdruckes und des Gefühles, wie man ſie den franzöſiſchen Dichtern des 18ten Jahrhunderts zuſchrieb.

Genien, ſ. Genius.

Genius, lat. der Geiſt, die geiſtige Eigenthümlichkeit einer Sache (vergl. die Gedichte: „Deutſcher Genius" und „Der griechiſche Genius"); davon: genial, Genialität (ſchöpferiſche Kraft, Geiſteskraft im Erfinden) und Genie (vergl. dieſe). Ferner bedeutet Genius ſo viel wie Schutzgeiſt oder Schutzengel. Der Glaube an ſolche unſichtbaren Schutzgeiſter oder Genien, welche für Wohl und Weh der einzelnen Menſchen ſorgen, findet ſich bei ſehr vielen Völkern, war aber bei den Römern ein Gegenſtand des beſonderen Cultus. In dieſem Sinne heißt es (Ged. Die Führer des Lebens):

„Zweierlei Genien ſind's, die dich durch's Leben geleiten,
Wohl dir, wenn ſie vereint helfend zur Seite dir ſtehn!"

ferner (Ged. Reſignation):

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!
Rief unſichtbar ein Genius."

eben ſo iſt (Gſtſ. 10, 197) die Rede von einem „ſchwarzen Anſchlag, vor deſſen Annäherung ihn (den Prinzen) ſein guter Genius warnte"; und (Br. v. M. 5, 471) ſagt Iſabella:

„Daß mir der böſe Genius nicht ſchlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht."

Vergl. auch das Gedicht „Der Genius". — Die ſchönen Künſte faſſen die Genien als geiſtige Weſen auf und ſtellen ſie in der Geſtalt geflügelter Kinder dar. Da der römiſche Cultus jeder bedeutenderen Thätigkeit, ſo wie jeder wichtigen Lebenserſcheinung einen beſonderen Genius widmete, ſo erſcheinen dieſe Geſtalten in der Darſtellung in der entſprechenden Thätigkeit begriffen, wie (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Emſige Genien dort keltern den purpurnen Wein."

oder mit ihren Attributen verſehen, wie der Genius des Todes (vergl. Ged. Der Genius mit der umgekehrten Fackel), von dem es (Ged. Die Götter Griechenlands) heißt: „Seine Fackel ſenkt ein Genius". Bildl. nennt daher auch Louiſe (K. u. L. V, 1) den Tod „einen ſtillen, dienſtbaren Genius", (Ged. Reſignation) „der ſtille Gott" genannt. Eben ſo heißt es von der Todtenfeier (Br. v. M. 5, 442) des Vaters Don Ceſar's:

„Mit ſchwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umſtanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar."

In bildlicher Bedeutung iſt dem Dichter der Genius vor Allem die künſtleriſche ſchaffende Kraft, „der Schöpfergenius" (Wſt. L. Prol.), der wie ein Schutzgeiſt über ihm waltet. In dieſer Bedeutung führt er ihn in der Huldigung der Künſte, wo er zugleich perſonificirt erſcheint, mit den Worten ein:

„Ich bin der ſchaffende Genius des Schönen,
Und die mir folget, iſt der Künſte Schaar."

Eben ſo heißt es (Ged. Das Ideal und das Leben):

„Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element."

ferner (Ged. Der Genius):

„Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur."

und (Ged. Die Sänger der Vorwelt):

„Wie man die Götter empfängt, ſo begrüßte Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend erſchuf."

Endlich iſt unſerm Dichter der Genius auch des Menſchen beſſeres Selbſt, das in höherem, idealem Sinne als ſein Schutzgeiſt angeſehen werden kann. Daher heißt es (Gſtſ. 10, 165): „Der allgemeine Glaube iſt, daß er in dieſer geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit ſeinem Genius halte", und (D. C. I, 9) ſagt Don Carlos zu dem Marquis Poſa:

— — — — — — — — — „willſt du
Ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig faſſen, meinen Genius
Bei ſeinem großen Namen rufen?"

Im Gegenſatz hierzu nennt Dorſigny (N. a. O. III, 8) den Valcour, der ihm Unheil bringt, „ſeinen böſen Genius".

Genius, Der (Ged.), ein philoſophiſches Gedicht aus dem Jahre 1795, das urſprünglich den Titel: „Natur und Schule" führte, auf welchem Gegenſatz die Betrachtung allerdings ruht. Sch. war damals mit ſeinem Aufſatze „über naive und ſentimentaliſche Dichtung" (Bd. 12) beſchäftigt, wobei ſich ihm der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen dem in natürlicher Einfalt lebenden und dem Cultur-Menſchen nothwendig aufdrängen mußte. Dieſer Gegenſatz iſt in dem Gedichte vom moraliſchen Standpunkte aus beleuchtet. Es beginnt (V. 1—14) mit einer Reihe von Fragen, wie ſie ſich jeder ſelbſtdenkende Menſch bei ſeinem Ringen nach Wahrheit und innerem Seelenfrieden vorlegen kann, und wie der Dichter ſie hier von einem Jünger der Weisheit an ſich ſelbſt richten läßt. Sch. hatte ſich in jener Zeit ſo eben mit der Kantiſchen Philoſophie gründlich beſchäftigt, die, nach der damals herrſchenden Meinung allein im Stande ſein ſollte, den Menſchen zur Klarheit über ſich ſelbſt und ſomit zu innerem Frieden zu führen. „Aus dem modrigen Grab" einer ſchwer verſtändlichen Ausdrucksweiſe hatte Sch. ſein in urſprünglicher Friſche empfindendes Herz gerettet; die ſtarren, aller Anſchaulichkeit

entbehrenden Formen hatte er als lebloſe Mumien hinter ſich gelaſſen. Er durfte ſich alſo berechtigt glauben, eine Frage, wie die geſtellte, zu beantworten. In ſeiner Antwort weiſt er zunächſt (V. 15—28) auf die auch in Goethe's Taſſo (Akt II, Sc. 1) ſo ſchön charakteriſirte goldene Zeit hin, wo es noch keinen Conflict in der menſchlichen Bruſt gab, wo jeder ſeinem reinen, heiligen Gefühl unbedingt vertrauen durfte. Aber das Sittengeſetz, das einſt in der eigenen Bruſt lebendig war, das wird nicht mehr empfunden (V. 29—36). Durch die Verirrung von dem Wege der Natur iſt der innere Friede geſtört, und nur in ſtilleren, geweiheten Stunden ſteigt die Stimme der Wahrheit wie eine Ahnung herauf. Wer den Genius (V. 37—54), „den ſchützenden Engel" nie verloren, wer ſo glücklich iſt, noch unbewußt den rechten Pfad zu wandeln, der lebt noch in der goldenen Zeit und ſie in ihm. — Die Löſung der Frage alſo, ob der Menſch auf dem Wege der Wiſſenſchaft zum Seelenfrieden geführt werden könne, iſt dem Dichter zufolge nicht durch den Verſtand, ſondern nur durch das Herz zu geben, welches, ſobald es ihm nicht gelingt, den urſprünglichen Frieden zu bewahren, nur durch das Stadium des Zwieſpaltes einer ſich allmälig entwickelnden Cultur zur Herrſchaft über ſich ſelbſt gelangen kann.

Genius, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Durch ſeine Verſtandesthätigkeit ſchafft der Menſch Gebilde, welche denen der Natur nachgeahmt, aber nicht als Kunſtwerke, nicht als Schöpfungen des Genius zu betrachten ſind. Die Vernunft geht nun allerdings über dieſe Sphäre hinaus, aber ihre Gebilde ſind nichts Anderes als Combinationen geiſtiger Vorſtellungen, denen noch die entſprechende Hülle fehlt. Dieſe zu ſchaffen iſt die Aufgabe des Genius, der in ſeinen künſtleriſchen Productionen die Wahrheit der Natur zu neuer Erſcheinung bringt.

Genius, Der, mit der umgekehrten Fackel (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es bezieht ſich auf Leſſing

und Herder, die beide eine Abhandlung geschrieben haben, welche den Titel führt: „Wie die Alten den Tod gebildet." Der Ansicht beider Dichter pflichtet Sch. in seinen Göttern Griechenlands (Str. 9) selbst bei; indessen ist es dort die elegische Stimmung, welche an der antiken Darstellung Geschmack findet, während hier die Wirklichkeit selbst in's Auge gefaßt wird.

Genius, Deutscher (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Wenn die deutschen Dichter sich die Römer und Griechen zum Vorbilde genommen, so war das ein glücklicher Griff; zur Nachahmung der Franzosen aber fehlt dem Deutschen die Leichtigkeit und Gewandtheit. Vielleicht sind manche der dichterischen Versuche Wieland's gemeint.

Genius, Der griechische, an Meyer in Italien (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Joh. Heinr. Meyer (nicht Mayer, wie in mehreren Ausgaben steht) war mit Goethe innig vertraut und als Alterthumsforscher und Kunstkenner von Bedeutung. Vergl. „Die Antike an den nordischen Wanderer" und „Die Antiken zu Paris":

Genoßsame (W. T. II, 2), s. v. w. Genossenschaft. Die Urcantone waren ehemals in Genossenschaften eingetheilt, wie Uri noch gegenwärtig.

Gent, zur Zeit des Mittelalters die Residenz der Herzöge von Burgund, war damals eine reiche und blühende Stadt; daher spricht Bertrand (J. v. O. I, 3), wo er die Kriegsvölker des mächtigen Herzogs von Burgund aufzählt, von den „üppigen Gentern, die in Sammt und Seide stolziren". Nach Kaiser Carl's V. Tode kam Burgund durch dessen Verfügung 1556 an Spanien; daher die Worte seines Enkels (D. C. V, 11), die derselbe an seine Mutter richtet: „Aus Gent empfangen Sie den ersten Brief." Als in Folge des Aufstandes der Niederländer (1565) die nördlichen Provinzen sich losgerissen, sah sich Philipp III. von Spanien genöthigt, die Freiheit dieses Staates der vereinigten Niederlande durch einen auf 12 Jahre geschlossenen

Waffenſtillſtand anzuerkennen. Aber nach Ablauf deſſelben (1621) lag Spanien wieder mit den Niederländern im Kampfe; daher (Wſt. L. 5) die Worte der Marketenderin:

„Und mit einem ſpaniſchen Regiment
Hab' ich einen Abſtecher gemacht nach Gent."

Genua (F. Perſ.-Verz.), ital. Stadt an dem nördlichſten Punkte des liguriſchen Meeres, war von dem Verfall der karolingiſchen Herrſchaft bis 1815 eine Republik (daher F. I, 1 „das durchlauchtige G.") und gehört jetzt zu dem Königreich Italien.

St. Georg, Inſel, ſ. Giudecca.

Gerichtsſtab (J. v. O. IV, 6), ein weißer Stab, der als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit diente.

St.-Germain (en Laye), eine kleine Stadt im Seine-Departement, einige Meilen von Paris, mit einem von Franz I. erbauten königlichen Schloſſe; daher ſpricht die Königin Eliſabeth (M. St. II, 2) von der „Herrlichkeit des Hofs von Saint-Germain" und Eliſabeth von Valois (D. C. IV, 9) von den „Briefen, die Don Carlos ihr nach Saint-Germain geſchrieben."

Germanien hieß bei den Römern das ganze nördlich der Donau gelegene, im Weſten von dem Rhein, im Oſten von der Weichſel begrenzte Land. Später iſt es (wie Boruſſia für Preußen, Britannia für England) der feierliche Ehrenname für Deutſchland geworden; wie (Ged. Deutſche Treue), wo Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oeſtreich „um den Scepter Germaniens" ſtreiten, und (Ged. Die Flüſſe), wo der Rhein „Germaniens Grenze bewacht".

Gerſau (W. T. I, 2) im Canton Schwyz an der Nordſeite des Vierwaldſtätter Sees, am Fuße des Rigi.

Gertrud (W. T. Perſ.-Verz.), ſ. Iberg.

Gerücht, ſ. Fama.

Geſchenk, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es enthält eine Erwiederung auf ein Geſchenk des Freiherrn von Dalberg, dem Coadjutor des Kurfürſten von Mainz. Derſelbe war ein großer Freund der Poeſie, der mit Sch. in innigem Verhältniſſe lebte.

Geſchlechter, Die (Ged.). Ein köſtliches dichteriſches Erzeugniß des Jahres 1796. Der Inhalt des Gedichtes erinnert mehrfach an den erſten Hauptabſchnitt, der in der Glocke auftretenden Betrachtungen. Eine Menge herrlicher, der Natur treu abgelauſchter Züge erſcheinen uns hier in einem edlen klaſſiſchen Gewande wie Gebilde einer fremden und doch immer wieder vor unſern Augen ſich neu geſtaltenden Welt. — Vers 11 „ihr Horn" erinnert an die munteren Jagdgenoſſinnen, welche das Gefolge „der ſchnellen Artemis" bilden. Vergl. „Das eleuſiſche Feſt", Str. 19.

Geſchwader, gew. eine Reiterſchaar, (R. IV, 5) eine Abtheilung der Räuberbande.

Geſellſchaft Jeſu, ſ. Jeſuiten.

Geſetzgeber, An die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der menſchlichen Natur wohnt zwar der Sinn für das Rechte inne, ſobald es aber auf's Handeln ankommt, ſiegen die ſinnlichen Triebe oft über die Stimme der Vernunft. Deshalb darf das Geſetz als ſolches auf den ſittlichen Charakter der Unterthanen ſich nicht verlaſſen.

Geſpenſt, racheforderndes, ſ. Manen.

Geſtirn. Dem Glauben der Aſtrologen (ſ. d.) zufolge hatten die Geſtirne Einfluß auf das Schickſal und ſelbſt auf die Entſchließungen der Menſchen; daher ſagt König Karl (J. v. O. III, 3) zu dem reuig zurückkehrenden Herzoge von Burgund:

„Vergeßt es! Alles iſt verziehen. Alles
Tilgt dieſer einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schickſal, ein unglückliches Geſtirn!"

Geßler, ſ. Wilhelm Tell.

Getuler (Ged. 4. B. d. Aen. 8), richtiger Gätuler, ein Volksſtamm am Nordſaume der großen Wüſte in Afrika; er erſtreckte ſich theilweiſe bis zur Küſte zwiſchen den beiden Syrten.

Geviert, ſ. Aſtrolog.

gewähren (W. T. I, 4), ſ. v. w. Gewähr leiſten, bürgen, einſtehen.

Ghibellinen und Guelfen (D. C. I, 4), zwei Parteinamen für die Hohenſtaufen und Welfen, welche im 12ten Jahrhundert in Deutſchland faſt fortdauernd in Streit mit einander lagen. Der Name Ghibellinen wird als eine italieniſche Verſtümmelung von Waiblingen, dem Stammſchloſſe der Hohenſtaufen in Schwaben, angeſehen; der Name Welfen oder Guelfen iſt der eines berühmten Fürſtenhauſes, das, urſprünglich echt deutſch, im 11. Jahrhundert wieder aus Italien nach Deutſchland verpflanzt, eine Zeit lang über verſchiedene deutſche Provinzen herrſchte und in Braunſchweig noch fortbeſteht. Wir haben die italieniſchen Namen angenommen, weil in Italien dieſe Kämpfe ſo zu ſagen ihren klaſſiſchen Ausdruck fanden, in den furchtbaren Zerwürfniſſen, die alle Städte und Staaten des Landes innerlich ſpalteten. Die Ghibellinen ſind hier die Partei der deutſchen Kaiſer, die Guelfen die der Päpſte.

Gichter (F. I, 7), ſelten im pl., Gliederreißen, krampfhaftes Zucken; daher auch (F. I, 12) „gichteriſches Wälzen".

Giganten (Myth.) waren die rieſenhaft gebildeten Kinder der Gäa, oder der Erde, welche durch das Blut des von Kronos verwundeten Uranus befruchtet war. Da Uranus, der älteſte herrſchende Gott die ihm zu mächtig werdenden Titanen (d. h. die Urkräfte der Natur) in den Tartarus eingeſchloſſen hatte, ſo reizte Gäa die Giganten zur Empörung. Sie ſtürzten aus der Erde hervor, ſchleuderten Felſen und zuſammengebundene Baumſtämme

gen Himmel und thürmten Berge auf einander, um den Olymp zu ersteigen. Einem Orakelspruche zufolge konnten die Götter diese Feinde nur mit Hülfe eines Sterblichen vernichten, weshalb Zeus durch Athene den Herkules dazu auffordern ließ, mit dessen Hülfe er auch den Sieg errang; daher sagt Juno (Ged. Semele 1) von Zeus: „Giganten mocht' er stehn." Nach der Besiegung der Giganten gebar Gäa die Fama (s. d.), um sich an den Göttern durch Verbreitung ihrer ärgerlichen Handlungen zu rächen; daher wird das Gerücht (Ged. 4. B. d. Aen. 34) „die jüngste Schwester der Gigantenbrut" genannt (s. jedoch Fama). Da man sich die Giganten als Riesen dachte, so werden mächtige Erscheinungen oft mit ihnen verglichen. So sagt Antigone (Phön.) von dem Fürsten Hippomedon:

„Wie trotzig und wie schreckhaft anzusehn!
Den erdgeborenen Giganten gleich,
Nicht wie ein Sterblicher tritt er einher."

Aus demselben Grunde wird auch das Riesenhafte gigantisch genannt. So heißt es (Ged. 2. B. d. Aen. 97) von dem Leichnam des Priamus:

„Jetzt ein gigant'scher Rumpf, am Meeresstrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt und Niemand kann ihn nennen."

und (Ged. Die Bürgschaft) malt die Sonne:

— — — — — — — „auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten."

Natürlich werden die Ausdrücke Gigant und gigantisch häufig auch bildlich gebraucht. So sagt Franz Moor (R. II, 1) vom Schreck: „Was kann Vernunft, Religion wider dieses Giganten eiskalte Umarmung?" Eben so Mortimer (M. St. I, 6) zu Maria:

„Aufstehen würde Englands ganze Jugend ꝛc.
Und die Empörung mit gigant'schem Haupt
Durch diese Insel schreiten."

Besonders erscheint dem Dichter das Schicksal als eine riesige Macht. So heißt es (Ged. Die Macht des Gesanges):

„Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude, mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt ꝛc.

und (Ged. Shakeſpeare's Schatten) wird die Frage an die Dramaturgen gerichtet:

„Woher nehmt ihr denn das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?"

Und eben deshalb heißt es auch (Ged. Die Führer des Lebens) von dem Genius des Erhabenen:

„Er trägt mit gigantiſchem Arm über die Tiefe dich hin."

Gitſchin, der Hauptort des gleichnamigen Kreiſes im Königreich Böhmen, am Fuße des Rieſengebirges. Es gehörte zu Wallenſtein's Gütern und war ſein Lieblings-Aufenthalt; daher heißt es (Picc. III, 4): „Er hat zu Gitſchin einen ſchönen Sitz." Dort ruhte (Wſt. T. V, 12) ſeine erſte Gemahlin, und auch er wollte (Wſt. T. V, 3) einſt daſelbſt begraben ſein.

Giudecca [ſpr. Dſchudecca], eine der vielen kleinen Inſeln, auf welchen Venedig in den Lagunen am Ausfluſſe der Brenta liegt. Der breiteſte Canal, welcher ſich zwiſchen denſelben hindurchzieht iſt der della Giudecca; öſtlich davon liegen die beiden Inſeln S. Giorgio maggiore od. St. Georg (Gſtſ. 10, 227 u. 255) und Giudecca (ebendaſ. S. 155 u. 227).

Glamis, ſ. Scone.

Glarner Land (W. T. IV, 3), der Canton Glarus, öſtlich vom Vierwaldſtätter See, beſtehend aus einem 8—9 Stunden langen, von der Linth bewäſſerten Alpenthale und mehreren kleinen Seitenthälern. Das Gebiet iſt faſt überall von furchtbar ſteil abfallenden Hochgebirgen eingefaßt, unter denen der 9000 Fuß hohe, faſt nie vom Eiſe frei werdende Glärniſch zu den bedeutendſten gehört.

Glatz und Sagan (Picc. V, 1). Die Grafſchaft Glatz und das Fürſtenthum Sagan, erſtere in Ober-, letzteres in

Niederſchleſien, gehörten früher zur Krone Böhmen; Kaiſer Ferdinand II. ſchenkte ſie Wallenſtein; 1742 wurden ſie an Preußen abgetreten.

Glaube, Mein (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Die verſchiedenen Religionen ſind dem Dichter alle nur mangelhafte Ausdrucksformen für die eine wahre Religion, welche jedem ernſten und aufrichtigen Menſchen das Ziel ſeines Strebens ſein ſoll.

Gletſcher (vergl. Firn), von dem lat. glacies, d. i. Eis (frzſ. glacier), eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in den Alpen. Solcher Gletſcher oder Ferner, wie ſie in Tirol genannt werden, zählt die Schweiz über 600. Sie ſind aus ungeheuren, beſtändigen Eismaſſen gebildet, welche ſich von der Region des ewigen Schnees in die Thäler herabziehen. Durch das ſtete Herabwehen des Schnees in die Gebirgseinſattelungen, durch den häufigen Wechſel von Aufthauen und Gefrieren, ſo wie durch eindringende Waſſer bildet ſich an den Gebirgsabhängen ein Ueberzug, der feſter iſt als der gewöhnliche Schnee und aus lauter kleinen zuſammengefrorenen Schneekörnern beſteht. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine zuſammenhangende Eismaſſe, deren Structur einen körnigen Bruch zeigt und welche durch die in den hohen Regionen nur ſchwach wirkenden Sonnenſtrahlen nicht zum Schmelzen gelangt. In Folge eigenthümlicher Geſetze, welche die neuere Phyſik unter dem Namen der mechaniſchen Wärmetheorie zuſammenfaßt, befindet ſich das Gletſchereis in einer beſtändigen, herabgleitenden Bewegung, ähnlich einem Strome von zähflüſſiger Subſtanz. Da dieſes Fortrücken, das jährlich im Durchſchnitt 400 Fuß beträgt, in der Mitte ſchneller vor ſich geht als am Rande, ſo muß natürlich ein Verſchieben der Eistheilchen ſtattfinden, was ſich nicht ſelten durch ein dumpfes Getöſe kund giebt; daher (W. T. I, 1): „Dumpf brüllt der Firn.“ Da, wo die Bergabhänge weniger ſteil werden, erſcheinen die Gletſcher als große Eisfelder, die

ſich oft in faſt horizontaler Richtung weiter erſtrecken, meiſt aber ſich etwas neigen bis zu der Stelle, wo ihr unterer Rand abſchmilzt und den Gebirgsbächen ihr Waſſer liefert. Bis in dieſe Gegend pflegt der Menſch emporzudringen, um ſich anzubauen; daher ſagt Melchthal (W. T. II, 2):

„Bis an der Gletſcher eisbedeckten Fuß
Erwartet ich und fand bewohnte Hütten."

Weiter hinab ſtrömt das Gletſcherwaſſer in den von den zuſammenſtoßenden Felswänden gebildeten Rinnen oder Runſen, oft von zerriebenen Quarztheilen milchweiß ſchäumend, der allmälig ſich bildenden Thalſohle zu; daher ſagt Melchthal (W. T. II, 2): „Ich gelangte zu der Alpentrift ꝛc."

„Den Durſt mir ſtillend mit der Gletſcher Milch,
Die in den Runſen ſchäumend niederquillt."

Da, wo die Eismaſſen der Gletſcher in horizontaler Richtung ſich ausbreiten, kann man ſie mit kundigen Führern beſteigen, doch ſind ſolche Verſuche bisweilen mit Lebensgefahr verbunden, da ſich in den Eismaſſen oft Spalten und Löcher befinden, von deren Vorhandenſein die brückenartig übergelagerte lockere Eisdecke nichts ahnen läßt; daher die Beſorgniß der Hedwig (W. T. III, 1):

„Ich ſehe dich im wilden Eisgebirg,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht, und du hinabſinkſt, ein lebendig
Begrabener, in die ſchauerliche Gruft."

In den oberen Regionen erſcheinen die Felſenſpitzen faſt beſtändig mit Schnee- und Eismaſſen überzogen und bilden ſo die ſtattlichen Eispyramiden, welche alle anderen Berggipfel überragen; daher fragt Tell (W. T. III, 3) ſeinen Sohn:

„Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?"

worauf dieſer ihm antwortet:

„Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern
Und uns die Schlaglawinen niederſenden."

Dieſe Eispyramiden ſind auch gemeint, wenn Tell (W. T. III, 3) ſagt:

„Ja, wohl iſt's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen."

Bei Sonnenaufgang, wenn noch tiefe Nacht die Thäler deckt, erſcheinen die Eisgebirge häufig in glänzend rother Beleuchtung, eine Erſcheinung, die unter dem Namen Alpglühen bekannt iſt; daher (W. T. II, 2) Reding's Worte:

„Doch ſeht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchſten Bergen ſchon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus."

Noch prächtiger aber erſcheinen ſie des Abends nach Sonnenuntergang; daher (W. T. I, 4):

„Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen."

Ausführliches über die Gletſcher findet man in „Roßmäßler. Das Waſſer. Leipzig bei Brandſtetter 1860, S. 141—178" und in „Helmholtz, populäre wiſſenſchaftliche Vorträge, 1. Heft. Braunſchweig bei Vieweg u. Sohn, 1865, S. 95—134."

Glocke, Das Lied von der (Ged.). Dieſes Lied der Lieder, dieſes unübertroffene Meiſterwerk der deutſchen Lyrik, iſt eine Production, wie ſie kein anderes Volk aufzuweiſen hat. Sch. hat ſich beinahe zehn Jahre mit dem Gedanken getragen, die Glocke zu einem Gegenſtande ſeiner Poeſie zu machen. Schon im Jahre 1788, bei ſeinem erſten Aufenthalte in Rudolſtadt, beſuchte er häufig eine außerhalb der Stadt gelegene Glockengießerei, um ſich eine Vorſtellung von dieſem Gewerbe zu verſchaffen; aber andere wichtige Arbeiten zogen ihn wieder von ſeinem Vorhaben ab. Im Jahre 1797 erfaßte er den Gedanken auf's neue und ſuchte die bereits gewonnenen Anſchauungen durch das Studium techniſcher Werke zu erweitern und zu berichtigen. Daß es ihm diesmal Ernſt war, geht aus einem Briefe an Goethe hervor, in dem er ſagt, daß ihm ſein Glockengießerlied ſehr am Herzen liege. Aber wiederum trat ihm ein Hinderniß in den Weg, indem er durch Krankheit geſtört wurde.

Endlich gab ein neuer Aufenthalt in Rudolſtadt im Jahre 1799 Veranlaſſung, die erſten Erinnerungen der dort gewonnenen Eindrücke wieder aufzufriſchen, und ſo entſtand dieſes herrliche, echt volksthümliche Gedicht, welches mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Das Motto: Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango — befindet ſich als Umſchrift auf der Glocke des Münſters zu Schaffhauſen. Es bedeutet: „Ich rufe den Lebenden; ich beklage die Todten; ich breche die Blitze.“ Der letzte Theil bezieht ſich auf eine früher weit verbreitete Meinung, daß das Läuten der Glocken vor dem Einſchlagen des Blitzes bewahren ſolle.

Wie der Dichter ſich vor der Anfertigung ſeiner Arbeit mit den techniſchen Verrichtungen des betreffenden Handwerks bekannt gemacht, ſo iſt dies auch von Seiten ſeines Leſers nothwendig, wenn derſelbe das Gedicht vollſtändig verſtehen will. Zunächſt wird eine Grube von entſprechender Tiefe gegraben, die ſogenannte Dammgrube, welche beſtimmt iſt, die Glockenform aufzunehmen. Dieſe ſelbſt beſteht aus drei Theilen, dem Kern, der ſogenannten Dicke und dem Mantel. 1) Der Kern wird aus Backſteinen gebaut und mit einer Lehmbekleidung überzogen, worauf man dem Ganzen vermittelſt einer Schablone, d. h. eines an einer Seite halbglockenförmig zugeſchnittenen Brettes, die Form giebt, welche dem inneren Glockenraume entſpricht. An der oberen Seite des gemauerten Kernes befindet ſich eine Oeffnung, die in eine Höhlung führt. Dieſe wird mit glühenden Kohlen ausgefüllt, um das Austrocknen des Innern zu befördern. Das Trocknen der äußeren Seite, die auf ihrer Oberfläche mit geſiebter Aſche beſtreut wird, beſorgt die Luft. 2) Die Dicke iſt eine zweite Lehmhülle. Sie ſtellt die Metallſtärke dar, welche die Glockenwand haben ſoll, und bekommt ihre Geſtalt durch eine zweite Schablone. Dieſe über den Kern geformte Lehmglocke wird an ihrer Außenſeite mit geſchmolzenem Talg überzogen und in ähnlicher Weiſe wie die erſte getrocknet. 3) Der Mantel endlich iſt eine dritte Lehmhülle, deren Maſſe durch

Eiſenringe und Schienen feſt zuſammengehalten wird und ſich von der darin eingeſchloſſenen Form abheben läßt. Iſt dies letztere behutſam geſchehen, was beſonders durch das Talg erleichtert wird, dann wird die Dicke ſorgfältig von dem Kern heruntergeſchnitten. Hierauf läßt man den Mantel eben ſo nieder, wie man ihn vorher abgehoben hat, und erhält auf dieſe Weiſe zwiſchen dem Kern und dem Mantel einen hohlen Raum, der zur Aufnahme des flüſſigen Metalls beſtimmt iſt.

Die ſo eben geſchilderten Arbeiten ſetzt der Dichter als bereits vollendet voraus; die weiteren Thätigkeiten führt uns das Gedicht ſelbſt vor, und zwar in den zehn Arbeitsſprüchen des Meiſters, die durch eingerückten Druck beſonders hervorgehoben ſind. Es ſind achtzeilige Strophen in vierfüßigen Trochäen; die vier erſten Verſe haben gekreuzte, die vier letzten parallele Reime. Der fünfte und ſechſte Vers, nur aus zwei und einem halben Trochäus beſtehend, machen durch ihre größere Kürze, ſo wie durch den kräftig abſchließenden männlichen Reim den beabſichtigten Eindruck ſcharf beſtimmter Commandowörter, während die beiden Schlußverſe mit ihren milderen weiblichen Reimen zu den Betrachtungen überleiten, die ſich an jeden der Arbeitsſprüche anſchließen. Von dieſen Sprüchen des Meiſters beziehen ſich die fünf erſten auf die Vorarbeiten bis zu dem Beginne des Guſſes, die fünf letzten führen uns die Thätigkeit der Arbeitsleute nach erfolgtem Guß vor, bis ſchließlich die Glocke in ihrer Vollendung erſcheint.

Verfolgen wir zunächſt die zehn Arbeitsſprüche für ſich. Der erſte (1) deutet auf die gemachten Vorarbeiten hin, denen jetzt der Hauptact folgen ſoll, bei welchem der Meiſter in echt deutſchem Ernſt und frommer Einfachheit theils die Arbeit leitet, theils durch ſeinen Zuſpruch ermuntert und anregt. Dicht neben der Grube (2) haben wir uns den Gießofen zu denken, auf deſſen Heerde das Metall, und zwar zunächſt nur das Kupfer, aufgeſchichtet liegt. Durch eine Oeffnung, den „Schwalch“ ſteht der Ofen mit dem Schornſteine in Verbindung, in welchem das

Feuer brennt, und zwar so, daß die Flamme nur durch den Schwalch in den Ofen gelangen und so das Metall zum Schmelzen bringen kann. Sobald das Kupfer flüssig geworden, wird das leichter schmelzbare Zinn hinzugesetzt. Das Mischungsverhältniß ist verschieden; gewöhnlich nimmt man auf drei Theile Kupfer einen Theil Zinn. Ist die Mischung (3), die sogenannte Glockenspeise, in Fluß, dann pflegt sich auf der Oberfläche ein weißlicher Schaum zu bilden, in welchem sich unreine Beimischungen absondern. Durch einen Zusatz von Pottasche („Aschensalz") wird diese Schaumbildung befördert und somit eine bessere Verbindung der Metalle erzielt. Mehrmaliges Abschäumen ist daher nothwendig, um das Metall möglichst rein zu erhalten. Nunmehr ist die Aufmerksamkeit auf den Ofen zu lenken (4), an welchem sich die sogenannten Windpfeifen („Pfeifen"), d. h. sechs Zuglöcher, befinden, die sich öffnen und verschließen lassen. Hat das Metall zwölf Stunden in dem Ofen gelegen, so werden die Pfeifen gelb, und es ist Zeit, zum Gusse zu schreiten. Zuvor aber wird ein Stäbchen in das flüssige Metall getaucht. Erscheint dasselbe wie mit Glasur überzogen, so ist dies ein Zeichen, daß das sprödere Kupfer sich mit dem weicheren Zinn gleichförmig vereinigt hat. Vor dem Beginn des Gusses pflegt man dann noch eine Probe zu machen. Es wird eine kleine Quantität Metall in die Höhlung eines warmen Steins gegossen und, nachdem es erkaltet ist, durchgebrochen. Von der Größe der Zacken, welche die Bruchfläche zeigt, hängt es ab, ob der Schmelzungsprozeß als beendigt angesehen werden kann. Sind die Zacken zu klein, so muß noch Kupfer, sind die Zacken zu groß, noch Zinn hinzugesetzt werden. Um das Metall in die Form zu lassen, wird nun der Zapfen ausgestoßen, der sich in dem Ofen dem Schornstein gegenüber befindet; oder streng genommen wird er eigentlich eingestoßen, denn er ist kegelförmig gestaltet und mit der breiten Seite nach innen gerichtet. Da er aus Stein besteht, also leichter als das Metall ist, so steigt er nach dem Einstoßen in der flüssigen Masse empor und schwimmt

auf der Oberfläche derſelben. Aus dem Zapfenloch ſtrömt das Metall zunächſt in eine henkelförmig gebogene Rinne und von dieſer in das in der Erde befindliche Gehäuſe oder „Haus“, wie der Dichter die Glockenform bezeichnet.

Mit dieſem Hauptact der Arbeit tritt ein Wendepunkt ein. Die Form (6) iſt gefüllt; jetzt gilt es, abzuwarten, ob die Arbeit gelungen ſein wird. Die Ausdrücke der Beſorgniß:

„Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?“

dürften wohl paſſender mit einem Ausrufungszeichen verſehen werden. Nach der ſchweren Arbeit tritt (7) natürlich die Ruhe ein, die die Arbeiter auch wirklich als ſolche genießen können, während der Meiſter auch dieſe Zeit mit vorbereitenden Arbeiten für die weiteren Verrichtungen ausfüllen muß. Nach erfolgter Abkühlung (8) beginnt die Ablöſung des früher „Haus“, jetzt „Gebäude“ genannten Mantels, ſo daß die Glocke (9) nach und nach zum Vorſchein kommt, vor den Augen der Zuſchauer erſteht, welche nun die Zierrathen an ihrer Außenfläche bewundern können. So gleichſam aus der Gruft (10) emporgeſtiegen, wird ſie nun in die Luft, „das Reich des Klanges“, emporgezogen, um dem Zwecke ihrer eigentlichen Beſtimmung zu dienen.

Die von dem Meiſter an die einzelnen techniſchen Verrichtungen angeknüpften Betrachtungen, „die guten Reden“, welche die Arbeit begleiten, zerfallen in neun Hauptabſchnitte, welche zwiſchen die zehn Arbeitsſprüche eingefügt ſind. Jede derſelben ſchließt ſich nicht nur an den vorangegangenen Spruch, ſondern auch an die vorige Betrachtung an, ſo wie ſie auch auf das ſpäter Folgende vorausdeutend hinweiſt.

Die erſte Betrachtung iſt als Einleitung anzuſehen. Sie deutet den Plan des Gedichtes an, deſſen Abſicht es iſt, den vorgeführten Arbeiten der menſchlichen Hand durch die angeknüpften Betrachtungen eine höhere Weihe zu ertheilen. Die Diction hält ſich, nach Viehoff's treffender Bemerkung, hier

absichtlich in fast mittelalterlicher Einfachheit, um erst später einen allmälig höheren Schwung anzunehmen. — Die zweite Betrachtung bildet den Uebergang, indem sie das Thema des Ganzen näher bezeichnet, auf die Bestimmung und Bedeutung der Glocke aufmerksam macht. Wir haben zu erwarten, daß die wichtigsten Erscheinungen des menschlichen Lebens an uns vorüberziehen werden; die Glocke soll uns verkünden, was dem Menschen auf Erden begegnet. — Der Dichter beginnt (3) mit der Schilderung der Kindheit, und zwar, da Alles an die Klänge der Glocke angeknüpft werden soll, mit dem Tauftage, worauf er, an dem Knaben- und Mädchenalter rasch vorübereilend, mit besonderer Wärme bei dem Aufkeimen der ersten Liebe, als der Grundlage des Familienlebens, verweilt, welchem die erste Hälfte des Gedichtes gewidmet ist. — Demnächst ladet die Glocke (4) zur Hochzeitfeier ein, mit welcher die poetische Stimmung des ersten Liebesglückes abschließt, um den concreteren Erscheinungen des Familienlebens Platz zu machen. Der Mann hat nun den Kampf mit den oft feindlichen Lebensverhältnissen aufzunehmen, während die Hausfrau in stets sich steigernder Geschäftigkeit das von dem Manne Erworbene zu erhalten bemüht ist. Aber das Glück ist unbeständig und wird uns da oft am leichtesten untreu, wo wir ihm am meisten vertrauen. — Ein unvorhergesehenes Schicksal, eine Feuersbrunst, (5) raubt dem auf seine Arbeit stolzen Manne die ganze Habe, und das Ueberzählen der Seinen läßt sogar noch Schlimmeres ahnen. Denn die Glocke hat auch eine feierlich ernste Bestimmung (6), sie giebt auch dem Abgeschiedenen das letzte Geleit. Mit dem Tode der Gattin sind die Bande des Familienlebens gelöst, und wie bei dem sechsten Arbeitsspruche ein Wendepunkt in den äußeren Verrichtungen eintrat, so wendet sich der Dichter jetzt (7) der geselligen Gemeinschaft zu, wie sie sich innerhalb des Staatsverbandes gestaltet. Gerade in der Ruhe des Feierabends stellen sich uns die Segnungen, die wir dem gesellschaftlichen Zustande zu verdanken haben, am schönsten dar. Durch eine „heilige Ordnung" sind Sprach- und

Stammgenoſſen auf's innigſte an einander gebunden, und der lebendige Wechſelverkehr zwiſchen den verſchiedenſten Kräften iſt im Stande, die allgemeine Wohlfahrt mächtig zu fördern. — Aber auch dieſes geſellige Glück (8) ruht nicht auf unerſchütterlichen Stützen. Unzufriedenheit auf der einen und ſtolze Ueberhebung auf der andern Seite können auch dieſe Bande ſprengen, der Aufruhr die Städte verwüſten, die Revolution einen Staat an den Rand des Abgrundes führen. Gottesfurcht allein iſt im Stande, die Eintracht zu ſichern. In dieſer erhöhten Gemüthsſtimmung wird die Schlußbetrachtung des Meiſters (9) zur Anrede, welcher ſeine Umgebung jetzt, wie beim Eingange ſeiner Betrachtungen, an einer Taufhandlung Theil nehmen läßt. Mit dem Namen Concordia wird die regelmäßige und bleibende Beſtimmung der Glocke bezeichnet. In der gemeinſamen Andacht erheben wir uns über die wandelbaren Verhältniſſe alles Irdiſchen zu dem, was allein einen unvergänglichen Werth hat.

Eine vollſtändige Darlegung des ganzen Reichthums von Schönheiten, welchen dieſes herrliche Gedicht darbietet, würde eine umfangreiche Arbeit geben. Wir erinnern nur an den wundervollen Wechſel von Ausdrücken, mit welchen der Dichter das verſchiedenartige Ertönen der Glocke bezeichnet, an die objective Haltung in der Darſtellung aller einzelnen Erſcheinungen, an die Zuſammenſtellung überraſchender Contraſte, an den höchſt wirkungsvollen Wechſel des Versmaßes und der einzelnen Verslängen, an die maleriſche Wirkung, welche er einerſeits durch Alliteration und Aſſonanz, andererſeits durch trefflich gewählte Kraftwörter, und an noch anderen Stellen durch die lebendig dahinſtrömende polyſyndetiſche Satzverbindung zu erreichen verſteht — und überlaſſen es dem Leſer, alle dieſe Schönheiten zum Gegenſtande ſeines Nachſinnens oder ſeines tieferen Studiums zu machen, das jedenfalls dazu dienen wird, das Ganze mit noch wohlthuenderer Geſammtempfindung zu umfaſſen. Die Sprache iſt hier ſo zur Muſik geworden, daß die verſchiedenen Stimmungen,

in welche uns das Gedicht verſetzt, unmittelbar in die ſprachliche Hülle überfließen.

Endlich dürften noch einige Einzelheiten eine Erläuterung nöthig haben: 1) „Den es in Schlafes-Arm beginnt.“ Das Bindezeichen in mehreren Ausgaben hat hier eben ſo wenig Sinn, wie ſpäter in „nach der lieben Heimat-Hütte“. Der Dichter dürfte dieſe Zeichen ſchwerlich geſetzt haben. In Schlafes Arm heißt: ſtill ruhend in dem unbeweglich ſchwebenden Arme; und das andere iſt eine poetiſche Inverſion mit Wegfall des Artikels für: nach (der) Hütte der lieben Heimat. — 2) „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ erinnert zunächſt an den Schleier, in welchen verhüllt die Braut im Alterthum dem Bräutigam zugeführt wurde; ferner an den Schleier, mit welchem die jungfräuliche Braut auch bei uns geſchmückt zu werden pflegt. Endlich ſind dem Dichter Gürtel (ſ. d.) und Schleier wohl nichts Anderes als ſymboliſche Ausdrücke für eine Sitte, welcher zufolge in manchen Gegenden die verheiratheten Frauen durch gewiſſe Abzeichen in der Kleidung von den Jungfrauen ſich unterſcheiden. — 3) „Weh denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihn.“ Des Dichters Weheruf gilt denjenigen, die in Zeiten politiſcher Aufgeregtheit die Macht des Wortes mißbrauchen und dem gedankenloſen Pöbel ein Licht anzünden, für welches deſſen blöde Augen nicht geſchaffen ſind. Wir erinnern dabei an die Figur des Vanſen in Göthe's Egmont. — 4) „Und führen das bekränzte Jahr“ erinnert an eine antike Vorſtellung, indem die Griechen den Horen (ſ. d.) Kränze von Palmblättern als Attribute gaben.

Schließlich erinnern wir daran, daß dieſes echt volksthümlich gewordene Gedicht auch andere künſtleriſche Kräfte in Bewegung geſetzt hat. Die Umriſſe zu Sch.'s Lied von der Glocke nebſt Andeutungen von Moritz Retzſch (Stuttgart und Augsburg bei Cotta) führen dem Blick eine Reihe von 43 trefflichen Federzeichnungen vor, welche die geiſtigen Conceptionen des

Dichters in würdiger Weiſe verſinnlichen. Auch die von Andreas Romberg gelieferte Compoſition für Geſang mit Orcheſterbegleitung hat, wenngleich von den Muſikern wenig geſchätzt, doch nicht ſelten den Hörern einen erhebendenden Genuß bereitet.

Glogau (Wſt. T. IV, 3), eine ſtarke Feſtung an der Oder, im Regierungsbezirk Liegnitz, der wie ganz Schleſien ſeit dem 14. Jahrhundert unter dem Schutz der Könige von Böhmen ſtand.

Glorie, aus dem lat. gloria, der Ruhm, die Herrlichkeit; der Strahlenglanz um das Haupt eines Heiligen; daher heißt es vergleichungsweiſe (Gſtſ. 10, 232) von dem Antlitz einer weiblichen Geſtalt: „Die Abendſonne ſpielte darauf, und ihr luftiges Gold ſchien es mit einer künſtlichen Glorie zu umgeben", die (S. 252) wieder „verſchwindet". Meiſt braucht Sch. es bildlich, und zwar zunächſt von Perſonen. So heißt es (Menſchenf. 8) von der trefflich erzogenen Angelica, die ſich dem näheren Umgange mit Menſchen entziehen ſoll: „Jetzt fliehe in deine Glorie hinauf." — Ferner (D. C. II, 15) von der Tugend der Königin Eliſabeth von Valois im Vergleich zur Prinzeſſin Eboli:

„In angebetet ſtiller Glorie
— — — — — — — — — wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen."

desgl. ſagt (D. C. IV, 19) die Fürſtin Eboli ſelbſt:

„Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu ihrer Glorie emporzurichten."

und eben ſo ſagt Lord Leiceſter (M. St. II, 9) zur Königin Eliſabeth von der Maria Stuart:

— — — — — — — „Wenn ſie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Geſtellt durch einen unbefleckten Tugendruf ꝛc.
— — — — — — — — — — — — Dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geſchlagen."

Außerdem aber braucht er es auch von künſtleriſchen Schöpfungen und ſelbſt von abſtracten Vorſtellungen. So heißt es (Ged. Die Künſtler) von dem Ideal des menſchlichen Weſens, das die Kunſt ſich geſchaffen:

„Des Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edlen Grazie
Vermählter ihr in einem Bilde
Und ſtelltet es in eine Glorie."

ferner (Ged. Die Künſtler) von der Wahrheit:

„Die eine Glorie von Orionen
Um's Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht."

und endlich (Ged. Das Mädchen von Orleans) von der Dichtkunſt in Beziehung auf die Jungfrau:

„Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben:
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben."

Spöttiſch heißt es (R. II, 3) von dem Pſeudo-Spiegelberg, daß „er in ſeiner Glorie paradire". Schließlich wird es auch rein ſeiner Wortbedeutung gemäß für Ruhm gebraucht; wie (Iph. V, 6), wo Iphigenie zu ihrer Mutter ſagt:

„Du haſt mich nicht verloren. — Deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen."

oder auch für Glanz der Unſchuld, wie (R. V, 2): „Die Engel des Himmels werden ſich ſonnen in deiner Glorie."

gloſten (R. II, 1), gew. gloſen, ſd. ſ. v. w. glühen, funkeln.

Glück
Glückes Schiff } ſ. Fortuna.

Glück, Das (Ged.), eine Art Hymnus in dem Gewande einer Betrachtung, entſtand im Jahre 1798. — Der Gedankengang iſt folgender: Das Glück (V. 1—8) iſt als ein freies Geſchenk der Götter zu betrachten, das nicht dem Verdienſte, ſondern den Begünſtigten zu Theil wird, denen ihr Daſein an

ſich ſchon als Verdienſt gerechnet wird. Durch ſittliche Kraft (9—16) kann der Mann ſich zwar Würde geben und in gewiſſem Sinne ſelbſt ſein Leben verlängern, aber das Glück, d. h. geiſtige Anlagen, Talent für Kunſt und Wiſſenſchaft, iſt eine höhere Gabe, die ſich dem Himmel nicht abzwingen läßt. Die Götter (17—20) laſſen ſich bei der Verleihung ihrer Gaben nicht durch das Gefühl der Gerechtigkeit leiten; ſie handeln nach Neigung. Nicht „der Sehende", d. h. der nach klarer Einſicht Strebende, hat ſich ihrer Gunſt zu erfreuen, im Gegentheil „der Blinde", der weder forſcht noch grübelt, ſondern in kindlicher Einfalt deſſen wartet, was ihm zu Theil werden wird. Denn das Genie (21—26) erſcheint nicht ſelten gerade in niederen Ständen und wird aus dem Staube erhoben, wie ein Ganymed (ſ. d.) durch den Adler des Zeus zum Olymp emporgetragen ward, um den Göttern daſelbſt den Nektar zu reichen. Ebenſo werden (27—30) Siegesruhm und Herrſchergewalt oft ohne alles Verdienſt verliehen. So begünſtigte Phöbus (31) ſeine Lieblinge bei den pythiſchen Spielen; und Amor (32) erfreute ſie mit dem Glück der Liebe. So vertraute Cäſar (33—34) dem Poſeidon, als er einſt bei ſtürmiſchem Wetter über die Straße von Otranto fuhr und dem muthloſen Schiffer zurief: „Zage nicht, du fährſt den Cäſar und ſein Glück." So bezwang Orpheus (35—36) die wilden Thiere durch die Macht ſeiner Töne, und dem Arion bot ein Delphin ſich dar, um ihn wohlbehalten an das ſichere Geſtade zu tragen. So übt alles Edle und Schöne (37—38) eine Herrſchaft aus, die als eine freie Gabe der Götter erſcheint.

Aber nicht Neid und Unwillen (39) ſoll uns ergreifen, wenn wir ſehen, wie die Götter ihre Lieblinge bevorzugen. Wenn einſt Aphrodite (40—42) ihren Liebling, den Paris rettete, als er im Kampfe mit Menelaus dem ſicheren Tode nahe war; wenn die Götter (43—48) dem Achilles hold waren und ſelbſt „ſein Zürnen", ſeinen Zwiſt mit Agamemnon, ehrten, der ihn lange vom Kampfe entfernt hielt, ſo daß eine Menge der edelſten Griechen,

„Hellas' beſtes Geſchlecht" dem Feinde zum Opfer fiel: ſo ſoll uns dieſe Gunſt nicht mit Unwillen erfüllen; ſondern (49—56) glücklich ſollen wir uns preiſen, daß wir uns ihres herrlichen Looſes erfreuen dürfen, daß wir das begeiſterte Lied des Sängers vernehmen dürfen, der uns ſo Großes verkündet. In dem geſchäftigen Leben (57—60) ſoll die Gerechtigkeit herrſchen; in dem Glück aber mögen wir die göttliche Allmacht verehren. Alles, was menſchlicher Kraft (61—68) ſein Daſein verdankt, das muß ſich allmälig entwickeln; das Schöne aber iſt da, es beſteht in urſprünglicher Kraft, wie einſt Venus entſtand, das Bild vollendeter Schönheit, wie einſt Minerva erſchien, die Weisheit aus Jupiters Haupt.

Glück, Das, und die Weisheit (Ged.). Str. 1, V. 2 lautete in der früheren Lesart: „Flog einſt Fortun' der Weisheit zu", wo der Ausdruck „Schweſtern" (Str. 3) für Fortuna und Sophia allerdings beſſer paßte. Das Ganze iſt eine einfach-erzählende Allegorie, deren Grundgedanke lebhaft an „die Theilung der Erde" erinnert. Ein intereſſanter Parallelismus zeigt ſich in den beiden Schlußverſen von Str. 1 u. 4, die in ihrem gegenſeitigen Verhältniß von Aufforderung und abweiſender Antwort dem Gedichte eine angenehme Abrundung geben.

Glückspilz (Par. I, 1), ein Menſch, der durch Glück ſchnell emporkommt, gleich den ſchnell wachſenden Pilzen.

Glücksſtern (Br. v. M. 5, 470), ſ. Aſtrolog.

Glückſtadt (Wſt. L. 5), ein Städtchen an der Elbe in der Landſchaft Stormarn des Herzogthums Holſtein.

Gnadenbild (Ged. Der Kampf mit dem Drachen) oder **Gottesbild** (M. St. I, 6), ein wunderthätiges Bild oder ein Wallfahrtsbild, d. h. ein Kreuz (J. v. O. Prol. 3) oder das Bild der Maria, oder eines Heiligen, wie man ſie in katholiſchen Ländern oft an Wegen aufgeſtellt findet; daher (Br. v. M. 5, 498):

„Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden."

Gnesen (Dem. I), im Regierungsbezirk Bromberg, die ehemalige Krönungsstadt der polnischen Könige.

Godunow (Dem. II), s. Demetrius.

Goethe, An, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. (Ged.) Dieser in dem Versmaß der achtzeiligen Stanze gedichtete Prolog war von Sch. dazu bestimmt, im Jahre 1800 auf dem Weimar'schen Theater gesprochen zu werden, wo Goethe's Bearbeitung von Voltaire's Mahomet zum ersten Mal über die Bühne ging. Dieser Prolog sollte das Publicum, welches dem steifen Prunk der französischen Dramen damals bereits abhold war, mit dem Plane der beiden Dichter vertraut machen, welchem zufolge sie den Sinn für edlere Erzeugnisse der dramatischen Poesie wieder wecken wollten. (Vgl. Phädra u. Macbeth.) Str. 1. Mit dem falschen Regelzwange sind die von den Franzosen nach dem mißverstandenen Aristoteles (s. d.) aufgestellten und von Lessing in seiner Dramaturgie bekämpften Kunstgesetze gemeint. Die Vergleichung Goethe's mit dem jugendlichen Hercules (s. d.) erinnert an des Ersteren frühe dramatische Versuche, besonders an Götz von Berlichingen. — Str. 2, V. 8 vergl. „Griechheit". — Str. 3, V. 4. Ludwig XIV. (s. d.), unter dem die Kunst zwar blühte, jedoch durchweg das Gepräge des Absichtlichen, des Gemachten an sich trug. — Str. 5, V. 1. Die Fesseln des französischen Klassicismus sind gesprengt. — Str. 6, vergl. „Shakespeare's Schatten." — Str. 10. Die Aufführung des Mahomet sollte nach beider Dichter Ansicht den Sinn für Edles und Gediegenes wieder anregen, wozu das Stück allerdings für sie selbst, schwerlich aber für das Publicum geeignet war, weshalb sich denn auch gewichtige Stimmen gegen den gemachten Versuch erhoben.

Goldapfel des Zanks (F. I, 1), s. Eris.

Goldenes Alter. Die Idee eines goldenen Welt- oder Zeitalters, und die damit verbundene der Weltalter überhaupt war bei den Griechen schon frühzeitig ausgebildet, da es nahe lag, das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen zu vergleichen, wobei denn die der Kindheit entsprechende früheste Zeit des Menschengeschlechts natürlich als die schönste betrachtet wurde. Hesiod nimmt fünf solcher Weltalter an: 1) das goldene oder Saturnische unter der glücklichen Regierung des Kronos; 2) das silberne, von üppigem und gottlosem Charakter; 3) das eherne, in dem ein gewaltsamer und kriegerischer Geist herrschte; 4) das heroische, mit einem Aufschwunge zum Besseren; 5) das eiserne, in dem Gerechtigkeit und Treue der Erde entwichen waren. In diesem letzteren glaubte Hesiod zu leben. Von dem goldenen Zeitalter sagt er, daß keine Sorge die Menschen belastet, sondern daß ihr Leben gleich dem der Götter voll Heiterkeit und Genuß gewesen sei, indem die Erde, ohne bebaut zu werden, Alles im Ueberfluß gespendet habe. Die Last der Jahre hätten die Menschen nicht gefühlt, in blühender Gesundheit sei ihr Leben dahin gegangen, und gleich dem Schlafe habe ein süßer Tod sie überrascht. Auf solche glückliche Zeit anspielend sagt Don Carlos (D. C. I, 2) von sich selbst:

„Den du hier siehst, das ist der Carl nicht mehr,
Der sich vermaß in süßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden."

Als eine passende Antwort auf diesen Jugendtraum erscheinen die beherzigenswerthen Worte der Prinzessin in Goethe's Torquato Tasso (II, 1):

„Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß
Wie sie uns immer wieder werden kann."

Goldenes Buch (F. II, 5) wird nach Sch.'s Anmerkung zu dem Gedichte „Die berühmte Frau" in einigen italieniſchen Republiken das Verzeichniß der adeligen Familien genannt.

Goldener Schlüſſel, ſ. Kammerherr.

Goldener Zirkel (Picc. V, 1), die Krone von Böhmen, nach welcher Wallenſtein ſtrebte, was die Gräfin Terzky (Wſt. T. V, 12) noch vor ihrem Ende deutlich ausſpricht:

„Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben. —
Es ſollte nicht ſein." — Vergl. Reif.

Goliath, ſ. David.

Goller (W. T. III, 3), ſ. Koller.

Gomorrha, ſ. Loth.

Gordiſcher Knoten. Als Alexander der Große bei ſeinem Zuge durch Kleinaſien nach Gordium kam, wurde ihm auf der Burg eines ehemaligen phrygiſchen Königs ein Wagen gezeigt, an deſſen Deichſel ſich ein höchſt merkwürdiger Knoten befand. Von dieſem Knoten ging die Sage, daß wer ihn auflöſe, ganz Aſien erobern würde. Alexander machte einen Verſuch, da derſelbe aber nicht gelang, ſo zerhieb er den Knoten mit dem Schwerte. Auf dieſe Begebenheit anſpielend, ſagt Wallenſtein (Wſt. T. III, 15) von den Kriegswirren ſeiner Zeit:

— — — — — — — — „Alles iſt Partei und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo ſoll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der ſich endlos ſelbſt
Vermehrend wächſt. — Er muß zerhauen werden.
Ich fühl's, daß ich der Mann des Schickſals bin,
Und hoff's mit eurer Hülfe zu vollführen."

Desgl. (R. IV, 5): „Der verworrene Knäuel unſeres Schickſals iſt aufgelöſt."

Gorgo, vergl. Aegis u. Meduſa.

Gothen, einer der zur Zeit der Völkerwanderung in Deutſchland eingedrungenen germaniſchen Stämme, welcher, in Oſt- und

Westgothen getheilt, in Italien und Spanien große Reiche gründete. Der Name „Gothen" haftet noch an Provinzen und Städten Schwedens, obwohl damit nicht gesagt ist, daß diese Namen mit den alten deutschen Gothen zusammenhängen. Wallenstein bezeichnet damit die Schweden und stellt sie (Picc. II, 5) den früher in Deutschland allein lebenden Teutonen gegenüber.

gothisch (W. T. II, 1). „Ein gothischer Saal." Die Baukunst als Kunstthätigkeit war den Deutschen bis zu Karl dem Großen unbekannt geblieben. Der Baustil, welchen er aus Italien mit nach Deutschland brachte, war der, auf welchen später die arabische Kunst Einfluß gewann. Hieraus entwickelte sich, gestützt und getragen durch den romantischen Geist des Mittelalters, ein Baustil, den man eine Zeitlang schimpfweise den gothischen nannte, weil man der Ansicht war, nur rohe Barbaren wie die Gothen hätten solche Bauwerke hervorbringen können. Später aber ist dieser Name wieder zu Ehren gekommen, außer ihm bedient man sich auch der Benennungen „deutscher, germanischer oder Spitzbogenstil". Der wesentliche Charakter dieses Baustils, wie er sich besonders in den prächtigen Münstern verschiedener Städte Deutschlands und der Nachbarländer ausbildete, besteht in schlanken Säulenbüscheln, deren sich immer mehrere aneinander schmiegen, wie die Stämme eines Hains, in dessen Schatten die alten Teutonen ihre Altäre zu errichten pflegten. Auf diese Weise zeigt die gothische Baukunst weniger selbständige Schönheit als symbolische Beredsamkeit, so wie Erhabenheit und Würde. — Ausführliches über diesen Gegenstand findet sich in W. Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte, Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1864. S. 373—456.

Gothland (Wrb. I), eine schwedische Insel, ziemlich in der Mitte der eigentlichen Ostsee; sie bildet gegenwärtig eine besondere Provinz des Göthareichs oder des südlichen Schwedens.

Gott, Der bläuliche (Ged. Der Spaziergang), s. Nereus.

Gott der Esse (Ged. Das eleusische Fest), s. Hephästos.

Gott der Freude (Picc. III, 9), ſ. Bacchus.

Gott, Der gegenwärtige, ſ. Hoſtie u. Monſtranz.

Gott, Pythiſcher (Ged. Kaſſandra), ſ. Apollon.

Gott, Der ſchilfbekränzte (Ged. Das eleuſiſche Feſt), ſ. Nereus.

Gott der Schlachten (Iph. III, Zw.-H.), ſ. Ares.

Gott, Der ſtille (Ged. Reſignation), ſ. Genius (des Todes).

Gott, Strahlender (Ged. D. Abend), ſ. Apollon.

Götter. Die verſchiedenen Zeiten des Alterthums brachten auch verſchiedene Vorſtellungen über die Entſtehung der Welt und über das Weſen der Götter hervor. Auf dieſe Weiſe entſtanden eine Menge von Schöpfungsgeſchichten und Götterlehren, in denen ſich eine Uebereinſtimmung aber nicht entdecken läßt. Nach dem Zeugniſſe Herodots empfing Griechenland ſeine Religionsgebräuche und die meiſten ſeiner Tempelgötter aus Aegypten, theils wohl auch aus Libyen und Phönicien; was indeſſen in Aegypten nur Symbol war, geſtaltete ſich bei den Griechen zur Mythe und mußte ſich der Gewalt des bildenden Geiſtes fügen, an deſſen Entwickelung reich begabte Dichter unverkennbaren Antheil hatten. In der griechiſchen Mythologie iſt beſonders eine alte und eine neue Götterordnung zu unterſcheiden. Heſiod, obwohl ein ſpäterer Dichter, ſcheint mehr den alten Urmythen gefolgt zu ſein, in denen Gaia, Urănos, Krónos, Rhea, Océanus, Hypérion, Hélios, Seléne und mehrere andere als Hauptgeſtalten erſcheinen, von denen die geſperrt gedruckten bei Sch. vorkommen. Homer, der ältere Dichter, erſcheint dagegen als Anhänger der neuen Götterordnung, in welcher die zwölf ſogenannten großen Götter: 1) Zeus, 2) Poſeidon, 3) Hére, 4) Deméter, 5) Heſtia, 6) Apollon, 7) Hephäſtos, 8) Ares, 9) Hermes, 10) Artĕmis, 11) Pallas, 12) Aphrodite die Hauptrolle ſpielen.

Götter, Die, Griechenlands. Dies Gedicht ſtammt aus dem Frühjahr 1788. Sch. ſagt darüber ſelbſt in einem Briefe an Körner: „Ich habe die Entdeckung gemacht, daß, ungeachtet der bisherigen Vernachläſſigung (er hatte ſich nämlich mit hiſtoriſchen Arbeiten beſchäftigt), meine Muſe noch nicht mit mir ſchmollt“ — und weiter: „es iſt ziemlich das beſte Gedicht, das ich neuerdings hervorgebracht habe.“ Das Gedicht iſt eine Elegie, in welcher die Götterwelt der Griechen als ein verloren gegangenes Ideal betrauert wird, eine Empfindung, die ſich als der Ausfluß von Sch.'s damaliger Weltanſchauung erklären, wenn auch nicht vertheidigen läßt. Uebrigens iſt die Annahme, daß Sch. gegen die Verehrung eines Gottes habe zu Felde ziehen und die religiöſe Anſchauung der Hellenen im Ernſt zurückrufen wollen, jedenfalls eine voreilige, wenn nicht gar eine böswillige. Sch. beklagt wohl nur die vorherrſchende Verſtandesrichtung auf dem Gebiete der Religion wie auf dem der Natur, und ſehnt ſich danach, dem realen Leben wiederum den Schmuck der Poeſie zu verleihen. — Str. 2, V. 4: „was nie empfinden wird“, d. h. die unorganiſche, die lebloſe Schöpfung. — Str. 4: Der Lorbeer iſt die verwandelte Daphne (ſ. d). V. 5: Der Bach, welcher Demeters Zähre empfing, iſt die in eine Quelle verwandelte Cyane, die Freundin der Proſerpina. Die beiden letzteren hatten einſt Blumen gepflückt, wobei Proſerpina von Pluto geraubt ward. V. 8: Cytherens ſchöner Freund iſt Adonis (ſ. d.). — Str. 5, V. 4: Der Sohn der Leto iſt Apoll, welcher die Heerden des Admet weidete. — — Anmerkung Str. 1: Die Prieſterin war ſich bewußt, gerade durch ihre jungfräuliche Schönheit ſelbſt den Gott des Donners zu beherrſchen, und dieſes Bewußtſein hatte für ſie einen ſolchen Reiz, daß ſie Prieſterin und Jungfrau blieb. — Str. 2, V. 4: Die beſſeren Weſen, die edleren Geſtalten ſind die aus religiöſer Begeiſterung hervorgegangenen Werke der Bildhauerkunſt, in denen die Götter ſich ſelbſt wiederfanden. — Str. 3: Der Hirtengott iſt Pan (ſ. d.). — — Str. 8, V. 2: Der Wagen des Dionyſos oder Bacchus

wurde von Tigern, Leoparden oder Panthern gezogen. — Str. 9: Ein Skelet mit der Hippe und dem Stundenglas, das Bild des Todes, wie die dürre Kunst des Mittelalters es sich geschaffen, wäre dem ästhetischen Sinne des hellenischen Volkes zuwider gewesen. Die Griechen dachten sich den Tod als einen Genius (s. d.) mit einer umgekehrten, erlöschenden Fackel. Zugleich pflegte man ihm einen Schmetterling oder eine Psyche mit Schmetterlingsflügeln als Symbol der dem Körper entschwebenden Seele beizugeben. V. 7: Der Thraker od. Thracier ist Orpheus (s. d.). — Str. 11, V. 4: „Der Wiederforderer der Todten" ist Hercules; „der Götter stille Schaar" sind die Götter der Unterwelt, die sich ihm willfährig zeigen (vergl. Alceste). V. 8: „Das Zwillingspaar" sind Kastor und Pollux (s. Dioscuren). — Str. 13, V. 2: Des Nordens schauerliches (früher: winterliches) Wehen ist als die kalte Verstandesbetrachtung der germanischen Völker gegenüber der phantasiereichen Lebensanschauung der hellenischen zu betrachten. V. 8: „Die Wälder wiederhallen leer", d. h. statt der empfindsamen Echo, statt der Oreaden, Dryaden und Najaden haben wir höchstens eine einfache akustische Erscheinung. — Str. 14, V. 7: Die Gesetze der Schwere oder Gravitation, von denen die Bewegung der Weltkörper abhängig ist, wurden zuerst von J. Newton (s. d.) aufgestellt. — Str. 15, V. 3: Die Assonanz: Spindel winden ist eine malerische Darstellung der einförmigen Bewegung des Planetenlaufes. V. 4: Die Monde, s. v. w. Planeten od. Weltkörper überhaupt. — Sch.'s Götter Griechenlands, die noch jetzt vielen Christen anstößig erscheinen, erregten gleich bei ihrer ersten Veröffentlichung den Schrecken orthodoxer Eiferer; besonders trat Fr. L. Graf zu Stolberg als Stimmführer derselben in einem Journalartikel des deutschen Museums von 1788 gegen dies Gedicht in äußerst heftiger Weise auf. Sch., in dessen Natur es durchaus nicht lag, das, was Anderen heilig erscheint, auf hämische Weise anzugreifen, und der sich auch fünf Jahre später bei seinem Aufenthalte in Ludwigsburg veranlaßt sah, die schlimmsten Stellen

des Gedichtes auszumerzen und andere wesentlich umzugestalten *), äußert sich über seine Götter Griechenlands in einem Briefe an Körner folgendermaßen: „Der Künstler und vorzüglich der Dichter behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealische, oder das aus einem wirklichen Gegenstande kunstmäßig Ausgewählte; z. B. behandelt er nie die Moral, die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von einer jeden, die er sich zusammen denken will — er vergeht sich also auch gegen keine von Beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder den Geschmack vergehen. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut; und es ist auch nicht unmoralisch oder gottlos, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern erst, wie sie nach einer gewaltsamen Operation, d. h. nach Absonderung und neuer Zusammenfügung, wurden. Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in den Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern es ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. Die Götter Griechenlands, die ich in's Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf, und keiner anderen Forderung unterworfen ist."

Götter meines Daches (M. St. I, 8), s. Penaten.

Götterbote, s. Hermes.

Götterkönigin, s. Here.

Gottesbild (M. St. I, 6), s. Gnadenbild.

---

*) In der Gesammtausgabe von 1860 ist das Gedicht zweimal, erst in seiner späteren und dann in seiner früheren Fassung abgedruckt.

Gottesfriede, in der kirchlichen Sprache des Mittelalters Treuga Dei (von dem deutſchen Treue) nannte man eine von der Kirche angeordnete Beſchränkung der Fehden, wodurch den leidenſchaftlichen Ausbrüchen roher Gewalt ein Damm entgegengeſetzt werden ſollte. Dieſer Anordnung begegnet man zuerſt in Aquitanien, dem ſüdweſtlichen Frankreich, ſeit dem Jahre 1033, wo ein Biſchof den Befehl dazu vom Himmel erhalten haben wollte; ſpäter wurde ſie auch auf andere Länder ausgedehnt. Die Tage, an welchen die Waffen ruhen mußten, waren zunächſt die heiligen Tage jeder Woche, vom Donnerstag Abend bis Sonntag Abend, ferner die Advents-, ſowie die Faſtenzeit, und endlich die volle Woche nach jedem der drei hohen Feſte. In Beziehung auf dieſe Anordnung ſagt (Br. v. M. 5, 391) der Chor:

„Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts,
Und der waltende Gottesfriede."

Gottesurthel, ſ. Urthel.

Gotthardt (W. T.). Der St. Gotthard iſt ein Gebirgsſtock, welcher den Hauptkern der Schweizer Alpen bildet. Er beſteht aus einer großartigen Gruppe von ſchneebedeckten Hörnern und Spitzen, welche nach Weſten die Walliſer- und Berner-Alpen, nach Oſten die Lepontiſchen und die Glarner-Alpen ausſendet und bildet zugleich das Quellgebiet für den Rhone (nach W.), den Teſſin (nach S.), den Rhein (nach O.) und die Reuß (nach N.). Die letztere mündet in den Vierwaldtſtätter See, auf welchem Tell dem Fahrzeug des Geßler entſprang; daher heißt es (W. T. IV, 1):

— — — — — — „Da verhängt es Gott,
Daß ſolch ein grauſam mörderiſch Ungewitter
Jählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden."

Das Thal der Reuß hinauf führt der Weg, welchen Tell dem Johannes Parricida beſchreibt (vergl. die „Brücke, welche ſtäubet") und wo es (W. T. V, 2) heißt:

„So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ew'gen Seen ſind."

Ueber die Mittelkette der Gruppe des St. Gotthardt führt der Paß 6650 Fuß über der Meeresfläche nach Italien; daher ſagt Rudenz (W. T. II, 1) zu ſeinem Oheim in Bezug auf den Kaiſer:

„Die Kaufmannsſtraßen, und das Saumroß ſelbſt,
Das auf den Gotthardt ziehet, muß ihm zollen."

denn Albrecht gab ſeinem Hauſe die Vogtei im Urſerenthal mit einem Zoll, der etwa 900 Fl. eintrug.

Götzendienſt, Der römiſche. Lord Burleigh, der Puritaner (ſ. d.), ſagt (M. St. II, 3):

„Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'ſche Götzendienſt auf dieſer Inſel."

und bezeichnet damit den katholiſchen Gottesdienſt, deſſen Pracht Mortimer (M. St. I, 6) mit glühender Begeiſterung ſchildert.

Gozzi (Tur.). Graf Carlo Gozzi, geb. 1718 zu Venedig, ein italieniſcher Luſtſpieldichter, begann ſeine literariſche Laufbahn mit ſcherzhaften Gedichten und zog demnächſt gegen den ſchlechten Geſchmack, wie er ſich in den dramatiſchen Arbeiten vieler ſeiner Zeitgenoſſen offenbarte, zu Felde. In Folge der dadurch hervorgerufenen Streitigkeiten begab er ſich ſelbſt auf das Gebiet des Drama's und ſchuf eine ganz neue Gattung von Luſtſpielen, in denen, weil ſie ihm eben nur Spiel ſein ſollten, Scherz und Ernſt willkürlich mit einander wechſelten, um ſich gegenſeitig auszugleichen. Den Stoff zu dieſen Arbeiten ſchöpfte er aus den Feenmährchen, die ſeiner doppelten Neigung zum Phantaſtiſchen und Satiriſchen ein willkommenes Feld boten. Seine Stücke ſind keck in der Anlage, vor Allem auf den Effect berechnet und dem damals herrſchenden Geſchmack ſeiner Landsleute angepaßt. Da ſie aber eben nur leicht hingeworfen waren, ſo iſt ihr Eindruck auch ein ſchnell vorübergehender geweſen.

Grab, Das heilige. Als die Juden unter Joſua das gelobte Land eroberten, war Jeruſalem im Beſitz der Jebuſiter;

erſt David vertrieb ſie gänzlich aus der Stadt und legte ſeine Burg auf dem Berge Sion an. Seitdem blieb Jeruſalem (d. h. Wohnung des Friedens) der Mittelpunkt des jüdiſchen Reiches. Nachdem es unter den Königen zu wiederholten Malen erobert, geplündert und wieder aufgebaut worden, ward es 40 Jahr nach Chriſti Tode von dem Kaiſer Titus gänzlich zerſtört und dem Erdboden gleich gemacht. Unter Hadrian wurde (118) an derſelben Stelle eine neue Stadt Aelia Capitolina gegründet, in der aber keine Juden wohnen durften. Als indeß Conſtantin der Große (306—337) ſich dem Chriſtenthum geneigt zeigte, ließen er und ſeine Mutter Helena die heidniſchen Tempel zerſtören und mehrere, noch jetzt vorhandene chriſtliche Kirchen, unter anderen auch die zum heiligen Grabe, bauen; zugleich erhielt die Stadt ihren früheren Namen wieder. Im ſiebenten Jahrhundert fiel Jeruſalem in die Hände der Muhamedaner, gegen welche ſpäter die Kreuzzüge unternommen wurden; daher heißt es (Ged. Ritter Toggenburg) von den Mannen des Ritters:

„Nach dem heil'gen Grab ſie wallen,
Auf der Bruſt das Kreuz."

Im Jahre 1099 eroberten die Kreuzfahrer Jeruſalem und behielten es bis 1188, worauf es wieder in die Hände der Muhamedaner fiel, die es noch gegenwärtig beſitzen. Das jetzige Jeruſalem iſt mit Thürmen und feſten Mauern umgeben, die ein Werk des Sultans Soliman (1534) ſind. Ziemlich in der Mitte der Stadt liegt die einſt ſo berühmte Kirche zum heiligen Grabe mit einer kleinen Kapelle, in welcher ein Sarkophag aus Marmor die (allerdings ſehr zweifelhafte) Stätte bezeichnet, wo der Leichnam Jeſu gelegen haben ſoll. Der Eingang zu der Kapelle wird von Türken bewacht, die von den beſuchenden Pilgern einen bedeutenden Zoll erheben. Seit der Zeit der Kreuzzüge hat die katholiſche Kirche denen, die das heilige Grab beſuchen, ſtets volle Abſolution zugeſagt; daher (Br. v. M. 5, 498):

„Und ſegensvolle Himmelskraft umweht
Das heil'ge Grab, das alle Welt entſündigt."

Gräcomanie (Ged.), ſ. Griechheit.

Graf, Großer (W. T. II, 2), ſ. bannen.

Graf, Der, von Habsburg (Ged.). Dieſe letzte unter Sch.'s Balladen entſtand im Jahre 1803, als er mit den Vorſtudien zum Tell beſchäftigt war. Als ſeine Quelle führt er ſelbſt in einer Anmerkung Tſchudi an, welcher die Begebenheit in ſeinem Chronicon helveticum unter dem Jahre 1266 mittheilt, wo Rudolf von Habsburg mit dem Abt Berchtold von St. Gallen um einiger Lehngüter willen in Streit lag. Als nämlich der Graf ſich auf der Jagd befand, traf er einen Prieſter, der zu einem Kranken gehen wollte, um ihm das Sacrament zu reichen. Da der Bach aber angeſchwollen und der Steg fortgeriſſen worden war, ſo überließ Rudolf ihm ſein Pferd, welches der Prieſter am nächſten Morgen zurückbrachte, wo er es von dem Grafen zum Geſchenk erhielt. Mit frommen Segenswünſchen verließ ihn der Prieſter, die auch am nächſten Tage von einer Kloſterfrau wiederholt wurden, welcher der Graf zufällig begegnete. Der Prieſter wurde ſpäter Kaplan bei dem Erzbiſchof von Mainz, dem er den Vorfall mittheilte. Eben ſo erfuhren ihn mehrere andere vornehme Herren, ſo daß die Sache bald allgemein bekannt wurde. Auch weiß man, daß der Erzbiſchof von Mainz bei der Kaiſerwahl ſeinen ganzen Einfluß geltend machte, um die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf Rudolf von Habsburg zu lenken. — Dieſer Quelle iſt der Dichter im Ganzen treu geblieben; nur ſind die Scenen bei dem Kaiſermahl zu Aachen, ſo wie die Uebereinſtimmung des daſelbſt auftretenden Sängers mit jenem Prieſter als ſeine Erfindung zu betrachten. Durch dieſe Einkleidung gelang es ihm, die urſprüngliche Prophezeihung und die nachmalige Erfüllung derſelben in ein wohl abgerundetes Bild zuſammenzudrängen. Die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee iſt die chriſtliche Demuth, welche ſich in der Ehrfurcht vor dem Heiligen offenbart und durch das Walten der göttlichen Vorſehung mit irdiſchem Glücke belohnt wird, eine

Vorstellung, welche der christlichen Denkweise des deutschen Volkes durchaus entspricht und unserer Ballade einen weiten Kreis von Verehrern erworben hat.

Str. 1. Das Krönungsmahl fand im Jahre 1273 am Allerheiligenabend zu Aachen statt, welches bis zu Maximilian II. (1564—76) Krönungsstadt blieb. Die sieben Kurfürsten, von denen Jeder ein Hofamt bei der Krönung bekleidete, waren: 1) der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler; 2) der Erzbischof von Trier als Kanzler von Burgund; 3) der Erzbischof von Köln als Kanzler von Italien; 4) der Pfalzgraf am Rhein als Truchseß; 5) der Herzog von Sachsen-Wittenberg als Marschall; 6) der Markgraf von Brandenburg als Kämmerer; 7) der König von Böhmen als Mundschenk. — In Beziehung auf den letzteren weist Sch. in der dem Gedichte beigefügten Anmerkung darauf hin, daß derselbe bei der Krönung nicht zugegen war. Ottokar von Böhmen hatte die Wahl Rudolf's nicht gebilligt und blieb ihm auch ferner feindlich gesinnt, bis er 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde fiel. — Was die sieben Planeten betrifft, so kannte man zu Sch.'s Zeiten nur: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus. Die Asteroïden und Neptun sind erst im Laufe unseres Jahrhunderts entdeckt worden. — Str. 2. „Die kaiserlose, die schreckliche Zeit" ist das Interregnum, welches mit dem Tode Konrad's IV. 1254 begann. Die Ausländer: Wilhelm von Holland, Alphons von Castilien und Richard von England, welche während dieser Zeit auf den deutschen Kaiserthron berufen wurden, haben sich wenig oder gar nicht um Deutschland bekümmert. — Str. 11. Die sechs Töchter Rudolf's wurden nachmals alle an Fürsten vermählt: 1) Mechtild mit Ludwig, Pfalzgrafen des Rheins und Herzog von Baiern; 2) Agnes mit Albrecht, Herzog von Sachsen; 3) Hedwig mit Otto, Markgrafen von Brandenburg; 4) Katharina mit Otto, Herzog von Baiern, später König von Ungarn; 5) Gutta mit Wenzel, König von Böhmen, dem Sohne Ottokar's;

6) Clementia mit Karl Martell, Erbprinzen von Sicilien, ſpäter König von Ungarn.

Granáda, nicht Grenada, wie in allen Ausgaben ſteht, die ſchönſte Provinz des ſüdlichen Spaniens, in der man noch am deutlichſten die Spuren ehemaliger großer Betriebſamkeit bemerkt; daher (D. C. III, 10):

— — — — „Verlaſſen von dem Fleiß
Der neuen Chriſten, liegt Granada öde."

Grande (D. C. I, 6), von dem lat. grandis, groß; die Hochadeligen in Spanien, „die Großen des Hofes" (S. 179). Sie führen den Titel Excellenz und dürfen bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten vor dem Könige mit bedecktem Haupte erſcheinen.

Grandezza (Wrb. II), Hoheit, Würde, Stolz; auch (D. C. I, 6) die verſammelten ſpaniſchen Granden.

Grandiſon (gr. H. a. d. n. Geſch. 10, 64), ein bekannter Roman: The history of Sir Charles Grandison. London 1753 (deutſch Leipzig 1780; 7 Theile) von Samuel Richardſon, geb. in Derbyſhire.

Grans od. Granſe heißt im ſüddeutſchen Dialect ſ. v. w. Krahn oder Spitze eines Schiffes; man unterſcheidet Vordergrans und Hintergrans; daher (W. T. IV, 1):

„Ich drücke,
Mit allen Kräften angeſtemmt,
Den hintern Granſen an die Felswand hin."

graß (gr. H. a. d. n. Geſch. 10, 97), ſ. v. w. gräßlich, grauenerregend.

Grat, ſ. v. w. ſcharfe Kante, beſonders ein ſcharfkantiger Felsrücken; daher (Ged. Der Alpenjäger):

„Jetzo auf den ſchroffen Zinken
Hängt ſie, auf dem höchſten Grat."

nämlich die Gemſe, „ein armſelig Gratthier" (W. T. IV, 3), im Gegenſatz zu den Waldthieren, welche die Thäler bewohnen.

Grätzer (Picc. IV, 5). Es ist Kaiser Ferdinand II. (1619 bis 1637) gemeint. Noch ehe der kinderlose Kaiser Matthias starb, hatten sich die sämmtlichen Prinzen des östreichischen Hauses vereinigt und den Erzherzog Ferdinand von der Steierschen Linie, „den Grätzer" (Gratz ist der Hauptort des Herzogthums Steiermark), zum Nachfolger bestimmt. Die älteren Brüder thaten zu seinen Gunsten Verzicht auf ihr wirkliches oder vermeintliches Vorrecht, und so ward Ferdinand noch bei Matthias' Lebzeiten als designirter König von Böhmen (1617) und Ungarn (1618) gekrönt. — Vergl. Friedrich V.

Gravität, von dem lat. gravĭtas, die Schwere. 1) (Ged. Metr. Uebers. Vorer. — Picc. II, 1) feierlicher Ernst; 2) (Wrb. II) angenommene Würde; gravitätisch (R. II, 3 — Wst. L. 7), gewichtig, sich ein Ansehen gebend.

Gray, Lady (M. St. I, 6). Johanna Gray, die Urenkelin König Heinrich's VII. und die älteste Tochter des Marquis von Dorset, wurde 1537 geboren und war 10 Jahr alt, als Heinrich VIII. starb. Da sein Sohn Eduard VI. noch minderjährig war, so wurde dessen Oheim Eduard Seymour, Herzog von Sommerset, zum Reichsverweser ernannt. Der Bruder des letzteren, Thomas von Sommerset, war hierüber unzufrieden, und so entstand ein Zwiespalt zwischen beiden Brüdern, den Joh. Dudley, Viscount von Lisle, zu nähren suchte, in der Hoffnung, beide Brüder zu stürzen und sich selbst den Weg zur Reichsverweserstelle zu bahnen. Nachdem er mit Hülfe des nur allzu feigen Parlaments erst den einen und dann auch den anderen Bruder auf das Schaffot gebracht, ließ er sich selbst zum Herzog von Northumberland ernennen. Jetzt stand ihm nur noch die Kränklichkeit des jungen Königs im Wege, nach dessen Absterben, einem Testamente Heinrich's VIII. zufolge, dessen Töchter Maria und Elisabeth auf den Thron gelangen sollten, unter deren Regierung er seinen Einfluß zu verlieren fürchtete. Er suchte daher Eduard VI. zu bewegen, seine Schwestern von der Erbfolge

auszuſchließen und die ſchöne und liebenswürdige Johanna Gray, die bereits mit einem jüngeren Sohne Northumberland's, dem Lord Guilford, vermählt war, zu ſeiner Nachfolgerin zu beſtimmen. Das Parlament mußte dem ehrgeizigen Machthaber wiederum gehorchen, und als Eduard VI. (1553) ſtarb, wurde Johanna, ein ſanftes nachgiebiges Weſen, die übrigens keineswegs nach der Krone ſtrebte, faſt mit Gewalt aus ihrer Zurückgezogenheit hervorgeholt und auf den Thron erhoben. Nun aber ermannten ſich Volk und Adel, die den ehrgeizigen Plänen Northumberland's längſt abgeneigt waren; ſie wirkten auf das Parlament ein, und ſo ward Heinrich's VIII. älteſte Tochter Maria, nachdem ſich auch die Hauptſtadt für ſie erklärt, als Königin ausgerufen. Northumberland ſuchte ſich zwar durch ſchnelle Unterwerfung zu retten, aber jetzt war es zu ſpät. Er wurde in den Tower geſetzt und hingerichtet, Johanna Gray mit ihrem Gemahl dagegen, obwohl durch das Parlament zum Tode verurtheilt, zunächſt nur in ſtrenger Haft gehalten. Als aber bald nach Maria's Thronbeſteigung das im Volke herrſchende Mißvergnügen ſich in offene Empörung gegen ſie verwandelte, wurde ſie von Haß und als bigotte Katholikin zugleich von religiöſem Fanatismus ergriffen und befahl, das noch in Kraft beſtehende Todesurtheil zu vollſtrecken. In Folge deſſen mußte Johanna Gray, nachdem ſie ihren Gemahl hatte zum Tode führen ſehen, am 12. Februar 1554 das Schaffot beſteigen.

Grazie, pl. **Grazien**, ſ. Charis.

Greif, ein fabelhaftes Thier des Orients, welches der Sage nach Körper, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren eines Pferdes und ſtatt der Mähne einen Kamm von Fiſchfloſſen hatte. Man dachte es ſich als den Wächter des in der Erde befindlichen Goldes. Die bildende Kunſt der Alten, wie die der Gegenwart hat den Greif oft zum Gegenſtande ihrer Darſtellung gemacht. In dieſem Sinne heißt es (Picc. III, 4) von dem aſtrologiſchen Thurm:

„Von Geiſtern wird der Weg dazu beſchützt,
Zwei Greife halten Wache an der Pforte."

In dem Gedichte „Pegaſus im Joche" ſteht Greif für Pegaſus (ſ. d.).

Grenada, ſ. Granada.

Griechheit (Ged.), ein Epigramm, welches (nach Viehoff) aus drei früheren Xenien zuſammengeſtellt wurde, deren Ueberſchriften „Die zwei Fieber", „Griechheit" und „Warnung" lauteten. Die Gallomanie, das heißt die Schwärmerei für franzöſiſche Sitte, hatte auch in der Literatur vor Klopſtock und Leſſing geherrſcht. Die poetiſchen Producte jener Zeit bewegten ſich in den ſtarren Formen des franzöſiſchen Klaſſicismus, die der Dichter mit dem „kalten Fieber" bezeichnet. Nach dem Vorgange Bodmer's, Breitinger's, Klopſtock's und Leſſing's brach nun die Gräcomanie, d. h. die Begeiſterung für die griechiſche Poeſie, aus, die der Dichter zwar nicht tadelt, aber mit Beſonnenheit gehandhabt wiſſen will.

Griechiſche Kirche (Gſtſ. 10, 241). Die im 3. und 4. Jahrhundert durch öftere allgemeine Kirchenverſammlungen herbeigeführte Uebereinſtimmung der verſchiedenen chriſtlichen Gemeinden konnte bei der weiteren Ausbreitung derſelben von dem morgenländiſchen nach dem abendländiſchen Reiche um ſo weniger von Dauer ſein, als die Anſchauungs- und Denkweiſe der betreffenden Völker nothwendig ſehr verſchieden ſein mußte. Als nun bei der im Jahre 395 erfolgten politiſchen Trennung des römiſchen Kaiſerthums in das lateiniſche und griechiſche der Biſchof von Conſtantinopel zum zweiten Patriarchen der Chriſtenheit erhoben wurde, erwachte bei der anwachſenden Macht deſſelben die Eiferſucht des römiſchen Oberhaupts der Kirche. Und als nun gar von Rom aus der Bannfluch erfolgte, ſo war zwiſchen den Glaubensgenoſſen beider Reiche bald alle Gemeinſchaft aufgehoben. Verſchiedene Verſuche, dieſelbe wiederherzuſtellen, hatten keinen dauernden Erfolg, und unter dem Papſte Leo IX.

(1049—54) wurde die Trennung beider Kirchen vollſtändig ausgeſprochen. Alle ſpäteren Verſuche zu einer Wiedervereinigung blieben fruchtlos; nur als nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken (1453) viele Griechen nach Italien geflohen waren, gelang es dem Papſte, einzelne Gemeinden derſelben unter dem Namen unirte Griechen unter ſeine Hoheit zu bringen.

Grimaſſe, von dem frzſ. grimace, Runzel. 1) Geſichtsverzerrung (K. u. L. I, 7); 2) Verſtellung (K. u. L. IV, 2).

Großcomthur (D. C. III, 7), auch Commenthur, im mittl. lat. commendārius, franz. commandeur, der Oberbefehlshaber einer Abtheilung eines unter einem Hochmeiſter ſtehenden Ritterordens.

Groß-Inquiſitor (D. C. V, 6), ſ. Inquiſitor.

Großkhan (Tur. I, 1), ſ. Khan.

Groß-Mogul, der Titel der mongoliſchen Beherrſcher von Hindoſtan, deren Dynaſtie 1525 durch den Fürſten Babur (d. h. der Tiger), einen Abkömmling Timur's, geſtiftet wurde. Viele dieſer Moguls, die abwechſelnd zu Delhi und Agra reſidirten, übten eine ſo grauſame Herrſchaft, daß im 18. Jahrhundert von zwölf Regenten nur drei eines natürlichen Todes ſtarben. Im Jahre 1774 machten die Engländer ihrer Herrſchaft ein Ende. Mit Beziehung auf ihre Grauſamkeit und Tyrannei nennt der Pater (R. II, 3) Karl Moor den „Groß-Mogul („Großmogol") aller Schelme unter der Sonne."

Groß-Neugard (Dem. I) od. Weliki-Nówgorod am Ilmenſee (ſüdlich von Petersburg), die uralte Stadt, wo Rurik (862) ſeine Herrſchaft gründete und mit derſelben der Stifter des ruſſiſchen Reiches wurde. Die Stadt war ehemals ſehr reich, beſonders durch ihre Verbindung mit der Hanſa.

Größe, Die, der Welt (Ged.). Aus dem Jahre 1780. Der Dichter, in dem Streben begriffen, die Unendlichkeit des Weltraums zu erfaſſen, hat in Uebereinſtimmung mit ſeinem

erhabenen Gegenſtande ein antikes Versmaß mit dem modernen Elemente des Reims verknüpft. — Str. 1, V. 1. Eine kühne Inverſion; der Adjectivſatz: „die der ſchwebende Geiſt ꝛc.“ hängt von dem nachfolgenden „Welt“ ab. — Str. 2, V. 4. Die „lockenden Ziele“ ſind die Centralpunkte, um welche die Sterne kreiſen. — Str. 4, V. 1. Der „Pilger“ iſt ein Geiſtesverwandter des Dichters, der von einem andern Ausgangspunkte daſſelbe Ziel verfolgt. — Str. 5, V. 4. „Adlergedank'“ iſt das oben bezeichnete Streben.

Großing u. Compagnie (Ged. Die berühmte Frau, Str. 6), wohl nichts anderes als eine willkürlich gewählte Firma.

Großmüthige Handlung, Eine, aus der neueſten Geſchichte. (Bd. 10.) Im Jahre 1782 hatte ſich Sch. mit ſeinem Lehrer Prof. Abel und ſeinem Freunde Peterſen zur Herausgabe einer Vierteljahrsſchrift vereinigt, welche den Titel „Würtembergiſches Repertorium der Literatur“ führte, von der indeſſen nur drei Stücke erſchienen. Eins derſelben enthält die oben genannte Novelle, deren Helden die Brüder der Frau von Lengefeld ſind, welche nachmals Sch.'s Schwiegermutter wurde. Vermuthlich war ihm die Begebenheit von ſeinem Freunde Wilh. v. Wolzogen mitgetheilt worden.

Gruppe aus dem Tartarus (Ged.). Der Dichter denkt ſich in den Tartarus (ſ. d.) verſetzt, wo er eine Gruppe von Schatten (ſ. d.) beobachtet. — Str. 1, V. 2: „weint“ bezieht ſich auf den Kocytus (ſ. d.). — Str. 2, V. 2: „Ihr“ iſt dem Sinne nach auf die Schatten zu beziehen. — Str. 2, V. 3: „fluchend“ iſt adjectiviſch zu nehmen: fluchende Rachen. — Str. 3, V. 3 u. 4. Sobald Saturns (ſ. d.) Senſe entzwei bricht, hört die Zeit auf, um durch die Ewigkeit erſetzt zu werden.

Gruß des Engels (M. St. I, 6), eine bildliche Darſtellung der Erzählung (Luc. 1, 26—38), in welcher der Engel Gabriel zu Nazareth der Jungfrau Maria die Geburt des Herrn verkündet.

Guinee (Gſtſ. 10, 142), eine engliſche Goldmünze im Werthe von 6¼ Thlrn. Der Name ſtammt von Guinea, einem goldreichen Lande im weſtlichen Afrika; aus dem von dort nach England gelieferten Golde wurden unter der Regierung Karl's II. (1649 bis 1685) die erſten Guineen geprägt.

Guiſen (M. St. II, 3), der Name einer berühmten herzoglichen Familie in Frankreich, eines Nebenzweiges des lothringiſchen Hauſes. Claude von Guiſe, der Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen hatte ſich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Frankreich niedergelaſſen. Da er ſich durch Tapferkeit ausgezeichnet, ſo wurde er der Gründer eines der erſten Häuſer in Frankreich und die Grafſchaft Guiſe ihm zu Ehren zum Herzogthum erhoben. Unter ſeinen Söhnen waren beſonders Franz v. Guiſe und Karl v. Guiſe (vergl. lothringiſche Brüder) ausgezeichnet. Die Ehrſucht und die Macht dieſer beiden Männer, die als eifrige Katholiken und als Oheime der Maria Stuart nicht geneigt waren, die proteſtantiſche Eliſabeth als Königin anzuerkennen, mußte die letztere natürlich mit Beſorgniß erfüllen.

Guneus (Iph. I, Zw.-H.), ein vom Dichter verwendeter, ſagenhafter Name, König der Aenianen, die um Dodona in Epirus wohnten.

Gunſt, Die, des Augenblicks (Ged.), ein Geſellſchaftslied aus dem Jahre 1802. Es war dazu beſtimmt, bei einem Abſchiedsmahle vorgetragen zu werden, welches zu Ehren des Erbprinzen von Weimar ſtattfand, ehe derſelbe ſeine Reiſe nach Paris antrat. — Str. 3. Der mit Speiſen beſetzte Tiſch wird dem Dichter zu einem von Ceres Hand geſchmückten Altar. — Str. 4, Vers 2 muß nach „ſetzt" ein Kolon (ſtatt des Komma in mehreren Ausgaben) ſtehen, damit der Nachſatz deutlich als ſolcher hervortritt.

Gunſt, Die, der Muſen (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Mnemoſyne, d. h. die Erinnerung oder das

Gedächtniß, ist in der Mythologie die Göttin des Gedächtnisses, die Mutter der neun Musen (s. d.). — Philister (s. d.) nennt der Dichter den, welcher für künstlerische Schöpfungen weder Sinn noch Geschick hat. — Nur wem die Musen hold sind, der kann auf Nachruhm rechnen.

Gürtel, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1800, in welchem der Dichter das Wesen eines seiner Lieblingsbilder charakterisirt. Der Gürtel, das Hauptattribut der Aphrodite (s. d.), in welchem sie so viele Reize vereint, und der nichts Anderes bedeutet als die holde Scham, ist das, wodurch sie die Herzen der Götter und Menschen „bindet" oder fesselt. Darum muß Juno, als sie Zeus einschläfern will, sich von ihr den Gürtel erbitten, wie (Ged. Triumph der Liebe):

„Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzensfeßlerin."

In demselben Sinne heißt es auch (Ged. Die Götter Griechenlands) von der jungfräulichen Priesterin, die selbst den Göttern Ehrfurcht einflößt:

„Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang."

Aus diesem Grunde ist Sch. der Gürtel auch ein bedeutungsvoller Theil der weiblichen, besonders der jungfräulichen Kleidung. So heißt es (Ged. Die Geschlechter):

„Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz."

Mit dem Augenblick, wo das Weib dem jungfräulichen Stande Lebewohl sagt, läßt er sie Gürtel und Schleier ablegen, wie (Ged. Die Glocke):

„Ach des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei."

Und wo ſich dem Liebenden die Ausſicht auf eine nahe Schäferſtunde eröffnet, da heißt es (Ged. Die Erwartung):

„Der Gürtel iſt von jedem Reiz gelöſt,
Und alles Schöne zeigt ſich mir entblößt."

Aber mit dem Aufgeben des jungfräulichen Standes ſollen Anmuth und holde Scham das Weib nicht verlaſſen; daher ſagt Robert (Ged. Der Gang nach dem Eiſenhammer) zu dem Grafen:

„Denn ihr beſitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuſchen Leib.
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Verſucher glücken."

und in demſelben Sinne ſpricht (Br. v. M. 5, 431) der Chor:

„Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus dieſem Geſchlechte;
Scheidend reicht
Eine Fürſtin der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham."

Endlich braucht Sch. ihn vollſtändig bildlich. So heißt es (Ged. Die Künſtler, Str. 5) von der Wahrheit, die in dem Gewande der Poeſie erſcheint:

„Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn."

und (ebendaſ. Str. 21) von dem Menſchen, deſſen Lebensanſchauung durch die Kunſt verklärt wird:

„In Allem, was ihn jetzt umlebet
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in ſeine Lebensbahn."

Schließlich wird dem Dichter der Gürtel zum Symbol der Liebe, wie (Ged. Die vier Weltalter), wo es heißt:

„Drum ſoll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Geſang und Liebe im ſchönen Verein
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein."

Guſtav, der Schwede (Wſt. L. 6), König Guſtav Adolph.

Güte und Größe (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Die Güte offenbart ſich in der wohlwollenden Geſinnung gegen den Nächſten, die Größe in der Bethätigung hervorragender Geiſteskräfte. Jene ohne dieſe hat nur einen untergeordneten Werth und kann auch ſchwachen Charakteren eigen ſein; die letztere ohne die erſtere wird ſich zwar in energiſchen Thaten äußern, aber auch leicht die Rechte Anderer kränken. Die Vereinigung beider gehört zu den Seltenheiten und bleibt, wie hier, meiſt ein frommer Wunſch.

H.

Haberrohr [Haber in einigen Mundarten für Hafer] oder Haferrohr, d. i. die Hirtenflöte. Die Hirten pflegten ſich aus dem Rohr des Hafers (vergl. Pan), der ſich in ſüdlichen Gegenden viel kräftiger als bei uns entwickelt, eine Flöte zu ſchneiden; daher (Ged. Die Künſtler):

„Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr."

Eben ſo heißt es von Paris (Iph. II, Zw.-H.):

„Und buhlteſt auf dem phryg'ſchen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenſpiele."

und (Iph. IV, Zw.-H.) ſingt der Chor:

„Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang,
Den zu der Cyther tanzluſtigen Tönen,
Zu der Schalmei und dem libyſchen Rohr
Sang der Kamenen
Verſammelter Chor."

Habsburg, das alte Stammſchloß des öſtreichiſchen Hauſes auf dem 1820 Fuß hohen Willibaldsberge, nicht weit von Brugg im Canton Aargau. Das Schloß, von welchem außer den Mauern eines 70 Fuß hohen Thurmes nur noch wenige Ueberreſte vorhanden ſind, wurde im Jahre 1020 von dem Grafen Radbod von Altenburg erbaut, deſſen Nachfolger das Beſitzthum theils durch Heirathen, theils durch kaiſerliche Schenkungen bedeutend erweiterten, ſo daß ſie als Beſchützer der benachbarten Cantone bald einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewannen. Als nach dem Interregnum Rudolf v. Habsburg (vergl. Der Graf von H.) zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde, ward er zugleich der Stifter des noch jetzt regierenden öſtreichiſchen Hauſes; daher heißt es (W. T. V, 1) von dem Kaiſer Albrecht:

„Der König ritt herab vom Stein zu Baden ꝛc.,
Die alte Veſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen."

Dieſes Urſprunges wegen wird das öſtreichiſche Kaiſerhaus auch das Haus Habsburg genannt; daher ſagt Rudenz (W. T. II, 1) zu ſeinem Oheim:

— — — — — — „Nicht ertrag ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre ſammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig ſtill zu liegen."

Hackmeſſer (W. T. IV, 1), ſ. Buggisgrat.

Hades (Iph. II, 4), ſ. Aides.

Haken (W. T. I, 1), einer der westlichen Ausläufer der Glarner Alpen zwischen Einsiedeln und Schwyz, nördlich vom Lowerzer See.

Halberstadt, eine der bedeutendsten Städte im Regierungsbezirk Magdeburg der preußischen Provinz Sachsen, war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Hauptort des Fürstenthums Halberstadt. — Convent zu Halberstadt (Picc. II, 5), s. Oxenstierna. — Der Halberstädter (Picc. IV, 4) ist Herzog Christian von Braunschweig, s. unter Mansfeld.

Halbgott, s. Heros.

Halsproceß (K. u. L. III, 1), Verdeutschung für Criminalproceß, peinliche Rechtssache.

Hamburgische, Der, Dramaturgist ist Lessing, welcher 1767 von Berlin aus dem Rufe der Direction der Hamburger Nationalbühne gefolgt war, um die Leistungen derselben mit seiner Kritik zu überwachen. Seine in den Jahren 1767 und 1768 in einer Theaterzeitung erschienenen geistvollen Beurtheilungen sind unter dem Titel „Dramaturgie" zu einem klassischen Werke geworden, welches die Grundgesetze der dramatischen Dichtkunst besonders nach der Poetik des Aristoteles und nach dem Muster Shakespeare's erläutert, vor Allem aber Nachahmung der Natur verlangt. Im Hinblick auf Lessing's scharfe Feder sagt Sch. (F. Vorr.): „Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgist entschuldigen."

Hamen (R. II, 3), ein beutelförmiges Netz.

Hamlet (Gstf. 10, 132), ein bekanntes Trauerspiel Shakespeare's. Die citirten Worte, welche Hamlet (Akt 1, Sc. 5) seinem Freunde Horatio sagt, lauten in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck:

„Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden
Als eure Schulweisheit sich träumt."

Hammer (Ged. Der Taucher) oder Hammerfisch, ein zur Familie der Haifische gehöriger 10—12 Fuß langer Fisch, dessen Kopf sich in zwei unförmliche Aeste verlängert, wodurch das Thier ein hammerartiges Ansehen erhält.

Hämus (Ged. Semele 1), der alte Name des Balkangebirges in der Türkei.

Handbube, s. Senne.

Handelsbilance (Par. II, 1), in der Kaufmannssprache, die Vergleichung der Einnahme und Ausgabe, der Rechnungsabschluß.

handlich, leicht zu handhaben, zu regieren; bei Sch. s. v. w. rührig Hülfe leistend; daher (W. T. IV, 1):

„Und, wie ich eines Felsenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorsprang in den See —
Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen."

in Tschudi's Chronik: „Er schry den Knechten zu, daß sie hantlich zugind."

handlos, ein von Sch. gebildetes Wort, der Gegensatz von handlich (s. d.); also: nicht zu handhaben, nicht anzufassen, bei Sch. s. v. w. keine Hülfe gewährend; daher (W. T. IV, 1):

„Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entgegen."

Handschuh (W. T. III, 3), s. Ritter.

Handschuh, Der (Ged.), eine poetische Erzählung aus dem Jahre 1797. Die Quelle für dieselbe ist nach Viehoff's Angabe eine Anekdote, welche S. Foix in seinem „Essay sur Paris" aus der Zeit Königs Franz I. mittheilt, der ein großer Liebhaber von Thierkämpfen war. Der Inhalt der Anekdote ist mit dem Verlauf der Handlung, wie das Gedicht ihn darbietet, vollständig übereinstimmend. Uebrigens ist das Factum selbst wohl weniger als ein historisches, sondern eher als eine wandernde Sage zu betrachten, da man auch bei mehreren spanischen Schriftstellern

Anſpielungen auf einen gewiſſen Don Manuel Ponce de Leon antrifft, dem etwas Aehnliches begegnet ſein ſoll. Sch. ſelbſt nennt das Gedicht „ein Nachſtück zum Taucher", während Goethe es als ein „Gegenſtück" bezeichnet, und in der That iſt ein aufmerkſamer Vergleich der beiden Fürſten, ſo wie beider Helden und beider Geliebten von beſonderem Intereſſe. Da dem Gedichte eine regelmäßige Strophenabtheilung fehlt, und mehr noch, da es ſich hier nicht um die Veranſchaulichung einer Idee handelt, ſo hat Sch. es nicht als Ballade, ſondern einfach als Erzählung bezeichnet, der aber gerade durch dieſe größere Freiheit, die ſich beſonders auch auf das Versmaß erſtreckt, eine außerordentlich effectvolle Darſtellung zu Theil geworden iſt. — Die in der Anmerkung beigefügte Lesart des Muſenalmanachs, eine Aenderung des Schluſſes, wie ihn die Anekdote giebt, „le jette au nez de la Dame" hatte der Dichter aus Höflichkeitsrückſichten gewählt; ſpäter jedoch veranlaßte ihn ſeine richtige pſychologiſche Reflexion, durch die jetzige Lesart die Uebereinſtimmung mit dem Original wieder herzuſtellen.

Hannibal (R. I, 2), der Sohn Hamilcar's und Feldherr der Karthager, der unverſöhnlichſte Feind der Römer, wurde den letzteren beſonders im zweiten puniſchen Kriege gefährlich. Er ſtarb 183 v. Chr.

Hans, Herzog (W. T. V, 1), im Acc. Hanſen (W. T. II, 2), ſ. Johann von Schwaben.

Hans auf der Mauer (W. T. Perſ.-Verz.), ein Name, der, wie die drei folgenden (Jörg im Hofe, Ulrich der Schmid, Joſt von Weiler) alten Urkunden entlehnt iſt.

Harem (Tur. III, 7), arab.; zunächſt etwas Verbotenes, Heiliges; ferner beſonders die Frauenwohnung der Muhamedaner. Vergl. Serail.

Härenes Gewand (Ged. Ritter Toggenburg), eine aus grobem Haartuch beſtehende Kutte, wie ſie die Kapuziner und andere Mönche zu tragen pflegen.

Harlekin (F. I, 7), ital. arlecchino, fr. arlequin, von schwer zu bestimmendem Ursprunge. Jetzt heißt Harlekin s. v. w. Possenreißer, Hanswurst, eine bekannte Persönlichkeit, die ehemals in Lustspielen nicht fehlen durfte und die schon durch ihren aus bunten Flicken zusammengenähten Anzug, „Harlekinsmaske" (bildl. Sp. u. d. L.), noch mehr aber durch ihre albernen Sprünge (daher R. II, 3 „Harlekinssprung") Lachen erregte. Solcher Lächerlichkeit halber nennt auch Fiesco seinen Roman mit Julia (F. IV, 13) eine Harlekinsleidenschaft.

Harmónia (Myth.), eine Tochter des Mars und der Venus, war mit dem Könige Kadmus vermählt und wurde bei ihrer Hochzeit ihrer ungemeinen Schönheit und Lieblichkeit wegen von allen Göttern besucht und beschenkt. Von ihren Kindern nennt Sch. den Polydor und die Semele. Von Kadmus heißt es (Phön.):

„Dem Könige gebar der Venus Tochter
Harmonia den Polydor."

In (Ged. Semele 1), wo Sch. die Harmonia irrthümlich Hermione (vergl. d.) nennt, sagt Juno:

„Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume steigen!
Götter bethörte,
Menschen und Götter ihr zaubrischer Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren
Mußt' Hermione (richtig: Harmonia) gebären,
Und vernichtet ist dein Glück!"

Harmonie, aus dem gr., so viel wie Uebereinstimmung, Zusammenklang, wie (Ged. D. Triumph d. Liebe) „Saitenharmonie", bedeutet in der Musik die angenehme Wirkung, welche durch zueinander passende Klänge von verschiedener Tonhöhe bei ihrer Vereinigung zu einem Ganzen hervorgebracht wird; daher sagt die personificirte Musik (H. d. K):

„Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien."

Zunächst braucht Sch. es vergleichend. So erscheinen der Amalia (Ged. Amalia) die Küsse ihres Jünglings, als ob

„Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie."

Desgleichen heißt es (Ged. Die Erwartung) von angenehm klingenden Naturlauten:

„Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen."

Meist aber braucht er es in bildlichem Sinne, wie (Ged. Die Künstler), wo es von dem veredelnden Einfluß heißt, den die Kunst selbst unter betrübenden Verhältnissen ausübt:

„Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach."

Desgleichen sagt er (ebendas.) von den Menschen, welche die Erscheinungen der Natur zu künstlerischen Gebilden vereinigen:

„Ihr lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammengatten."

Eben so ist (Sp. d. Sch.) von einer Harmonie der „Neigungen und Charaktere", (D. C. II, 8) von dem „entzückenden Zusammenklang der Seelen", (R. I, 1) von der „Harmonie der Geister", (R. IV, 5) von der göttlichen Harmonie in der seelenlosen Natur die Rede; und (D. C. III, 3) sagt Herzog Alba von der Königin und dem Prinzen, sie seien

— — — — — „Verschwistert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre."

Endlich heißt es (Menschenf. 7) als Anforderung an den Menschen, den Frieden in seinem Herzen herzustellen: „Sei vollkommen! Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen."

Hartschier, gew. Hatschier (verderbt aus dem franz. archer, vom lat. arcus, der Bogen), ein Bogenschütze; gegenwärtig noch der Name für des östreichischen Kaisers (Wst. T. V, 2) Leibgarde zu Fuß.

haſſeliren (R. II, 3), richtiger haſeliren, d. i. Poſſen treiben, toben.

Haſtinbeck, richtiger Haſtenbeck, ein Dorf unweit Hameln in Hannover. Die „Bataille bei Haſtinbeck" (Gſtſ. 10, 143) fand am 26. Juli 1757 ſtatt, wo der Herzog von Cumberland, Sohn des Königs Georg II. von England, von den Franzoſen unter General Chevert gedrängt, das Schlachtfeld übereilt verließ und dadurch den Vortheil, der ſich ſchon auf ſeine Seite neigte, verloren gab. Vergl. Archenholz, Geſch. d. ſiebenj. Krieges, S. 80.

Haus, Das enge (R. V, 2), mildernder (euphemiſtiſcher) Ausdruck für Sarg.

Hausgott (Br. v. M. 5, 402), ſ. Penaten.

Haushofmeiſter (Menſchenf. 5), ein Wirthſchaftsverwalter; (Mcb. I, 13), ſ. v. w. Diener. Schlegel u. Tieck überſetzen hier: „Wir meinten ihn anzumelden."

Hausrecht (W. T. I, 1), ein Recht, welches dem beleidigten Ehemanne nach römiſchen und deutſchen Geſetzen zuſtand.

Hay oder Haifiſch, ein in allen Meeren vorkommender 20—30 Fuß langer Fiſch, mit ungeheurem Rachen und 6 Reihen dreieckiger Zähne. Er wird auch Menſchenfreſſer genannt; daher bezeichnet ihn Sch. (Ged. Der Taucher) als „des Meeres Hyäne".

Haymarket (Ged. Pegaſus im Joche), ein Marktflecken in England. Einem uralten Rechte zufolge dürfen Ehefrauen, die ſich der Untreue gegen ihren Gatten ſchuldig gemacht, daſelbſt, an einem Strick geführt, zu Markte gebracht und öffentlich feil geboten werden.

Hebe (Myth.), eine Tochter des Zeus und der Here, die Göttin der Anmuth und jugendlichen Schönheit, wird von Sch. als Sinnbild dieſer Eigenſchaften gebraucht; daher (Ged. Hero und Leander):

„Hero, ſchön wie Hebe blühend."

und (Br. v. M. 5, 431) begrüßt der Chor die jugendliche Beatrice mit den Worten:

„An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe."

d. h. eine Schaar junger Mädchen. — Die bildende Kunst stellt die Hebe gewöhnlich mit einem rosengeschmückten Kleide und mit einer Schale dar, da sie im Olymp das Amt hatte, den Göttern den Nektar zu reichen; deshalb heißt es auch von dem den Göttern sich verwandt fühlenden Dichter (Ged. Dithyrambe):

„Reich ihm die Schale! schenke dem Dichter
Hebe nur ein!"

Hedwig, Tell's Gattin (W. T. Pers.-Verz.), eine geschichtliche Persönlichkeit.

Heerd, zunächst die Feuerstelle, dann auch in höherer Bedeutung der Altar, wie (Ged. Hektor's Abschied):

„Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter."

Heidelberg (Picc. IV, 1), Stadt im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Hauptstadt der Rheinpfalz, ist bekannt durch seine reizende Umgebung, sowie durch eine großartige Schloßruine, in deren Keller ein mächtiges, 250 Fuder haltendes Faß gezeigt wird.

Heiden (J. v. O. Prol. 3), s. Jerusalem.

Heiduck (K. u. L. IV, 6 — Gstf. 10, 210) oder richtiger Haiduck, von dem ungar. haidu, d. i. ein leichtbewaffneter Fußsoldat; gew. ein großer, kräftiger Diener in ungarischer Tracht, besonders zum Tragen der Sänften.

Heinrich IV. (Wst. T. V, 3), König von Frankreich und Navarra (1589—1610), mit welchem das Haus Bourbon auf den Thron kam, bekannte sich von seiner Jugend her zum Protestantismus, hatte sechs Jahre mit der Ligue zu kämpfen, siegte zwar (1590) bei Ivry, wurde aber erst, nachdem er zum Katholicismus übergetreten, allgemein anerkannt. Durch das Edict von Nantes (1598), welches den Protestanten freie Religionsübung

und Zutritt zu den Staatsämtern verhieß, zog er ſich das Mißtrauen der Katholiken, beſonders aber den Haß der Jeſuiten zu. Als er Frankreich innerlich beruhigt und Handel und Gewerbe wieder aufblühen ſah, ging er mit dem Plane um, das Habsburgiſche Regentenhaus zu ſchwächen, ganz Europa in eine beſtimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu theilen und ſo der Welt die Ausſicht auf einen dauernden Frieden zu gewähren. Der beſte Anlaß zu dieſem Plan ſchien ihm der Jülich-Cleviſche Erbfolgeſtreit, in den er ſich zu miſchen beabſichtigte. Vorläufig ſchickte er den deutſchen proteſtantiſchen Fürſten Hülfsgelder und beſchäftigte ſich mit den Zurüſtungen zu einem Heereszuge nach Deutſchland. Indeſſen verlangte ſeine Gemahlin, daß er ſie für den Fall ſeines etwaigen Ablebens vorher krönen laſſen ſolle. Nach wiederholtem Ablehnen dieſer Forderung willigte er endlich ein, ſagte aber zu ſeinem treuen Miniſter Sully: „Ach, mein Freund, wie ſehr mißfällt mir dieſe Krönung! Ich weiß nicht, was es iſt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott! ich werde in dieſer Stadt ſterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich ſehe wohl, daß ſie kein anderes Mittel haben als meinen Tod.“ Die Krönung der Königin ward am 13. Mai 1610 vollzogen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um ſich die feſtlichen Zurüſtungen anzuſehen, mit denen die Bürger für den feierlichen Einzug der Neugekrönten beſchäftigt waren, wurde er in einer engen Gaſſe, durch welche ſein Wagen des Gedränges wegen nicht hindurch konnte, von Franz Ravaillac, vermuthlich einem Werkzeuge der Jeſuiten, ermordet.

Heinrich (J. v. D. II, 1). Es iſt Heinrich V. von England (1413—1422) gemeint, welcher durch den Vertrag von Troyes auch König von Frankreich wurde.

Heinrich VII. (Wrb. I), Sohn der Margarethe von Lancaſter, mit dem das Haus Tudor auf den engliſchen Thron kam, regierte von 1485—1509; ſ. Warbeck.

Heinrich VIII. (M. St. I, 7), der Sohn Heinrich's VII. aus dem Hauſe Tudor, regierte von 1509—1547. Seine Schweſter Margarethe war an König Jakob IV. von Schottland vermählt, deſſen Sohn, Jakob V., Maria Stuart's Vater war. Daher nennt dieſe Heinrich VIII. ihren „Großohm". Heinrich VIII. war eine leidenſchaftliche, deſpotiſche Natur, gegen deren eiſernen Willen das Parlament ſich völlig unſelbſtändig und machtlos verhielt; daher ſagt M. St. zu Lord Burleigh:

„Ich ſehe dieſen hohen Adel Englands,
Des Reiches majeſtätiſchen Senat,
Gleich Sclaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrich's des Achten, meines Großohms, ſchmeicheln."

Als eifriger Katholik ſchrieb Heinrich gegen Luther eine lateiniſche Streitſchrift zur Vertheidigung des Ablaſſes und der ſieben Sacramente; da der Papſt ihn aber von ſeiner Gemahlin Katharina, der Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien, nicht ſcheiden wollte, ſo ſagte er ſich von ihm los und ließ mit Zuſtimmung des Parlaments ſeine Ehe durch den Erzbiſchof Cranmer trennen, worauf er ſich mit Anna von Boleyn (M. St. III, 4 A. v. Boulen) vermählte. In Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten verfuhr er durchaus ſelbſtändig; er ließ ſich von allen Geiſtlichen den von ihm eingeführten Supremateid leiſten, wodurch er ſich für das Oberhaupt der engliſchen Kirche erklärte; die Klöſter wurden eingezogen und Katholiken wie Proteſtanten hingerichtet, wenn ſie die von dem Biſchof Gardiner mit Zuſtimmung des Parlaments aufgeſtellten ſechs Glaubensartikel nicht beſchwören wollten. Gleich gewaltſam und willkürlich verfuhr er in Beziehung auf ſeine eigenen Familienangelegenheiten. Von ſeinen ſechs Gemahlinnen ließ er zwei, Anna Boleyn und Katharina Howard enthaupten, von den drei übrigen ſich ſcheiden; eben ſo erklärte er ſeine Töchter Maria aus der erſten und Eliſabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren; und zu dem Allen hatte das Parlament ſeine Zuſtimmung zu geben, daher ſagt Maria Stuart (ebendaſ.):

„Ich sehe dieses edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Gesetze prägen und verrufen, Ehen
Auflösen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürstentöchter heute
Enterben, mit dem Bastardnamen schänden
Und morgen sie zu Königinnen krönen."

Auf Heinrich VIII. folgte sein Sohn Eduard VI. (1547—1553) aus seiner dritten Ehe mit Johanna Seymour, obwohl Heinrich den Beschluß der Regierungsunfähigkeit seiner beiden Töchter zurückgenommen hatte. Nachdem unter Eduard VI. der Erzbischof Cranmer die Reformation geleitet, bestieg Heinrich's VIII. älteste Tochter Maria (1553—1558) den Thron, welche die katholische Kirche wieder herstellte und Cranmer und viele andere Protestanten verbrennen ließ. Ihr folgte Heinrich's zweite Tochter Elisabeth (1558—1603), die sich gleich nach ihrer Thronbesteigung den Supremateid leisten ließ und somit die Begründerin der bischöflichen oder Hochkirche in England wurde. Mit Beziehung auf diesen schnellen Wechsel der Regierungen sagt M. St. (ebendas.):

„Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
Vertauschter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern."

Heinriche, Große (Sp. u. d. L.); der Dichter denkt an die deutschen Kaiser, welche diesen Namen führten. Man zählt deren sieben, zwischen 918 und 1313.

Heinrich's Hof (D. C. I, 2). König Heinrich II. von Frankreich (1547—1559) hatte weder Geschick noch Lust zu regieren und war froh, daß seine Geliebte Diana v. Poitiers, die ihn vollständig beherrschte, die Lenkung der Staatsangelegenheiten in die Hand nahm. Seine Geschichte ist daher weniger eine Geschichte seiner Regierung als die der Hofparteien, daher sagt auch Marquis Posa von Heinrich's Tochter, Elisabeth v. Valois, der Gemahlin König Philipp's:

„Iſt ſie in Spanien dieſelbe noch,
Die ſie vordem an Heinrich's Hof geweſen,
So ſind' ich Offenherzigkeit."

Hekate (Myth.), eine der dunkeln, myſtiſchen Geſtalten der antiken Götterlehre (ſ. Götter). Homer nennt ſie nicht. Sie war theils eine Göttin des Glückes und des Gedeihens, theils eine Mond- und Nachtgöttin. Bei Späteren iſt ſie eine unterirdiſche Göttin und eine unheimliche, dunkeln Mächten gebietende Zauberin. Sie wird daher auch bei Zaubereien und Beſchwörungen angerufen. Weil ſie eine Mondgöttin war, wird ſie auch mit Artemis zuſammengeworfen, die ihrerſeits auch Hekate genannt wird, ſo erklärt ſich, daß Sch. (Phön. im griech. Texte des Eurip. v., 109) die Antigone ausrufen läßt: „Ha Tochter der Latona! Ehrwürdge Hekate!" — Hekate ſtand dem Zeus in dem Gigantenkriege bei, ſie ward daher nicht, wie die anderen Titanen, in den Tartarus geſtürzt, ſondern als ein Liebling des Zeus mit großer Macht im Himmel, auf der Erde, über das Meer und ſelbſt über die Unterwelt begabt. Vergl. Mcb. IV, 2; Bd. 6, 265. Da ihr Thun und Wirken nächtlich iſt, ſo kann ſie einfach als Göttin der Nacht bezeichnet werden und iſt bei Sch. meiſt nichts Anderes als die Perſonification der Nacht. So ſagt Juno (Ged. Semele 1) zu Semele:

„O Schande! Schande! die den keuſchen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung ſchleudert."

eben ſo heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 35):

„Winkt Hekate der lauten Welt zur Ruh."

ferner (Mcb. II, 3):

„Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienſt der bleichen Hekate."

und (Mcb. III, 5):

— — — — — „Eh' noch die Fledermaus
Den ungeſell'gen Flug beginnt, eh' auf
Der bleichen Hekate der Käfer,
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit ſeinem ſchläfrigen Geſums einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen ſein."

In Beziehung auf ihre Macht über das Meer heißt es (Ged. Hero und Leander) von den luftigen Delphinenschaaren:

„Sie, die Einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund;
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate den stummen Mund."

Mit Rücksicht auf ihre Macht über die Unterwelt heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 127) von dem Ende der Dido:

„Denn da kein Schicksal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur sie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterird'schen Bächen
Das abgeschnittne Haar noch nicht geweiht."

Nach Virgil ist es Iris, welche das Haar abschneidet, zum Zeichen, daß die Sterbende der Unterwelt geweiht sei. Auch die hinterbliebenen Trauernden pflegten sich das Haar abzuschneiden; daher sagt Iphigenie zu ihrer Mutter (Iph. V, 6):

„Versprich mir,
Dein Haar nicht abzuschneiden, auch kein schwarzes
Gewand um dich zu schlagen."

Hekatómbe (Ph. I, 3), von dem gr. hekatón, hundert; ein Opfer (s. d.) von 100 (oder wenigstens vielen) Thieren, besonders Rindern, welches bei großen Feierlichkeiten den Göttern dargebracht wurde.

Hektor, der Sohn des Priamus und der Hekuba, der Führer der trojanischen Schaaren, war mit Andrómache (vergl. Ged. Hektor's Abschied), der Tochter des Königs Ëëtion von Theben, vermählt. Als Achilles seinen Freund Patroklus im Kampfe verloren, beschloß er, an den Trojanern furchtbare Rache zu nehmen und mordete schonungslos, was ihm nur irgend begegnete; daher sagt Andromache (ebendas.) bei dem Abschiede von ihrem Gatten:

„Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?"

Nachdem Achilles die Trojaner, die unter Hektor's Anführung einen Ausfall gemacht, zurückgeſchlagen und Alles bereits hinter den Mauern wieder Schutz gefunden, war Hektor noch allein zurückgeblieben, wo Achilles ihm begegnete. Es entſpann ſich ein Kampf, in welchem Hektor fiel, der der Schutz und Schirm von Troja geweſen war und an deſſen Leben das Geſchick der Stadt hing. Die Liebe zu ſeinem Vaterlande begleitete ihn ſelbſt bis in den Tartarus; denn als der letzte Kampf begann, der Troja's Untergang herbeiführte, da erzählt Aeneas (Ged. 2. B. d. Aen. 46):

„Da ſah ich Hektor's Schattenbild
Im Traumgeſichte mir erſcheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergoſſen in ein lautes Weinen."

Und als die rachedürſtenden griechiſchen Schaaren endlich der Königsburg ſich nahen, da ruft Hekuba (Ged. 2. B. d. Aen. 91) ihrem Gemahl zu:

„Und wäre ſelbſt mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr."

Hektor's Abſchied (Ged.), ein Lied, welches zuerſt in den Räubern (II, 2) erſchien, wo es von Amalia geſungen wird. Erſt ſpäter erhielt es die jetzige Geſtalt, in der es eine ruhigere Haltung und eine größere Vollendung der Form zeigt. Sch.'s Vorbild iſt hier Homer, welcher in der Iliade (VI, 395 ꝛc.) dieſe Abſchiedsſcene auf die rührendſte Weiſe ſchildert. Indeſſen iſt Sch.'s Hektor keineswegs der Homer's, bei dem die Abſchiedsworte alſo lauten:

„Auf, zum Gemache hingehend, beſorge du deine Geſchäfte,
Spindel und Webeſtuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu ſein. Der Krieg gebühret den Männern
Allen und mir am meiſten, die Ilios Veſte bewohnen."

Bei Sch.'s Hektor, der die Geliebte ermahnt, nicht zu trauern, muß alſo an das ſchwärmeriſche Paar, an Karl Moor und Amalia, gedacht werden.

Hékuba (griech. Hékabe), die Tochter des Königs Dymas, die zweite Gemahlin des Königs Priamus von Troja. Sie gebar dem Priamus 19 Söhne (Il. 24, 495), unter denen Hektor der älteste war. Außerdem hatte sie eine große Anzahl von Töchtern. Aeneas sagt (Ged. 2. B. d. Aen. 88):

„Ich sah auch Hekuba und ihre hundert Töchter."

wörtlich bei Virgil „centum nurus", d. h. mit dichterisch abgerundeter Zahl „zahlreichen Schwiegertöchter". Unter ihren Kindern kommen bei Sch. an verschiedenen Stellen vor: Deïphobus, Paris, Polydórus, Kassandra, Kréüsa und Polýxena. In dem Kampfe vor Troja hatte Hekuba das Unglück, ihre sämmtlichen Söhne, und bei dem Untergange der Stadt endlich auch ihren Gemahl fallen zu sehen. Als die Griechen sich hierauf in die Beute theilten, fiel sie dem Odysseus als Sclavin zu. Sch. zeigt sie von den Siegern ehrenvoll behandelt (Ged. Das Siegesfest):

„Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba."

Ihr Ende, wie überhaupt ihre Geschicke nach dem Falle Troja's werden verschieden erzählt. Von Euripides haben wir ein Stück, welches ihren Namen trägt.

Hélena, die Tochter der Leda (s. d.) und des Zeus, oder der Leda und ihres Gatten, des spartanischen Königs Tyndareus (Iph. I, 1), die Schwester der Phöbe und der Klytämnestra, zeichnete sich durch ihre außerordentliche Schönheit aus, weshalb sie schon als zehnjähriges Mädchen von Theseus (Ph. I, 1), dem Könige von Attika, geraubt ward, dem sie die Iphigenia gebar. Während Theseus sich in die Unterwelt begab, um die Proserpina aus derselben zu entführen, wurde Helena von ihren Brüdern (Iph. III, Zw.-H.) Kastor und Pollux (s. Dioscuren) zurückgeholt, worauf sie die Gattin des Menelaus wurde. Als sie diesem später durch Paris (s. d.), den Sohn des trojanischen

Königs Priamus (Iph. I, Zw.-H.), entführt wurde, entstand ihretwegen der trojanische Krieg. Bei dem Untergange Trojas wollte Aeneas (Ged. 2. B. d. Aen. 101), der sie als die allein Schuldige betrachtete, Rache an ihr nehmen, als Venus selbst (ebendas. 103) für sie eintrat und sie einem schmachvollen Tode entzog. Die Schönheit der Helena ist sprüchwörtlich geworden, besonders für solche Frauen, die durch ihre Schönheit Unheil anrichten; daher sagt Paulet (M. St. I, 1) von Maria Stuart:

„O, Fluch dem Tag, da dieses Landes Küste
Gastfreundlich diese Helena empfing!"

Hélikon (Ged. Semele 2), ein Berg in Böotien, der Sitz des Apollo und der Musen; daher sagt Juno (ebendas.) in symbolischer Ausdrucksweise zu Semele:

„Ha, meine Tochter! — die Begeisterung
Erhebt dein Herz zum helikon'schen Schwung."

Hélios (Myth.), der Sohn des Titanen Hyperion und der Thia (oder gr. Theia), wurde, obwohl er in Griechenland wie in Rom seine Tempel hatte, doch als eine fremde, asiatische Gottheit betrachtet, später aber häufig mit Apollo (s. d.), verwechselt. Selene (Luna) und Eos (Aurora) sind seine Schwestern. Des Morgens erschien zuerst Eos in der Ostgegend des Himmels; dann aber folgte Helios, der, wie Homer singt, den Unsterblichen, wie den Sterblichen leuchtet. Aus dem goldenen Helme schaut des Jünglings schönes Auge schreckend hervor, glühende Strahlen umblitzen ihn, und glänzende Locken umwallen sein leuchtendes Antlitz. Ein lichtes Gewand, gewebt von der Winde Odem, umschimmert ihn, und den Himmel hinab schnauben unter ihm die muthigen Rosse. Daher heißt es (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 3):

„Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät."

Wenn er am Abend die Bahn des Himmels durchlaufen hatte, so senkte er sich im Westen in den Ocean, wandte sich dann in

einem geflügelten Schiffe nach Norden und kehrte am folgenden Tage nach Osten zurück. Wie er Alles beſcheint, ſo zieht er auch Alles an's Licht; daher (Ged. Die Kraniche des Ibykus) die Antwort auf die Frage nach den Mördern:

„Nur Helios vermag's zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint."

Häufig (Ged. 2. B. d. Aen. 73 u. 133. — 4. B. d. Aen. 21) wird er auch Titan genannt, wie (Ged. Klage d. Ceres):

„Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der Theuren Spur."

Hellas, der mittlere Theil Griechenlands, im Norden des korinthiſchen Meerbuſens; es war der Name, den die Griechen (dieſes iſt die lateiniſche Bezeichnung des Volkes) ihrem Lande gaben, wie (Ged. Das Glück, V. 46), wo es aber nicht „Hella's beſtes Geſchlecht", ſondern Hellas' b. Geſchl. heißen müßte. Eben ſo nannten ſich die Griechen ſelbſt Hellenen, wie (Ged. Kaſſandra), wo es in Beziehung auf Achilles heißt:

„Denn den beſten der Hellenen
Hofft ſie bräutlich zu umfahn."

Helle, die Tochter des Athämas, Königs von Böotien, und Schweſter des Phrixus. Athämas, welcher Ino (vergl. Leukothea), des Kadmus Tochter, liebte, hatte ſeine rechtmäßige Gemahlin Néphele verſtoßen. Als Stiefmutter des Phrixus und der Helle ſann Ino auf Ränke, um die beiden Kinder aus dem Wege zu räumen. Sie ließ nämlich Mißwachs entſtehen und beſtach das von Athämas befragte Orakel, welches die Kinder der Néphele als Götterverächter bezeichnete und verlangte, daß dieſelben geopfert würden. Dieſes Opfer ſollte Athämas als Prieſter ſelber vollziehen; aber Néphele ſtieg vom Olymp herab und brachte den Kindern Rettung, indem ſie ihnen einen Widder mit goldenem Felle zuführte, auf welchem die beiden unglücklichen Schlachtopfer flohen; daher (Ged. Hero und Leander): „Helle mit dem Bruder fliehend". Auf dieſer Flucht hatte Helle das Unglück, in das Meer zu ſtürzen, welches nach ihr den Namen

Helleſpontos (Ged. Das Siegesfeſt) od. Helleſpont (Ged. Hero u. Leander), d. i. die Dardanellen, erhielt. Phrixus kam glücklich nach Kolchis, opferte den Widder und hing deſſen Vließ (Fell) im Haine des Ares auf, wo es der durch ſeine Grauſamkeit berüchtigte König Aëtes durch einen feuerſchnaubenden Drachen bewachen ließ. Dieſer Schatz wurde um 1250 v. Chr. von Jaſon, dem Anführer des berühmten Argonautenzuges, unter vielen Schwierigkeiten wieder zurückgeholt, eine Thatſache, auf welche König Sigismund (Dem. I) mit den Worten anſpielt:

„Manches iſt noch übrig,
Eh' ihr das goldne Widderfell erobert."

d. h. ehe ihr das erſehnte Ziel erreichet.

Hellebarde (F. V, 12), aus dem deutſchen Helmbarte entſtanden, von Helm (Stiel) und Barte (Beil), d. h. ein Spieß mit einer Barte oder Axt (W. T. I, 2), daher auch Streitaxt (W. T. I, 4), ſo daß mit demſelben ſowohl gehauen als geſtochen werden kann; woher auch die bekannte Redensart: „das iſt weder gehauen, noch geſtochen". — Hellebardiere (Wſt. T. V, 7 — J. v. D. IV, 6), Soldaten, welche eine Hellebarde tragen.

Hellenen (Ged. Kaſſandra), ſ. Hellas.

Helleſpontos od. **Helleſpont**, ſ. Helle u. Dardanellen.

Heloïſe (Gſtſ. 10, 233), die Nichte des Kanonikus Fulbert zu Paris, bekannt durch ihre Schönheit und ihre Liebe zu ihrem Lehrer Abälard. Gewaltſam von demſelben getrennt, nahm ſie den Schleier und erbat ſich nach Abälard's Tode (1142) deſſen Leichnam. Beide ruhen ſeit 1828 in einem eigens erbauten Grabmale auf dem Kirchhofe des Père Lachaise zu Paris.

Hémera (Myth.), gr. „Tag" und dann die Tochter des Erebus und der Nacht, und die Tagesgöttin. Sie wohnt in der Unterwelt, ſteigt aber jeden Morgen herauf, um der Oberwelt das Licht zu ſpenden. Sie wird oft mit Eos (ſ. d.) gleich-

bedeutend genommen, wie (Ged. Die Götter Griechenlands; Anm. Str. 3):

„Prangender erſchien die Morgenröthe
In Hemerens roſigtem Gewand."

In der Octavausgabe ſteht irrthümlich Hymere.

Hennegauer (J. v. D. Prol. 3), Bewohner des Hennegau (frzſ. Hainaut), welcher ehemals zu dem Herzogthum Burgund gehörte, jetzt aber eine Provinz des Königreichs Belgien bildet.

Hephäſtos (Myth.), bei den Römern Vulcan, war der Sohn des Zeus und der Here, oder einer anderen Annahme zufolge der Here allein, die ihn unabhängig von Zeus erſchaffen hatte, um ſich für die Entſtehung der Athene aus dem Haupte des letzteren Genugthuung zu verſchaffen. Da das Kind häßlich und mißgeſtaltet war, ſo wurde es von ſeiner Mutter aus dem Olymp auf die Erde herabgeworfen und in Folge deſſen hinkend (Il. 18, 394; 1, 590). Indeſſen wurde ihm ein Erſatz durch die ihm verliehene Geſchicklichkeit. Er war nämlich der Gott des Feuers und der Metallarbeiter, weshalb er auch den lateiniſchen Beinamen Mülciber, d. h. der Erweicher, führt. Als ſolcher erſcheint er (Ged. Das Eleuſiſche Feſt; Str. 16):

„Und es kommt der Gott der Eſſe,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künſtlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon."

Beſonders ſchmiedete er dem Achilles (Iph. IV, Zw.-H.) die goldene Rüſtung und (Ged. Das Glück, V. 44) den herrlichen Schild, welchen Homer im 18ten Geſange der Ilias genau beſchreibt, und von dem es (Ged. Die vier Weltalter, Str. 4) heißt, daß

— — — „der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde."

Da Vulcan der Gott des Feuers ist, so braucht Sch. seinen Namen sogar für das letztere selbst, wie (Ged. 2. B. d. Aen. 55):

„Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulcan,
Deiphobus erhabne Burg im Staube."

Auch spielt er bei der Beobachtung der Schmiede (Ged. Der Spaziergang, Str. 107) auf ihn an:

„Mulcibers Amboß tönt von dem Tact geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Strahls."

und (R. I, 2) werden die Ketten der Galeerensclaven hyperbolisch als das „Eisenmagazin Vulcans" bezeichnet.

Herakles (Myth.), bei den Römern Hércules, als Enkel des Alkäos auch Alkides, abgek. Alcid (Ged. Das Ideal und das Leben — Ph. II, 2), genannt, war der Sohn des Zeus und der Alkmene, der Gemahlin des Amphitryon, dessen Gestalt Zeus annahm, um das jugendliche Weib zu überlisten. Als die Zeit der Geburt kam, schwur Zeus den Göttern, daß der Knabe, der heut aus dem Geschlechte des Perseus (aus welchem Amphitryon stammte) werde geboren werden, dieses ganze Geschlecht beherrschen solle. Juno aber, des Zeus Gemahlin, suchte diesen zu überlisten, indem sie die Entbindung der Alkmene verzögerte (vergl. Here, Lucina). Zugleich eilte sie nach Argos, wo sie die Entbindung der Nikippe um zwei Monat verfrühte, so daß der schwächliche Eurystheus (gleichfalls aus dem Geschlechte des Perseus) nun früher als Hercules geboren wurde. — Indessen mußte der Schwur des Zeus doch erfüllt werden, und der starke Hercules wurde (Ged. Das Ideal und das Leben)

„Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte",

d. h. wurde der Knecht des schwachen Eurystheus, der ihm unter andern Arbeiten auch die Tödtung des nemeischen Löwen und der lernäischen Hydra (s. d.) auftrug. Der Befreiung der Alceste, der Gemahlin Admets (s. d.), unterzog er sich freiwillig, indem er den Kahn des Charon bestieg und sie aus der Unterwelt

herauf holte; daher heißt es (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 11):

„Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar."

Außerdem that Hercules noch viele andere gewaltige Thaten und dehnte, nach der Sage, ſeine Züge bis an das damalige Ende der Erde, die Meerenge von Gibraltar aus, wo er auf den Bergen Calpe und Abyla zwei Säulen als Grenzſteine ſeiner Wanderungen errichtet haben ſoll. Dieſe Meerenge wurde daher im Alterthum oft die Säulen des Hercules genannt, wie denn auch (Ph. IV, 2) Theſeus zu Hippolyt ſagt:

„Und gingſt du weiter als bis Herculs Säulen."

Hercules bewarb ſich um die ſchöne Deïanira, die Tochter des Oeneus, die ihm auch zu Theil ward. Als er aber einſt auf einem ſeiner Züge über den Fluß Evenus mußte, ließ er zunächſt ſeine Gattin durch den Centauren Neſſus überſetzen. Mitten auf dem Fluſſe wollte derſelbe ihr ſchimpfliche Gewalt anthun. Da griff Hercules nach ſeinem Geſchoß und tödtete das Ungeheuer mit einem vergifteten Pfeile. Der ſterbende Centaur rieth der Deïanira, ſie möge etwas von ſeinem Blute auffangen, das werde ein Mittel ſein, ihr die Liebe ihres Gatten zu bewahren. Als nun Hercules bald darauf bei einem Siegeszuge ein Feſtkleid brauchte, ſandte er zu ſeiner Gattin, die ihm ein Gewand ſchickte, welches ſie mit dem Blute des Centauren beſtrichen hatte. Kaum hatte Hercules es angelegt, ſo fing das Gift an zu wirken und verurſachte ihm ſo heftige Schmerzen, daß er raſend wurde. Alle Mittel, ſich von dem unheilvollen Gewande zu befreien, waren vergebens; er riß mit demſelben ſein eigenes Fleiſch in Stücken herunter. Da ließ er ſich auf dem Gipfel des Oeta einen Scheiterhaufen errichten, auf dem er ſich ſelbſt verbrannte. Von hier nahm ihn eine Wolke auf und führte ihn unter mächtigem Donner gen Himmel, wo die zürnende Here ſich mit ihm verſöhnte und zugleich ſeine Vermählung mit der jugendlichen Hebe vollzogen ward. Vergl. die

beiden letzten Strophen des Gedichtes: Das Ideal und das Leben. — Der Name Hercules umfaßte mehrere nicht bloß griechiſche, ſondern auch phöniciſche Göttergeſtalten; mit den Phöniciern wanderte er überall hin, wo dieſelben Colonien anlegten, und ſo wurde auch eine Stadt im ſüdlichen Italien nach ihm benannt; daher (Ged. Pompeji und Herculanum): „Hercules Stadt". Daß ein ſolches Muſter eines Helden ſchon im Alterthum zum Sprüchwort werden mußte, liegt nahe; daher heißt es denn auch (Ph. I, 1) in Beziehung auf Theſeus:

„Wenn du den kühnen Helden mir beſchriebſt,
Wie er der Welt den Hercules erſetzte."

und (Ph. I, 1):

— — — — — „Kann man
Sich auf der Bahn des Hercules verirren?"

Daſſelbe gilt natürlich auch noch für die Gegenwart. So nennt Schweizer (R. III, 2) den jungen Koſinsky einen Hercules, und (Sp. d. Sch.) bezeichnet Sch. die Geſtalt eines Fürſten als „das volle Bild blühender Geſundheit und herculiſcher Stärke". Bildlich wird endlich der engliſche Dramatiker Shakeſpeare (Ged. Shakeſpeare's Schatten) mit dem Namen des großen Helden bezeichnet:

„Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles."

Daß die bildende Kunſt Scenen aus dem Leben des Hercules häufig darſtellt, iſt bekannt. Daher ſagt (F. II, 17) der Maler Romano: „Zu Florenz ſteht mein ſterbender Hercules." Als Attribut pflegen die Künſtler ihm die Keule beizugeben. Auch dieſe wird Sch. zum Symbol, indem er von ſchwachen Geiſtern, welche die Handlungen großer Helden bekritteln (R. I, 2), ſagt: „Da krabbeln ſie nun, wie die Ratten auf der Keule des Hercules."

Hercules
herculiſch } ſ. Herakles.

Hére (Myth.) od. Hera, war die Tochter des Kronos (Saturnus) und der Rhea. Nach ihrem Vater hieß sie auch Saturnia (Iph. V, 4), wie sie sich (Ged. Semele 1) selbst nennt; die Römer nannten sie Juno. Arkadien, Argos und Samos stritten sich um die Ehre, ihre Geburtsländer zu sein; nach Homer wurde sie von Okeanos und der Thetis auf der Insel Euböa erzogen, von welcher sie Zeus, ihr Bruder, der sie zur Gemahlin begehrte, nach dem Cithäron (s. d.) entführte, wo sich ihnen eine Höhle zum Brautlager darbot. Dieser Sage zufolge wurde der genannte Berg oft als Juno's Wohnsitz betrachtet, wie (Phön.), wo von „Juno's Au" die Rede ist, „die den Gipfel Cithärons schmückt". Nach einer anderen Sage feierte Zeus seine Vermählung mit Here auf der Insel Kreta. Alle Götter nahmen an dieser Festlichkeit Theil, bei welcher Gelegenheit Juno die Erde mit dem Baume beschenkte, welcher die von den Hesperiden (s. d.) bewachten goldenen Aepfel trug. Das eigenthümliche Wesen der Here ist die kalte Würde und Züchtigkeit einer Gemahlin und Matrone, das Bild einer griechischen Hausfrau, die sich die Untreue gegen ihren Gatten als Verbrechen anrechnen würde. Dagegen bricht ihr Zeus (vergl. Semele u. Latona) sehr oft die Treue, woher ihre Eifersucht und vielfacher ehelicher Zwist entspringt, der sich sogar bis zur Verfolgung der Söhne des Zeus (vergl. Bacchus u. Herakles) steigert. Here wurde durch ganz Griechenland als „der Götter hohe Mutter" (2. B. d. Aen. 132) verehrt; auch war sie der besondere Schutzgeist der Griechen vor Troja. Und obgleich Zeus sämmtlichen Göttern die Theilnahme am Kampfe untersagt hatte, so erschien sie doch bei dem Untergange Iliums als die erklärte Feindin der Trojaner; daher (Ged. 2. B. d. Aen. 105):

„Am Skäerthor siehst du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eisen blinken."

Zu Athen verehrte man sie besonders als die Stifterin der Ehen; daher (Ged. D. Eleusische Fest, Str. 24):

„Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin."

Eben so sagt Klytämnestra (Iph. III, 4), als sie der Vermählung ihrer Tochter Iphigenia beiwohnen will, zu ihrem Gemahl:

— — — — — „Nein!
Bei Argos königlicher Göttin, nein!
Du hast dich weggemacht ins Ausland. Dort
Mach dir zu thun! Mich laß im Hause walten
Und meine Töchter, wie sich's ziemt, vermählen!"

Zugleich aber war sie auch (Ged. 4. B. d. Aen. 11) „der Ehen Schützerin", als welcher man ihr Gelübde zu thun pflegte, wie Hippolyt, welcher (Ph. V, 1) „die erhabne Juno" anruft, als er Aricia auffordert, mit ihm zu den Gräbern seiner Ahnen zu wandern:

„Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben."

In Folge dieser Eigenschaft wurde sie auch unter dem Namen Lucina (4. B. d. Aen. 9) als Geburtsgöttin verehrt, durch deren Mithülfe das Kind das Licht der Welt erblickte. Daß Juno auf ihre Schönheit hohen Werth legte, beweist der Umstand, daß sie (Iph. I, Zw.-H.) mit Athene und Aphrodite um den Preis der Schönheit rang (vergl. Eris). Auch hat die bildende Kunst durch Polyklet ein Ideal der Juno-Regina geschaffen, ein Bildwerk, das sich vor Allem durch sein weit geöffnetes, aber erhabenes und bedeutungsvolles Auge auszeichnet. Homer nennt sie dieses Blickes wegen die Ochsenäugige, und auch Semele nennt Juno im Gespräch mit der vermeintlichen Beroë (Ged. Semele 1) „die Häßliche mit ihren Ochsenaugen". — Wie dem Zeus als Attribut der Adler beigegeben wurde, so war Here's Attribut der Pfau (vergl. Argus), der auf seinem Schweife einen ganzen Sternenhimmel trägt, und der zugleich, da er durch sein Geschrei die Veränderungen der Luft vorher verkündet, als weissagender Vogel betrachtet wurde. Sie fährt also

auch auf einem von Pfauen gezogenen Wagen, daher (Ged. Semele 1):

„Pfauen Juno's erwartet mein
Auf Cithärons wolkigtem Gipfel."

Heribann, ſ. bannen..

Heriſſon, frzſ. der Igel; à la Hérisson friſirt (K. u. L. I, 6), d. h. mit emporgerichteten Haaren.

Hermann, lat. Arminius, der Cheruskerfürſt, machte im Jahre 9 n. Chr. durch ſeinen Sieg über die Legionen des Varus der römiſchen Herrſchaft in Deutſchland ein Ende; daher (R. I, 2): „Ach! daß der Geiſt Hermanns noch in der Aſche glimmte!"

Herme, ſ. Hermes.

Hermelin, ein kleines Raubthier mit koſtbarem weißen Pelz, der in der Regel von Fürſten getragen wird; daher als Sinnbild der fürſtlichen Gewalt (K. u. L. II, 3): „Er kann den Hermelin über ſeine Schande herwerfen!"

Hermes (Myth.), bei den Römern Mercúrius (od. abgek. Mercúr), war ein Sohn des Zeus und der Maja (Ged. Semele 2), der älteſten unter den ſieben Töchtern des Atlas. Er wurde auf dem arkadiſchen Berge Cyllene, dem älteſten Sitze ſeiner Verehrung, geboren, woher er den Beinamen Cyllénius (Ged. 4. B. d. Aen. 42) erhielt. Schon in der vierten Stunde nach ſeiner Geburt ſprang er der Mutter vom Schooße und verließ Wiege und Höhle. Zeus, entzückt von ſeiner Munterkeit, wie auch von ſeiner Schlauheit, erhob ihn zu ſeinem und der unterirdiſchen Götter Herolde. Homer ſchildert ihn als einen ſchönen, den männlichen Jahren ſich nähernden Jüngling, voll Anmuth und Gewandtheit. Eine wichtige Rolle ſpielt er in der Aeneide, wo der Dichter ihn von dem Jupiter Ammon zu Aeneas ſenden läßt, indem es (Ged. 4. B. d. Aen. 42) heißt:

„Winkt dann vor ſeinen Thron Cyllenius und ſpricht:
Wohlan, mein Sohn! laß dich die Winde niederſchwingen."

Sogleich ist er bereit zu gehorchen, denn (ebendas. Str. 45) schnell

— — — „knüpft er an den Fuß die goldnen Flügelsohlen,
Die reißend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land."

Bald erblickt ihn auch Aeneas, welcher (ebendas. Str. 48) erzählt:

„So kam jetzt zwischen Meer und Land
Durch Libyens gethürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Mercurius geflogen,
Und brach mit schnellem Flug der Winde Widerstand."

Als Aeneas seinem Auftrage nicht sogleich Folge leistet, erscheint er zum zweiten Male; daher (ebendas. Str. 66):

„Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das Nämliche, vom Herrn des Himmels selbst gesendet."

Und als auch diese Aufforderung fruchtlos bleibt, da heißt es (ebendas. Str. 101):

— — — — — — „Ihm zeigte sich in Träumen
Dasselbe Bild, das jüngst mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denselben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Gestalt,
Dasselbe blonde Haar, das Majen's Sohn umwallt,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder."

Außer dieser Eigenschaft eines Götterboten hatte Hermes noch eine andere Bedeutung. Schon früh erblickte man in ihm den listigen, erfindungsreichen, beredten und Tauschhandel begünstigenden Gott. Zu den Attributen des Gottes als Herold der Olympier gehören die beflügelten Sandalen und ein goldener Stab. Diesem wurde ein Knoten mit zwiefacher Schleife hinzugefügt; später verwandelte die bildende Kunst jene Schleifen in ein paar sich umwickelnde Schlangen, während die Zweige des Stabes sich in Flügel verwandelten, und so entstand der Mercuriusstab oder Caduceus; daher (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes."

Sein lateiniſcher Name Mercurius (mit „mercari, Handel treiben“ verwandt) weiſt darauf hin, daß er bei den Römern zumeiſt als ein Gott des Handels und der Kaufleute angeſehen wurde, die ihm zu Ehren jährlich am 15. Mai ein Feſt feierten. Daher „bringt (Ged. D. Spaziergang, V. 82) Hermes den Anker herbei“; und (Ged. D. Kaufmann) heißt es: „Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann.“ — Indeſſen liegt dem Stabe des Hermes außer dieſer praktiſch-realiſtiſchen Bedeutung auch noch eine tiefere und mehr ideale Anſchauung zum Grunde, die ſich an eine intereſſante Mythe knüpft. Der übermüthige und liſtige Hermes hatte einſt dem Apollo die heiligen Heerden weggetrieben, die derſelbe für die Götter zu beaufſichtigen hatte; daher ſingen die Räuber (R. IV, 5):

„Mercurius iſt unſer Mann,
Der's Prakticiren trefflich kann.“

Durch ſeine Sehergabe hatte Apoll den Räuber bald entdeckt und führte ihn vor Zeus. Indeſſen benahm derſelbe ſich hier ſo ſchlau und gewandt, daß ſelbſt der Sonnengott ſchwur, ihm ſeine Liſt nie zu vergelten. Beide verſöhnten ſich; Hermes ſchenkte ihm die von ihm erfundenen muſikaliſchen Inſtrumente, die Leier und die Flöte, wogegen Apollo dem Hermes die mit dreierlei Laub umwundene Ruthe des Glücks und des Unglücks, ſowie des Reichthums verlieh. Mit dieſer dreizackigen Zauberruthe berührt nun Hermes die Wachenden, daß ſie entſchlafen, und die Lebenden, daß ſie zum Tode erblaſſen. Er führt alſo die Seelen der Abgeſchiedenen in die Unterwelt; aber er erweckt ſie auch wieder zu neuem Leben. Daher heißt es von ihm (Ged. 4. B. d. Aen. 45):

„Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verſtorbnen führt zu Lethe's ſtillem Strand,
Zurückbringt und das Aug' mit Todesnacht bedecket.“

ebenſo (Ged. D. Macht des Geſanges) gleichnißweiſe von dem Dichter:

„Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts."

und für den Realisten (Ged. Poesie des Lebens), der „verwerfend blickt, auf Alles, was nur scheint", zerbricht nicht nur Apoll die goldne Leier, sondern auch „Hermes seinen Wunderstab". — Die bildende Kunst hatte dem Hermes zu Athen eine eigenthümliche Art von Denkmälern gesetzt. Es waren viereckig zugehauene, nach unten zu verjüngte Säulen, die oben in den Kopf des Mercur endeten, und die man Hermen (Ged. Die Künstler) nannte. Später wurden auch andere Köpfe gewählt, und die Bildwerke dann nach den betreffenden Gottheiten, etwa Hermáres, Hermapóllon ꝛc. genannt. In Rom pflegte man dergleichen Säulen vor den Thüren aufzustellen; und da Mercur daselbst die Aufsicht über die Thüren und die Straßen hatte, in Athen sogar eine ganze Straße nach solchen Säulen benannt war, so wurde Hermes auch wohl in eine gewisse Beziehung zur Baukunst gebracht, weshalb es (Ged. D. Eleusische Fest, Str. 21) von Poseidon heißt:

„Und mit Hermes, dem Behenden,
Thürmet er der Mauern Wall."

Hermione (Iph. V, 3), die Tochter des Menelaus und der Helena, blieb, nachdem Paris ihre Mutter entführt und deswegen der trojanische Krieg ausgebrochen war, bei ihrem Großvater Tyndareus, der sie dem Orestes vermählte. — Hermione (Ged. Semele 1) steht irrthümlich für Harmonia (s. d.).

Hermon, der 8000 Fuß hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel des Antilibanon im N. von Palästina. Die (R. V, 2) angeführte Bibelstelle steht Ps. 133, V. 1 u. 3 und lautet daselbst: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen ...., wie der Thau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zion."

Hero und Leander (Ged.). Den Stoff zu dieſer Ballade, welche im Jahre 1801 gedichtet wurde, hat Sch. nach Viehoff's Angabe vermuthlich zunächſt Ovid zu verdanken, welcher dieſen Gegenſtand in zwei ſogenannten Heroïden (ſ. Epiſtel) behandelt, die die beiden Liebenden aneinander ſchreiben. Außerdem kann ihm auch ein Gedicht des griechiſchen Grammatikers Muſäos bekannt geweſen ſein, in welchem derſelbe Gegenſtand ſehr ausführlich behandelt iſt. Dieſem Gedichte zufolge war Hero eine Prieſterin der Aphrodite. Bei einem Feſte, welches zu Ehren dieſer Göttin gefeiert wurde, waren Jünglinge und Mädchen von nah und fern herbeigeſtrömt. Unter den erſteren befand ſich auch ein Jüngling aus Abydos mit Namen Leander, deſſen Blicke vor Allem durch die erhabene und anmuthige Geſtalt der Prieſterin gefeſſelt wurden. Lange kämpften Scheu und Liebe in ſeiner Bruſt, bis er endlich bemerkte, daß auch Hero, durch ſeine feurigen Blicke verwirrt, in einen heftigen Kampf gerieth und ihr Antlitz zu verbergen ſuchte. Schnell reifte des Jünglings Liebe zu kühnem Entſchluß. Als Heſper mit ſeinem ſanften Strahle das Dunkel des Abends durchleuchtete, ſchlich er zum Tempel und zog das nur ſchwach ſich ſträubende Mädchen in deſſen dunklere Hallen. Hier gewann er ihr Herz, nannte ihr ſeinen Namen und verſprach ihr, die Wogen des Helleſponts zu durchſchwimmen, wenn ſie ihn mit ihrer Liebe belohnen wolle. Sie gewährte ihm ſeine Bitte und verſprach, auf dem Thurme des Schloſſes von Seſtos eine Fackel anzuzünden, die ihm als Leuchte dienen ſollte. So ſchwamm er von Abydos oft zu ſeiner Geliebten hinüber, bis in einer Nacht die herbſtlichen Stürme losbrachen, ſo daß Hero's Leuchte erloſch. Leander verſank in die Fluthen, und als am nächſten Morgen ſein zerſchmetterter Leichnam an das Ufer geſpült ward, da ſtürzte ſich auch Hero zu ihm hinab, und der Tod vereinte die beiden Liebenden. — Von vorſtehender Erzählung iſt der Dichter inſofern abgewichen, als er über Hero's Stand als Prieſterin vollſtändig ſchweigt, weil er ſonſt den Tod der beiden Liebenden als eine von Aphrodite

verhängte Strafe für die begangene Untreue hätte darstellen müssen. In unserer Ballade ist die Grundidee in dem Gegensatze zwischen der Gewalt der Liebe und der schreckensvollen Macht des blinden Elementes zu suchen, zweien Erscheinungen, bei deren Schilderung der Dichter mit besonderer Liebe verweilt. — Str. 1. Die beiden alten Dardanellenschlösser liegen an dem schmalsten Theile der Meerenge, wo diese etwa 7 Stadien (2500 Fuß) breit ist. Sie wurden nach der Eroberung Constantinopels von Muhamed II. angelegt, um die Straße zu schützen. — Str. 4 erinnert an bekannte Züge von hülfreichem Entgegenkommen, wie sie sich in der Liebe Ariadne's zu Theseus, in der Zuneigung Medea's zu Jason offenbaren; desgleichen an Orpheus, welchen die Liebe selbst zum Orkus hinab trieb, um seine Gattin Euridice zurückzuholen. — Str. 9. Zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche tritt die Sonne in das Sternbild der Wage. V. 5. Die Alten glaubten, daß die Sonnenrosse gegen Abend, wo sie nach dem Ocean hin, und zwar am Himmelsgewölbe sich senkend, zur Ruhe gingen, gleich den irdischen Rossen mit größerer Eile davon jagten. — Str. 10 ist nicht an Thĕtis, die Flußnymphe, sondern an Tēthys (s. d.), die Meergöttin zu denken. Sie werden mitunter verwechselt. — Str. 11. Mit der Anrede: „Schöner Gott" ist Poseidon und zugleich das Meer selbst gemeint. — Str. 17. Die elliptischen Bedingungssätze: „Wenn die Götter ꝛc. fordern den Leser zur Hinzufügung einer Ergänzung auf, etwa: O, wie schrecklich für mich! Aehnliches in der Glocke: „Wenn der Guß mißlang ꝛc." — Str. 21. Venus, die Schaumgeborene, hatte auch eine gewisse Gewalt über das Meer; Seereisende pflegten sie daher in Zeiten der Noth um Rettung anzuflehen.

Herodes der Große (38 v. Chr. — 2 n. Chr.), ein Sohn des Edomiters Antipater, war, nachdem das syrische Reich seit 64 v. Chr. römische Provinz geworden, durch Betrug und Grausamkeit zur Regierung über Judäa gelangt und führte den Titel Tetrarch oder Vierfürst (R. I, 2), d. h. Beherrscher des vierten

Theils der asiatisch-römischen Provinz. Herodes wußte sich den Schein der Frömmigkeit zu geben, während er im Herzen mehr heidnisch, der jüdischen Priesterschaft wenigstens feindlich gesinnt war; er suchte sich dadurch auf dem Throne zu behaupten, daß er sich stets dem Willen der siegenden Partei rechtzeitig unterwarf; daher nennt der Kapuziner (Wst. L. 8) Wallenstein (nach Lucas 13, 32) einen „listigen Fuchs Herodes".

Heroen, s. Heros.

Herold (J. v. O. I, 10 u. IV, 6 — Ph. II, 6 — Mlth.), ein mit dem Charakter der Unverletzlichkeit bekleideter Bote, der in Kriegszeiten der feindlichen Partei Vorschläge zu Unterhandlungen überbringt oder (Mcb. I, 6) überhaupt Aufträge seines Gebieters auszurichten hat; daher auch bildl. (Mcb. V, 5):

„Dann wollt' ich deiner Thaten Herold sein."

Vergl. Wappen.

Heros, pl. Heroen, auch Halbgötter hießen die vergötterten Helden des Alterthums, wie Hercules, Theseus, Kastor und Pollux ꝛc. Dem Volksglauben nach waren sie aus der Vereinigung eines göttlichen mit einem menschlichen Wesen hervorgegangen; daher (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 5):

„Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund."

Sie zeichneten sich vor Allem durch Muth und Tapferkeit aus, deshalb kommt (Iph. I, Zw.-H.) der Chor, um

„Der Griechen herrliche Schaaren zu sehen,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die so rasch und gelehrig sich drehen
Unter dieser Halbgötter Hand."

Besonders aber werden auch solche Männer Heroen genannt, die durch hervorragende Fähigkeiten und überwiegende Geisteskraft sich auszeichneten; daher heißt es (Ged. Die Künstler) von dem Ideal, das sich der Mensch von seinem eigenen Wesen gebildet:

„Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte ſeinen Wiederſchein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Weſen gleich zu ſein."

Ganz in demſelben Sinne wird auch Shakeſpeare (Ged. Shakeſpeare's Schatten) ein Heros genannt.

Herrenbank (W. T. II, 1). In anderen Ländern hatten Ritter und Bauern bei Gerichtsſitzungen und Berathungen von Landesangelegenheiten verſchiedene Sitze, während ſie in der Schweiz denſelben Sitz und gleiche Stimme hatten.

Herrenburg (W. T. II, 1). Bei Tſchudi heißt es: „Geßler ſatzt ſich zu Uri in den Thurn zu Altdorff, ſo der Meiern von Altdorff geweſen."

Herrenleute (W. T. I, 2), in der früheren Volksſprache ſ. v. w. Grundbeſitzer, die auch jetzt noch auf dem Lande häufig mit dem Ausdruck „die Herrſchaft" bezeichnet werden.

Herrlichkeit (M. St. IV, 2), der Titel, mit welchem in England die Lords angeredet werden.

Herrſcherſiegel (Ged. Würde der Frauen), eine von Sch. gebildete Zuſammenſetzung, ſ. v. a. Gepräge.

Heſper, ſ. Heſperus.

Heſperiden (Ged. 4. B. d. Aen. 88), die Töchter des Atlas und der Heſpëris, oder die Töchter der Nacht. Bei der Vermählungsfeier des Zeus und der Here (vergl. d.) hatte die Erde aus ihrem Schooße einen Baum mit goldenen Aepfeln hervorſprießen laſſen und denſelben dem himmliſchen Paare zum Geſchenk gemacht. Here ließ dieſen Baum von den Heſperiden bewachen, deren Gärten im Alterthum bald nach Libyen, bald nach dem weſtlichen Ocean, oder gar nach einer Inſel in dem letzteren verſetzt wurden. Als die Mädchen ſich aber nicht als ſorgfältige und treue Wächterinnen erwieſen, ſandte die Göttin den nie ſchlafenden, hundertköpfigen Drachen Ladon zu dem Baume, um die Früchte zu ſchützen.

Heſpérien (Ged. D. Künſtler — 2. B. d. Aen. 131), das Abendland, beſ. Italien.

Héſperus (Myth.), der Sohn des Aſträus und der Eos (ſ. d.), der Bruder des Atlas und der Vater der Heſpéris, zugleich die Perſonification des Abendſternes (ſ. Heſperiden). Die alten Dichter ſingen von ihm, er gehe vom Oeta auf, und laſſen ſeiner bei dem feierlichen Zurufe an Braut und Bräutigam gedenken; daher wird er als der verſchwiegene Zeuge der Liebenden angeſehen, wie (Ged. D. Erwartung):

„Der Liebe Wonne flieht des Lauſchers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbeſcheidnen Zeugen;
Nur Heſper, der Verſchwiegene, allein
Darf, ſtill hinblickend, ihr Vertrauter ſein."

Nachdem Heſperus verſchwunden, verehrte man ihn göttlich und benannte nach ihm den Planeten Venus, den Abendſtern, der ſich bekanntlich durch ſeinen ſchönen, milden Glanz auszeichnet. Dieſer Glanz wird Sch. öfter zum Symbol, wie (Ged. Eine Leichenphantaſie), wo es von dem abgeſchiedenen Jünglinge heißt:

— — — — — — — — „das Leben
Floh ihm vorüber in Heſperus Glanz."

oder (Ged. Semele 1), wo Semele von Zeus ſagt:

— — — — — — — „Er kam,
Ein ſchöner Jüngling, paradieſiſch reiner
Als Heſperus, wenn er balſamiſch haucht."

Da der Abendſtern zugleich auch Morgenſtern iſt, je nachdem er am weſtlichen oder öſtlichen Himmel erſcheint, ſo tritt er natürlich auch zu Eos, ſeiner Mutter, in nahe Beziehung, ein Verhältniß, das Sch. gleichfalls zum Symbol für unſer Leben wird, von dem es (Sp. u. d. L.) heißt: „Der Abend iſt dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen ſich Aurora und Heſperus."

Hetman (Dem. I) od. Ataman, der Oberſt oder Anführer einer Koſakenhorde.

Hexámeter, Der deutſche (Metr. Ueberſ. Vorer. — Ged. D. Diſtichon) oder ſechsfüßige Daktylus:

ein aus ſechs Metern (Maßen) oder Füßen beſtehender Vers. Er läßt in jedem der vier erſten Versfüße einen Spondeus (– –) ſtatt des Daktylus zu; bisweilen findet man auch wohl Trochäen (– ⏑) dafür, die im Deutſchen allerdings ſchwer zu vermeiden ſind. Die Cäſur (Einſchnitt) fällt meiſt in den dritten Fuß, und zwar entweder gleich nach der Hebung, wo man ſie männliche, oder gleich nach der erſten Kürze, wo man ſie weibliche Cäſur nennt. Der Hexameter heißt auch wohl der heroiſche Vers, weil man ihn von Alters her beſonders für ſolche Gedichte wählte, in denen die Thaten von Helden erzählt wurden. Homer's und Virgil's epiſche Gedichte ſind in Hexametern geſchrieben und auch in dieſer Beziehung den ſpäteren Dichtern Vorbilder geworden. In Deutſchland iſt er durch Klopſtock's Meſſias und durch die Voſſiſche Homerüberſetzung wieder in Aufnahme gekommen und als der Träger bedeutender dichteriſcher Leiſtungen anzuſehen. „Hermann und Dorothea" iſt ohne ihn nicht denkbar. In Sch.'s Gedichten der erſten Periode findet er ſich nicht, unter denen der zweiten zuerſt in „Im Oktober 1788" mit einem kürzeren Verſe von ebenfalls daktyliſchem Rhythmus gemiſcht (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –). Mit dem Pentameter (ſ. d.) gemiſcht, verwendet ihn Sch. in dem beſchreibenden und reflectirenden „Spaziergange", ferner in ſeinen zahlreichen Epigrammen und philoſophiſchen Gedichten, wie „Das Glück", „Der Genius" u. a. m. Allein hat er ihn nicht gebraucht.

Hexámeter, Der epiſche (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es charakteriſirt das heroiſche Versmaß der Alten, indem es die ruhig-großartige Bewegung deſſelben mit dem majeſtätiſchen Eindruck vergleicht, welchen das vom Himmel überwölbte Meer hervorbringt.

Hexenmumien, ſ. Mumie.

Hexerei (R. I, 1), ſ. v. w. Zauber in unedlem Sinne.

Heyne, Chriſtian Gottlob (Ged. Die Homeriden), geb. 1729, ein gründlicher Kenner des klaſſiſchen Alterthums, der daſſelbe mit poetiſchem Geiſte erfaßte und den Kreiſen der Gebildeten zugänglich zu machen verſtand, † 1812.

Hibernien (Wſt. L. 11), der poetiſch feierliche Name (ſ. Germania) für die Inſel Irland, welche ſchon den Phöniciern bekannt war und bei den Griechen Jerne, bei den Römern Hibernia hieß.

hiedannen (W. T. IV, 1), ſ. v. w. von dieſer Stelle.

Hieronymiter (D. C. V, 9), Mönche, die ſich nach dem heiligen Hieronymus nennen, der 331 in Dalmatien geboren, in Rom für das Chriſtenthum gewonnen, vier Jahre in Syrien als Einſiedler lebte und ſpäter in Rom als begeiſterter Lehrer des rechtgläubigen Syſtems der Kirche auftrat, † 420.

Hierophánt (Ged. D. verſchleierte Bild zu Sais), ein Ausleger oder Lehrer gottesdienſtlicher Gebräuche; bei den Griechen beſonders der Oberprieſter der Ceres und der Vorſteher der eleuſiniſchen Myſterien.

Hifthorn (M. St. III, 1 — Br. v. M.), im gemeinen Leben für Hiefhorn, von einem alten Stamme Hief, eine Nachahmung des Tones, der bei einem Stoß in's Jagdhorn erſchallt.

Himmel (D. C. I, 9), ſ. Phantaſie.

Himmelskönigin, ſ. Maria, Jungfrau.

Himmelwagen, ſ. Wagen.

hinausvotiren, ſ. Votum.

Hiob, der Held eines der Lehrbücher des alten Teſtaments, der ſich bekanntlich durch ſeine große Geduld im Ertragen von Leiden auszeichnete; daher (N. a. O. II, 8) die Anſpielung: „geduldig wie Hiob".

Hiob (Dem. II), bei Sch. als Erzbiſchof und bereitwilliger Diener des Boris Godunow auftretend, iſt in der Geſchichte (Heeren; vergl. Demetrius) ein Patriarch, der den Griſchka Otrepiew zum Diakonen geweiht und als Schreiber gebraucht hatte. Da er ihn oft mit auf den Kreml nahm, wo ihm Gelegenheit ward, die Pracht des Czaarenhofes zu ſehen und mancher geheimen Unterredung über das Schickſal des Dmitri beizuwohnen, ſo hatte er ſelbſt die erſte Veranlaſſung zu ſeinem nachmaligen Auftreten gegeben. Bei dem Tode des Boris ſuchte Hiob die Aufrührer zu beſchwichtigen und für deſſen Sohn Feodor zu gewinnen; ja, er hatte ſogar ſeinen ehemaligen Schreiber in den Bann gethan. Als ſich aber das Glück für Demetrius entſchied, war er kleinmüthig geworden und hatte ihm gehuldigt. Nichtsdeſtoweniger ließ ihn der neue Herrſcher in der Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt öffentlich ſeines patriarchaliſchen Gewandes entkleiden und ſchmachvoll nach Staritza abführen.

Hippodrŏmos, das Pferderennen; auch abgek. Hippodróm (Ged. D. Ideal u. d. Leben), die Rennbahn, auf welcher die Wettrennen der Roſſe und die Wettfahrten der Wagenlenker ſtattfanden.

Hippogrýph (Ged. Pegaſus im Joche), der wörtlichen Bedeutung nach ſ. v. w. Roßgreif, ein fabelhaftes Thier, halb Pferd, halb Greif (ſ. d.), das mit gewaltiger Schnelle die Luft durchfliegt. Vermuthlich iſt es eine Erfindung des italieniſchen Dichters Bojardo; die neueren Dichter (z. B. Wieland in ſeinem Oberon) gebrauchen den Namen oft für das griechiſche Muſenroß (ſ. Pegaſus).

Hippókrates, der berühmteſte Arzt der Griechen († 370 v. Chr.), von dem noch mehrere Schriften vorhanden ſind; bisw. (R. Vorr) bildl. für Arzt überhaupt.

Hippolyt, ſ. Phädra.

Hippómedon (Phön.), einer der Fürſten, mit denen ſich Adraſtus, König von Argos, verband, um dem Polynices gegen

Eteokles Recht zu verschaffen; also einer der sieben berühmten Helden, die (1225 v. Chr.) gegen Theben zogen.

Hirtenbrief (Sp. d. Sch.), ein Ausschreiben des Papstes oder eines Bischofs an die ihm untergebenen Geistlichen, das sich auf kirchliche Gegenstände bezieht.

Hirtengott, s. Pan.

Hispanier (aus dem lat. Hispania, Spanien) oder Spanier; sie wurden ehemals, wie alle Nicht-Deutschen, Wälsche (s. d.) genannt; daher sagt der Kellermeister (Picc. IV, 5):

„'s ist nichts mit den Hispaniern, sag' ich euch:
Die Wälschen alle taugen nichts."

Spanien, welches sich unter Philipp IV. (1621—1665) an dem dreißigjährigen Kriege betheiligte, besaß seit 1503 auch das Königreich Neapel (ital. Napoli); wonach (Wst. L. 11) die Worte des Küraſſiers zu verstehen sind:

„Hab' der hispanischen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig (s. d.)
Und dem Königreich Napoli."

Der hispanische rothe Hut (ebendas.), s. Hut.

Historie, Geschichte, auch bisw. (K. u. L. I, 7) im verächtlichen Sinne.

Hoboe (F. V, 11 — J. v. O. IV, 1), von dem frz. hautbois, ein scharftönendes hölzernes Blaseinstrument; Hoboist, eig. ein Musiker, der ein solches Instrument bläst, im weiteren Sinne (J. v. O. IV, 6) ein Mitglied des Militairmusikcorps überhaupt.

Hochamt, s. Messe.

Hochflug und **Hochgewilde** (W. T. II, 1). In der Jägersprache unterscheidet man hohes und niederes Wild, und demgemäß hohe und niedere Jagd. Zum „Hochflug" rechnet man Adler, Auer- und Birkwildpret, Fasanen, Trappen, Reiher, Kraniche und wilde Schwäne; zum Hochwild od. bei Sch.

„Hochgewilde" Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, so wie Schweine, Bären, Wölfe und Luchse; alles Uebrige wird zur niederen Jagd gerechnet.

Hochgebenedeiete, s. Maria, Jungfrau.

Hochgericht (Sp. d. Sch.), ursprünglich das höhere Gericht, welches über die schweren Verbrechen zu entscheiden hatte; später der Ort, an welchem die Hinrichtungen vollzogen wurden, also der Galgen mit dem Rabenstein und den auf Pfähle gesteckten Rädern.

Hochland, das schottische; der nördliche, Highland genannte Theil Schottlands, zwischen dem an seiner Südgrenze liegenden Grampian- und dem im äußersten Norden zum Meere abfallenden Kaledonischen Gebirge. Es hat einen ganz nordischen Charakter und ist meist mit Kiefernwäldern und Heidekraut bedeckt, wozwischen Granit- und Porphyrklippen oft nackt zu Tage stehen; daher sagt Maria (M. St. III, 1) von der Stimme des Hifthorns:

„Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden
Auf des Hochlands bergigten Heiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl."

Höchste, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Die Pflanze ist dem Dichter ein Sinnbild innerer Zufriedenheit, eines Wesens, das mit sich selbst im Einklange ist. Sie stellt uns somit dar, was wir in dem ersten Naturzustande waren und was wir durch die Vernunft wieder werden sollen. Vergl. Menschenf. 7.

Hochwacht, ein auf einer Höhe aufgestellter Wachtposten, der sein Augenmerk auf die umliegende Gegend zu richten, oder auch die Mannschaften derselben durch Signale zusammen zu rufen hat (W. T. IV, 2 u. V, 1); auch im bildlichen Sinne, wie (W. T. II, 2), wo Reding in Beziehung auf das Alpenglühen sagt:

„Doch seht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glühnde Hochwacht aus."

Hochwürdiges, ſ. Hoſtie u. Monſtranz.

Hochzeiter (R. V, 1), ſ. v. w. Hochzeitbitter.

Hochzeitsfackel, ſ. Hymen.

Hofamt (D. C. I, 6). Hofämter ſind theils die alten Erb- od. Erzämter (ſ. d.), theils die neueren, welche zum Theil auf jene früheren gegründet ſind. Sie beſtehen in perſönlichen Dienſtleiſtungen und Obliegenheiten, welche mit dem fürſtlichen Hausweſen in Verbindung ſtehen.

Hoffnung (Ged.), das erſte in der Reihe didaktiſcher Gedichte aus dem Jahre 1797, in welchen Sch. ſich vorwiegend des daktyliſchen, bisweilen mit Trochäen gemiſchten Versmaßes bediente. Das Gedicht ſtellt uns die Hoffnung, unſere beſtändige Begleiterin durch das Leben, als eine durchaus natürliche und berechtigte Empfindung dar, die jedenfalls einen tieferen Grund hat, als die oft täuſchenden Erfahrungen.

Hoflager (J. v. O. III, 1) od. Hofſtatt (W. T. V, 1), die Reſidenz, der Ort, wo der Hof ſich zur Zeit aufhält.

Hofſchranzen, ſ. Schranzen.

Hofſtaat, ſ. v. w. Hofhaltung, Pracht am Hofe; außerdem auch die Geſammtheit aller Hofleute; daher (J. v. O. I, 4) die Worte der Sorel:

„Verwandle deinen Hofſtaat in Soldaten."

Hofſtatt, ſ. Hoflager.

Holk, ein Heerführer Wallenſteins, der in der Schlacht bei Lützen den Schweden durch Heranſtürmen mit ſeinen Cüraſſieren den erſten gewonnenen Vortheil wieder entriß. Holkiſche Jäger (Wſt. L. Perſ.-Verz.).

Holofernes, abgek. Holofern (Wſt. L. 8), der in dem apokryphiſchen Buche Judith genannte, übrigens erdichtete Name eines aſſyriſchen Feldhauptmannes des Königs Nebukadnezar. Er ſoll in das jüdiſche Land gekommen ſein und eine Stadt

Bethulia belagert haben, aber durch die Liſt der Judith getödtet worden ſein.

L'Hombre (K. u. L. II, 1 — N. a. O. I, 2), franz., eins der intereſſanteſten Kartenſpiele, bei dem die mit 8, 9 u. 10 bezeichneten Karten weggelaſſen werden; es wird gewöhnlich zwiſchen drei Perſonen geſpielt.

Homér (Ged. D. Spaziergang, V. 200), Abk. von Homéros, lat. Homérus, der berühmteſte und älteſte griechiſche Dichter, war der Sage nach ein Sohn des Mäon und wurde daher auch der Mäonide genannt, wie (Ged. D. Künſtler):

„Des Mäoniden Harfe ſtimmt voran."

Er ſoll um's Jahr 1000 v. Chr. in Kleinaſien oder auf einer nahe gelegenen Inſel gelebt haben. Nach Fr. A. Wolf's und Fr. Schlegel's Anſichten ſoll Homer bloß der gemeinſame Name für eine ioniſche Sängerſchule (vergl. Die Homeriden) geweſen ſein, eine Anſicht, die kritiſch vielleicht richtig (vergl. Ilias) iſt, für den Dichter aber wenig Wohlthuendes hat. Sch. nennt ihn deshalb doch (Ged. D. Homeruskopf ꝛc.) „Treuer alter Homer" und ſagt (Ged. Die Weltweiſen): „Homerus ſingt ſein Hochgedicht." Die Ilias und die Odyſſee, die beiden bedeutendſten Gedichte, die, als von ihm herrührend, ſich erhalten haben, zeichnen ſich durch Naturwahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung aus, ſo daß ſie den Dichtern aller Zeiten eins der trefflichſten Vorbilder geweſen ſind.

Wenn ein Dichter des alten Griechenlands ſagen zu müſſen glaubte, daß er und die Späteren überhaupt nur von den Broſamen lebten, die von dem reichbeſetzten Tiſche Homer's fielen, ſo iſt dieſes Wort heut allerdings nicht mehr ſo wahr, wie vielleicht damals; dennoch aber iſt der Einfluß des Sängers von Chios auf die Poeſie gerade Deutſchlands ein ſo bedeutender im Ganzen wie im Einzelnen, daß ſich ein Buch darüber ſchreiben ließe, wie es, alle Beziehungen des Alterthumes zu unſerer Dichtung erörternd, von dem trefflichen Königsberger Gelehrten

Cholevius „über die antiken Elemente in der Deutſchen Literatur“ geſchehen iſt. Der Gedanke, daß der Dramatiker Sch., abgeſehen von dem allgemeinen Einfluſſe, den eine ſo einzige Verſchmelzung von Wirklichkeit und Kunſtideal auf ihn ausüben mußte, von Homer nicht viel herüber nehmen konnte, würde ſich als irrthümlich erweiſen. Zwar hat Sch. nicht, wie er ſo oft wollte, Zeit und Inſpiration gefunden, in einer größeren epiſchen Schöpfung („Guſtav Adolph“, „Friedrich der Große“) dem deutſchen Heldengedichte einen höheren homeriſchen Aufſchwung zu geben, oder es wenigſtens zu verſuchen; dennoch hatte das Studium Homer's in ihm ſo ſtarke Eindrücke hinterlaſſen, daß ſich die Spuren davon faſt in allen ſeinen Gedichten und Dramen wiederfinden, zumal da ſich in den großen hiſtoriſchen Dramen unſeres Dichters ein oft bemerkter epiſcher Zug geltend macht, der ihn zum Homer zurückführen mußte. Wer könnte dieſe Elemente verkennen, die in Zeiten wie die des hundertjährigen Kampfes zwiſchen England und Frankreich im 14. und 15. Jahrhundert und im dreißigjährigen Kriege hervortreten und in den entſprechenden Dichtungen Sch.'s erſcheinen? In anderen Werken war es ein ihrem Gegenſtande zukommender Geiſt der Natürlichkeit und Einfachheit, welcher Sch. hier und da homeriſche Formen der Darſtellung wählen ließ, wie im W. Tell. Weiterhin iſt es endlich oft auch nur die Lebendigkeit und Fülle der Reminiſcenz, welche den Dichter bewegt, Farben einzumiſchen, die Neuere vielleicht durch andere „lokalere“ erſetzen würden, die aber der Geiſt der damaligen Zeit, der, von der Antike erweckt, mächtig zu ihr hinſtrebte, vollkommen rechtfertigte, und die wir ihrer Schönheit wegen nicht als eine Disharmonie bemerken. Hier und da iſt auch der Gegenſtand ſelbſt, als dem antiken Leben oder gar dem Homer unmittelbar entnommen, die Veranlaſſung geworden.

1788 ſchreibt Sch. (ſ. das zur Br. v. M. angeführte Werkchen v. Gerlinger p. 93 ff.): „In den nächſten 2 Jahren, hab' ich mir vorgenommen, leſe ich keine modernen Schriftſteller

mehr" ..... „Ich lese jetzt fast nichts als den Homer. Ich habe mir Voſſen's Ueberſetzung der Odyſſee (1781 erſchienen) kommen laſſen, die in der That ganz vortrefflich iſt ..." 1798: „Ich leſe in dieſen Tagen den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen, wozu die Winke, die Goethe mir gegeben, nicht wenig beitragen. Man ſchwimmt ordentlich in einem poetiſchen Meere; aus dieſer Stimmung fällt man auch in keinem Punkte und alles iſt ideal bei der ſinnlichſten Wahrheit." 1799: „Ich habe in dieſen Tagen den Homer vorgeholt und den Beſuch der Thetis beim Vulkan mit unendlichem Vergnügen geleſen. In der anmuthigen Schilderung eines Hausbeſuches, wie man ihn alle Tage erfahren kann, in der Beſchreibung eines handwerksmäßigen Geſchäftes, iſt ein Unendliches in Stoff und Form enthalten." Mit Bezug auf die Scene zwiſchen Montgommery und Jeanne d'Arc, die nach Il. 21, 64—120, X, 378 ff. gedichtet iſt, ſchreibt Sch. 1801: „Wer ſeinen Homer kennt, der weiß wohl, was mir dabei vorſchwebt."

Alſo werden uns auch unſere Leſer dankbar ſein, wenn wir ihnen einige weitere Nachweiſe geben, die von ihnen ſelbſt vielfach vermehrt und vervollſtändigt werden können.

Eine anziehende Vergleichung bietet Hektor's Abſchied, wenn der Leſer dieſelbe Scene, eine der ſchönſten und künſtleriſch vollendetſten der Ilias, bei Homer vergleichen will (ſ. Andromache, Hektor). Das darin ſich findende Epitheton (d. h. dichteriſch ſchmückende Beiwort) die „unnahbaren" Hände des Achill iſt homeriſch, ſ. Il. 7, 309. 8, 450. Od. 11, 502. Im „Triumph der Liebe" ſchmückt Juno ihr „ambroſiſch Haar" Il. 1, 529, ein Beiwort (ſ. d.), welches Homer auch auf Kleider Il. 5, 338 oder Sandalen Od. 1, 97 der Götter, dann aber auch auf die Schönheit ſelbſt Od. 18, 193 anwendet. Auch die „Nacht" nennt Sch. im „Spaziergange" nach Il. 2, 57 „ambroſiſch". Auch der „thränenvolle" Streit in Kaſſandra (Str. 1) iſt homeriſch Il. 5, 737. 13, 765, bei Voß heißt es gewöhnlich „die thränenerregende Feldſchlacht". Die „ſchweren, ehernen Hände" der

Natur, die Stelle in der Br. v. M. „und kein Gebet durchbohrt den ehernen Himmel", „die eherne Umarmung des theban'schen Paares", was Isabella vom „ehernen Harnisch der Brust" ihrer Söhne sagt (auch „die felsigte Brust" Od. 17, 463. Il. 16, 35), das „stählerne Herz" der J. v. O. — Alles findet Vorbilder und Anklänge in Homer Il. 2, 490. 5, 737. 13, 765. 17, 425. Od. 15, 329. Ebenso die „löwenherzige Jungfrau" Il. 5, 639. Od. 4, 724. Die „heerdenmelkenden Holländer" ebendaselbst sind im homerischen Geiste benannt und selbst die „prächtig strömende Loire" erinnert an klassische Flüsse und Quellen Od. 10, 107. Il. 2, 752. Talbot bekommt sein Beiwort „hunderthändig" nach dem Riesen, welchen Thetis zur Rettung des Zeus in den Olymp hinaufruft Il. 1, 402. Der Rinder „breitgestirnte, glatte" Schaaren in der „Glocke" sind direkt aus dem Homer Il. 10, 292 u. öfter. Die „himmelumwandelnde" Sonne in der Br. v. M. ist der homerische Helios Hyperion (s. auch Il. 8, 68). Auch die „unzerbrechliche" Kraft daselbst ist, wenn auch nicht homerisch, doch wenigstens griechisch. „Des Todes bittere Pfeile" in der „Kindesmörderin" und der „bittere Pfeil des Wortes" in der Br. v. M. ist in seiner eigentlichen Bedeutung sehr häufig bei Homer Il. 4, 118. 22, 206 u. ö. Im Geiste des alten Dichters heißt ebendaselbst die Stadt „die völkerwimmelnde". Auch die „hochwohnenden", „alles schauenden" Götter erinnern an homerische Beiwörter Il. 5, 265.

Die Beiwörter Sch.'s verdienten wohl eine besondere Studie; das für unsere Zwecke Wichtigste werden wir unter „Sprache" geben.

Auch andere Erinnerungen an homerische Vorstellungen oder Scenen finden sich. So erkennt man im „Triumph der Liebe", Str. 13: „Thronend auf erhabnem Sitz — Schwingt Kronion seinen Blitz; — Der Olympus schwankt erschrocken — Wallen zürnend seine Locken" — die berühmte Stelle Il. 1, 529 wieder, nach der Phidias den olympischen Zeus gebildet haben soll.

„Der ſanfte Bogen der Nothwendigkeit“ (dem Laien wohl kaum verſtändlich) in den „Künſtlern“ erinnert daran, daß Homer einen plötzlichen und dabei ſanften Tod durch die „ſanften Geſchoſſe“ des Apollon und der Artemis erfolgen läßt Il. 24, 759. Die Ausdrücke „König Rudolph's heilige Macht“ und, in der Br. v. M. „geſandt hab' ich alsbald des raſchen Boten jugendliche Kraft“, deren erſterer beſonders dem Nichtkenner des Griechiſchen ſehr auffallen muß, ſind auf jeder Seite im Homer zu finden. Sie umſchreiben einfach den Begriff der Perſönlichkeit, wie in der Odyſſee „die heilige Kraft des Alkinoos“. Selbſt der allgemein verſtändliche Ausdruck in „Ideal und Leben“, Str. 4: „Wenn im Leben noch des Kampfes Wage ſchwankt“, mag an die Wage erinnern, auf der Zeus die Geſchicke der Menſchen, ſo z. B. das des mit Achill kämpfenden Hektor, abwägt. Il. 19, 223. 16, 658. 8, 69. Wir wollen entfernt nicht behaupten, daß die „ſchwarzen und die heitern Looſe“ der „Glocke“ aus dem Homer ſtammen, aber es zieht manchen Leſer vielleicht an, die wunderliche Geſchichte von den beiden Schickſalsfäſſern Il. 24, 527 nachzuleſen. Auch im Wſt. Tod I, 4 heißt es: „Nicht ohne Schauder greift des Menſchen Hand — In des Geſchicks geheimnißvolle Urne“. Das Opfer eines „Stieres mit goldenem Horne“, der in „Hero und Leander“ den Winden geweiht wird, bewege den Leſer, ſich die ſchöne Stelle Od. 3, 425 ff., wo Telemach bei Neſtor weilt, in das Gedächtniß zurückzurufen. Die homeriſchen Helden, wenn ſie von ihrer Herkunft ſprechen, „rühmen ſich“ der Sohn von dem und dem zu ſein, ſo ſagt im W. T. I, 2 Gertrud, am Anfang einer Schilderung ihres Jugendlebens, die ganz homeriſchen Charakter trägt: „Des edlen Iberg's Tochter rühm' ich mich — Des viel erfahrenen Mannes“. Weiterhin heißt ſie: „Des weiſen Iberg hoch verſtändige Tochter.“ Daß (Br. v. M.) die Erde feſt ruht „auf den ewigen, alten Säulen“ erinnert an die vom Atlas gehaltenen hohen Säulen Od. 1, 53, die Himmel und Erde auseinander halten und die ebendaſelbſt dann noch ausdrücklich erwähnt werden

(ſ. Atlas). Die Schilderung des engliſchen Heeres in der 3. Scene des Prologs zur J. v. O. iſt ganz epiſch-homeriſch und erinnert mit ihren Bildern von den Bienen und Heuſchrecken lebhaft an Il. II, 460 ff.

Wir glauben im Vorſtehenden dem Leſer hinreichende Anregung zu weiterer Vergleichung gegeben zu haben.

Homeriden, Die (Ged.), drei Xenien, welche nach Viehoff früher die Ueberſchriften: „Rhapſoden"; „Viele Stimmen"; „Rechnungsfehler" führten und ſpäter zu dem jetzigen Epigramm vereinigt wurden. Chr. Gottl. Heyne (ſ. d.), der ſich mit einer großen, unvollendeten Ausgabe des Homer beſchäftigte, war mit der Anſicht, daß die Ilias und die Odyſſee von dieſem allein herrührten, gegen eine Schrift des Philologen Fr. A. Wolf (ſ. Ilias) in die Schranken getreten.

Homéruskopf, Der, als Siegel (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Da die Poeſie der Liebe beſonders hold iſt (vergl. Ged. Das Mädchen aus der Fremde), ſo ſoll die Liebe wiederum auch ihr vor Allem vertrauen.

honnet, frz. honnête, d. h. ehrlich, rechtſchaffen; ferner auch anſtändig, wie (V. a. v. E.) „honnet zu ſtehlen", d. h. nicht wie die gemeinen Spitzbuben, ſondern auf eine feine Weiſe; desgl. (R. I, 2): „honnete Gewerbe".

Honni soit qui mal y pense! Die franzöſiſch geſprochenen Worte der Eliſabeth (M. St. II, 2) ſind die Aufſchrift des von dem Könige Eduard III. in England 1350 geſtifteten Ordens vom blauen Hoſenbande. Sie bedeuten: „Hohn od. Trotz demjenigen, welcher Arges dabei denkt", dieſelben Worte, die er einſt ſprach, als er einer ſchönen Tänzerin, der Gräfin Salisbury, das ihr entfallene Strumpfband aufgehoben hatte, und welche die Veranlaſſung zur Stiftung des Ordens wurden. Der Orden beſteht aus einem Kniebande von dunkelblauem Sammet mit goldener Einfaſſung und den oben genannten Worten als Inſchrift. Eben dieſelbe befindet ſich auch auf dem zu dem Orden

gehörenden breiten blauen Bande, welches um die Schulter getragen wird, und welches hier die Königin dem Grafen Leiceſter abnimmt, um es dem Grafen Bellievre umzuhängen.

honoriren, eig. hochſchätzen, in Ehren halten; in der kaufmänniſchen Sprache (Picc. IV, 6) ſ. v. w. annehmen und darauf zahlen.

Hora, lat. die Stunde; in Klöſtern beſonders die Stunden, die zum Gebete auffordern; daher (Br. v. M. 5, 413) „der Ruf zur Hora" und (D. C. II, 14) „Die Glocke zur Hora läutet. Ich muß beten gehen."

Horeb (J. v. O. Prol. 4), der 8000 Fuß hohe Gipfel des Plateaus der zwiſchen dem rothen Meere und dem Meerbuſen von Akäba gelegenen peträiſchen Halbinſel, weſtlich vom Sinai. Ueber die Erſcheinung des Herrn berichtet 2. Moſe 3, 1—5.

Horen (Myth.), die Stunden- oder Zeitgöttinnen, waren Töchter des Zeus und der Themis. Bei Homer (Il. 5, 749; Od. 24, 344) erſcheinen ſie als Luftgöttinnen und Dienerinnen des Zeus, welche Wolken ſammeln und zerſtreuen; zugleich aber wurden ſie als Göttinnen der Jahreszeiten betrachtet; Zahl und Namen werden verſchieden angegeben. Die ſpätere Zeit vermehrte ihre Zahl, zunächſt, um die vier Jahreszeiten, dann aber auch, um die verſchiedenen Tagesſtunden zu bezeichnen. Die bildende Kunſt ſtellt die Horen als reizende Jungfrauen dar, welche die verſchiedenen Erzeugniſſe der Jahreszeiten als Attribute in den Händen tragen; oder auch, wie ſie, leicht geſchürzt und einander die Hände reichend, einen Cirkeltanz ausführen. Daher (Ged. Klage d. Ceres):

„Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück."

Die Griechen gaben ihnen Kronen von Palmblättern und Kränze; daher heißt es von der Stimme der Glocke (Ged. D. Glocke), daß ſie die Stunden verkünden ſoll:

„Und führen das bekränzte Jahr."

Außer dem regelmäßigen Zeitenwechsel und den davon abhängenden irdischen Gaben der Natur gewähren die Horen zugleich Gesetzlichkeit und begründen durch Arbeit und Thätigkeit die Wohlfahrt der Menschen. Deshalb sind sie dem Dichter zunächst ein Vorbild desjenigen, der die Zeit zu nützen bemüht ist, wie (Ged. D. Eleusische Fest):

„Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen an's Geschäft gewandt."

desgleichen ein Symbol desjenigen, unter dessen Händen sich ein Werk ruhig und allmälig vollendet, wie (Ged. D. Gunst des Augenblicks):

„Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein."

Da sie dem Dichter liebe und treue Begleiterinnen sind, so beklagt er (Ged. Poesie des Lebens) natürlich den trockenen Realisten, denn diesem „ruhn der Horen Tänze"; während sie seiner eigenen Person nur das Bild der Flüchtigkeit der Zeit vorführen, weshalb er (Ged. Sängers Abschied) von seinen Liedern sagt:

„Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen."

Mit dem Namen Horen (Ged. D. Antike an den nordischen Wanderer. Anm.) bezeichnete Sch. auch eine Zeitschrift, die er seit dem Jahre 1794 herausgab, in Folge deren er in nähere Verbindung mit Goethe trat und zugleich eine neue Epoche seines Lebens und seiner Poesie vorbereitete.

Horizont (Ged. 4. B. d. Aen. 2), von dem gr. horīzein, begrenzen; der Gesichtskreis, die Linie, in welcher das Himmelsgewölbe und die Erdoberfläche sich zu berühren scheinen; bisweilen auch, wie (Sp. u. d. L.) s. v. w. das Himmelsgewölbe selbst.

Hornberg, Stadt an der Gutach im badischen Oberrheinkreise; die Stelle (R. I, 2) bezeichnet Eckardt als Anspielung auf eine Lalenburger Geschichte.

Hörner (W. T. III, 3) nennt man die ſcharfkantigen, oft ſeltſam geſtalteten Granitſpitzen der Hochalpen; vergl. Gletſcher.

Hornung (Gſtſ. 10, 136), der deutſche Name für den Monat Februar, welcher die Zeit der Hornung iſt, wo die Hirſche ihre Hörner abwerfen.

Horoſkóp, ſ. Aſtrolog.

Hort (Ged. D. Graf v. Habsburg), ſ. v. w. Hurd od. Hürde; d. h. Schutz, Zuflucht.

Hoſtie, von dem lat. hostĭa, eig. Opferthier od. Schlachtopfer; das bei dem Abendmahl gebrauchte Brod, in der katholiſchen Kirche auch das Hochwürdige (M. St. I, 4) genannt. Da nach Annahme der römiſch-katholiſchen Kirche das von dem Meßprieſter dargebrachte Brot ſich in den Leib Chriſti verwandelt, ſo wird daſſelbe als ein unblutiges Opfer angeſehen. In den älteren Zeiten nahm man gewöhnliches Brot, ſeit dem 12. Jahrhundert wurde es Sitte, ſich kleiner runder, aus Weizenmehl gebackener Scheiben zu bedienen, die mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes verſehen ſind und Oblaten oder Hoſtien genannt werden. Da ſie nach der katholiſchen Transſubſtantiationslehre (vgl. M. St. V, 7) als ein heiliger Gegenſtand betrachtet werden, ſo dienen ſie zugleich als Unterpfand eidlicher Gelöbniſſe; daher ſagt Chatillon (J. v. O. III, 2) zu König Karl in Beziehung auf den Herzog von Burgund:

— — — — — „Und der Erzbiſchof
Soll eine Hoſtie theilen zwiſchen dir und ihm
Zum Pfand und Siegel endlicher Verſöhnung."

Eben ſo ſagt Mortimer (M. St. III, 6) zu Maria:

„Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen."

desgl. Domingo (D. C. II, 10) zu Herzog Alba:

— — — — — — „Ich wollte, was ich ſage,
Auf eine Hoſtie beſchwören."

und Marquis Posa (D. C. IV, 21) zur Königin:

— — — — — — — „Sagen Sie
Dem Prinzen, daß er denken soll des Eides,
Den wir in jenen schwärmerischen Tagen
Auf die getheilte Hostie geschworen."

Hottentotten (R. I, 1), ein südafrikanischer Volksstamm von höchst widrigen Gesichtszügen.

Houri [spr. hu-], arab. Benennung für die schönen Weiber oder ewig jungen Genossinnen der Seligen in Muhamed's Paradiese; daher (Gstf. 10, 251): „ein Mädchen, reizend wie eine Houri."

Howard [spr. Hauärd]. Katharina Howard, die fünfte Gemahlin König Heinrich's VIII. (s. d.), war ohne Grund des Ehebruchs beschuldigt und 1542 hingerichtet worden. Einer ihrer Verwandten, Henry Howard (M. St. I, 7), Graf von Surrey, geb. 1516, an Heinrich's Hofe erzogen, war 1544 als Feldmarschall an der Spitze der englischen Armee nach Frankreich gegangen. Da der König ihm mißtraute, so fand sich bald ein Grund, ihn des Hochverraths zu beschuldigen, und so wurde auch er 1547 enthauptet. Daher sagt Mortimer (M. St. II, 8) zu Lord Leicester:

„Der Howard und der Percy edle Häuser,
Ob ihre Häupter gleich gestürzt, sind noch
An Helden reich."

was sich auf den Admiral Lord Charles Howard bezieht, der 1588 durch seinen kühnen Angriff auf die Armada unter den Schiffen derselben große Verwirrung anrichtete. — Der Howard, welcher R. I, 1 genannt wird, ist, wie aus der Zusammenstellung mit Cartouche zu ersehen, irgend ein uns unbekannter, damals berüchtigter englischer Räuber.

Huldgöttinnen, s. Charis.

Huldigung, das feierliche Gelöbniß, dem Oberhaupte des Landes treu und gehorsam zu sein; daher sagt Graf Bellievre

(M. St. II, 2) als er den Verlobungsring für seinen Fürsten empfängt, zur Königin Elisabeth:

„In seinem Namen, große Königin,
Empfang' ich knieend dies Geschenk, und drücke
Den Kuß der Huldigung auf meiner Fürstin Hand."

Huldigung, Die, der Künste (Bd. 6). Als Sch. im Frühjahr 1804 eine Reise nach Berlin gemacht, konnte er längere Zeit hindurch zu keiner ernsten Arbeit kommen. Dazu kam die nahe bevorstehende Entbindung seiner Gattin, welche sich Niemand als dem Arzt Starke in Jena anvertrauen mochte. Dies veranlaßte Sch., mit seiner Familie dorthin zu gehen. Leider aber zog er sich bei einer Spazierfahrt eine Erkältung zu, deren Folgen sich auch, nachdem er mit seiner von einem Töchterchen glücklich entbundenen Frau nach Weimar zurückgekehrt war, immer noch nicht recht beseitigen lassen wollten. Kaum ging es ihm etwas besser, es war etwa um die Mitte des October, so rückte auch die Zeit immer näher, in der man in Weimar die Ankunft der jungen Erbprinzessin Maria Paulowna, der Großfürstin von Rußland, erwartete. Die ganze Stadt war in freudiger Aufregung und bereitete sich zum festlichen Empfange der jugendlichen Fürstin vor. Nur von Seiten des Theaters war noch nichts geschehen; und Goethe, dessen nächste Pflicht es gewesen wäre, bei dieser Gelegenheit mit einer poetischen Production hervorzutreten, fühlte sich nicht geneigt dazu. Er ersuchte daher Sch., zum Empfange der Prinzessin im Theater ein Vorspiel zu dichten. Sch., obgleich auch kein Freund von Gelegenheitspoesieen, gab den dringenden Bitten seines Freundes nach, und so entstand in der kurzen Zeit vom 4. bis 8. November unseres Dichters letztes Originalwerk: „Die Huldigung der Künste", welches am 12. November als Vorspiel zum Mithridates aufgeführt wurde. Der allgemeine Beifall, welcher dem Dichter bei dieser Gelegenheit gezollt ward, war ein wahrhaft erhebender, indem bei den Worten des Genius:

„Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande,
Wo du beglückt, biſt du im Vaterlande."

ſich die edelſte Rührung aller Anweſenden und auch der jungen Fürſtin bemächtigte.

Sch. der ſich ſo oft, theils in Poeſie, theils in Proſa über das eigentliche Weſen der Kunſt ausgeſprochen, hat dies in dem vorliegenden Werke in der edelſten und würdigſten Weiſe zum letzten Mal gethan und uns, um mit Hoffmeiſter's treffendem Ausdrucke zu reden, darin ſein äſthetiſches Teſtament hinterlaſſen. Der Hauptgedanke, welcher auch in ſeinen culturhiſtoriſchen Gedichten häufig wiederkehrt, daß der Menſch durch die Kunſt von dem einfachen Naturzuſtande zu höherer Geſittung emporgeführt werde, iſt hier in einem lyriſch-dramatiſchen Gemälde zu unmittelbarer Anſchauung gebracht. Zugleich aber iſt das Ganze in eine zarte und ſinnige Beziehung zu der Fürſtin geſetzt, welcher hier von Seiten der Kunſt eine Huldigung darzubringen war.

Die Erbprinzeſſin Maria Paulowna war die Tochter des im Jahre 1801 ermordeten Kaiſers von Rußland, Paul's I. und ſeiner zweiten Gemahlin Maria Feodorowna, der früheren Prinzeſſin Dorothea Auguſta Sophia von Würtemberg. Sie vermählte ſich mit dem Erbprinzen Karl Friedrich und war die Mutter der jetzigen Königin Auguſta von Preußen. Ihre Brüder, auf welche das Gedicht hinweiſt, hießen Alexander, Conſtantin, Nikolaus und Michael; ihre Schweſtern Alexandra, Helena, Katharina und Anna. — Der „große Ahnherr", auf den die Architektur hindeutet, iſt Peter I. oder der Große (1682—1725), welcher, nachdem er auf einer Reiſe durch Deutſchland, Holland und England europäiſche Bildung kennen gelernt, dieſelbe mit entſchiedener Conſequenz in Rußland zu verbreiten ſuchte, im Jahre 1703 Petersburg gründete und Rußland eine Seemacht ſchuf. Seine Reiterſtatue, von Falconet gegoſſen, wurde 1782 aufgeſtellt; ſie ſteht unfern der Newa auf einem mit großer Mühe dorthin geſchafften Granitfelſen (S. 182) und bildet einen

prächtigen Schmuck des Petersplatzes in dem sogenannten Admiralitätsquartier, dem Mittelpunkte der Stadt. — Der „hohe Bruder", dessen die Sculptur (S. 182) erwähnt, ist Alexander I., geb. 1777; er bestieg den Thron am 24. März 1801, und obwohl mit despotischer Gewalt ausgerüstet, bemühte er sich doch, Menschenfreundlichkeit zu üben und vor Allem die weitgreifenden Entwürfe Peter's des Großen zur Ausführung zu bringen.

Die der „Huldigung der Künste" zu Grunde liegende Idee hat zunächst einen symbolischen Charakter. Einfache Landleute pflanzen einen edlen Baum in ihren heimathlichen Boden und betrachten denselben als ein Sinnbild der edlen Fürstin, die, aus einem fernen Lande gekommen, in ihrer Mitte heimisch werden soll.• Da sie aber allein nicht im Stande sind, die hohe Gebieterin an sich zu fesseln, so kommt ihnen der der Fürstin bereits wohlbekannte Chor der Künste zu Hülfe, um das Band der aufgegebenen Heimath mit dem der neuerwählten in sinniger Weise zu verknüpfen. Der Genius des Schönen führt der Gefeierten die einzelnen Künste entgegen, worauf jede derselben mit zarter Beziehung auf die Fürstin sich selbst charakterisirt, alle aber sich bereit erklären, ihr zu dienen und zur Verschönerung des neubetretenen Lebenspfades beizutragen. Daß unter allen die Poesie sich am schwungvollsten ausspricht, erscheint wohl natürlich; ihre Worte sind gewissermaßen der Schwanengesang des von dem irdischen Leibe sich losringenden Dichters, dem es von da ab nur noch wenige Monden vergönnt war, auf Erden zu wallen.

Humór, von dem lat. hūmor, eig. die Feuchtigkeit. Da die Aerzte der alten Zeit aus der Mischung des feuchten und trockenen Elements im Körper die Beschaffenheit seines Wohlseins ableiteten, so erhielt das Wort humor die Bedeutung von Stimmung, d. h. guter oder übler Laune; daher (Ged. Shakespeare's Schatten — F. I, 5) „der heitere Humor" und (N. a. O. II, 8) „der spaßhafte Humor".

Hunn, Konrad (W. T. Perſ.-Verz.), ein Landmann, der ſich um Schwyz verdient gemacht und dafür 1282 vom Lande eine Anerkennung erhielt.

Huſar (Sp. d. Sch.), von dem ungar. husz, zwanzig, weil unter König Matthias I., welchem Kaiſer Rudolf II. das Königreich Ungarn 1608 abgetreten hatte, von zwanzig Häuſern ein Mann als Reiter geſtellt werden mußte. Huſaren ſind alſo eigentlich ungariſche Reiter, daher auch ihre der ungariſchen Tracht ähnliche Uniform.

Huſſitenkrieg (Picc. IV, 5). Als der Böhme Johann Huß, der gegen die Mißbräuche in der Hierarchie und dem Mönchsweſen öffentlich aufgetreten war, auf dem Concilium zu Coſtnitz nicht widerrufen wollte, wurde er 1415 als Ketzer öffentlich verbrannt. In Folge dieſer Gewaltthat erregten ſeine auf's höchſte erbitterten Anhänger bei dem Tode Kaiſer Wenzel's die Huſſitenkriege (1419—1434), in denen ſie unter Ziska und den beiden Procopen gegen die kaiſerlichen Heere ſo ſiegreich fochten, daß die Baſeler Kirchenverſammlung ſich genöthigt ſah, Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen und ihnen den Gebrauch des Kelchs beim Abendmahle zu geſtatten. Weitere Erfolge gingen ihnen nur dadurch verloren, daß ſie ſich ſelbſt unter einander entzweiten.

Hut. Der Hut wird in der Heraldik oder Wappenkunde bisweilen ſtatt der Krone und des Helms, nicht ſelten auch mit denſelben gebraucht. Man unterſcheidet geiſtliche und weltliche Wappenhüte. Unter den letzteren ſind die Fürſten- und Kurhüte zunächſt nichts Anderes als rothe Mützen mit breiter Hermelineinfaſſung und einem Hermelinſchwänzchen auf der Mitte des Deckels. Statt des letzteren findet man ſie aber häufig auch mit dem Reichsapfel und dem Kreuze geſchmückt und nach Art der Kronen mit Reifen und Bogen verſehen. Der „Hut von Oeſtreich“ (W. T. I, 3) trug zwölf goldene Perlen auf den Reifen und oben die Weltkugel; er hing „über dem Thron“

auf dem Stein zu Baden, wo Kaiser Albrecht wohnte, wenn er die Schweiz besuchte. Die Worte des Trompeters (Wst. L. 11):

„Dem Kaiser verkauften wir unser Blut
Und nicht dem hispanischen rothen Hut."

bedeuten s. v. a. der spanischen Krone, wohl mit Erinnerung daran, daß die spanische Nationalfarbe (Cocarde) roth ist. Vergl. a. Picc. IV, 5.

Hüter, Der wilde, s. Cerberus.

Hyäne, ein bekanntes Raubthier, dessen Erscheinung einen unheimlichen und widerwärtigen Eindruck macht; daher (Ged. D. Taucher):

„Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne."

Eben so widerlich und Grauen erweckend ist sein Gelüsten nach menschlichen Leichnamen; daher (Ged. Die Glocke):

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz."

Eben so nennt Moor (R. I, 2) die boshaften Menschen „Hyänengezücht".

Hydra (Myth.) od. Hyder, ein fabelhaftes Ungeheuer, welches sich in dem Sumpfe Lerna aufhielt und daher auch die lernäische Hydra genannt wurde. Es hatte einen Schlangenleib und war mit neun oder gar mit hundert Köpfen versehen. Unter den schwierigen Arbeiten, welche Eurystheus dem Hercules (s. Herakles) auftrug, war die Bekämpfung dieses Ungeheuers eine der schwierigsten. Da statt eines abgeschlagenen Kopfes immer zwei neue hervorwuchsen, so brannte Hercules jedesmal die Stelle aus, wo ein Kopf heruntergeschlagen war. Außer der Stelle (Ged. D. Ideal u. d. Leben):

„Rang mit Hydern und umarmt den Leuen."

braucht Sch. den Ausdruck zunächst nach biblischer Anschauungsweise (wie häufig in seinen Jugendarbeiten) im Vergleich mit der Schlange des Paradieses (Ged. Die Kindesmörderin):

— — — — — „hier umſtrickte mich die Hyder
Und vollendet war der Mord."

ferner in mythologiſcher Bedeutung vergleichend (Ged. Würde d. Frauen) von dem feindlichen Streben des Mannes:

„Was er ſchuf, zerſtört er wieder,
Nimmer ruht der Wünſche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und ſich erneut."

endlich aber bildlich, um einen Feind zu bezeichnen, der immer mächtiger wird, je mehr man ihn zu bekämpfen ſucht, wie (Ged. Einem jungen Freunde):

„Fühlſt du dir Stärke genug, der Kämpfe ſchwerſten zu kämpfen,
Wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein?
Muth genug, mit des Zweifels unſterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir ſelbſt männlich entgegen zu gehn?"

und (F. I, 13): „Tyrannei, die mächtige Hyder".

Hymen od. Hymenäos (Myth.) wird von Einigen als der Sohn des Apollo und der Muſe Kalliope, von Andern als der des Bacchus und der Venus genannt. Der berühmteſten Sage zufolge, welche über ihn berichtet, war er ein armer, aber ſchöner Jüngling zu Athen und zugleich ein lieblicher, kunſtgeübter Sänger. Da er die Tochter eines reichen und vornehmen Mannes liebte, indeſſen keine Hoffnung hatte, ſie zur Ehe zu bekommen, ſo hüllte er ſich in Mädchenkleider, um ſich ſeiner Geliebten ungeſtört nahen zu können. Als nun dieſe mit ihren Geſpielinnen am Meeresufer das Feſt der Eleuſiniſchen Myſterien beging, wurden plötzlich die ſämmtlichen jungen Mädchen von Seeräubern überfallen und nach einer Inſel des Archipelagus entführt. Voll Freude über die gemachte Beute überließen ſich die Barbaren dem Trunke und wurden bald ſo berauſcht, daß ſie in tiefen Schlaf ſanken. Jetzt beredete Hymen ſeine Gefährtinnen, den Räubern die Waffen wegzunehmen und auf ein gegebenes Zeichen ſie alle zu erſchlagen. Dies geſchah, und nun eilte der Jüngling zurück nach Athen und verſprach den dort

trauernden Eltern, ihnen ihre Töchter wieder zu bringen, wenn man ihm diejenige zur Gattin gäbe, welche er liebe. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Jungfrauen kehrten zurück, und die Vermählung ward unter allgemeiner freudiger Theilnahme vollzogen. Hymen's Ehe war so glücklich, daß man bei allen Hochzeitsfesten seiner gedachte und ihn bald allgemein als Gott der Ehe bezeichnete. In diesem Sinne sagt z. B. Dido (Ged. 4. B. d. Aen. 3):

„Und wäre mein Entschluß, mein Abscheu zu besiegen
An Hymens Banden" — — — — — — —

desgleichen der Chor (Iph. II, Zw.-H.):

„Selig, selig sei mir gepriesen,
Dem an Hymens schamhafter Brust
In gemäßigter Lust
Sanft die Tage verfließen."

Denselben Ausdruck braucht Sch. von einer Ehe der Gegenwart in der Epistel (Ged. D. berühmte Frau) eines Ehemanns an einen andern:

„Beklagen soll ich dich? Mit Thränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?"

Bisweilen steht Hymen auch statt des Ausdruckes Hochzeitsfest, wie (Iph. II, 3):

„Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Was für ein andres Fest wird hier bereitet?"

oder statt des Ausdruckes Ehe selbst, wie (Iph. I, Zw.-H.), wo es von Agamemnon heißt, der seinem Bruder Menelaus die von Paris geraubte Helena wieder erringen helfen will:

„Treu und dienstlich seines Freundes Harme
Folgt auch er der Griechen Heldenzug
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geflohnen Hymens Freuden trug."

eben so wiederum in einer modernen Darstellung (Ged. An Demoiselle Slevoigt):

„Zieh holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen."

Die Dichter dachten ihn sich als einen schönen, mit Majoran bekränzten Jüngling, der in der einen Hand einen Schleier und in der andern eine Fackel trug. Diese letztere erscheint daher besonders als sein Attribut. Bei den Vermählungsfeiern der Alten war es nämlich Sitte, daß die Mutter des Bräutigams demselben eine Fackel anzündete; daher sagt Jokasta (Phön.) zu ihrem Sohne Polynices:

„Ich hatte dir die Hochzeitfackel ja
Nicht angezündet, wie es sittlich ist
Und recht, und wie's beglückten Müttern ziemt."

und Klytämnestra fragt (Iph. III, 4) ihren Gemahl, der sie vor der Hochzeit Iphigenien's nach Argos zurücksenden will:

„Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?"

So sagt auch Hippolyt (Ph. I, 1) in Beziehung auf Aricia:

„Und nie soll ihr die Fackel Hymens lodern."

und später (Ph. V, 2) zu derselben:

„Die Fackeln sind's nicht, die den Hymen weihen."

Desgleichen ruft Kassandra's Prophetenstimme (Ged. Kassandra) im doppelten Hinblick auf die bevorstehende Vermählungsfeier ihrer Schwester Polyxena und den Untergang Troja's:

„Eine Fackel seh ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand."

und selbst in einer modernen Darstellung läßt Sch. die Königin Elisabeth, indem sie den ihr gemachten Heirathsantrag ablehnt, (M. St. II, 2) zu dem Grafen Bellievre sagen:

„Nicht Zeit ist's jetzt, ich wiederhol' es euch,
Die freud'ge Hochzeitsfackel anzuzünden."

Hymére, in der Octavausgabe irrthümlich für Hemere (s. d.).

Hymne od. Hymnus ist ein Hochgesang oder Festlied, wie es besonders zu Ehren der Götter und Heroen bei Opfern und andern feierlichen Gelegenheiten mit Musikbegleitung gesungen wurde; ferner jedes Loblied, in dem ein erhabener

Gegenstand (wie Ged. Triumph der Liebe) in begeisterter Weise besungen wird. So sind auch viele Psalmen der Hebräer als Hymnen zu bezeichnen; daher (Ged. An die Freude), wo es von Gott heißt:

„Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist."

Die griechischen Hymnen waren anfangs ganz episch, wie die des Homer, welche die Mythen der Götter erzählten; die späteren, besonders die des Dichters Pindar, nahmen einen mehr lyrischen Charakter an, daher (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß."

In weiterer Bedeutung nennt Sch. selbst den Gesang des Chors der Erinnyen einen Hymnus, wie (Ged. Die Kraniche des Ibykus):

„Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise."

Endlich heißt es bildlich (Sp. u. d. L.) selbst von den Klängen der Natur: „Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe."

Hỹpanis (Ged. 2. B. d. Aen. 61), ein Trojaner; vergl. Dymas.

Hyperion (Myth.), einer der Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gäa (d. i. des Himmels und der Erde), ist nach Hesiod Vater des Helios (Sonne), der Selene (Mond) und der Eos (Morgenröthe), daher spricht Semele (Ged. Sem. 1) von „seinem Lichtgewande". Nach einer Ueberlieferung war er mit seiner Schwester Tethys (Ged. Semele 1) vermählt. Bei Homer ist „Hyperion" ein Beiname des Helios oder bezeichnet Helios ohne Weiteres selbst.

hypochondrisch (Ged. D. Flüsse: Pegnitz), von dem gr. hypochondria, pl. der Unterleib; eig. unterleibskrank, auch milzsüchtig, schwermüthig.

J.

Iberg (W. T. I, 2), ein im oberen Sihlthale des Cantons Schwyz gelegenes Dorf, wo ein gewisser Konrad ab Iberg 1312 Landmann war. Derselbe war übrigens nicht Stauffacher's Schwiegervater, so wie dessen Gattin auch nicht Gertrud, sondern Margaretha Herlobig hieß, ein Name, den Sch. hier also umgeändert hat.

Ibykus (Ged. D. Kraniche d. J.), ein griechischer Dichter aus Rhegium in Unteritalien. Er war ein Zeitgenosse des Anakreon und ging um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. nach Samos, wo damals Polykrates herrschte. Man nennt ihn als den Erfinder eines musikalischen Instruments, der sogen. Sambuca. Von seinen vielen lyrischen Gedichten sind nur wenige Fragmente auf die Nachwelt gekommen.

Ida ist zunächst der Name eines heiligen Berges auf der Insel Kreta. Seine beiden Felsgipfel sind stets mit Eis und Schnee bedeckt, und reiche Quellen befruchten die umliegenden Hügel. Er wurde als Jupiter's Geburtsort angesehen, während derselbe später auf dem Olymp seinen Sitz hatte; daher (Ged. Semele 1) „vom Ida bis zum Hämus", s. v. w. durch ganz Griechenland. — Ein anderer Berg dieses Namens liegt in der Landschaft Troas in Kleinasien. Er ist der Schauplatz vieler griechischer Mythen; daher (Ged. Die Homeriden) „ich sang, was auf dem Ida geschah". Hier ward Paris (Iph. V, 4) als Hirt erzogen; hier entschied er (ebendas.) den Streit der drei Göttinnen (s. Eris); und eben hierher flüchtete er auch (Iph. I, 1) mit der geraubten Helena. An dem Fuße des Ida lag Troja, und von seinem Abhange bis zum Meere breitete sich die Ebene aus, auf welcher die Belagerung vorging, an der sich alle

Götter betheiligten. Daher ſagt Venus (Ged. 2. B. d. Aen. 105) zu ihrem Sohne Aeneas:

„Du ſiehſt — o fliehe, fliehe, theurer Sohn! —
Des Himmels König ſelbſt auf Ida's düſtrem Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmliſchen erhitzen."

Idália, ſ. Aphrodite.

Ideal (Menſchenſ. 8 — K. d. H.), neulat. ein Gedankenweſen, Gedankenbild; beſ. ein Gegenſtand, den wir uns in ſeiner Vollkommenheit vorſtellen, und zwar in Ideen denken und durch die Einbildungskraft veranſchaulichen, alſo ein Ur- oder Muſterbild. Da Sch. beſonders dem Idealen zugewendet war, ſo weiſet er auch oft darauf, als auf etwas Erſtrebenswerthes hin. So heißt es (Ged. Ausgang aus dem Leben):

„Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod."

Das Ideal, das dem Manne vor Augen ſtehen ſoll, iſt ihm eine Frucht inneren Kämpfens und Ringens, wie (Ged. Würde der Frauen):

„Aus der Unſchuld Schooß geriſſen,
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig ſtreitend Wiſſen,
Wo ſein Herz nicht ruhen kann."

Das Ideal des Weibes dagegen iſt ihm ein unmittelbar Gegebenes; deshalb ſagt Marquis Poſa (D. C. II, 15) von der Tugend der Prinzeſſin Eboli:

„Dieſe Tugend,
Ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — wie wenig
Reicht ſie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In ſtolzer, ſchöner Grazie empfangen,
Freiwillig ſproßt."

Wie Sch.'s ganze Lebensrichtung eine ideale war, ſo huldigte er ihr auch beſonders als dramatiſcher Dichter; daher heißt es (Ged. An Goethe):

„Denn auf dem bretternen Gerüſt der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan."

Demnach ist idealisch (R. Vorr.) od. ideal (Br. v. M. Einl. 5, 377), auch ideell (ebendas.) im Gegensatze zu reell Alles, was sich über die gemeine Wirklichkeit erhebt; auf ästhetischem Gebiete aber das, was einer Idee gemäß gebildet ist, wie (D. C. II, 7): „Die Prinzessin in einem idealischen Geschmack, schön, aber einfach gekleidet." Vergl. auch die vier folgenden Artikel.

Ideal, Das eigene (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Unsere Gedanken können wir Anderen mittheilen und sie so zu deren Eigenthum machen; die Vorstellung von dem höchsten Wesen dagegen ist kein Verstandesproduct, sie gehört dem Herzen an. Wer da glaubt, Gott begreifen und ihn Anderen auf seine Weise begreiflich machen zu können, dem fehlt es eben an der Religion des Herzens.

Ideal, Das weibliche (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Zusatz „An Amanda" deutet auf Wieland's Oberon, wo die Geliebte (Amanda) bereit ist, eher den Feuertod zu erleiden, als sich durch Untreue gegen Hyon einen Thron zu erwerben. Das Höchste in dem Weibe ist hier, wie in mehreren verwandten Epigrammen (vergl. die vier vorhergehenden) die innere harmonische Stimmung, die, insofern sie ganz in Liebe aufgeht, auch zu jedem Opfer für diese Liebe bereit ist.

Ideale, Die (Ged.), ein Gedicht aus dem Jahre 1795. Es ist nach Sch.'s eigenem Ausdruck als die Befriedigung eines inneren Bedürfnisses anzusehen, als die Erleichterung von einer Last, die ihn drückte. Der feurige Drang seines ersten dichterischen Aufschwunges, das warme Gefühl, die lebhafte Phantasie, mit welcher er die Erscheinungen der Natur und des Lebens aufgefaßt, waren ihm entschwunden; die rauhe Wirklichkeit hatte Vieles anders gestaltet, als er es sich geträumt. So blieben ihm nur noch die Hoffnung, die Freundschaft und die Beschäftigung, mit denen das Gedicht allerdings etwas matt schließt, aber gerade dadurch, nach Sch.'s eigener Kritik, ein treues Bild des menschlichen Lebens darbietet. — Str. 5 erinnert an des

Dichters Sturm- und Drangperiode, in welcher seine poetischen Schöpfungen sich noch in ungeregelten Bahnen bewegten. Die in der Anmerkung aufgeführte, an sich sehr schöne Strophe: „Wie aus des Berges stillen Quellen ꝛc." ist später mit Recht gestrichen worden, da der lebendige Aufschwung, in welchem sie sich bewegt, zu der wehmüthigen Stimmung, die das Ganze durchweht, nicht wohl passen will. — Der Schlußgedanke ist der: Die Zeit schenkt uns Minuten, Tage, Jahre; wir stehen also in ihrer Schuld, die wir nur durch Arbeit und Thätigkeit abtragen können. Was wir der Vergangenheit verdanken, das haben wir an die Nachwelt zu entrichten.

Ideal, Das, und das Leben (Ged.). Dies didaktisch-lyrische Gedicht erschien im Jahre 1795, nachdem Sch. sich beinahe sechs Jahre lang von der Poesie zurückgezogen, zuerst unter dem Titel: „Das Reich der Formen"; später unter dem: „Das Reich der Schatten". Da dieser letztere Titel aber leicht falsch gedeutet werden konnte, so verwandelte er ihn schließlich in den gegenwärtigen. Sch. hatte damals so eben seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (Bd. 12, S. 1) beendigt, und im Rückblick auf diese Vorstudien legte er dem vorliegenden Gedichte einen ganz besonderen Werth bei, da er die Bestimmtheit der Begriffe als unendlich vortheilhaft für das Geschäft der Einbildungskraft ansah. Bezeichnend bleibt es ferner, daß er aus seinem „kritischen Kleeblatte", nämlich Goethe, W. v. Humboldt und Körner, zunächst Humboldt, den Philosophen, auswählte, um von diesem ein Urtheil zu hören. Humboldt sprach sich außerordentlich günstig darüber aus und lobte besonders die Tiefe der Ideen, die zugleich im Stande seien, neue Ideen anzuregen. Und allerdings ist das Gedicht nur für solche Leser berechnet, welche eine ernste Anstrengung beim Denken nicht scheuen, wenngleich der an sich abstracte Gegenstand mit vieler Lebendigkeit und großer Anschaulichkeit behandelt erscheint. Das Gedicht ist hervorgegangen aus dem Bestreben, eins der großen Räthsel des Lebens zu lösen, nämlich den Weg zu zeigen, auf

welchem der strebsame, in ernstem Ringen begriffene Mensch zu einem gewissen Grade von innerem Frieden gelangen kann. Zu diesem Zweck ist das Gebiet des Idealen dem wirklichen Leben gegenübergestellt, und der Gegensatz zwischen beiden an einer Reihe von Erscheinungsformen durchgeführt. Der Gedankengang ist folgender: Das Leben der Götter (Str. 1) erscheint als ein leichtes und freies, da sie keinen Conflict zwischen der sinnlichen Neigung und den strengen Pflichten eines Sittengesetzes kennen. „Frei im Aether herrscht der Gott" (vergl. Das eleusische Fest, Str. 26); die Götter sind also die Ideale, die der Mensch als Vorbild seines Strebens zu betrachten hat, um den durch die Doppelnatur seines Wesens bedingten Streit in eine harmonische Stimmung umzugestalten. Das Verlangen nach diesem inneren Frieden (1. Anm. Eine später gestrichene Strophe) liegt in jeder Menschenbrust; aber nur wer seine sinnlichen Neigungen zu bekämpfen versteht, vermag sich von den Fesseln zu befreien, denen jedes zeitliche Dasein unterworfen ist. Der Mensch soll sich also (Str. 2) von den Banden der Natur unabhängig machen, indem er seine doch allmälig stumpf werdende sinnliche Natur unterdrückt und sich mit dem ästhetischen, dafür aber bleibenden Genusse begnügt. Denn selbst der Orcus würde der Persephone (s. d.) gestattet haben, zum Olymp zurückzukehren, hätte sie ihre Hand nicht nach einer Frucht desselben ausgestreckt. Nur unser Körper (Str. 3) ist der Gewalt der Parzen (s. d.) unterworfen; „die Gestalt" dagegen, d. h. die durch die Phantasie gebildeten idealen Formen, tragen uns mit leichtem Flügelschlag zu höheren Regionen empor. Wir brauchen keinesweges zu fürchten (2. Anm. Str. 1), daß, wenn wir dem Umgange mit „den fürchterlichen Schaaren", d. h. den lockenden Erscheinungen der Sinnenwelt entsagen, uns dadurch die Heimath, d. h. der eigentliche Kern unseres menschlichen Wesens, verloren gehen werde. Der Sinnengenuß, den das Leben darbietet, führt eben nur zum Grabe, während die denkende Betrachtung, welcher die Begierde zum Opfer gebracht wird, uns in eine „Freistatt"

(2. Anm. Str. 2), zu einem Frieden führt, wo selbst die Erinnerung ihr Schmerzliches verliert. Die Höhe der Betrachtung ist ein Gebiet, in welches die Leidenschaft nicht hinübergreift, denn selbst die eigene Schuld wird hier zu einem Gegenstande ruhiger Reflexion. Ist auf diese Weise (Str. 4) das Göttliche in dem Menschen herausgebildet, dann ist zugleich eine über allen Kampf erhabene Ruhe eingetreten, wie sie nur auf dem Gebiete des Idealen erscheinen kann. Diese Ruhe, „die Unsterbliche", stammt aus himmlischen Gefilden, wo sie vor ihrem Herniedersteigen zu dem irdischen Leibe, „dem traur'gen Sarkophage", in reinstem Glanz erschien, während in dem wirklichen Leben ein stetes Schwanken zwischen der Vernunft und der sinnlichen Neigung stattfindet. Der Sieg indessen (Str. 5), dessen Kranz uns in dem Reich der Ideale winkt, soll uns keineswegs von dem irdischen Kampfe entbinden; nur ermuthigen soll er uns, wenn wir in dem nun einmal unvermeidlichen Kampfe etwa erlahmen möchten. Die zum Idealen, „zu der Schönheit Hügel" sich emporschwingende Seele soll sich stärken an einem Bilde der Phantasie, das an keinen Stoff gebunden ist.

Nach diesem Eingange folgen acht antithetische Strophen, die abwechselnd mit „wenn" und „aber" beginnen, und von denen die erste von je zweien uns auf eine bestimmte Erscheinung des wirklichen Lebens hinweist, während die zweite uns in das entsprechende Gebiet des Idealen versetzt.

In dem Leben (Str. 6), wir mögen nach Herrschaft oder nach Sicherung des Errungenen streben, herrscht ein steter Kampf, in dem Kraft gegen Kraft in die Schranken tritt, wie auf der „bestäubten" Rennbahn im Alterthum; in dem Reiche des Ideales dagegen (Str. 7) herrscht Ruhe und Friede; hier rinnt der vormals von Klippen eingeschlossene, wild dahin brausende Strom des Lebens sanft und eben zwischen den Schatten oder den reinen Formen (vergl. Str. 13) dahin, welche von Aurora und Hesperus bestrahlt erscheinen, den Symbolen muthiger

Jugendkraft und beſonnener Mannesklarheit. — In ähnlicher Weiſe (Str. 8) geht es dem Künſtler wie dem Forſcher; jener kämpft mit dem irdiſchen Stoffe, dieſer mit den Formen der Natur, welche als Trägerinnen der Ideen erſcheinen. Jener ſucht dem, was als Ideal in ſeinem Innern lebt, Geſtalt zu geben; dieſer das, was er als ideale Ausbeute gewonnen hat, in Worte zu kleiden. Beiden iſt es um nichts Anderes als um die Wahrheit zu thun, die aber nur (Str. 9) in dem Reiche des Idealen ohne den belaſtenden Stoff, d. h. in voller Reinheit erſcheint. Und ſollte auch bisweilen ein Zweifel ſich erheben, das Ideal in der Seele des Künſtlers oder Forſchers ſich verdunkeln, und Mangel an Vertrauen zu ihren Leiſtungen auf Augenblicke ſie niederdrücken: der Blick in jene höheren Sphären wird ſie wieder begeiſtern und ihre Seele mit Siegesgewißheit erfüllen. — Eben ſo bietet das Leben (Str. 10) auf dem ſittlichen Gebiete überall den ſcharfen Gegenſatz zwiſchen der Erhabenheit des Geſetzes und der Beſchränktheit der menſchlichen Kraft dar. Der Vergleich unſerer Leiſtungen mit der Würde und Heiligkeit unſerer Verpflichtungen ruft ſtets ein drückendes Gefühl hervor; im Reiche des Ideales dagegen (Str. 11) iſt jener Gegenſatz erloſchen. Die äſthetiſche Ausbildung, zumal wenn ſie unſern Willen mit erfaßt, muß uns in eine harmoniſche Stimmung verſetzen, in welcher alles Göttliche uns näher tritt und ſein Unerreichbares verliert. — Auch auf dem Gebiete des Leidens (Str. 12), wie es uns in ſeiner fürchterlichſten Größe an dem Beiſpiel des Laokoon (vergl. 2. B. d. Aen. 36—38) erſcheint, fühlen wir unſere ganze Ohnmacht, die ſich höchſtens zum Mitgefühl erheben kann, unſerm Geiſte aber, dem „Unſterblichen in uns“ keine ruhige Reflexion geſtattet. Dieſe erſcheint nur möglich (Str. 13) bei der Betrachtung des Kunſtwerkes, der bekannten Gruppe des Laokoon. Hier ſchweigt das beklemmende Gefühl des Mitleidens, und die Reflexion verweilt allein bei „der tapferen Gegenwehr“, dem idealen Inhalte des Kunſtwerkes. Wie der Frieden verkündende Regenbogen auf

dem dunklen Hintergrunde einer davonziehenden Wetterwolke, ſo weilt die äſthetiſch-ruhige Betrachtung auf den Bildern des Schreckens. —

In den beiden Schlußſtrophen wiederholt ſich der durch die früheren Bilder gewonnene Eindruck in mächtiger Steigerung, indem der Kampf des Menſchen (Str. 14) mit den Arbeiten des Alcid, des Herakles (ſ. d.) verglichen wird, der, als „Knecht des Feigen"; des Euryſtheus, ſeine ſchweren Arbeiten verrichten mußte, bis er endlich (Str. 15), um den Qualen zu entgehen, welche ihm das von ſeiner Gattin Dejanira geſendete Gewand bereitete, ſich ſelbſt auf einem Scheiterhaufen verbrannte. Wie einſt Herkules nach überſtandenen ſchweren Kämpfen zum Olymp emporſtieg, wo er mit Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt ward, ſo erlöſt den Menſchen die Erhebung zu dem Idealen von den irdiſchen Feſſeln, bis er ſchließlich ſelbſt in das Reich des Ideals verſetzt wird, das ja vor Allem ein Reich der Jugend iſt.

Daß dieſes philoſophiſche Gedicht, gleich „dem Kampf, der Reſignation und den Göttern Griechenlands" (vergl. d.) vor dem Forum der chriſtlichen Anſchauungsweiſe nicht beſtehen kann, iſt leicht begreiflich; auch dürfte ſchwerlich Jemand behaupten, daß das oben angedeutete große Räthſel hier gelöſt ſei. Wer aber von dem lyriſchen Dichter nicht den erhebenden Zuſpruch eines geiſtlichen Seelſorgers, ſondern nur ein ehrliches Bekenntniß ſeines Innern nach Maßgabe ſeines errungenen Standpunktes erwartet, der wird dem hier Dargebotenen ſeine Anerkennung nicht verſagen können. Der Dichter iſt hier eben noch in der Entwickelung begriffen, und nur „dem Fertigen iſt nichts recht zu machen; ein Werdender wird immer dankbar ſein". Uebrigens hat die Poeſie nur die Aufgabe, uns die Erſcheinungen des Lebens in verklärter Geſtalt entgegenzubringen. Die Anforderungen, welche wir an die Kanzel ſtellen, hat ſie nicht zu erfüllen.

Idol, gr. so viel wie Bild (Ged. An Goethe), ein Trugbild, Götzenbild.

Idris (Metr. Ueberſ. Vorer.), ein romantiſches Epos in dem Versmaß der achtzeiligen Stanze von Wieland, worin derſelbe ſeine Anſichten von der Liebe niedergelegt hat.

idylliſch bezeichnet einen Zuſtand oder ein Leben, wie es in einer Idylle geſchildert wird; (Idylle iſt im Gr. eigentlich ein Bildchen, dann ein kleines, zierliches Gedicht, meiſt das einfache Hirtenleben behandelnd), daher dann auch (K. d. H.) einfach, unſchuldig.

Ikarus (Myth.), der Sohn des Dädalus, wurde mit ſeinem Vater von Minos (ſ. d.) gefangen geſetzt, als derſelbe erfuhr, Dädalus habe der Ariadne den Rath gegeben, den Theſeus mit dem bekannten Fadenknäuel (ſ. Labyrinth) zu verſehen. Dädalus, der älteſte Meiſter in der Bildhauerkunſt, verfertigte nun für ſich und ſeinen Sohn Flügel aus Federn, die er mit Wachs in hölzerne Gerippe einſetzte. Vermittelſt dieſer Flügel entwichen beide durch die Luft, um ſich ſo jeder Verfolgung zu entziehen. Ikarus indeſſen flog in jugendlichem Uebermuthe zu hoch, wobei er der Sonne zu nahe kam. Dieſe ſchmolz das Wachs, und er ſtürzte in's Meer, welches nach ihm (Ph. I, 1) das ikariſche Meer genannt wurde. Daſſelbe liegt nordöſtlich von Kreta zwiſchen den Sporaden und der Küſte von Kleinaſien.

Ilias od. Iliáde, Homer's Heldengedicht von dem trojaniſchen Kriege. — Das „Ilias" betitelte Epigramm (Ged.) aus dem Jahre 1795 unterſcheidet ſich von den übrigen Gedichten dieſer Gattung zunächſt durch ſeine metriſche Form, indem hier ſtatt des Diſtichons (ſ. d.) der Hexameter (ſ. d.) in Verbindung mit einem abgekürzten vierfüßigen Daktylus gewählt iſt. Was den Inhalt betrifft, ſo bezieht ſich derſelbe nach Viehoff auf eine Schrift des Philoſophen Fr. A. Wolf, in welcher derſelbe die ſchon im Alterthum aufgeſtellte Behauptung

wiſſenſchaftlich zu begründen ſuchte, daß Homer nicht als der alleinige Verfaſſer der beiden Heldengedichte (der Ilias und der Odyſſee) anzuſehen ſei, ſondern daß dieſe Gedichte aus der Vereinigung mehrerer Geſänge entſtanden ſeien, wie ſie von umherwandernden griechiſchen Volksſängern (Rhapſoden) vorgetragen wurden. Wie alſo mehrere Städte: Smyrna, Rhodos, Kólophon, Sálamis, Chios, Argos und Athen ſich darum ſtritten, den Homer geboren zu haben, ſo ſollten auch mehrere Verfaſſer an den beiden genannten Werken Theil haben. Wenngleich Sch. der ſcharfſinnigen Auseinanderſetzung Wolf's ſeine Anerkennung nicht verſagen konnte, ſo that es ihm doch innerlich weh, „den Kranz des Homer" auf dieſe Weiſe zerriſſen zu ſehen. Vergl. Ged. D. Homeriden. — Als Repräſentantin der Dichtkunſt überhaupt erſcheint die Ilias (Ged. D. Künſtler) in den Worten:

„Lang', eh' die Weiſen ihren Ausſpruch wagen,
Löſt eine Ilias des Schickſals Räthſelfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf."

Ilion od. Ilium, ſ. Troja.

Imiſee (W. T. IV, 3), ſchweizeriſch für Immenſee, ein kleiner Ort am Zugerſee, nördlich von Küßnacht, eine Viertelſtunde von der Hohlen Gaſſe.

Inachiden, von Inächus, einem Sohne des Oceanus und der Tethys, welcher der Sage nach als der Stammvater des älteſten Königsgeſchlechtes von Argos angeſehen wird. Daher nennt der Chor (Iph. IV, Zw.-H.) den Achilles „den Tapferſten der Inachiden", d. h. der Griechen überhaupt. Uebrigens war Inachus, mit Beziehung auf ſeine Herkunft, vielleicht nur eine dichteriſche Perſonification des gleichnamigen Fluſſes bei Argos, von dem Jokaſta (Phön.) ſpricht, indem ſie den Polynices fragt: „Mit welcher Aufſchrift (willſt du) die gemachte Beute am Inachus aufſtellen?"

incognito, eine Bildung aus dem Lateiniſchen, ſo viel wie (F. II, 14) unerkannt, heimlich; von Fürſten, wie (Gſtſ. 10, 128)

„unter dem ſtrengſten Incognito" ſ. v. w. unter Verheimlichung des Namens und Standes, und dann gew. unter fremdem Namen.

Indien (D. C. V, 9). König Philipp, der von ſich ſagen konnte: „Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter" (I, 6), war auch Beherrſcher von Weſt-Indien; daher ſagt er in Beziehung auf den getödteten Marquis Poſa: „Ich gäb' ein Indien dafür." — „Zwei Indien" (K. u. L. II, 1), Oſt- und Weſt-Indien.

Individualität, Schöne (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es behandelt das Verhältniß des äſthetiſch gebildeten Individuums zu dem Ganzen, dem Staate. Dieſer hat nicht die Aufgabe, die Individualität aufzuheben, er ſoll ſie nur zum Wohle des Ganzen benutzen. In der Vernunft des Menſchen offenbart ſich ſeine Individualität, in ſeinem Herzen die angeborene Anhänglichkeit an das Ganze. Wiederum iſt aber auch die Vernunft des Einzelnen nichts Anderes, als was ſich in dem Ganzen als vernünftig darſtellt, wie denn auch die Stimme des Herzens als eine rein individuelle Eigenthümlichkeit zu betrachten iſt. Nur wo dieſe beiden Bedürfniſſe: Bewahrung der Individualität und Uebereinſtimmung mit dem Ganzen ohne Conflict neben einander beſtehen, da kann die Individualität als eine ſchöne, der Menſch als ein äſthetiſch gebildeter betrachtet werden, der denn natürlich auch in den moraliſchen Bau der menſchlichen Geſellſchaft, d. h. in den Staat hineinpaſſen wird. — Vergl. Sch.'s Abhandlung: „Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen." Bd. 12, S. 1.

Infant (D. C. I, 6), ſpan. infánte, von dem lat. infans, das Kind; ein Königsſohn, königlicher Prinz; eben daher Infantin (D. C. I, 3), eine Königstochter, königliche Prinzeſſin. — Ueber den Infanten (Wſt. L. 11), „den aus Mailand", „dem Pfaffen" ſ. Sch.'s Dr. K. in der Schilderung der Schlacht bei Nördlingen 1634.

Ingolſtadt (Wſt. T. V, 2), baierſche Feſtung an der Donau.

Inneres und Aeußeres (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es enthält eine Mahnung an die Scheinheiligen, die ſich bei dem Mangel ſittlicher Kraft gern auf ihr perſönliches Verhältniß zu dem göttlichen Weſen berufen und dieſes als einen Deckmantel für die moraliſche Unvollkommenheit ihrer Handlungen benutzen.

Inquiſition (R. II, 3), von dem lat. inquirĕre, nachforſchen od. peinlich verhören; das ehemals in mehreren Ländern Süd-Europas beſtehende Glaubens- oder Ketzergericht. Die Veranlaſſung zur Gründung dieſer Gerichte gaben die blutigen Verfolgungen der Albigenſer im 12. und 13. Jahrhundert, indem Papſt Innocenz III., welcher 1198 den römiſchen Stuhl beſtieg, die abtrünnigen Glieder der Kirche vollſtändig auszurotten beſchloß. Angeberei und Verläumdung reichten aus, um Jemanden vor dieſe entſetzlichen Gerichte zu ſtellen, deren Endurtheil gewöhnlich die Strafe feierlicher Verbrennung war (vergl. Auto-da-Fé). In Spanien wurde die Inquiſition zu Ende des 15. Jahrhunderts eingeführt und ſtand unter Philipp II. in voller Blüthe; daher ſagt der König (D. C. III, 10) zu dem Marquis Poſa: „Flieht meine Inquiſition!“ Der Chef dieſes Gerichtes hieß (D. C. V, 10) Großinquiſitor; es war der Erzbiſchof Valdès, und nach deſſen Abtreten der Cardinal Eſpinoſa (daher D. C. V, 9: „Inquiſitor Cardinal“), welcher bald des Königs höchſte Gunſt erreichte. — Bildlich braucht Sch. den Ausdruck „Inquiſitiongericht“ (M. St. IV, 3) von einem peinlichen Gerichtsverfahren überhaupt.

Inſect, wörtl. Kerbthier, die wiſſenſchaftliche Benennung für eine große Abtheilung der Gliederthiere. Sch. braucht den Ausdruck zunächſt bildlich von niedrig denkenden Menſchen, die er (K. u. L. II, 5) „Inſectenſeelen“ nennt; ferner von ſolchen Weſen, denen die Freuden Anderer Leiden bereiten, wie (Sp. u. d. L.): „Hier an der Stelle, wo der Menſch jauchzte, krümmten

ſich tauſend ſterbende Inſecten". Außerdem werden ihm dieſe Thiere mit ihrer bekannten Neigung, die lieblichſten Pflanzengebilde zu benagen und zu zerſtören, zum Symbol geiſtiger Erſcheinungen, wie (D. C. IV, 21), wo Marquis Poſa der Königin in Beziehung auf den Prinzen den Rath ertheilt:

— — — — „Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume ſeiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſein wird,
Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſecte
Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert."

wo „des Staubes Weisheit" den kalten, berechnenden Verſtand bezeichnet, der oft ein entſchiedener Feind der friſchen Begeiſterung iſt.

Inſel, die glückliche, die ſel'ge, ſ. Elyſium. Bertha's Worte (W. T. III, 2):

„Wo wär' die ſel'ge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt, in der Unſchuld Land?"

weiſen darauf hin, daß Dichter und Philoſophen ſchon im Alterthume den erträumten Zuſtand des ſog. goldenen Zeitalters gern auf eine Inſel verlegten, wie z. B. die von Platon geſchilderte Atlantis war. Ein griechiſches Gedicht auf die Jünglinge, welche den Tyrannen Athen's Hipparchus 514 ermordeten, ſpricht von den „Inſeln der Seligen". Vor Allem gehört dahin die Phäakeninſel Scheria (Od. 5, 34. 280). Im Mittelalter iſt daraus das Schlaraffenland geworden.

Inſeln (K. d. H.), die zu den franzöſiſchen Colonien gehörigen Inſeln, wohin verdächtige Perſonen oder Verbrecher häufig geſchickt wurden, um ſie für die Heimath unſchädlich zu machen.

Inſignien, lat. insignia, d. h. Zeichen, Abzeichen; beſ. (J. v. O. IV, 2) die Zeichen der königlichen Macht und Würde, wie: Wappen, Scepter, Krone ꝛc.

Inſtinct, zunächſt der natürliche Anreiz, bewußtloſe Naturtrieb, wie (Ged. D. Künſtler):

„Der Pflichten und Inſtincte Zwang."

außerdem iſt es Sch. auch das Sittengeſetz, das dem noch im unbefangenen Naturzuſtande befindlichen Menſchen in der eigenen Bruſt lebendig iſt, wie (R. IV, 2): „bin ich darum gegen alle Inſtincte der Menſchen rebelliſch worden" und (Ged. D. Genius):

„Haſt du, Glücklicher, nie den ſchützenden Engel verloren,
Nie des frommen Inſtincts liebende Warnung verwirkt?"

Inſtrument, zunächſt ein Mittel zur Inſtandſetzung einer Sache; beſ. 1) (K. u. L. V, 4) ein Tonwerkzeug, um Klänge hervorzubringen. In dem letzteren Sinne bezeichnet der Prinz (Gſtſ. 10, 189) bildlich ſich ſelbſt als ein Inſtrument, das der Sicilianer vermittelſt ſeines „gröberen Gaukelſpiels anzuſpielen" ſuchte; desgl. nennt Sch. (Metr. Ueberſ. Vorer.) die achtzeilige Stanze, die er für die Ueberſetzung der Aeneide gewählt, ein Inſtrument. 2) Eine Urkunde oder Beweisſchrift, wie (J. v. O. III, 2): „Die andern Punkte nennt dies Inſtrument."

Interregnum, lat. das Zwiſchenreich, die Erledigung des Thrones, Reichsverweſung; beſonders bezeichnet man in der Geſchichte ſo „die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit", welche vom Sturz der Hohenſtaufen 1254 bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg 1273 verfloß. (Ged. D. Graf v. Habsburg; Anm.)

Intrigue, von dem lat. intricāre, verwickeln, verwirren; gew. Verſtrickung, Verwickelung, wie (F. Vorr.): „erfinderiſche Intrigue; beſ. ein liſtiger Streich, Kniff, wie (Par. I, 2): „eine Intrigue ſpielen", od. das Ränkeſchmieden (Par. I, 1), bisw. a. Liebeshandel, geheimes Liebesverſtändniß, wie (Gſtſ. 10, 129): „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich." Desgl. ebendaſ. S. 215.

Inverneß (Mcb. I, 8), eine anſehnliche Stadt der Grafſchaft gl. N. im nördl. Schottland am Murray-Buſen; nahe dabei liegen

die Ruinen des Schloſſes, in welchem König Duncan um die Mitte des 11. Jahrhunderts ermordet wurde.

Jonien, gewöhnlich der mittlere Theil der Küſte von Kleinaſien, wo die ioniſchen Colonien lagen; bisw. a. der frühere Name für die Küſtenlandſchaft Achaja im Peloponnes; bei Sch. das kunſtſinnige Griechenland überhaupt. So heißt es (Ged. D. Künſtler) in Beziehung auf die nach der Eroberung Conſtantinopels fliehenden Griechen, die mancherlei Kunſtwerke mit nach Italien brachten:

„Da ſtieg der ſchöne Frühling aus dem Oſten,
Der junge Tag, im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor."

Eben ſo redet (Ged. D. Antike an den nord. Wanderer) die griechiſche Antike den nordiſchen Wanderer an:

„Ewig umſonſt umſtrahlt dich in mir Joniens Sonne,
Den verdüſterten Sinn bindet der nordiſche Fluch."

Joniſche Säulen, ſ. Säulenordnung.

Iphigenie in Aulis (Bd. 3), nach dem Griechiſchen des Euripides. Im Herbſte des Jahres 1787 war Sch. von Bauerbach, dem Wohnorte ſeiner verheiratheten Schweſter, nach Rudolſtadt gegangen, wo ihn ſein Jugendfreund Wilh. v. Wolzogen bei der Familie von Lengefeld einführte. Dort fühlte er ſich ſo wohl und behaglich, daß er im Mai des nächſtfolgenden Jahres nach Volkſtädt zog, einem Dorfe, das von Rudolſtadt nur eine halbe Stunde entfernt liegt. Hier konnte er ruhig arbeiten und zugleich des Umganges mit der Lengefeld'ſchen Familie genießen. Die Unterhaltung in dieſem Kreiſe beſtand häufig in gemeinſamer Lectüre, für welche man unter andern das Théâtre grec von Brumoy, eine franzöſiſche Ueberſetzung griechiſcher Schauſpiele, benutzte. Sch. fühlte ſich beſonders durch die Stücke des Euripides (ſ. d.) angezogen und ging daher gern auf die Bitte der beiden Schweſtern v. Lengefeld ein, einige dieſer Stücke zu überſetzen, damit ihnen der volle Genuß dieſer

dramatiſchen Werke zu Theil werden möge. Als er im Jahre 1789 nach Weimar zurückgekehrt war, las er die Alten fleißiger, in denen ihm eine ganz neue Welt aufging, da ſeine Jugendbildung ihn mit denſelben nicht bekannt gemacht hatte. Zudem war damals Goethe's Iphigenie erſchienen, und Sch. fühlte ſich bald von der harmoniſchen und maßvollen Haltung des reinen antiken Geiſtes ſo wohlthuend angeweht, daß er die erbetene Arbeit mit innigem Vergnügen unternahm. In ſeinen Briefen äußert er ſich ſelbſt darüber, „daß ihm der Euripides ein hohes Vergnügen gewähre, daß es ihn beſonders intereſſire, den Menſchen ſich ewig gleich zu finden, „dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Colliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften; und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit doch dieſe Aehnlichkeit, dieſe Einheit derſelben Menſchenform." Da Sch.'s Kenntniß des Griechiſchen nicht ausreichte, um den Euripides in der Urſprache zu leſen, ſo benutzte er eine wörtliche lateiniſche Ueberſetzung und zugleich die franzöſiſche von Brumoy und Prévôt. Bei der Beurtheilung ſeiner Ueberſetzung darf man nicht außer Acht laſſen, daß ſie zunächſt für ſeine jungen Freundinnen geſchrieben war, in deren Intereſſe er den antiken Inhalt der modernen Auffaſſungs- nnd Empfindungsweiſe möglichſt zu nähern und ihm zugleich das Gepräge ſeines Geiſtes zu geben ſuchte. Es iſt ſomit der Inhalt zwar durchaus der des Originals, die Wirkung jedoch eine ganz andere. Die Ueberſetzung erſchien zuerſt in dem 6. und 7. Hefte der Zeitſchrift Thalia (1789).

Was den Inhalt des Stückes betrifft, ſo iſt derſelbe nichts Anderes als eine dramatiſche Bearbeitung einer Epiſode des trojaniſchen Krieges (ſ. Troja). Als nämlich eine Flotte von 1200 Schiffen 'm Hafen von Aulis verſammelt war, konnte dieſelbe eines widrigen Windes wegen lange nicht auslaufen. Da verkündete der Seher Kalchas, daß der Grund dieſes Hinderniſſes in dem Mißfallen der Götter läge, die nicht anders zu verſöhnen ſeien, als wenn Agamemnon, der Anführer des

griechiſchen Heeres, ſeine Tochter Iphigenia, der Göttin Artemis, der Schützerin von Aulis, zum Opfer brächte. Nach längerem Widerſtreben von Seiten der Angehörigen Iphigenien's erklärte dieſe ſich endlich ſelbſt bereit, für ihr Vaterland zu ſterben, wurde indeſſen der Sage nach, als das Opfer ſtattfinden ſollte, durch Artemis in einer Wolke entrückt.

Iphýt (2. B. d. Aen. 76), Abk. für Iphítus, ein Trojaner aus dem Gefolge des Aeneas.

Iris (Myth.), die Tochter des Meergottes Thaumas und der Oceanide Elektra, war zunächſt die Göttin des Regens, die aus Seen und Flüſſen Waſſer emporzog, um die Erde damit zu befeuchten. Bei ihrem Emporſteigen ließ die geflügelte Göttin einen Bogen hinter ſich, als deſſen Sinnbild ſie nun betrachtet wurde; daher (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur."

und (Ged. D. Gunſt des Augenblicks):

„Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchwebt."

Die ſchnelle Entſtehung des Regenbogens ward dann Veranlaſſung, die jungfräuliche Göttin gleich dem gewandten Hermes als Geſandtin der Götter, in der nachhomeriſchen Zeit als die Botin der Juno allein zu betrachten. In dieſer Eigenſchaft erſcheint ſie (Ged. 4. B. d. Aen. 127 u. 128) bei dem Tode der Dido, um derſelben das Haar abzuſchneiden, womit ſie auf Befehl der Gottheit dem Tartarus geweiht wird. Bisweilen iſt Iris dem Dichter der Regenbogen ſelbſt, deſſen anmuthige Wölbung ihm ein willkommener Gegenſtand der Vergleichung wird, wie (Ged. D. Spaziergang, V. 127):

„Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom."

Häufiger noch iſt ſie ihm das Symbol des Lichts und der Farbe, wie (Ged. Klage der Ceres, Str. 11), wo es von den Blumen heißt:

„Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht."

In ähnlicher Weise ist sie der klagenden Göttin auch ein Bild der Hoffnung, indem sie (ebendas. Str. 6) auf das Wiedersehen ihrer geliebten Tochter wartet,

„Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht."

Auch in dem Gebiete der ästhetischen Betrachtung, die selbst bei den Bildern des Schreckens mit einer gewissen erhabenen Ruhe verweilen kann, ist sie dem Dichter ein treffendes Bild, wie (Ged. D. Ideal u. d. Leben):

„Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau."

Schließlich werden ihm die sieben Farben des Regenbogens in ihrer harmonischen Verschmelzung, die ihm auch (Ged. D. verschleierte Bild zu Sais) als eine untheilbare Einheit erscheint, ein Bild für das vereinte Streben der schönen Künste, wie (H. d. K.):

„Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit sieben-heilge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!"

Irländer (Wst. L. 11), s. Hibernien.

Ironie, zunächst eine verstellte od. Schein-Unwissenheit, mit der man Jemand necken oder verhöhnen will; dann auch versteckter Spott, indem man das Gegentheil von dem sagt, was man meint; (D. C. II, 5) „nicht mit Ironie", d. h. mit bittrem Ernst gesprochen. Davon: ironisch (D. C. II, 8), spöttisch, schalkhaft.

Iſai, der Vater David's. Mit Beziehung auf 1. Sam. 16, 1—13 ſagt Johanna (J. v. O. Prol. 4) von Gott:

„Der einſt den frommen Knaben Iſai's,
Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen —
Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen."

Iſchariot (R. II, 3), der Jünger Judas Iſcharioth, welcher (Matth. 26, 47—56 u. Luc. 22, 47—53) den Herrn um 30 Silberlinge verrieth.

Iſis (Ged. D. verſchleierte Bild zu Sais), eine Göttergeſtalt des alten Aegyptens, welche in unzertrennlicher Verbindung mit ihrem Gatten Oſiris gedacht werden muß. Iſis iſt weſentlich nichts Anderes als die Perſonification der fruchtbaren Erde des ägyptiſchen Landes; Oſiris, die der Erde durch Vermittelung des Nil einverleibte Leben weckende Kraft der Sonne. Der religiöſe Gedankenkreis, der ſich an die Iſis knüpfte, erweiterte ſich mehr und mehr. Aus einer Landes- und Mondgöttin (Oſiris als Sonnengott) wurde ſie Königin der Unterwelt und Richterin der Todten, dann Schützerin aller ſittlichen Grundeinrichtungen des menſchlichen Lebens, Stifterin von wichtigen Myſterien. „Spätere Philoſophen erklärten ſie für die eine göttliche Macht, welche allen Einzelerſcheinungen in der Natur, im Menſchen- und Götterleben zu Grunde liegt."

Iſmén, abgekürzt aus Iſménos (Phön.), ein bei Theben in Böotien vorbeifließender Bach, welcher in den ſüdlich vom Kopaisſee liegenden Hylike-See mündet.

Iſméne (Phön.), ſ. Antigone. Eine andere Iſmene (Ph. II, 1) iſt eine erdichtete Perſon.

Iſthmus (Ged. D. Götter Griechenlands — Ph. I, 1), d. h. Landenge, nämlich die von Korinth, wo alle fünf Jahre die feierlichen Kampfübungen, die ſogenannten iſthmiſchen Spiele, abgehalten wurden.

Italien iſt von Alters her für die Bewohner des Nordens ein Land der Sehnſucht geweſen, beſonders wegen ſeines heiteren,

milden Klima's und ſeiner vielen Kunſtſchätze; daher ſagt (M. St. I, 6) Mortimer zu Maria:

„Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben;
Die Heimath hinter mir, in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend."

Außerdem aber wurde auch Rom (ſ. d.) als Sitz des Papſtes vielfach von Solchen beſucht, die, um ſich von Gewiſſensqualen zu befreien, eine Wallfahrt unternehmen wollten; daher ertheilt Tell (W. T. V, 2) dem Johannes Parricida den Rath:

„Hört, was mir Gott ins Herz giebt. — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sanct Peters Stadt;
Dort werft ihr euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm eure Schuld und löſet eure Seele."

So vieles Angenehme nun aber auch das Land bieten mag, ſo wird doch der Charakter ſeiner Bewohner nicht ſelten als heimtückiſch und rachgierig bezeichnet; daher ſagt der Baron v. F. (Gſtſ. 10, 254) in einem Schreiben an den Grafen v. G. von Biondello: „Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieſer iſt ehrlich"; desgl. (Picc. IV, 5): „die Wälſchen (ſ. d.) alle taugen nichts".

Italieniſche Meile (Gſtſ. 10, 136), der vierte Theil einer geographiſchen Meile, da 60 ital. Meilen auf einen Grad des Aequators gehen.

Ithaka (Ged. Odyſſeus — Iph. I, Zw.-H.), eine der ioniſchen Inſeln, jetzt Thiaki. Sie war das Vaterland und das Reich des Odyſſeus oder Ulyſſes, der nach ihr (Ged. 2. B. d. Aen. 17) auch der Ithaker genannt wird.

Itzehö (Wſt. L. 5), Städtchen im Herzogthum Holſtein.

Iwán (Dem. I) II., der Schreckliche, auch Iwan Waſſilowitſch, od. Waſſiliewitſch, d. i. Waſſilij's Sohn (ebendaſ. S. 241), ſ. Demetrius.

Iwánowitſch (Dem. I), ſ. v. w. Iwan's (des Schrecklichen) Sohn, ſ. Demetrius.

Ixion (Myth.), König der Lapithen in Theſſalien, ward von Jupiter mit ſo großer Freundſchaft beehrt, daß derſelbe ihn an der Tafel der Götter ſpeiſen ließ. Als aber Ixion die Liebe der ſtreng züchtigen Juno begehrte und, obwohl zurückgewieſen, doch mit empfangenen Gunſtbezeugungen prahlte, ward er von Jupiter in den Tartarus hinabgeſtürzt, daſelbſt an ein ewig rollendes Rad geheftet und den wüthenden Furien überliefert. Daher ſagt Semele (Ged. Sem. 1) von Jupiter's unausgeſetzten Qualen:

„Das muß Ixions Rad im Himmel ſein."

Jod.

Jaik (Tur. I), jetzt Uralſk, am Fluſſe Jaïk od. Ural, der hier aus ſeiner weſtlichen Richtung in die ſüdliche übergeht. Es liegt in dem Königreich Aſtrachan und iſt der Hauptort der Uraliſchen Koſaken.

Jakob (R. II, 2), der dritte unter den Patriarchen oder Erzvätern des jüdiſchen Volkes. Seine Geſchichte und die ſeines Sohnes Joſeph (ebendaſ. u. Wſt. L. 8) wird im 1. B. Moſe, Cap. 25—50 erzählt.

Janhagel (V. a. v. E.), von dem holl. Namen Jan (für Johann), der gleich dem engl. John Bull (d. i. Hans Bulle od. Ochs) zur ſcherzhaften Bezeichnung des gemeinen Volkes gebraucht wird.

Janiculus (Ged. 4. B. d. Aen. 51), ein Berg auf der Weſtſeite des Tiber, einer von den ſieben Hügeln, auf welchen das alte Rom erbaut war. Der Sage nach ſoll Albalonga, die Mutterſtadt Roms, durch Ascanius, den Sohn des Aeneas, bald

nach dem trojanischen Kriege gegründet worden sein. Diese Sage erwähnen die von Mercur an Aeneas gerichteten Worte:

„Warum soll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entsagen?
Warum das Scepter sich entriffen sehn,
Das ihm beschieden ist auf des Janiculs Höhn?"

Jänner (F. V, 14), gem. für Januar.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche gewöhnlich mit zwei Gesichtern dargestellt wurde, so daß das erstere vorwärts, das letztere rückwärts schaut. Man betrachtete dies als Symbol der Weisheit, die, unbeirrt durch die lockende Gegenwart, vor Allem Vergangenheit und Zukunft zu Rathe zieht; oder man bezog es auf die Wiederkehr des Jahres, die gleichfalls zu einem Blick auf Vergangenheit und Zukunft auffordert. Mit Rücksicht auf die bildliche Darstellung nennt die Schauspielkunst (H. d. K.) ihre Doppelmaske (s. Maske) ein „Janusbild".

Jarbas (4. B. d. Aen. 7), der Sohn des Jupiter Ammon (s. d.) und der Nymphe Garamantis (s. d.), König der Libyer. Der Sage nach gründete Dido zu seiner Zeit und in seinem Reiche Karthago.

Jaspis (4. B. d. Aen. 49), ein aus Kieselerde und Eisenoxyd bestehender Stein, der in den mannigfachsten Farben und besonders schön in Aegypten vorkommt. Er wurde früher häufig als Schmuckstein, jetzt wird er meist nur zu Siegelringen verwendet.

Jaunerparole, s. Parole.

Jehovah (Ged. Elegie auf d. Tod eines Jünglings), d. i. der Ewige, Unwandelbare, mit welchem Namen Moses bei seiner Gesetzgebung den Gott Israels bezeichnete; denn Jehovah bedeutet im Hebräischen Den, der da ist, war und sein wird.

Jehu (Wst. L. 8), dessen Geschichte 2. B. d. Kön. Cap. 9 u. 10 erzählt wird, war der zehnte König im Reiche Israel. Er

wandelte anfangs in den Wegen des Herrn und verfolgte auf Befehl des Propheten Elisa das gottlose Haus Ahabs. Zunächst tödtete er Joram, den König von Juda, der mit Athalja, der Tochter Ahabs und Isebels, die in Israel geherrscht hatten, vermählt war. Hierauf ließ er die Isebel zum Fenster hinausstürzen und den 70 Söhnen Ahabs die Köpfe abschlagen. Endlich tödtete er alle Verwandten aus dem Hause Ahabs und brachte alle Diener Baals um. Dennoch aber ließ er nicht von den Sünden Jerobeams (s. d.) und starb nach einer 28jährigen Regierung.

Jenni (W. T. Pers.-Verz.), schweizer. Abk. für Johann.

Jerem (R. IV, 3). In allen Sprachen pflegt in Flüchen, wenn dieselben bei irgend einem heiligen oder gefürchteten Wesen ausgesprochen werden, der Name desselben aus einer gewissen Scheu durch Verdrehung versteckt zu werden, z. B. in dem auffallenden Ausdruck „Potz Tausend", der vielleicht als „Gottes Donner" zu deuten ist, so „Deichsel" für „Teufel", im Fr. „palsambleu" für „par le sang de Dieu", „sapristi" für „sang du Christ". Aehnlich mag hier Jerem aus Jesus oder gar Jeremias verdreht sein.

Jeremiade (Ged.), d. h. ein Klagelied (so genannt nach den Klageliedern des Jeremias). Unter dieser Ueberschrift hat Sch. zehn Xenien zusammengestellt, welche nach Viehoff's Angabe früher folgende Titel führten: 1) Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger (d. h. in dessen Sinne geschrieben); 2) Böse Zeiten (wohl auf Nicolai's Lobreden auf den gesunden Menschenverstand zu beziehen); 3) Scandal (Kant und seine Anhänger, welche die Tugend als ein Product des freien Willens betrachteten, behandelten dieselbe außerhalb der Aesthetik); 4) Das Publicum im Gedränge; 5) Das goldene Alter (In den Lustspielen von Gellert, Weiße ꝛc. pflegten Leipziger Stubenmädchen eine harmlose Rolle zu spielen); 6) Komödie („Siegmund" in Gellert's „zärtlichen Schwestern"; „Maskarill" in Lessing's

„Schatz"); 7) Alte deutſche Tragödie (die nach den ſtarren Formen des franzöſiſchen Klaſſicismus gearbeiteten, in dem „Menuettſchritt" ſchwerfälliger Alexandriner ſich bewegenden Dramen von Cronegk und Elias Schlegel); 8) Roman (auf die rein verſtändig zurechtgedrechſelten Producte eines Duſch, Haller, Feßler, Bouterweck zu beziehen; 9) Deutliche Proſa (vergl. das Epigramm: „Der Meiſter"); 10) Chorus (Einſtimmung in die Klagen der beiden Xeniendichter, die ſich berufen fühlten, über die literariſchen Producte ihrer kleinlichen Kritiker mit heiligem Eifer die Geißel zu ſchwingen).

Jerobeam (Wſt. L. 8), der erſte König des Reiches Iſrael, deſſen Geſchichte 1. B. d. Kön. Cap. 12, 25 — Cap. 14 erzählt wird, machte, um dem neu entſtandenen Reiche ein ſelbſtändiges Leben zu geben, Sichem zu deſſen Hauptſtadt, huldigte aber auch dem Götzendienſte, indem er zu Bethel und Dan goldene Kälber errichten ließ und ihnen Tempel baute.

Jeruſalem (J. v. O. Prol. 3), die Hauptſtadt von Paläſtina, war, bald nachdem Muhamed im J. 622 ſeine neue Lehre geſtiftet, in die Hände der Araber gefallen, welche gleich darauf das ganze nördliche Afrika ſiegreich durchzogen und 711 unter Tarik über die Meerenge von Gibraltar gingen. Die ſpaniſche Halbinſel ward hierauf bald eine Beute der Araber, die nunmehr auch die Pyrenäen überſchritten und das ſüdliche Frankreich verwüſteten. Hier aber trat ihnen Karl Martell entgegen, ſchlug ſie 732 in der Ebene zwiſchen Poitiers und Tours und trieb ſie aus Frankreich heraus; daher ſagt Johanna: „Hier ſcheiterte der Heiden Macht". Man könnte damit auch eine Erinnerung an den Hunnenkönig Attila verbinden, der 451 bei Chalons-ſür-Marne geſchlagen wurde. — Mit den folgenden Worten: „Hier war das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöht" iſt die von dem Biſchof Euſebius berichtete Legende über die wunderbare Erſcheinung gemeint, welche dem Kaiſer Conſtantin d. Gr. im J. 312 zu Theil wurde, als er ſich zu einem Zuge gegen

Maxentius rüſtete. Ehe er von Gallien aus über die Alpen ging, ſoll ihm in der Mittagsſtunde unterhalb der Sonne ein flammendes Kreuz mit der Inſchrift erſchienen ſein: „In hoc signo vinces“ (In dieſem Zeichen wirſt Du ſiegen). In der folgenden Nacht, berichtet die Legende weiter, erſchien ihm Chriſtus im Traume und befahl ihm, fortan ein Panier in der Geſtalt des erſchienenen Kreuzes zu führen. Dies geſchah, und ſein Gegner wurde bald darauf beſiegt. In Folge deſſen ſoll ſich Conſtantin dem Chriſtenthum zugewandt haben, unter deſſen Bekennern Viele von jener Zeit an Wallfahrten nach Jeruſalem unternahmen, bis daſſelbe i. J. 1076 von den Seldſchucken erobert wurde. Zwanzig Jahre ſpäter wurde in Folge der Predigt des Peter von Amiens der erſte Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Grabes unternommen. Solche Kreuzzüge, deren die Geſchichte zwiſchen 5 und 7 zählt, bildeten zwei Jahrhunderte (von 1096 an) hindurch die Idee, welche alle Gemüther beherrſchte, ſo daß ſie jener Zeit gewiſſermaßen den Stempel aufdrückten. Die letzten bedeutenden Unternehmungen zur Befreiung Jeruſalems waren die eines franzöſiſchen Königs, nämlich Ludwig's IX., des Heiligen (1226—70), der in Folge eines Gelübdes, das er gethan, im Jahre 1248 auszog und Damiette in Aegypten eroberte. Er ſelbſt that Wunder der Tapferkeit, gerieth indeſſen in Gefangenſchaft und kehrte erſt 1254 nach Frankreich zurück. Im Jahre 1270 endlich unternahm er einen abermaligen, den letzten Kreuzzug. Er ging nach Afrika, belagerte Tunis, wurde aber hier das Opfer einer anſteckenden Krankheit, die zugleich den größten Theil ſeines Heeres hinraffte. Sein Leichnam wurde nach Frankreich zurückgeführt, er ſelbſt aber 1297 von Bonifaz VIII. heilig geſprochen; daher Johanna's Worte: „Hier ruht der Staub des heil'gen Ludwig“.

Jeſabel (J. v. O. Prol. 3), die franzöſiſche Benennung für Iſebel, die Gemahlin des Königs Ahab von Iſrael, über deren Frevelthaten 1. B. d. Kön. Cap. 21 und über deren Ende (vergl. Jehu) 2. B. d. Kön. Cap. 9 das Ausführlichere

berichtet. Ihr Name iſt als Anſpielung auf Iſabeau gewählt.

Jeſuiten (Wſt. T. IV, 3) oder Geſellſchaft Jeſu (M. St. I, 6), ein im J. 1540 von Ignaz v. Loyola geſtifteter geiſtlicher Orden. Derſelbe hatte eine vollkommen monarchiſche Verfaſſung; alle Mitglieder waren einem in Rom reſidirenden General untergeordnet, und jedes einzelne ſeinen Oberen zu blindem Gehorſam verpflichtet. Um die Zwecke des Ordens, die weiteſte Verbreitung der katholiſchen Kirchenlehre, nach Möglichkeit zu erreichen, war man bemüht, die Neigungen und Fähigkeiten jedes Einzelnen genau zu erforſchen. Die Gewandteſten ſandte man an die Höfe, wo ſie ſich beſonders als Beichtväter und Prinzenerzieher Einfluß zu verſchaffen wußten; die Kenntnißreichſten wurden als Jugendlehrer verwendet, um den Gemüthern ihrer Zöglinge vor Allem entſchiedene Abneigung gegen den Proteſtantismus einzupflanzen, daher (M. St. II, 4):

„Man gab euch Schuld, daß ihr zu Rheims die Schulen
Beſucht und euren Glauben abgeſchworen."

Die Begeiſtertſten wurden als Miſſionare ausgeſendet, um den Katholicismus auch in die fernſten Weltgegenden zu verbreiten. In dem Grundſatz: „der Zweck heiligt die Mittel" fanden ſie eine willkommene Beſchönigung für die abſcheulichſten Handlungen, und Liſt und Schlauheit (F. II, 4) erſcheinen daher als ein charakteriſtiſches Merkmal ihrer Mitglieder, weshalb der Küraſſier (Wſt. L. 11) den Jeſuiter dem ſchlichten Handwerksmann gegenüber ſtellt.

Jeſuiterdom (F. V, 10), die Kirche S. Ambrogio am Markte in Genua.

Joachimsthal (Wſt. T. IV, 3), Stadt am Fuße des Erzgebirges, nordöſtlich von Eger.

Johann von Schwaben, der Sohn Rudolfs, des jüngeren Bruders Albrechts I., alſo der Neffe des letzteren und Enkel

(W. T. V, 2) Rudolfs v. Habsburg, auch Herzog Hans (S. 155) od. Herzog Johann (S. 156), gewöhnlich (S. 165) Johannes Parricida (d. i. der Vater- oder Verwandtenmörder) genannt, hatte von seinem Oheim Schwaben als Erbe zu fordern. Der unersättliche Albrecht aber hielt es für angemessener, ihm sein Lehen vorzuenthalten und fügte seiner Ungerechtigkeit noch Hohn und Spott hinzu, indem er ihm einen Blumenkranz mit den Worten reichte: „Dies gebührt Deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir". Daher sagt Konrad Hunn (W. T. II, 2):

— „Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Erker weinend stehn."

Johann, der von sanfter und friedlicher Gemüthsart war, würde die Ungerechtigkeit vielleicht ohne Rache ertragen haben, wenn nicht die Feinde des Kaisers (vergl. Eschenbach) seinen Zorn zu lichter Flamme angefacht hätten. Mit ihnen verband sich Johann, um den Kaiser zu ermorden (vergl. Baden). Daher sagt Stauffacher (W. T. V, 1) von dieser Mordthat:

„Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war sein Neffe, seines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte."

Nachdem er die That verübt, entfloh er in Mönchstracht nach Italien, wo er zu Pisa in einem Augustinerkloster gestorben sein soll. Nach Anderen soll er als Mönch, aber unerkannt, auf dem Stammgute Eigen gelebt und erst bei seinem Tode (1368) sich als Herzog Johann von Schwaben zu erkennen gegeben haben.

Johannes, der Evangelist, der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, hat bekanntlich ein sehr hohes Alter, mehr als 90 Jahre erreicht. Als Christus nach seiner Auferstehung sich den Jüngern am See Tiberias offenbarte (Ev. Joh. 21, 1—24), verkündete er dem Petrus sein Ende. Als dieser ihn hierauf befragte, was Johannes zu erwarten habe, erhielt er zur Antwort: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich

an! — woher die Rede unter den Apoſteln ging: Dieſer Jünger ſtirbt nicht, oder (Gſtſ. 10, 165) „er wird bleiben bis zum letzten Gericht."

Johannes der Täufer, der Vorläufer Chriſti, welcher den Juden Buße predigte (daher Wſt. L. 8: „der Prediger in der Wüſten") und ſie aufforderte, ſich taufen zu laſſen, wurde, obwohl er für ſich ſelbſt keinen weiteren Ruhm in Anſpruch nahm, doch ſpäter in der chriſtlichen Kirche hoch geehrt. So legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel im Jahre 1048 zu Jeruſalem eine Kirche an und ſtifteten daſelbſt ein Mönchskloſter, welches ſie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche wurden Johanniter (ſ. d.) oder Hoſpitalbrüder genannt und hatten die Aufgabe, Arme und Kranke zu pflegen. Da der Orden nach und nach zu großen Beſitzungen gelangte, ſo nahm zu Anfange des 12. Jahrhunderts der Ordensmeiſter Raymund du Puy Veranlaſſung, denſelben mit Beibehaltung der Mönchsregel in einen Ritterorden umzuwandeln. Durch Tapferkeit wußten ſich die Johanniter lange Zeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken zu behaupten, bis ſie 1191 aus Paläſtina vertrieben wurden. Nachdem ſie hierauf Cypern erobert, ſpäter aber auch dieſes verloren hatten, ſetzten ſie ſich im Jahre 1309 auf der Inſel Rhodus feſt, wo ein neues Kloſter mit einem Spital (vergl. Ged. D. Kampf mit d. Drachen) gegründet wurde. Vergl. Maltheſer.

Johanniter, Die (Ged.), ein culturhiſtoriſches Epigramm aus dem Jahre 1795, welches an Sch.'s Beſchäftigung mit geſchichtlichen Studien, beſonders an ſeine Vorrede zu einer Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot, Bd. 11, S. 301 (vergl. D. Kampf mit d. Drachen), erinnert. In dieſer Vorrede ſpricht er von der innigen Rührung, die Jeden ergreifen muß, wenn er die Ritter, nachdem ſie vom blutigen Kampfe ermattet zurückgekehrt, in dem Spital als Krankenwärter erblickt. Auch hier handelt es ſich, wie in dem Kampf mit dem Drachen, um die Vereinigung von ritterlicher Tapferkeit mit chriſtlicher Demuth.

Jokaſta, ſ. Antigone.

jolen (R. II, 3), ſ. v. w. gellen.

Joppe (Ged. Ritter Toggenburg), jetzt Jaffa, der älteſte und bis unter Herodes I. der einzige Hafenort von Paläſtina in dem Gebiete des Stammes Dan, war der gewöhnliche Landungs- und Abfahrtsort der Kreuzfahrer.

Jordan (R. II, 3), der Hauptfluß Paläſtinas, an den Spiegelberg, der ſich bisweilen in bibliſchen Ausdrücken bewegt, hier ſcherzweiſe erinnert.

Joſeph, ſ. Jakob.

Joſephus. Als Kaiſer Claudius im J. 44 n. Chr. Paläſtina zur römiſchen Provinz gemacht, ließ er das Land von Procuratoren regieren, welche einen furchtbaren Druck auf das Volk ausübten. Die anfangs im Stillen ſich entwickelnde Gährung brach bald in offene Empörung aus, ſo daß ſein Nachfolger Nero den Feldherrn Veſpaſian und ſeinen Sohn Titus nach Judäa ſchickte, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Dieſen traten die Juden unter Flavius Joſephus (geb. 37 n. Chr.), einem aus dem Prieſterſtande hervorgegangenen Befehlshaber, entgegen, mußten ſich indeſſen nach hartnäckiger Gegenwehr unterwerfen. Joſephus ſelbſt ſollte dem Kaiſer Nero überliefert werden, wußte ſich indeß Veſpaſian's Gunſt zu erwerben und ging ſpäter mit Titus nach Rom, wo er die Geſchichte des jüdiſchen Krieges in ſieben Büchern beſchrieb. Seine furchtbare Beſchreibung von der Zerſtörung Jeruſalems, welche die Phantaſie eines Spiegelberg berauſcht haben mag, iſt die Veranlaſſung, daß dieſer (R. I, 2) den wunderlichen Einfall hat, das jüdiſche Reich wiederherzuſtellen und daß er Karl Moor den Rath ertheilt, den Joſephus zu leſen.

Joſua (Wſt. L. 8), der Vertraute Moſis, der ſich nach dem Tode des letzteren auf Gottes Befehl an die Spitze des jüdiſchen Volkes ſtellte, daſſelbe nach Canaan führte, die heidniſchen Völker

dieſes Landes überwand und bis an ſein Ende das geſchätzte Oberhaupt Israels blieb.

jovialiſch (K. d. H. Bd. 7, S. 348), von dem frzſ. jovial, fröhlich, heiter, urſprünglich aber von dem Namen des Gottes Jupiter, Jovis.

Jovialität (Sp. d. Sch. Bd. 10, S. 112), Luſtigkeit, Frohſinn.

Jota, das griechiſche i, d. h. der kleinſte Buchſtabe, daher (F. II, 4): „auf ein Jota" ſ. v. w. auf das Genaueſte, ſo daß nicht das Geringſte daran fehlt.

Jovis, Gen. v. Jupiter
Joviskinder } ſ. Zeus.

Judas, der Jünger, welcher Jeſum verrieth; daher (Picc. IV, 7) ſ. v. w. Verräther, und „Judas' Lohn" (Wſt. T. I, 5), ſ. v. w. geringe Vergeltung, ſ. auch Iſcharioth.

Judenleber. Da die Juden im Mittelalter vielfach gehaßt und verfolgt wurden, ſo wird (Mcb. IV, 3) Judenleber, die auf dem Gebiete des Aberglaubens wohl eine bedeutungsvolle Rolle ſpielte, von der Hexe mit in den Keſſel gethan.

Judicium (R. II, 3), lat. Urtheilskraft.

Julius Cäſar, ſ. Cäſar.

Julus, ſ. Aſkan.

Jungfrau (J. v. O. Prol. 3), ſ. Maria. — „Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar" (2. B. d. Aen. 20), ſ. Iphigenie. — Ein 12,870 Fuß hoher Gipfel der Berner Alpen, weſtlich vom St. Gotthardt gelegen. Er iſt der ſchönſte unter allen Schneebergen der Schweiz und gewährt, beſonders vom Lauterbrunner Thal aus geſehen, den Anblick einer gigantiſchen weiblichen, in einen Schneemantel gehüllten Geſtalt. Daher ſagt Melchthal (W. T. I, 4) von dem Landvogt Landenberg:

„Und wohnt er droben auf dem Eispalaſt
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verſchleiert ſitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm."

Jungfrau, Die, von Orleans. Im Frühjahr des Jahres 1800, wo Sch. ſeine Maria Stuart vollendet hatte, war er ernſtlich erkrankt; dennoch ſehen wir ihn, nachdem er ſich in ſeinem dichteriſchen Schaffen nur eine vierwöchentliche Pauſe gegönnt, bereits mit einem neuen Stoffe beſchäftigt, es war „das Mädchen von Orleans". Schon im Juli war das Schema fertig, mit dem er Goethe bei deſſen Rückkehr aus Jena überraſchen wollte. Er ſagt darüber: „Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours, und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minneſängern mich bekannter machen. Es iſt an dem Plan der Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran und hoffe, wenn ich mich bei dem Schema länger verweile, in der Ausführung alsdann deſto freier fortſchreiten zu können."

Die Veranlaſſung zu dem Stück gab ihm eine Sammlung von 28 Handſchriften über den Proceß der Jeanne d'Arc und deſſen Widerlegung, welche De l'Averdy, Mitglied der franzöſiſchen Academie der Inſchriften, im Auszuge bekannt gemacht hatte. Leider war die große Hitze des Sommers von 1800 für den immer noch kränkelnden Dichter in hohem Grade beläſtigend, ſo daß die Arbeit bei der Mühe, welche ihm die Bewältigung des Stoffes verurſachte, nur langſam fortrücken konnte. Mit dem September aber griff er das Stück energiſcher an; zu Anfang des Jahres 1801 waren bereits drei Acte fertig und wurden am 11. Februar nach Goethe's Geneſung von einer gefährlichen Krankheit bei dieſem geleſen. Im März trennte ſich Sch. von ſeiner Familie und ging nach Jena, um dort mit größerer Ruhe weiter arbeiten zu können; aber körperliche Leiden wirkten ſtörend auf die Production ein, ſo daß er ſelbſt ſagt: „ich hetze und

ängſtige mich, und es will nicht recht damit fort". Dennoch brachte er zu Anfang April den vierten Act fertig nach Weimar mit, wo er in vierzehn Tagen den letzten hinzufügte. Am 15. April, wo Goethe nach Weimar kam, konnte er dieſen mit dem in kaum neun Monaten vollendeten Stücke eine freundſchaftliche Aufmerkſamkeit erweiſen und erhielt daſſelbe am 20. mit den kurzen aber herzlich anerkennenden Worten zurück: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Jetzt ſandte er es dem Herzoge von Weimar zu, auf den es einen außerordentlichen Eindruck machte, der aber doch der Meinung war, es würde ſich zu einer Aufführung nicht eignen. Hierauf kam es Sch. zunächſt auch nicht an; hatte er doch ſein Stück an Unger in Berlin gut verkauft, und war das Einüben mit den Schauſpielern und das Leiten der Proben ihm doch bereits eine läſtige Arbeit geworden.

Außerdem ſtellten ſich abermals körperliche Leiden ein, ein heftiges Katarrhfieber hielt ihn von nach außen gerichteter Thätigkeit zurück, und als die Krankheit überſtanden war, ging er mit ſeiner Familie nach Dresden zu Körner, wo ihm die erſehnte Erholung zu Theil ward. Aber im Herbſt ſollte ihm die Freude werden, ſeine Jungfrau über die Bretter gehen zu ſehen. Das Leipziger Theater hatte eine Aufführung vorbereitet, welche in Sch.'s Gegenwart bei überfülltem Hauſe ſtattfand. Schon nach dem erſten Act wurde ihm unter Paukenwirbel und Trompetenſchall ein tauſendſtimmiges Lebehoch gebracht, und als er nach Beendigung der in den wichtigſten Rollen höchſt gelungenen Darſtellung das Haus verließ, entblößte Alles ehrerbietig das Haupt, um dem gefeierten Günſtling der Muſen noch einmal ſeine Huldigung darzubringen. Von Leipzig ging Sch. nach Weimar zurück, wo die Jungfrau erſt im April 1803 zur Aufführung kam. Inzwiſchen hatte auch die Hofbühne zu Berlin mit der Einſtudirung des Stückes begonnen, welches hier am

23. November 1801 zum ersten Mal gegeben wurde. Iffland hatte alle Kraft daran gesetzt, um das neue Meisterwerk seines Jugendfreundes dem Publicum in würdiger Darstellung vorzuführen. Zelter schreibt darüber an Goethe: „Wenn Schiller seine Jungfrau von Orleans jetzt sehen will, so muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unserer Darstellung dieses Stückes ist mehr als kaiserlich; der vierte Act desselben ist hier mit mehr denn achthundert Personen besetzt, und, Musik und alles Andere mit inbegriffen, von so eclatanter Wirkung, daß das Haus jedesmal in Extase darüber geräth." Sch. konnte sich mit diesem großen Aufwand an Pracht nicht einverstanden erklären; er fürchtete, die Aufmerksamkeit des Publicums würde dadurch von der Hauptsache abgelenkt, und die Wirkung des fünften Actes müsse darunter leiden. Jetzt sind wir an dergleichen Festzüge bis zur Uebersättigung gewöhnt, und dennoch findet die Jungfrau stets ein volles Haus.

Fassen wir die geschichtlichen Thatsachen in's Auge, welche der Jungfrau von Orleans zu Grunde liegen, so haben wir zunächst daran zu erinnern, daß im Jahre 1328 mit Karl IV. die gerade Linie der Capetinger ausgestorben war. Als hierauf Philipp VI. und mit ihm das Haus Valois den Thron bestieg, machte Eduard III. von England, als Enkel Philipp's IV., Ansprüche auf Frankreich. Hierdurch wurden Kämpfe hervorgerufen, welche die beiden durch den Canal getrennten Völker länger als ein Jahrhundert mit einander in Berührung brachten. Das Kriegsglück schwankte lange hin und her; wurden die Franzosen durch Eduard's Sohn, den schwarzen Prinzen, bei Crecy (1346) und Poitiers (1356) geschlagen, so gelang es dagegen dem tapferen Karl V. (1364—80), die Engländer aus dem größten Theile Frankreichs zu vertreiben. Als aber sein Nachfolger Karl VI. (1380—1422) in Wahnsinn verfiel, brach das Unglück von neuem herein. Des Königs Bruder, Ludwig von Orleans, und Johann der Unerschrockene von Burgund stritten sich um die Vormundschaft, und bald war nicht nur der Hof, sondern auch ganz

Frankreich in eine orleaniſtiſche und eine burgundiſche Partei geſpalten. Unter ſolchen Umſtänden lag es nahe, daß Heinrich V. von England den Krieg erneuerte. Nachdem er in der Schlacht bei Azincourt (ſ. d.) gegen ſtark überlegene Heerſchaaren gekämpft und einen glänzenden Sieg errungen, kehrte er zwar nach England zurück, aber nur, um mit noch größerer Truppenmacht wiederzukommen. Jetzt erinnerte ſich Johann von Burgund, der ſich bei Azincourt vom Kampfe zurückgehalten, der Pflichten gegen ſein Vaterland. Er wollte mit dem Dauphin zuſammenkommen, um den Zwiſt der Parteien beizulegen, damit dieſelben mit vereinter Kraft dem Feinde des Landes entgegentreten könnten. Auf der Brücke zu Montereau (ſ. d.) erſchienen die beiden Fürſten, jeder von zehn Rittern begleitet; aber kaum hatte die Unterredung begonnen, ſo wurde der Herzog Johann, ſei es mit vorbedachter Abſicht, oder um den an dem Herzoge Ludwig von Orleans auf Veranlaſſung des Burgunders verübten Mord zu rächen, von Begleitern *) des Dauphin niedergeſtoßen. Nun war es nicht nur mit der Verſöhnung vorbei, ſondern die Spannung zwiſchen beiden Parteien brach jetzt auch in offene Feindſeligkeit aus. Philipp der Gute (Prol. 3 „der mächtige Burgund"), der Sohn und Nachfolger des Ermordeten, ſah den Dauphin als den Anſtifter des ſchändlichen Verraths an, und da der letztere zugleich ſeine Mutter Iſabella von Baiern (bei Sch. Prol. 3 „die ſtolze Iſabeau, die Baierfürſtin") von dem Hofe verwieſen hatte, ſo ging er mit dieſer zu dem Feinde über. Am 21. Mai 1420 ſchloſſen Heinrich V., Iſabella im Namen ihres kranken Gemahls und Philipp von Burgund zu Troyes einen Vertrag, zufolge deſſen Heinrich die Tochter Karl's VI., Katharina, heirathen, anſtatt des Dauphins einſt den Thron Frankreichs beſteigen und bis dahin die Verwaltung der

*) Die Geſchichte nennt den Namen des eigentlichen Mörders nicht, da es eben mehrere waren; Sch. legt ihm den durch die Geſchichte ſpäter gebrandmarkten Namen eines Joh. Chatel, eines Schülers der Jeſuiten bei, welcher einen Angriff auf Heinrich's IV. Leben machte.

Staatsgeschäfte übernehmen sollte. Heinrich hielt in Paris einen glänzenden Einzug, der Dauphin wurde von dem Parlamente als Mörder bezeichnet, aller Anrechte auf den Thron für verlustig erklärt und zur Verbannung aus dem Reiche verurtheilt.

Bald darauf brach der Krieg von neuem los, denn es galt, dem Dauphin die Provinzen zu entreißen, die er noch inne hatte; auch dauerte es nicht lange, so war fast alles Land im Norden der Loire in den Händen des Feindes. Aber am 31. August 1422 starb König Heinrich V., wodurch der Dauphin von seinem furchtbarsten Feinde befreit wurde; und da am 22. October desselben Jahres auch Karl VI. seinem Leiden erlag, so konnte er, von der orleanistischen Partei ausreichend unterstützt und von einem großen Theile des französischen Volkes anerkannt, ohne weiteres den Thron seiner Väter besteigen. Hierzu ließen es die Engländer jedoch nicht kommen, denn dem verstorbenen Könige Heinrich war von seiner Gemahlin Katharina bereits ein Sohn geboren worden. Dieser, ein Kind von neun Monaten, wurde unter dem Namen Heinrich VI. (bei Sch. I, 5 der „junge Harry Lancaster") zum rechtmäßigen Könige von England und Frankreich erhoben und in der Wiege gekrönt, und seine Oheime, die Herzöge von Bedford und Gloceſter (I, 5) verwalteten in seinem Namen, jener (II, 1 „der Reichsverweser") das französische, dieser das englische Reich, beide mit Kraft und Weisheit. Da Bedford sich zugleich auf eine energische Kriegführung verstand, so trug er über Karl VII. mehrere Siege davon. Des Königs Lage wurde hierdurch immer verzweifelter; ja, er wäre ohne weiteres nach der Provence entflohen, wenn seine Gemahlin ihn nicht daran gehindert hätte. Glücklicherweise konnte Bedford die errungenen Siege nicht so benutzen, wie er es gehofft, woran sein Bruder, der Herzog von Gloceſter, schuld war. Dieser hatte nämlich durch die Entführung der Gemahlin eines Vetters Philipp's des Guten den Zorn des letzteren auf sich geladen, welcher, um den seiner Familie angethanen Schimpf

zu rächen, zugleich aber auch, um die Festsetzung der Engländer im Hennegau zu hindern, mit Gloceſter in Kampf gerieth. Auf dieſe Weiſe konnte der Krieg nur matt fortgeſetzt werden. Indeſſen führte der Graf von Salisbury (Prol. 3) i. J. 1428 friſche Truppen aus England herbei und begann die Belagerung von Orleans, dem Schlüſſel zu dem, was König Karl noch beſaß. Ging dies verloren, ſo mußte er ſein Reich meiden. In Orleans commandirte Graf Dunois, ein natürlicher Sohn (daher Prol. 3 „der heldenmüthige Baſtard", ſ. d.) des ermordeten Herzogs Ludwig von Orleans, und leiſtete dem Feinde kräftigen Widerſtand, ſo daß ſelbſt Salisbury das Leben verlor; indeſſen ſchien die Stadt ſchwer zu retten, da Karl ſelbſt an dem Ausgange verzweifelte und alle ſeine Hülfsmittel erſchöpft waren. Nur ein Wunder konnte jetzt noch Rettung bringen.

Und dieſes Wunder erſchien. Jeanne d'Arc, geb. den 6. Januar 1411, die Tochter eines Landmanns in dem Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs (ſ. d.), war in der frommen Einfalt einer gläubigen Seele aufgewachſen, die in jeder Noth geneigt iſt, die Hülfe unmittelbar vom Himmel zu erwarten. Da Dom Remy ſich ſtets zur Partei der Orleans gehalten, ſo lag es nahe, daß dem Mädchen das Unglück des Königs zu Herzen ging. Voll Inbrunſt flehte ſie zur Mutter Gottes um Rettung, und da ſie neben ihrer kindlichen Frömmigkeit auch eine lebhafte Phantaſie, verbunden mit Muth und Begeiſterung beſaß, ſo glaubte ſie bald einen göttlichen Ruf zu vernehmen. Es erſchienen ihr die Geſtalten des Erzengels Michael, der heiligen Margaretha und der heiligen Katharina und forderten ſie auf, ihr Vaterland zu retten. Zunächſt wollte ſie ihr Vorhaben ihren Eltern mittheilen, da ſie aber fürchtete, dieſelben würden ihr nicht Glauben ſchenken, ſo machte ſie ihren Oheim mit dem Wunſche bekannt, den König ſelbſt zu ſprechen. Der Oheim wandte ſich (1428) an den Ritter Baudricour (Prol. 3), den Befehlshaber von Vaucouleurs, von dem ſie anfangs hart zurückgewieſen, endlich aber doch unterſtützt wurde. In männlicher

Kleidung, von zwei Rittern begleitet, trat sie die Reise über Fierbois (I, 10) nach Chinon an, wo sie zu Ende Februar 1429 eintraf. Erst nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten wurde sie am Hofe vorgelassen. Hier erklärte sie dem König, Gott habe sie gesendet; er möge ihr Mannschaften zur Verfügung stellen, dann wolle sie die Belagerung von Orleans aufheben, ihn selbst zur Krönung nach Rheims führen und die Engländer verjagen.

Obwohl ihre Sendung schon dadurch glaubwürdig erscheinen mußte, daß sie den König aus seiner glänzenden Umgebung herausfand und daß sie ihm ein Geheimniß offenbarte, das nur ihm allein bekannt sein konnte, so hielt man es doch für angemessen, ihre Aussagen näher zu prüfen. Man sandte sie nach Poitiers, wo ihr in einer aus Gottes- und Rechtsgelehrten bestehenden Versammlung allerlei verfängliche Fragen vorgelegt wurden, die sie aber durchaus unbefangen und verständig beantwortete; der König entschloß sich daher, ihr zunächst einen Transport von Lebensmitteln anzuvertrauen, den er seiner bedrängten Stadt Orleans schicken wollte. Nunmehr ließ sich Johanna zu Blois eine weiße Fahne anfertigen, auf welcher der Heiland, einen Erdball in der Hand haltend, dargestellt war. Zwei Engel knieten ihm zur Seite, über deren Häuptern die Namen Jesus und Maria zu lesen waren, und ein Kranz von Lilien schloß die Gruppe ein. Als Waffe gebrauchte sie ein Schwert, das, wie die Sage berichtet, an fünf Kreuzen in der Nähe des Griffes kenntlich war und auf ihr Geheiß hinter dem Altar der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois gesucht und auch wirklich gefunden wurde; sie brauchte es aber nie, um Jemand damit zu tödten, sondern nur, um die Feinde abzuwehren. Der ihr gewordene Auftrag ward glücklich vollführt. Da sie im Heere auf strenge Zucht und Sittlichkeit hielt, so drang man überall fast ohne Widerstand vor. So erreichte sie Orleans, wo man sie mit Jubel empfing. Nachdem sie in der Kirche ihr Dankgebet verrichtet, ließ sie die Engländer durch einen abgesandten Boten auffordern, sich zurückzuziehen. Dies wurde nicht nur abgelehnt, sondern der Bote

auch schmachvoll behandelt. Aber neben dem Uebermuthe hatte auch bereits die Furcht ihren Sitz im englischen Lager aufgeschlagen; man war der Ansicht, daß das Mädchen durch Zauberei und Teufelskünste siege. Bei den Franzosen dagegen wirkte die göttliche Begeisterung des einfachen aber seltenen Mädchens wie mit einem elektrischen Schlage. Der glückliche Erfolg, von dem alle ihre Anordnungen begleitet waren, ermuthigte das Heer. Man griff mit Kühnheit an; es entbrannte ein heftiger Kampf bei dem Thurme Les Tourelles, der die Brücke beherrschte, und obwohl Johanna selbst verwundet wurde, so trieb sie doch zu neuem Angriff an. Dies wirkte; das Schloß ward erstürmt, und Orleans war gerettet. Am 8. Mai hoben die Engländer die Belagerung auf.

Somit hatte Johanna ihr erstes Versprechen gelöst. Sie verließ jetzt Orleans, schlug die unter Talbot (s. d.) kämpfenden Engländer bei Patay (18. Juni 1429) und ging nun daran, ihre zweite Zusage zu erfüllen, die Krönung Karl's zu Rheims. Sie erschien deshalb abermals vor dem Könige und drang gegen den Rath der Feldherrn, welche zunächst die Eroberung der Normandie verlangten, mit Entschiedenheit darauf, direct nach Rheims zu ziehen. Dies schien in der That unmöglich, denn alle auf diesem Wege befindlichen Plätze waren theils in den Händen der Engländer, theils in denen der Burgunder. Aber Johanna ließ sich durch nichts einschüchtern; im Gegentheil, sie trieb zur Eile und überwand durch ihre Alles mit sich fortreißende Begeisterung jede Schwierigkeit. Endlich unterwarf sich auch Rheims am 16. Juli 1429; gleich in der Nacht wurden die Vorbereitungen zu der lang ersehnten Feierlichkeit getroffen, und am 17. Juli, einem Sonntage, die Krönung und Salbung vollzogen. Johanna's Sendung war somit vollendet. Wie Einige behaupten, wollte sie jetzt in ihre Heimath zurückkehren; aber wie hätte man das Mädchen, das so mächtig auf das Heer gewirkt, entlassen können. Sie blieb also, ohne indessen auf die Berathung der Heerführer irgend welchen Einfluß auszuüben. Im Kampfe aber zog sie

den Truppen stets voran. Leider jedoch wagte sie sich bei einem Angriffe auf Paris zu weit vor, wobei sie abermals verwundet wurde; und auch hierdurch noch nicht vorsichtiger gemacht, setzte sie sich bei Compiègne, das von den Engländern befreit werden sollte, den drohendsten Gefahren aus, bis sie burgundischen Schützen in die Hände fiel. Diese lieferten sie an die Engländer aus, welche sie aber nicht als Kriegsgefangene behandelten, sondern sich berechtigt hielten, gegen sie als Zauberin und Teufelsbannerin zu verfahren. Man stellte sie daher vor ein geistliches Gericht, welches das von König Karl gebotene Lösegeld entschieden zurück wies, sie zu Rouen in einen festen Thurm einsperren und daselbst mit schweren Eisenketten belasten ließ. Der Bischof von Beauvais war grausam genug, es zu dulden, daß sie von ihren Richtern, wie von ihren Wächtern die härteste und unwürdigste Behandlung erfuhr. Schließlich wurde alles, was sie gethan, für Teufelswerk erklärt, die Strafe des Feuertodes über sie verhängt und am 30. Mai 1431 vollzogen; und um jede Verehrung ihrer irdischen Ueberreste unmöglich zu machen, wurde ihre Asche in die Seine geworfen. Fünfundzwanzig Jahre später ließ Papst Calixtus III., um ihre Ehre wieder herzustellen, das gegen sie geübte gerichtliche Verfahren untersuchen. Es wurde als rechtswidrig befunden, und die Erklärung ihrer Unschuld öffentlich bekannt gemacht. Außerdem wurde auf dem Platze, wo sie verbrannt worden, eine feierliche Procession gehalten und später ein Denkmal errichtet; das schönste Denkmal aber hat ihr Schiller durch sein Drama in den Herzen aller Derjenigen gesetzt, welche sich so viel kindliche Unbefangenheit des Sinnes erhalten haben, als nöthig ist, um die Triebfedern des Handelns einer Johanna begreifen und die Schönheit der ihr gewidmeten Dichtung würdigen zu können.

Indem wir uns nunmehr dieser Dichtung selbst zuwenden, bemerken wir zunächst, daß sie in mancher Beziehung von Sch.'s übrigen Dramen abweicht. Wenn die Kunst ihrem innersten Wesen nach nichts Anderes ist, als die Darstellung eines geistigen

Gehalts in sinnlich schöner Form, so mußte es unserm Dichter bald klar werden, daß, wie jeder Stoff, so besonders der vorliegende, seine eigenthümliche Behandlung verlangt. Die Form fand er hier in der geschichtlichen Grundlage, in dem Kampfe zweier Völker, dem er durch Aufnahme weit auseinander liegender historischer Momente, daher in einem mannigfachen Wechsel von Ort und Zeit, eine verhältnißmäßig breite Basis geben mußte *). Den geistigen Gehalt aber fand er vor Allem in der Heldin seines Stückes, in deren naturgemäßer Charakterentwickelung die dem Drama nothwendige innere Einheit zur Anschauung zu bringen war.

Sch. hat dem Titel seines Stückes den Zusatz „Eine romantische Tragödie" beigefügt. Wenn der Ausdruck „romantisch" zunächst an die Umgestaltung erinnert, welche das römische, im weiteren Sinne das klassische Alterthum bei seiner Auflösung in die christlich-germanische Anschauungsweise erfahren hat, so hat er auf dem Gebiete der Kunst noch seine besondere Bedeutung für das Verhältniß, in welchem Inhalt und Form zu einander stehen. Sehen wir in den Werken der Alten die Form dem Inhalte jederzeit vollkommen entsprechen, so hat dagegen der christlich-germanische Geist es begriffen, daß die Form das Endliche, der geistige Gehalt aber das Unendliche ist, der letztere daher über die Schranken hinausgehen darf, welche die Natur des zu behandelnden Stoffes ihm anlegt. „Ueberschreitet also der Inhalt seine Form, so wird die Kunst (nach Hegel's Ausdruck) zur romantischen, die Schönheit zur Erhabenheit gesteigert." Und das ist Sch. in der Gestalt seiner Jungfrau in eminentem Maße gelungen. Sie ist eine so hervorragende Persönlichkeit, daß der ganze Gang der Handlung des Stücks durch den in ihrer Seele vorgehenden Entwickelungsprozeß bedingt ist.

*) In einem Briefe an Goethe (26. Juli 1800) klagt er, daß das Material „sich nicht, wie er wünsche, in wenig große Massen fügen wolle, und daß er es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viele Theile zerstückeln müsse."

Ihr gegenüber erscheinen die anderen Gestalten in der Unveränderlichkeit ihres Charakters so entschieden als Nebenpersonen, daß der Ausleger des Dramas nichts Besseres thun kann, als unter Berücksichtigung der sich allmälig umgestaltenden Seelenstimmung der Heldin dem Verlaufe der Handlung treu zu folgen.

Der Prolog. Wie Sch. seinem Wallenstein das Lager vorausgeschickt, um uns in die Welt des dreißigjährigen Krieges einzuführen, so versetzt er uns hier nach dem ruhigen Dorfe Dom Remy, von welchem aus wir mit den einfachen und friedlichen Landleuten einen Blick auf die kriegerisch bewegte Welt thun, deren leidenschaftlich erregtes Streben sie mit banger Besorgniß erfüllt. Vater Thibaut beeilt sich deshalb, seine herangewachsenen Töchter mit Männern zu versorgen; aber sein jüngstes Kind, die etwa achtzehnjährige Johanna, weist den ihr gewordenen Antrag zurück. Sie ist ein Wesen eigenthümlicher Art, das selbst ihrem Freier Raimond mehr Verehrung als Liebe abnöthigt; sie scheint ihm etwas Höheres zu bedeuten, scheint einer fernen Vorzeit zu entstammen.

Und was ist es, das ihre Seele beschäftigt? Es ist Frankreichs Loos und ihre innere Welt. Von liebenswürdiger Anhänglichkeit an ihren König erfüllt, in welchem sie den sichtbaren Repräsentanten des Staates verehrt, ist ihr kindlich frommer Sinn ganz von dem Gedanken eingenommen, wie ihm wohl zu helfen sei. Da gedenkt sie, die einfache Hirtin, der Wunderthaten jener Hirtenvölker, von denen ihr das Alte Testament berichtet. In brünstigem Gebet für ihren königlichen Herrn vor dem Altare knieend, schauen die Gestalten jener fernen Zeiten von dem Gewölbe der Kirche auf sie hernieder, der Kirche ihres Dorfs, bei dem „ein uralt Muttergottesbild sich findet, zu dem der frommen Pilgerfahrten viel geschahen". So thut ihre ahnungsvolle Seele einen Blick in eine andere Welt, die Glorie des Himmels steigt zu ihr nieder. Der Wunsch des Herzens, dem König Hülfe und ihrem Vaterlande Rettung zu bringen,

ſteigert ſich zu dem Glauben, welcher im Stande iſt, Berge zu verſetzen, der Ruf des höchſten Gottes ergeht an ihre Seele.

Aber ſie hat einen Vater, welcher ſeltſam mit ihr contraſtirt. Er iſt ein biederer, männlicher Charakter von ſchlichter Frömmigkeit und für das Wohl ſeiner Kinder beſorgt; ſein Patriotismus geht indeſſen nicht ſo weit, daß er geneigt wäre, ſeinem Könige ein perſönliches Opfer zu bringen. Er will die Entſcheidung der Schlachten abwarten und den Ausgang als den Willen Gottes anerkennen. Dabei iſt er ein grübelndes und melancholiſches Kind ſeiner Zeit, welche die Capellen neben die alten Druidenbäume zu ſetzen pflegte und dadurch dem chriſtlichen Myſticismus die Unterlage des heidniſchen Aberglaubens gab. Ihm ſteht die Welt unter der Macht dämoniſcher Gewalten, und wo ihm eine außerordentliche Erſcheinung entgegen tritt, iſt er weit mehr geneigt, an den Einfluß böſer, als an das Wirken und Walten guter Geiſter zu glauben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn er ſelbſt Geſpenſter ſieht, die aus dem Nebel ihm ihre dürre Hand entgegen ſtrecken, wenn er Träume und ängſtliche Geſichte hat, und ſeine Tochter warnt, bei Nacht den Kreuzweg zu betreten, nach Wurzeln zu graben und Zeichen in den Sand zu ſchreiben. Vielleicht macht er ihr hiermit einen vollſtändig ungerechten Vorwurf; hat er doch ſelbſt durch ſeine Erziehung dazu beigetragen, daß es auch ihr in den Zweigen der heiligen Eiche gerauſcht und manche heidniſche Erinnerung in ihre chriſtlichen Anſchauungen ſich gemiſcht hat, ſo daß ſie anfangs ſich ſelber ein Geheimniß und ihrer ganzen Umgebung ein Räthſel iſt. Aber die Liebe zu ſeiner Tochter iſt doch mächtiger als ſein Zürnen, und wenn er ihre Verſchloſſenheit auch für eine ſchwere Irrung der Natur hält und kein Organ für die hohen Offenbarungen hat, die ihr zu Theil geworden, ſo iſt die ängſtliche Beſorgniß, mit der er ſie vor böſen Geiſtern warnt, doch immer der Ausdruck eines warmfühlenden Vaterherzens..

Bis jetzt hat Johanna zu allen Vorwürfen geschwiegen; aber als Bertrand mit dem abenteuerlich erstandenen Helm erscheint, wird sie kriegerisch erregt und bedeckt ihr Haupt mit demselben, so daß Raimond den betroffenen Vater an ihren Muth erinnern muß, den sie als Hirtin schon bewiesen. Aufmerksam hört sie der Erzählung Bertrand's zu. Die Schilderung, welche er von den zusammenströmenden Kriegerschaaren entwirft und welche lebhaft an die große Heerschau (Il. 2) erinnert; der Bericht von dem neuen Kriegesunglück in zwei großen Schlachten, mit denen die Einnahme von Harfleur und der Tag von Azincourt (1415) gemeint sind; die Belagerung von Orleans und das Schicksal des dem Untergange geweihten Vaterlandes, als dessen letzter Rettungsanker der dem König zu Hülfe eilende Ritter Baudricour erscheint — das Alles wirkt mächtig auf Johanna ein, sie erkennt, daß die Stunde zum Handeln geschlagen hat. Was längst in ihrer Brust geschlummert, bricht nun in begeisterten, prophetischen Worten hervor; sie kündigt sich selbst als die Retterin des Vaterlandes an.

Allein zurückgeblieben, nimmt sie nun Abschied von ihren Bergen. Es ist ein rührender Monolog, dessen lyrischer Schwung in dem Momente, wo die weicheren Empfindungen hervorbrechen, in dem gesangreichen Versmaß der achtzeiligen Stanze zum Ausdruck gelangt. Der Glaube an ihre göttliche Sendung; das Vertrauen zu dem Gelingen derselben, wenn sie die irdisch-menschlichen Neigungen des Herzens ihrem Ideale zum Opfer bringe; der Muth, welchen ihr der vom Himmel gesandte Helm einflößt — das sind die erhabenen Empfindungen, welche ihre Seele durchziehen; sie fühlt sich ein Werkzeug in der Hand des Höchsten.

Der erste Aufzug, welcher dem Herkommen gemäß die Exposition des Stückes zu liefern hat, macht uns mit den vorliegenden Verhältnissen bekannt, indem er uns auf den Grund und Boden versetzt, auf welchem die Helden des Dramas vor

unſern Augen handeln werden. Der nördliche Theil Frankreichs befindet ſich in den Händen der Engländer, der öſtliche iſt dem Herzog Philipp von Burgund unterworfen, und König Karl VII. iſt nahe daran, auf die Länder im Süden der Loire beſchränkt zu werden. Wir lernen dieſen König kennen durch Dunois' Schilderung und aus ſeinen eigenen Reden. Er iſt eine romantiſche Natur, den ſchönen Künſten zugewendet, ein Freund der Galanterie und der Liebe, die ihn aber leider ſo in Anſpruch nimmt, daß er ſeine königlichen Pflichten darüber verſäumt. Zwar fehlt es ihm nicht an perſönlichem Muth, denn er hat ſich zum Zweikampf mit dem Herzog von Burgund erboten, um demſelben für die hinterliſtige Ermordung ſeines Vaters Genugthuung zu geben; aber andererſeits hat er ein zu ſanftes und liebevolles Herz, als daß er von ſeinen Unterthanen verlangen ſollte, ihr Leben für ihn in die Schanze zu ſchlagen, er iſt daher unfähig, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Außerdem aber iſt er unglücklich. Die Erinnerung an ſeinen wahnſinnigen Vater, das treuloſe Verhalten ſeiner unnatürlichen Mutter, der Abfall ſeiner Völker und ſeiner beſten Freunde, das alles hat ihn muthlos gemacht; und ohnmächtig, ſelbſt etwas Entſcheidendes zu thun, beruhigt er ſich bei dem Glauben an die Prophezeihung einer Nonne, daß ihm ein Weib zum Siege verhelfen werde. Was hilft einem ſolchen Könige gegenüber der Muth des tapferen und kriegeriſchen Dunois, ja, was hilft ſelbſt deſſen Erbitterung?

Aber die Noth des Königs ſoll uns zu unmittelbarer Anſchauung gebracht werden. Die Rathsherren von Orleans erſcheinen und bitten um Hülfe für ihre bedrängte Stadt; doch Karl iſt ſelber hülflos und kann ihnen keine Unterſtützung gewähren. Da kommt Agnes Sorel, die uns ungeachtet ihrer zweifelhaften Stellung doch intereſſant und liebenswerth erſcheint, denn, der engen Sphäre ihrer Weiblichkeit in keiner Weiſe entrückt, iſt ſie nur dem einen Gefühl hingegeben, aus Liebe zu ihrem fürſtlichen Gebieter alles zu opfern, um ihm

Rettung zu bringen und ihn mit neuem Muthe zu erfüllen. Aber auch dieser letzte Hoffnungsstrahl soll erbleichen, denn La Hire bringt die Botschaft, daß der Herzog von Burgund nichts von Versöhnung wissen wolle, daß das Parlament den rechtmäßigen Nachfolger Karl's VI. des Thrones für verlustig erklärt und den Knaben Harry Lancaster zum König gekrönt habe. Nunmehr verzweifelt Karl an sich selbst und will die Stadt Orleans ihres Eides entlassen. Da verläßt ihn auch Dunois, um wenigstens seine eigene Ehre zu retten, sollte er auch unter den Mauern seiner Vaterstadt begraben werden. Jetzt bleibt dem König nur noch Du Chatel, der sich bereit erklärt, sich selbst für ihn zu opfern, indem er sich der Rache des Burgunders ausliefern wolle, doch Karl lehnt dieses Opfer ab. Eben im Begriff, das letzte Gebiet, das er im Norden der Loire noch besitzt, dem Feind zu überlassen, kommt eine Siegesnachricht. Als Raoul die Einzelheiten mitgetheilt, erscheint die Jungfrau selbst, nicht wie die geschichtliche, um Hülfe zu versprechen, sondern als eine, die bereits geholfen hat. Durch die kindliche Unbefangenheit, mit der sie ihre Rede beginnt, wie durch die würdevolle Hoheit, mit der sie sie vollendet, bekundet sie sich als eine Gottgesandte; die Kirche nimmt daher (wiederum von der Geschichte abweichend) keinen Anstand, ihr durch die Hand des Bischofs den Segen zu ertheilen *). Aber an die bereits geübte Wohlthat sollen sich noch neue und größere anschließen; sie verspricht, Orleans zu retten und ihren Herrn zur Krönung nach Rheims zu führen. Dies erfüllt den König und seine ganze Umgebung mit neuem Muth. Mit der Jungfrau an der Spitze des Heeres erscheint jetzt jeder Erfolg gesichert; ist doch Johanna selbst voll erhabener Siegesgewißheit, so daß sie den englischen

*) Von eigenthümlichem Interesse ist eine Vergleichung dieser Scene mit Shakespeare's Heinrich VI. Erster Theil, Act I, Sc. 2, eine Darstellung, die auf Schiller's Behandlung dieses Gesprächs unverkennbar eingewirkt; aber wie gewaltig sticht Shakespeare's derb realistische Pucelle von dem erhabenen Ideal der Schiller'schen Jungfrau ab!

Herold in's feindliche Lager zurückſendet, um ihr Nahen zu verkünden und zugleich den Ausgang des Krieges zu prophezeihen.

Der zweite Aufzug macht uns genauer mit der Situation bekannt, welche die einzelnen Helden des Dramas zu den beſtimmenden Elementen der Handlung einnehmen. Die Jungfrau hat den erſten Theil ihres Verſprechens erfüllt, Orleans iſt entſetzt, wir lernen nunmehr die hervorragenden Perſönlichkeiten im engliſchen Lager kennen. Die Hauptrolle ſpielt der eiſerne, unbeugſame Talbot, deſſen energiſche Natur ſich in einer gewaltigen Kraft des Ausdrucks offenbart. Er iſt der Repräſentant des Unglaubens in einer Zeit, wo die Welt ausſchließlich unter der Herrſchaft des Glaubens und des Aberglaubens ſtand, und ſomit dem Shakeſpeare'ſchen Talbot gegenüber, der an die Einwirkungen dämoniſcher Mächte glaubt, eine ideale Geſtalt, die allerdings aus ihrem Zeitalter heraustritt. Zornig über die abergläubiſche Furcht ſeines Heeres, vermag er die Jungfrau weder als eine Gottgeſendete, noch als eine Zauberin zu betrachten; ihm iſt ſie nichts anderes als eine gemeine Gauklerin, und von einer ſolchen betrogen zu ſein, das empört ihn eben ſo wie den edlen und tapferen Lionel, der ihm zur Seite ſteht. Auch dieſer will nur mit guten Waffen ſiegen, denn die Ehre ſeines Vaterlandes liegt ihm am Herzen; daher gefällt ihm freies, ſelbſtändiges Handeln beſſer als jedes Bündniß, und ſchnell entſchloſſen, denkt er, ohne zu ahnen, was ſeinem Herzen bevorſteht, die Jungfrau lebendig zu fangen und ſie auf ſeinen Armen in's engliſche Lager herüberzutragen. Der dritte Feldherr auf dieſer Seite iſt Philipp der Gute, der Herzog von Burgund. Um ſeines Vaters blutigen Mord zu rächen, hat er die Fahnen ſeines Königs verlaſſen, den Engländern den Weg in's Land gebahnt und den Namen eines Verräthers auf ſich geladen. So finden ſich zwei ſtreitende Elemente in ſeinem Innern, die fromme Sohnespflicht, die ſeine Waffen heiligt, und der Ruf des Vaterlandes, das ſeinen Arm begehrt. Dieſen inneren Zwiſt auszugleichen, das bleibt der Jungfrau vorbehalten;

aber zunächst ist es noch ein äußerer Zwist, die Uneinigkeit zwischen ihm und den englischen Heerführern, der einer Beilegung bedarf. Hierzu erbietet sich Isabeau, die es gleichfalls mit den Feinden Frankreichs hält, weil ihr Sohn, der Dauphin, sich zum Richter ihrer Sitten aufgeworfen und sie vom Hofe verbannt hat. Und allerdings hat ihr sittlicher Charakter einen so gefährlichen Schiffbruch erlitten, daß Jeder, der noch einiges Schamgefühl im Busen trägt, vor ihr erschrecken muß. Ist sie doch schamlos genug, den zur Berathung vereinigten Feldherrn gegenüber offen zu bekennen, daß sie Leidenschaften und heißes Blut habe, daß sie um eines wahnsinnigen Gatten willen der Freude nicht habe absterben wollen; ja, ihre innere Entartung steigert sich bis zur Frechheit des Auswurfs ihres Geschlechts, indem sie dem jugendlich-schönen Lionel ohne alle Scheu die Gluth ihres sinnlichen Begehrens zu erkennen giebt, ungeachtet derselbe sie erst vor wenigen Augenblicken als eine Furie bezeichnet hat. Und diese Isabeau, welcher der niedrigste Haß die Waffen in die Hände giebt, sie wagt es, der Jungfrau gleich, den Panzer anzulegen und erbietet sich, dem englischen Heere eine Anführerin zu sein, während sie in Wahrheit nichts anderes ist als eine widerwärtige Parodie jener hehren Gestalt, von dem Dichter absichtlich in abschreckenden Zügen gezeichnet, um den Glanz der Heldin seines Stückes in um so reinerem Lichte strahlen zu lassen.

Daß die Feldherren den Worten einer solchen Friedensstifterin keine weitere Bedeutung beilegen können, liegt auf der Hand; sie fordern sie daher einfach auf, sich zurückzuziehen, und treten zu neuer Berathung zusammen. Nicht ohne Widerstreben willigt der Herzog von Burgund in Lionel's und Talbot's Plan, den Franzosen noch einmal eine Schlacht anzubieten; aber die Jungfrau kommt ihnen zuvor. Ehe sie es vermuthen, erscheint sie im englischen Lager, wo sie Verwirrung und Entsetzen anrichtet. Während das Lager in Flammen aufgeht, wüthet der mörderische Kampf außerhalb desselben, und bald erblicken wir

Johanna selbst in der vielbesprochenen Scene mit Montgomery, in dessen unmännlichem Zagen die Furcht des ganzen Heeres der Engländer repräsentirt erscheint. Wenn mehrere Kritiker, wie Schlegel und Hegel, diese Scene ihres epischen Charakters wegen getadelt haben, so müssen wir daran erinnern, daß sich Sch. dessen wohl bewußt war (s. Homer). Und ferner, was den Gebrauch des antiken Jambus betrifft, warum hätte er in einer Tragödie, die sich nicht in allen Scenen im fünffüßigen Jambus bewegt, nicht auch einmal den mehr gedehnten, feierlicher einherschreitenden Trimeter wählen sollen; mußte doch die Jungfrau, die hier im Gegensatz zu der historischen als eine kämpfende, blutvergießende erscheint, diese besondere Art ihres Auftretens in entsprechender Weise motiviren. Ist sie einmal dem strengen Geisterreich, dem unverletzlichen, verpflichtet, so braucht sie sich auch in ihrer Ausdrucksweise nicht durchweg an die Formen zu binden, in welchen sich die Rede der übrigen handelnden Personen bewegt, die eine solche Verpflichtung nicht kennen. Aehnliche Scenen finden sich in Homer (Il. 6, 37; 11, 221; 21, 64); besonders dürfte an die letztere zu erinnern sein, wo sich der Sohn des Priamus vor Achilles niederwirft und diesen um sein Leben bittet, während Achilles seinen eigenen Tod voraussieht und denselben als Beweggrund für seine Unerbittlichkeit anführt. In gleicher Weise bezeichnet sich hier die Jungfrau als ein Gespenst des Schreckens, das dazu bestimmt sei, den Tod zu verbreiten, um schließlich sein Opfer zu sein. Verleugnet sie nun auch in diesem blutigen Geschäft ihre zartere weibliche Natur, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß durch die Ruhe und Besonnenheit, mit welcher sie den Montgomery ermahnt, sich in das Unvermeidliche zu fügen, das Abstoßende ihrer That glücklich gemildert wird. Ja, ungeachtet sie nicht davor zurückschreckt, ihren kriegerischen Beruf auf's strengste zu erfüllen, empfinden wir bald mit ihr, daß sie deshalb nicht aufgehört hat, Weib zu sein; denn neben dem blanken Schwerte, das die heiligsten Bande zertrennt, ist auch das Wort auf ihrer Zunge eine wirksame Waffe, um

Digitized by Google

ſtarrſinnige Gemüther zu beſiegen und bereits gelöſte Bande auf's neue zu verknüpfen. Als Burgund heranſtürmt, ihr Leben zu bedrohen, und Dunois und La Hire herbeieilen, ihr Haupt zu ſchützen, da hemmt ſie den Kampf der edlen Söhne ihres Vaterlandes, mahnt den Herzog an die Pflichten gegen ſeine Stammesgenoſſen und wird im Gegenſatz zur haßerfüllten Iſabeau eine Friedensſtifterin, deren kindlich frommer Sinn im Stande iſt, einen zürnenden Helden zu überwinden. Wie tief empfunden und wie bewunderungswürdig dieſe Scene ausgeführt iſt, bemerkt man erſt, wenn man ſie mit Shakeſpeare's Heinrich VI. Erſter Theil, Act III, Scene 3 vergleicht, wo Alençon's Worte: „Pucelle hat ihre Rolle brav geſpielt" faſt wie bittere Ironie klingen.

Wenn es die Aufgabe des dritten Aufzuges iſt, uns den Conflict der einander feindlichen Gewalten vorzuführen, ſo genügt der Dichter dieſer Forderung hier, indem er ſeine Heldin in Colliſion mit ſich ſelbſt kommen läßt. Ihre irdiſch-menſchliche Natur und die hohen Pflichten ihres idealen Berufes, das ſind die Mächte, die in ihrer Seele miteinander ringen und den bedenklichen Knoten ſchürzen, auf deſſen Löſung wir geſpannt werden ſollen.

Wir befinden uns in dem Hoflager des Königs zu Chalons, wo die Feldherren Dunois und La Hire mit einem Geſpräch beginnen, das uns von vorn herein bedenklich machen muß. Beide lieben die Jungfrau, dieſelbe, an welche der ihnen wohlbekannte Ruf ergangen iſt:

— — — — — „Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn ſie der irdſchen Liebe widerſteht."

Jetzt ſoll dieſe Liebe in ihrem Herzen erweckt werden; wird ſie, die einen Raimond ausgeſchlagen, ſich durch die Bewerbungen ſo hochgeſtellter Männer nicht geſchmeichelt fühlen, um ſo mehr, als man ihr die Entſcheidung zu überlaſſen gedenkt?

Doch noch ehe sie erfährt, daß zwei edle Feldherren um sie streiten, soll sie das am Schluß des vorigen Actes so schön begonnene Werk vollenden, zwei fürstliche Häupter mit einander zu vereinigen. Die geschichtliche Thatsache der Verbindung des Herzogs von Burgund mit seinem königlichen Herrn, die erst nach dem Tode der Jungfrau stattfand *), wird hier von dem Dichter zu einer schönen Versöhnungsscene benutzt, die, wie Palleske richtig bemerkt, „aus dem tiefsten Zeitbedürfnisse herausgeschrieben war." Sch. hielt damit den deutschen Fürsten einen Spiegel vor, er zeigte ihnen, was sie für Deutschlands Wohl zu thun hatten. Die schönen Worte des Erzbischofs:

„Mein Meister rufe, wann er will; dies Herz
Ist freudensatt und ich kann fröhlich scheiden,
Da meine Augen diesen Tag gesehn!"

welche an den Ausruf des alten Simeon (Luc. 2, 29) erinnern; desgleichen die begeisterte Prophezeihung:

„Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche;
Uns lächelt eine schöne Zukunft an."

sie waren eine Mahnung, dem französischen Usurpator gegenüber dasselbe zu thun, was hier Frankreichs Fürsten dem englischen Unterdrücker gegenüber thaten, eine Mahnung, die aber leider weniger an die Herzen der Fürsten als an die der Völker drang, welche erst nach mehr als einem Decennium sich gewaltig erhoben, um sich von einem unwürdigen Joche zu befreien.

Den versöhnten Fürsten gegenüber erscheint nun Johanna als Friedensengel mit einem Kranze geschmückt, um ihrem Werk die Krone aufzusetzen, indem sie auch Du Chatel mit Burgund aussöhnt. Gleichzeitig spricht sie zwei bedeutungsvolle Prophezeihungen aus, die dem mit Frankreichs Geschichte Vertrauten leicht verständlich sind. Karl's VII. Sohn, Ludwig XI., vereinigte Burgund mit der Krone, und als dessen Nachfolger, Karl VIII., sich mit der Erbin von Bretagne vermählte, fiel ihr auch das

*) Im Frieden zu Arras 1435.

letzte große Lehen zu, so daß gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts ganz Frankreich zu einem Reiche vereinigt war. Weniger günstig lautet die Prophezeihung, die dem Herzog von Burgund zu Theil wird. Die „Hand von oben, die seinem Wachsthum schleunig Halt gebietet" deutet auf den Tod seines Sohnes, Karl's des Kühnen, welcher 1477 in der Schlacht bei Nancy gegen die von ihm bekämpften Schweizer fiel; und „die Jungfrau, in welcher sein Haus glänzend fortlebt", ist Karl's des Kühnen Tochter Maria, welche sich mit Maximilian von Oestreich vermählte. Beider Sohn, Philipp der Schöne, heirathete Johanna, die Tochter Ferdinand's und Isabella's von Castilien, aus welcher Ehe Kaiser Karl V. entsproß, in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Johanna verkündet somit das Fortblühen der burgundischen Dynastie in dem Hause Habsburg und die Herrschaft des letzteren über die Länder jenseits des atlantischen Oceans.

Diesen hohen Offenbarungen gegenüber ist nunmehr das Herz des Königs von inniger Dankbarkeit bewegt; er zieht sein Schwert und erhebt Johanna in den Adelstand *). Wenig vertraut mit der vollen Bedeutung dieses Actes, nimmt sie das Geschenk der Standeserhöhung ruhig entgegen; als jedoch Dunois und La Hire mit ihrer Bewerbung hervortreten, weist sie diese Anträge entschieden zurück. Indessen thut sie es mit einer gewissen Heftigkeit, die ihren inneren Kampf verräth; man sieht, sie ist erzürnt, daß es ihr nicht hat gelingen wollen, die Anwesenden von der Göttlichkeit ihrer Sendung zu überzeugen. Außerdem ist ihr Charakter nicht frei von Ueberhebung. Schon dem Montgomery gegenüber hat sie sich mit jenen „körperlosen Geistern, die nicht frein" verglichen, und auch jetzt ist sie unwillig, daß man in ihr nichts als ein Weib erblickt. Mit Recht

*) Es geschah im December 1429. Sie erhielt den Namen Dalis, woraus später Dulis und Du Lys geworden ist. Ihr Wappen bestand in einem zwischen zwei Lilien emporgerichteten Schwerte, das auf seiner Spitze eine Krone trug.

fangen wir daher an, für sie zu fürchten; denn, „wenn der Geist, dessen geheiligtes Gefäß sie ist, nur einen Augenblick von ihr weicht, dann wird auch das Weib erwachen und die beleidigte Natur furchtbar an ihr rächen“ *). Auch sie selbst fürchtet für sich und ihre Sendung, denn noch hat sie ihr Werk nicht ganz vollendet; sie sehnt sich daher nach dem Getöse des Kampfes, nach Erfüllung ihres Schicksals.

Ihr Wunsch wird ihr erfüllt, der Feind hat sich gesammelt, bei Patay sind neue Lorbeeren zu erwerben. Talbot (s. d.) wird verwundet und stirbt, wie er gelebt, als Atheist, von dem nichts weiter übrig bleibt als eine Hand voll leichten Staubs. Die Franzosen dringen siegreich vor, aber die Jungfrau fehlt. Wo ist sie? Wir finden sie in einer vom Schlachtfelde abgelegenen Gegend, ein Feind hat durch verstellte Flucht sie listig bis hierher gelockt. Wer ist dieser Feind? Aus dem Prolog hallen die warnenden Worte des alten Thibaut herüber:

„Bleib' nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.“

Jetzt ist sie allein, die treuen Freunde stehn ihr nicht zur Seite, und siehe da, der Versucher naht sich ihr. Und warum sollte er nicht die Gestalt eines Ritters annehmen, betrachtet sie sich doch selbst als eine unüberwindliche Kriegerin; und warum nicht die eines schwarzen Ritters, schien doch in dem Nationalfeinde die Schreckgestalt des schwarzen Prinzen immer noch wie ein böser Dämon im Hintergrunde zu lauern und in jedem einzelnen Feinde sich auf's neue zu verkörpern. Wenn A. W. Schlegel die Erscheinung des schwarzen Ritters tadelt und Sch.'s Absicht dabei eine zweideutige nennt, so übersieht er, daß die Jungfrau gleich zu Anfang deutlich genug sagt:

— — — — — — „Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.“

*) Jos. Bayer.

Sie kann ihn also unmöglich für Talbot, oder auch nur für dessen Geist halten, um so mehr, als sie nach dem Verschwinden der Erscheinung, von ihrer Verwirrung befreit, eben so deutlich sagt:

„Es war nichts Lebendes. Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern."

Die Stelle aus Sch.'s auserlesenen Briefen von H. Döring, deren G. Schwab erwähnt, und zufolge welcher Sch. selbst behauptet haben soll, daß er unter dem schwarzen Ritter nichts Anderes als Talbot's Geist gemeint habe, erklärt Palleske, eben so wie die gleichlautenden Mittheilungen Böttiger's, für untergeschoben. Hoffmeister ist ihnen gefolgt, G. Schwab und K. Goedeke scheinen ihnen beizustimmen, Jos. Bayer übergeht die Erscheinung ganz. Wir stimmen Palleske bei und halten den schwarzen Ritter, welcher der Jungfrau anfangs als ein unerklärliches Phantom erscheint und ihre Sinne verwirrt, für den Fürsten der Finsterniß, oder, um ohne Bild zu reden, für die Personificirung des in ihrer Seele vorgehenden Zwiespalts. Die Erscheinung ist auf diese Weise allerdings nicht dramatisch, wohl aber psychologisch bedingt, was bei einer Heldin, welcher himmlische Erscheinungen zu Theil geworden, durchaus nicht auffallen kann und in einer romantischen Tragödie vollkommen gerechtfertigt erscheint. Die Nothwendigkeit dieses durch einen Monolog schwer zu ersetzenden Vorganges erhellt aus der nachfolgenden Scene, wo das Weib in seinen rein menschlichen Empfindungen mit der von idealem Streben begeisterten Heldin in Conflict geräth. Denn unmittelbar nachdem sie die Warnung erhalten, die sie ihrem Gelübde untreu machen soll, trifft sie mit Lionel zusammen.

Nach kurzem Kampfe macht sie ihn wehrlos, indem sie ihm das Schwert aus der Hand schlägt; hierauf ringt sie mit ihm und reißt ihm den Helm vom Haupte. Jetzt handelt es sich

darum, ihn zu tödten; aber in demſelben Augenblick, wo ſie das Unmenſchliche vollbringen, und den wehrloſen Feind erſchlagen will, da erwacht in ihr die Menſchlichkeit und ſteigert ſich zur Empfindung perſönlicher Zuneigung, ſo wie ſie ihm in's Antlitz ſchaut. Das ſtolze Wort, das ſie noch vor wenig Augenblicken, wo der Verſucher ſich ihr nahte, in dem Gefühle der Siegesgewißheit geſprochen:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt."

das Wort, mit dem ſie weit über ihre Berufung hinausgegangen, da doch Rheims das Ziel ihres Handelns ſein ſollte, es ſtraft ſich jetzt in ihrem Fall. Wir fühlen es mit ihr, die Hölle hat geſiegt, die göttliche Kraft iſt von ihr gewichen; ja ſelbſt das Schwert, das ihr die Mutter Gottes einſt bezeichnet, ſie läßt es in des Feindes Hand zurück. So iſt ſie, die erhabene Heldin, durch ihre eigene Schwäche überwunden und zwar in demſelben Augenblick, wo Dunois und La Hire ſich nahen, um ihr den Sieg des Heeres zu verkünden, wo Rheims dem König ſeine Thore öffnet.

Der vierte Aufzug führt nun die Kriſis oder Entſcheidung herbei; es fragt ſich: Wird die irdiſch-menſchliche Natur in unſerer Heldin ſiegen, oder wird ſie ſich von ihrem Fall erheben, um ihrem hohen Ideale treu zu bleiben? Sie iſt zu Rheims, die Vorbereitungen zur Krönung ſind getroffen, Aller Herzen ſind voll Freude; nur ſie allein iſt unglücklich, denn es drückt ſie ein ſchweres Schuldbewußtſein. Die edelſten Söhne ihres Vaterlandes hat ſie verſchmäht, und nun fühlt ſich ihr Herz zu einem Feinde hingezogen. Muß ſie ſich jetzt nicht als Verrätherin an der Sache erſcheinen, der ſie bisher ſo treu gedient, muß ſie nicht vor ſich ſelbſt erſchrecken?

In einem rührenden Monologe, deſſen elegiſcher Ausdruck durch die melodramatiſche Behandlung zu wunderbarem Effecte ſich ſteigert, macht ſie uns mit ihrer Seelenſtimmung bekannt. Während die weicheren Empfindungen der Wehmuth in dem

muſikaliſchen Versmaß der achtzeiligen Stanze uns an das Herz dringen, bricht bei der Selbſtanklage die Heftigkeit ihrer inneren Erregung in lebhafter bewegten Jamben hervor, worauf die Tiefe ihres Schmerzes in feierlich ernſt und ſchwer einherſchreitenden Trochäen zu tief ergreifendem Ausdruck gelangt. Es iſt eine ſtrenge Selbſtprüfung, der ſie ſich unterzieht; mit inniger Bewegung folgen wir den Gedanken, die ſich unter einander verklagen und entſchuldigen; wir fühlen es mit ihr, wie ſelten unſere Kraft ausreicht, den erhabenen Forderungen zu genügen, welche die Erreichung einer idealen Lebensaufgabe an uns ſtellt; wir erinnern uns der Stimmung einer Kaſſandra, welche in dem Gefühl ihrer Unwürdigkeit in den Schmerzensruf ausbricht: „Schrecklich iſt es, deiner Wahrheit ſterbliches Gefäß zu ſein."

Ihr Seelenzuſtand iſt um ſo ergreifender, als ſie nun auch in Conflict mit der Außenwelt geräth. Am Ziele ihres Strebens, wo Alles bereit iſt, ihr zu huldigen, möchte ſie ſelbſt der Welt entfliehen. Und doch iſt ſie gerade jetzt am wenigſten zu entbehren, denn ſie, „die all' dies Herrliche vollendet", ſie ſoll dem Feſte die Krone aufſetzen. Da trifft ſie zunächſt Agnes Sorel, die ſich in dem Gefühle ihres Nichts vor ihr, der Schuldbeladenen, niederwirft. Wie ſchwer muß ſie den Gegenſatz empfinden zwiſchen dem, was ſie iſt, und dem, was Andere von ihr halten. Iſt es zu verwundern, wenn ſie jetzt die Sorel, die nie etwas Höheres hat ſein wollen als ein liebend Weib, weit über ſich erhebt? Und als nun gar des Königs Ritter kommen, um ſie zum Krönungszuge abzuholen, kann ſie jetzt die ihr dargebotene Fahne freudig ergreifen, der Himmelskönigin in's Antlitz ſchauen? Nein, ſie erſchrickt vor ihr und ſetzt durch ihre räthſelhafte Selbſtanklage auch ihre Bewunderer in Schrecken. So betheiligt ſie ſich mit ſchwerem Herzen an dem Krönungszuge, und während Alles ihr zujauchzt und ſie glücklich preiſt, ſchreitet ſie ſelbſt als eine Tiefgedemüthigte unter ihrer Fahne einher.

Im tiefſten Herzen erſchüttert, werden wir plötzlich in die einfachſten Verhältniſſe der realen Welt verſetzt. Johanna's Verwandte, die ſchon vor dem Krönungszuge auf einige Augenblicke die Scene betreten, vor allen die heitere und glückliche Margot, ſo wie die ernſte und beſorgte Louiſon, nehmen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Schweſter iſt der Gegenſtand ihrer Unterhaltung, in die ſich bange Beſorgniß miſcht, beſonders bei dem Vater, der, um ihre Seele zu retten, ſie von ihrer Höhe herabſtürzen will. Und hat er nicht in gewiſſem Sinne Recht? Stürzt doch in demſelben Augenblick Johanna, im tiefſten Inneren geängſtigt, aus der Kirche, bekennt ſie doch ihren Schweſtern, daß ſie ſich eitel über ſie erhoben, und möchte ſie doch am liebſten mit ihnen ſich wieder in die ſtille Einſamkeit zurückziehen. Aber noch iſt ihr eine ſchwere Prüfung vorbehalten. Der König tritt jetzt auf, dem Volke ſeinen Dank zu ſagen, vor Allem aber ihr, die ihm ſo wunderbar geholfen. Mit Volksjubel und ſchmetternden Fanfaren auf's neue begrüßt, richtet der König jetzt die Frage an ſie, ob ſie von irdiſcher Abkunft oder eine Heilige ſei. Das muß dem Vater, der ſie als eine vom Teufel Verführte betrachtet, wie eine Läſterung erſcheinen; er tritt hervor und erhebt die ſchwerſten Anklagen wider ſie. Die Fragen, die er an die Tochter richtet, ſind in verſchiedenem Sinne zu deuten; die Umſtehenden müſſen ſie ganz anders auffaſſen als Johanna ſelbſt, von deren Seelenzuſtand nur der Zuſchauer eine Ahnung hat. Sie ſchweigt aus weiblicher Scheu, da ſie ſich öffentlich nicht zu vertheidigen wagt; wie ſollte ſie auch dem Vater widerſprechen, deſſen Anklage ihr ſelbſt noch unverſtändlich iſt. Da ſie ſich innerlich nicht rechtfertigen kann, ſo läßt ſie Alles ruhig über ſich ergehen und nimmt freiwillig ein ſchweres Leiden auf ſich, um eine kleine Schuld zu büßen. Jetzt naht der Biſchof mit dem Kreuz; eine einfache Berührung deſſelben würde hinreichen, ſie zu reinigen, aber ſie wagt es nicht. Jetzt wendet ſich Alles von ihr bis auf den tapferen Dunois, der allen Zeichen zum Trotz an ihre Unſchuld glaubt.

Aber auch ihm mag sie sich nicht vertrauen, und so hat sie mit allem irdischen Glanze gebrochen. Und da der König selbst ihr sagen läßt, sie möge den Thoren Rheims den Rücken wenden, so ergreift sie willig die Hand des treuen Raimond und begiebt sich auf die Flucht.

In dem fünften Aufzuge, welcher uns die Katastrophe oder den Ausgang bringt, werden wir von dem prächtigen Platz vor der Kathedrale, mitten aus dem Glanz des Krönungszuges in eine Wildniß versetzt. Vor einer einsam gelegenen Köhlerhütte erfahren wir von Leuten, die stets in stiller Abgeschiedenheit gelebt, daß der Völkerkampf von neuem begonnen und für das französische Heer eine schlimme Wendung zu nehmen droht. Da erscheint Raimond mit der erschöpften Johanna, die hier ihre letzte schwere Prüfung zu bestehen hat. Ein einfältiger Köhlerbube bezeichnet sie als die Hexe von Orleans und reißt ihr den Labetrunk vom Munde.

Von jetzt an sehen wir in der Heldin des Stückes nicht mehr die Hochbegnadigte, sondern nur noch die Arme und Hülfsbedürftige. Die in der Feldschlacht stets gesiegt, sie mußte in dem Kampfe mit sich selbst erliegen, um erst durch bittere Erfahrungen geläutert und dann durch Reue und Buße wieder aufgerichtet zu werden. Ihre Unterredung mit Raimond ist eine Scene voll tiefer psychologischer Wahrheit, die uns mit heiliger Ehrfurcht vor der sittlichen Hoheit des Dichters erfüllt, eine Scene, die in der ganzen Literatur vergeblich ihres Gleichen sucht. Voll Schmerz, von Raimond sich verkannt zu sehen, dem Einzigen, der ihr treu geblieben, erklärt sie sich des Verbrechens der Zauberei für unschuldig. Ueber ihre wahre Schuld giebt sie ihm nur leise und zarte Andeutungen, denn er, „der nur das Natürliche der Dinge sieht", würde sie doch nicht zu fassen vermögen; aber Leiden, Verbannung, Mangel und Flucht haben sie jetzt innerlich geläutert, so daß sie bereit ist, ihr ganzes Selbst mit voller Ergebung zum Opfer zu bringen. Und dieses Opfer, es läßt nicht lange auf sich warten, denn Isabeau

erſcheint mit den engliſchen Soldaten und führt ſie als Gefangene hinweg.

Aber in dem franzöſiſchen Lager hat ſie noch einen Freund, es iſt Graf Dunois, welcher ſie gegen Du Chatel und den Erzbiſchof in Schutz nimmt, deſſen Worte:

„Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Vertheidigt, oder eine Heilige verbannt."

die religiöſe Anſchauung ſeiner Zeit in kurzen Zügen, aber treffend zeichnen. Hierher bringt Raimond die Nachricht, daß Johanna gefangen iſt, zu deren Befreiung Dunois mit begeiſterten Worten auffordert. Sie ſelbſt erblicken wir hierauf im engliſchen Lager. Ein Wartthurm wird von franzöſiſchen Truppen, die Jungfrau von zwei noch ſchlimmeren feindlichen Mächten beſtürmt, denn Iſabeau verlangt ihren Tod, während Lionel um ihre Hand wirbt. Aber ihr Herz ſchlägt nur noch für ihr Vaterland, und als ſie nunmehr jede irdiſche Schwäche vollſtändig beſiegt, kehrt mit dem inbrünſtigen Gebet zugleich die frühere Wunderkraft zurück. Mit mächtiger Hand zerſprengt ſie ihre Ketten, ſtellt ſich noch einmal an die Spitze des Heeres, befreit den König aus drohender Gefahr und hilft den Ihrigen den Sieg erringen. Doch mit dem Siege iſt auch ihr Geſchick erfüllt, mit der tödtlichen Verwundung die begangene Schuld geſühnt. Noch einmal erhebt ſie ſich, fordert ihre Fahne, ſchaut die Königin des Himmels in ihrer Glorie und geht verklärt zu den Regionen des ewigen Friedens ein.

Wer es nicht verſchmäht hat, der eben gegebenen Darſtellung mit ruhiger Hingebung zu folgen, der wird es kaum begreifen können, daß außer vielen anderen Kritikern ſelbſt Männer wie Hoffmeiſter, G. Schwab, Schlegel, Tieck, Hegel und Joſ. Bayer ſo manchen herben Tadel über das Stück ausgeſprochen haben*). Daß der eine den Prolog ſonderbar, ein anderer die Verknüpfung des Stückes loſe, ein dritter den Talbot mißglückt fand, daß man

*) Vergl. Das Mädchen von Orleans.

den epiſchen Charakter der Scene mit Montgomery in einem Drama als unſtatthaft bezeichnete, in dem Auftreten des ſchwarzen Ritters etwas Angekünſteltes erblickte, Johanna's ſchnelle Liebe zu Lionel, desgleichen ihr Schweigen auf die Beſchuldigungen ihres Vaters ſich nicht erklären konnte, ja daß man ſelbſt in dem von der Geſchichte abweichenden Schluß des Stückes eine Unfähigkeit entdecken wollte, das Drama Gottes zu begreifen — das alles ſind die Folgen vorgefaßter Meinungen, die, den theoretiſchen Geſetzen künſtleriſcher Darſtellung entnommen, mit dem Maßſtabe nüchterner Reflexion an ein Werk herantraten, dem wir vor Allem unſere liebende Theilnahme entgegen bringen ſollten. Goethe ſagt in dieſer Beziehung mit vollem Rechte *): „Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, ſo glaube ich, daß ſie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunſt verlangt in dem Subject, das ſie ausüben ſoll, eine gewiſſe gutmüthige, in's Reale verliebte Beſchränktheit, hinter welcher das Abſolute verborgen liegt." Und mit derſelben Gutmüthigkeit, fügen wir hinzu, müſſen wir auch dem Dichter entgegen kommen, wenn wir uns den Genuß an ſeinem Werke nicht verkümmern wollen, um ſo mehr als die etwa berechtigten Ausſtellungen durch einen großen Reichthum von erhabenen Schönheiten vollſtändig aufgewogen werden. Wem das Organ für die Erſcheinungen, welche der Glaube an eine überſinnliche Welt hervorzubringen vermag, verſagt iſt, der hat keine Vorſtellung von dem Handeln einer Johanna; und wer bei dem Streben nach einem hohen Ideale nie mit Kummer über die Unzulänglichkeit ſeiner irdiſchen Kräfte erfüllt worden iſt, der hat keinen Sinn für ihren Schmerz. Wir können daher G. Schwab keineswegs beiſtimmen, wenn er ſagt: „Schiller wollte phantaſtiſch, wollte romantiſch werden, wie die Gebrüder Schlegel. Das mußte ihm mißlingen, weil ſeine Natur auf's Heldenmäßige,

*) In einem Briefe an Schiller vom 6. März 1800, den G. Schwab (Schiller's Leben, S. 676) als früheſtens vom 30. März 1801 datirt ſehen möchte.

rein Menſchliche angelegt war; für das Phantaſtiſche und Geiſterhafte, für dieſen Fremdling aus der andern Welt fehlte ihm das Organ." Wir ſind dagegen der Anſicht, daß Sch.'s Jungfrau auf einer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens beruht, und weil ſie allen edleren Naturen ein Bild ihres eigenen inneren Lebens entgegen bringt, auch wiederum mächtig zu Herzen geht. Das Stück hat ſich daher einerſeits durch ſeine pſychologiſche Tiefe, ſo wie andererſeits durch die äſthetiſche Mannigfaltigkeit ſeiner Form ein weiteres Feld erobert als das reine Drama; und wenn es der Darſtellerin der Jungfrau gelingt, neben dem dramatiſchen auch ein pathetiſch-declamatoriſches Talent zu entfalten, wie die Rolle es durchaus verlangt, ſo wird die von dem Dichter beabſichtigte Wirkung gewiß nicht ausbleiben.

Jüngling, Der, am Bache (Ged.), ein Lied aus dem Jahre 1803, welches in dem „Paraſiten" (IV, 4) von Charlotte geſungen wird und ſtatt einiger in dem franzöſiſchen Text vorkommenden, verwandte Empfindungen athmenden Couplets eingelegt iſt. Es iſt indeſſen Original und bildet eine intereſſante Parallele zu „des Mädchens Klage" (ſ. d.). Eben ſo ladet es zu einer Vergleichung mit den beiden Gedichten: „Die Sehnſucht" und „Der Pilgrim" ein, indem das unerreichbare Ideal, welches ſie beſingen, hier in einer Geliebten verkörpert erſcheint.

Junker (K. u. L. I, 1), ein junger Herr von niederem Adel.

Juno, ſ. Here.

Jupiter, ſ. Zeus. — Picc. II, 6, ein Planet unſeres Sonnenſyſtems, ſ. Aſtrolog.

Juſti (D. C. V, 9), das i. J. 1410 geſtiftete Kloſter San Geronimo (Hieronymus) de Juſte, nach welchem ſich Kaiſer Karl V., der Vater Philipp's II., 1556 zurückgezogen, und wo er 1558 ſtarb. Es liegt 5 Meilen öſtlich von Plaſencia in der ſpaniſchen Landſchaft Eſtremadura.

Juwel (R. I, 3 — Meb. III, 3), ein geschliffener Edelstein; bildl. „mein unsterbliches Juwel", d. h. mein köstlichstes Kleinod. — Juwelier (R. a. O. I, 11), ein Geschmeidehändler.

K.

(Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

Kabale und Liebe. Der Plan zu Sch.'s drittem Jugenddrama entstand nach Frau von Wolzogen im Juli 1782 in dem Arreste zu Stuttgart (vergl. Fiesco), wo auch der Gedanke zu der im September desselben Jahres ausgeführten Flucht seine erste Nahrung erhielt. Was den Stoff betrifft, so erwähnt Freitag*) eines Zeitungsinserats: „Stuttgart vom 11. Am gestrigen Tage fand man in der Wohnung des Musicus Kritz dessen älteste Tochter Louise und den herzoglichen Dragoner-Major Blasius von Böller todt auf dem Boden liegen. Der aufgenommene Thatbestand und die ärztliche Obduction ergaben, daß beide durch getrunkenes Gift vom Leben gekommen waren. Man spricht von einem Liebesverhältniß, welches der Vater des Majors, der bekannte Präsident von Böller, zu beseitigen versucht habe. Das Schicksal des wegen seiner Sittsamkeit allgemein geachteten Mädchens erregt die Theilnahme aller fühlenden Seelen." Dagegen hält Eckardt**) es für möglich, daß Sch. die erste Anregung durch Rousseau's Schrift: „Sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes" erhalten habe, in welcher derselbe die Idee, daß die Gleichheit der Menschen ein Naturrecht sei, zum ersten Male öffentlich aussprach und wissenschaftlich zu begründen suchte. Uebrigens gaben dem Dichter

*) G. Freitag. Die Technik des Dramas. Leipzig, S. Hirzel. 1863. S. 8.

**) S. dessen Erläuterung zu Kabale und Liebe. Jena bei Hochhausen. 1859. S. 43.

auch die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten des Stuttgarter Hofes hinlängliches Material für die Darſtellung eines Conflicts, in welchen er, der Bürgerſohn, ja bereits ſelbſt gerathen war. Die Idee, ein bürgerliches Trauerſpiel unter dem Titel „Louiſe Millerin" zu ſchreiben, beſchäftigte ihn, wie Streicher berichtet, auch auf ſeiner Flucht, beſonders auf dem Wege von Manheim nach Frankfurt dergeſtalt, daß ſeine Blicke dadurch von der Außenwelt völlig abgezogen wurden. Es war der Zorn gegen die Standesvorurtheile und gegen die erdrückenden Gewalten, unter denen auch das Bürgerthum ſeufzte, dem er in ſeiner neuen Arbeit Luft machen wollte. Schon in den erſten vierzehn Tagen jener Zeit, die er im September und October in Sachſenhauſen bei Frankfurt zubrachte, wurde ein bedeutender Theil des Dramas niedergeſchrieben; und auch als er ſeinen Aufenthalt in Oggersheim genommen, wo ihm eigentlich die Umarbeitung ſeines Fiesco am meiſten hätte am Herzen liegen ſollen, feſſelte ihn ſein neues Trauerſpiel ſo mächtig, daß er volle acht Tage hindurch faſt gar nicht aus dem Zimmer kam. Die handelnden Perſonen hatten in ſeiner Seele jetzt nicht nur beſtimmte Geſtalt angenommen, ſondern ſie wurden zugleich auf beſtimmte Schauſpieler der Manheimer Bühne berechnet. Aber in Oggersheim konnte Sch. nicht bleiben; die Furcht, verfolgt und ſeinem deſpotiſchen Herzog ausgeliefert zu werden, trieb ihn nach Bauerbach, wo er auf dem Gute der Frau von Wolzogen eine Freiſtatt fand, und noch dazu eine einſame Freiſtatt, denn ſeine Wohlthäterin ſelbſt erſchien erſt im Januar 1783 und zwar nur auf kurze Zeit. Dieſe Ruhe, in der ſein nachmaliger Schwager, der Bibliothekar Reinwald zu Meiningen, ihm faſt den einzigen freundſchaftlichen Umgang gewährte, war der Dichtung günſtig, deren erſter Entwurf vom November bis Ende Februar vollendet wurde. Bald darauf erhielt Sch. von Dalberg, deſſen Freunde durch Streicher auf „Louiſe Millerin" aufmerkſam gemacht worden waren, einen Brief, in welchem derſelbe anfragte ob ſich ſein neues Stück nicht für die Manheimer Bühne eignen

möchte. Sch. zögerte anfangs mit der Antwort, die, als sie endlich erfolgte, mehr ausweichend als entgegen kommend klang. Dennoch entschloß er sich, im Juli nach Manheim zu gehen, wo das neue Trauerspiel unter Dalberg's Vorsitz (im August) gelesen und für theaterfähig erklärt wurde; nur sollte der Aufführung wegen manches Schroffe gemildert und zugleich diese und jene Abkürzung vorgenommen werden. Leider aber verzögerte sich diese Umarbeitung, da der Dichter in Folge der anhaltenden Sommerhitze gefährlich erkrankte und auch den ganzen Winter über an wiederholten Fieberanfällen zu leiden hatte. Erst im Februar des folgenden Jahres (1784) konnte er seine Tragödie wieder vornehmen, um ihr die letzte Feile zu geben. Iffland hatte damals ein Stück geschrieben, welchem Sch. den Titel „Verbrechen aus Ehrsucht" gab; dafür taufte jener „Louise Millerin" in „Kabale und Liebe" um, ein Titel, der um so treffender war, als Louise in der That nicht als die eigentliche Trägerin des Stückes angesehen werden kann. Als dasselbe im Frühjahr 1784 in Manheim zur Aufführung kam, konnte Sch. vollkommen befriedigt sein, denn er erntete einen enthusiastischen Beifall ein. Auch andere Bühnen nahmen das Trauerspiel mit großer Bereitwilligkeit an, und selbst in Stuttgart kam es zur Aufführung; da sich aber hier der Adel bei dem Herzog beschwerte, so wurde eine beabsichtigte Wiederholung verboten. Bald darauf erschien das Stück gedruckt bei Schwan und erlebte bis zu Sch.'s Tode neun Auflagen.

Fragen wir, woher Sch. nächst der ersten Anregung den eigentlichen Stoff zu seinem Trauerspiele nahm, so ist die Antwort nicht schwer zu errathen. Er lag einfach in der Luft; es waren die Gebrechen seiner Zeit, welche dem Dichter die Feder in die Hand gaben. Bekanntlich war es im vorigen Jahrhundert Sitte, daß die Fürstensöhne der meisten kleineren deutschen Höfe ihre Bildung aus Paris holten (vergl. das Gedicht „Dem Erbprinzen von Weimar"), worauf sie bei ihrer Rückkehr die Pracht von Versailles in ihren Residenzen nachzuahmen suchten.

Der Luxus, die Vergnügungen, die Etikette und leider auch die Sittenlosigkeit des französischen Hofes waren das Vorbild, das sie in ihrer Heimath mit beschränkten Mitteln nicht erreichen konnten; deshalb wurde das Volk nicht selten auf die unbarmherzigste Weise gedrückt, das Mark des Landes ausgesogen und der Schweiß der Unterthanen auf das schändlichste verpraßt. Der Charakter des deutschen Volkes kam den Fürsten hierbei sehr zu Statten; denn einmal daran gewöhnt, in dem angestammten Herren die von Gott eingesetzte Obrigkeit zu erkennen, war der Bürger wie der Landmann gutmüthig genug, sein Schicksal mit stiller Ergebung zu tragen, sich mit Thränen und Seufzern zu begnügen, und höchstens, wenn es zu arg wurde, die Faust in der Tasche zu machen. So war es denn nichts Seltenes, daß mit der Gutmüthigkeit des Volkes ein schnöder Mißbrauch getrieben wurde, um so mehr als man der Ehrlichkeit und Treue desselben gewiß war. Aber neben der empörenden Minister- und Maitressenwirthschaft, welche ungeheure Summen verschlang, waren es auch die höheren Klassen der Gesellschaft, besonders der nach französischem Zuschnitt erzogene Adel und der Beamtenstand, deren Druck den Bürger auf das empfindlichste traf. Fehlte es doch durchaus an einem gesicherten Rechtszustande, und waren in den Cabinetten, wie in den Bureaux Bestechungen und Gewaltthätigkeiten doch vollständig an der Tagesordnung. Wie wäre es unter solchen Verhältnissen dem Arm der Gerechtigkeit möglich gewesen, den Schuldigen stets sicher zu erreichen?

Daß dies Alles schwer gefühlt wurde, hatte bereits Lessing zwölf Jahre vor unserm Dichter in seiner „Emilia Galotti" zur Anschauung gebracht, nur daß er, mit größerer Vorsicht zu Werke gehend, sein Drama auf italienischem Boden spielen ließ. Freilich merkte man deutlich genug, daß er es dabei weniger auf Guastalla als auf Braunschweig abgesehen hatte; denn in der Gräfin Orsina erkannte man sogleich die schöne Venetianerin, die Marquise Branconi, die Geliebte des Herzogs. Aber dieser

drückte ein Auge zu und legte der Aufführung des Stückes kein Hinderniß in den Weg. Kühner dagegen trat Sch. auf, indem er sein Stück auf deutschen Boden verpflanzte, was um so leichter möglich war, als man in dem südwestlichen Deutschland in Betreff der Theatercensur durchaus keine einheitliche Praxis beobachtete. War ein Stück in dem einen Gebiete verboten, so konnte es nicht selten wenige Meilen davon ungehindert gegeben werden, so daß die Zerrissenheit unseres Vaterlandes dem Aufblühen der dramatischen Literatur eher förderlich als nachtheilig war.

Ist somit Sch.'s Kabale und Liebe unmittelbar aus dem Leben gegriffen, so ist es ihm noch mehr unmittelbar aus der Seele geschrieben. War ihm doch gleich bei seinem Eintritt in die Carlsacademie der Unterschied zwischen „Cavaliers" und „Eleven" zur Anschauung gebracht worden, und konnte es doch nicht fehlen, daß mancherlei weit verbreitete Gerüchte von Hofkabalen, von Conflicten zwischen Adeligen und Bürgerlichen, von geheimen Machinationen höherer Beamten dem Zögling zu Ohren drangen und bald darauf dem Regimentsmedicus die Augen öffneten. Wir müssen daher Hoffmeister's Ansicht beistimmen, wenn er die Tendenz des Stückes eine polemische nennt, und sich dabei auf ein Schreiben Sch.'s an Dalberg stützt, in welchem derselbe sagt, er habe sich eine „vielleicht allzufreie Satyre und Verspottung einer vornehmen Schurken- und Narrenwelt erlaubt." Wenn Palleske (I, 316) von einer solchen Tendenz nichts wissen will, so erinnern wir nur daran, daß dem Dichter das Theater eine Bildungsanstalt war. Seine Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (Bd. 10, S. 68), welche er in demselben Jahre, wo „Kabale und Liebe" erschien, bei einer öffentlichen Sitzung der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Manheim las, beweist deutlich genug, mit welchen Gedanken er sich damals trug. Wir citiren nur zwei Stellen: „Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur

hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen ...." „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl ...." Die ganze Abhandlung bildet einen trefflichen Commentar zu den Tendenzen, welche den Dichter bei seiner Production geleitet haben; er wollte „die Scene zum Tribunal" machen. Und was er wollte, ging in Erfüllung; sein sociales Drama deutete prophetisch auf den Kampf hin, der ein Decennium später zum Ausbruch kam, wo dieselben Stände, die er hier in Conflict mit einander gerathen läßt, in Frankreich aufeinander stießen und eine Revolution herbeiführten, welche zugleich für Deutschlands Verhältnisse verhängnißvoll werden sollte.

Wenn dem Dichter bei der Schöpfung eines Dramas die Idee und mit ihr die Tendenz anfangs nur in großen Zügen vorschwebt, so muß er bei der Realisirung derselben zunächst an die Personen denken, in denen er seine Idee zur Anschauung bringen will; erst später, wenn ihm die einzelnen Momente des darzustellenden Conflicts in größerer Klarheit vor die Seele treten, kann er sich ein Schema für den Verlauf seiner Handlung entwerfen. Will man sich daher auf ein eingehendes Studium eines Dramas einlassen, so kann man auch nichts Besseres thun, als von dem Einzelnen und Besonderen zu dem Ganzen und Allgemeinen vorzuschreiten. Wir lassen daher dem Gange der Handlung die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten vorangehen.

In der Hofsphäre erblicken wir den Präsidenten, den Hofmarschall, die Lady Milford und Wurm, letzteren nebst dem Kammerdiener und Sophie als dienstleistende Personen zu diesem

Kreiſe emporgehoben. Auf Seite des Bürgerthums haben wir nur die aus dem Muſicus Miller, ſeiner Frau und Tochter beſtehende Familie, nebſt Ferdinand, welcher bereit iſt, ſich zu dieſem beſcheidenen Kreiſe herabzulaſſen. Zu Miller und deſſen Gattin konnte Sch. die Vorbilder in Stuttgarter Perſönlichkeiten gefunden haben; bei der Lady Milford ſchwebte ihm vielleicht die Geliebte ſeines Fürſten, Franziska von Hohenheim, vor, die ihm zu ſeinem Bilde allerdings nur die Züge der Milde und Güte lieferte, während ſeine Heldin zugleich die Fähigkeit zu einem heroiſchen Entſchluß beſitzen mußte. Ferdinand trägt entſchieden die Züge des Dichters an ſich, ſein Selbſtgefühl, ſeinen Freiheitsdrang, ſeine hochherzige Geſinnung, ja ſelbſt die eigenthümliche Natur ſeiner damaligen religiöſen Anſchauung, wogegen Louiſe ſeine noch mangelhafte Kenntniß des weiblichen Charakters verräth und als eine durchaus ideale Geſtalt erſcheint. In dem Präſidenten, dem Hofmarſchall und Wurm ſehen wir die Richtungen und Geſinnungen verkörpert, welche der Dichter bekämpfen will, ſie ſind daher mehr mit dem Griffel des Satirikers als mit dem des Dramatikers gezeichnet; und in Miller und Kalb tritt gleichzeitig Sch.'s bedeutendes Talent für das Komiſche zu Tage, ſo daß ſeine ehemaligen Kameraden aus der Karlsſchule ſich freuen mußten, hierin ihren witzigen Gefährten wieder zu erkennen. Daß wir übrigens in dem Adelſtande auch eine edele Natur, wie Ferdinand, und in dem Bürgerſtande einen gemeinen Schurken, wie Wurm, finden, iſt ein Beweis für Sch.'s Gerechtigkeitsliebe; die Beſchwerde des Stuttgarter Adels war daher keineswegs gerechtfertigt. Gehen wir nun zur Charakteriſtik der einzelnen Perſönlichkeiten über.

Wir beginnen mit dem Präſidenten. Er hat in ſeiner Jugend ſtudirt, aller Wahrſcheinlichkeit nach Staatswiſſenſchaften und etwas Rechtskunde; aber über dem Leſen der Pandekten iſt er verknöchert, eine ideale Ausbeute hat er von der Hochſchule nicht mitgebracht. Was ihm an ſeiner Bildung noch fehlte, der äußere Schliff und die feine Politur, das hat er ſich in Paris

erworben; wir merken es an seiner Ausdrucksweise. So ist der in den Funfzigern stehende Staatsminister ein vollendeter Hofmann geworden. Stolz auf seinen Adel, blickt er mit Verachtung auf den Bürgerstand, und dieser Charakterzug bildet zugleich die Grundlage für seine Politik. Als die rechte Hand seines Fürsten, der im Gegensatz zu Lessing's Emilia Galotti im Hintergrunde bleibt, erscheint er auch als der Repräsentant der Fürstenmacht, wie des Adels seines Zeitalters. Wie er zu dieser Höhe emporgestiegen, darüber ist ein Schleier ausgebreitet; wir erfahren nur, daß er seinen Vorgänger aus dem Wege geräumt hat*) und dadurch mit dem Himmel und seinem Gewissen zerfallen ist. Natürlich muß er nun „um den Thron herumkriechen"; dafür ist er aber dem Volke gegenüber ein Tyrann, denn, wenn er „auftritt, zittert ein Herzogthum". Gleichzeitig wird durch ihn das Treiben in dem herzoglichen Cabinet repräsentirt, denn er ist entzückt, daß Wurm „einen so herrlichen Ausatz zum Schelmen hat". Mißbrauch der in seine Hände gelegten Gewalt, das ist seine Regierungskunst. So hat er die höchste Ehre zwar errungen, dafür aber auch seine innere Ruhe eingebüßt. Ein solcher Zustand ist schwer zu ertragen, wenn man nicht gewohnt ist, die edelsten Dinge mit Leichtfertigkeit zu behandeln. Das versteht er aber auch, denn wir sehen, wie er die Unruhe seines Innern mit den frivolsten Ausdrücken hinwegzuscherzen sucht. Sein Gewissen ist längst verstummt; hat er doch kaum eine Ahnung davon, daß es Leute giebt, für welche ein Eid noch eine bindende Kraft hat. Unsittlich, wie er selbst ist, dient er auch der Unsittlichkeit seines fürstlichen Gebieters und spricht es offen aus, daß er sein ganzes Ansehen auf den Einfluß der Maitresse desselben stütze. Vermuthlich hat er in seiner Jugend ein wildes Leben geführt, was ihn noch in reiferem Alter kitzelt,

*) Eckardt verweist in dieser Beziehung auf den Roman „Schiller's Jugendjahre" von Hermann Kurz, in dem man einen Commentar zu der Geschichte findet, „wie man Präsident wird".

denn er weiß nicht nur genau Beſcheid, wie die Mariagen in ſeinem Stande geſchloſſen werden, ſondern er iſt auch erfreut, daß ſein Sohn „der Bürgercanaille den Hof macht". In ſolchem Punkte flößt ihm der Standesunterſchied kein Bedenken ein; aber daß es Ferdinand mit ſeiner Liebe Ernſt iſt, das empört ihn, was ſollte in dieſem Falle aus den Aſpecten ſeines Stammbaumes werden? Mag ſein Sohn lieben, wo und wie viel er will; was fragt er nach dem Mann von unbeſcholtenen Sitten, wenn er ſich in ihm nur einen Mann von Einfluß erzieht. Sich dieſen letzteren zu erhalten, darum ſoll Ferdinand die Milford heirathen, und iſt erſt ſein Stammbaum geſichert, dann macht ihm das Weitere keine Sorge. So iſt der Miniſterpräſident ein durch und durch verächtlicher Charakter, deſſen unumſchränkte Gewalt uns von vorn herein Furcht einflößt.

Einer ganz anderen Klaſſe des Adels gehört der Hofmarſchall von Kalb an, deſſen Name ſchon verräth, was wir von ihm zu erwarten haben. Er hat nicht ſtudirt. Vielleicht iſt er aus Tertia eines Gymnaſiums abgegangen, ſo daß die Hochſchule ihm ihre Pforten verſchloſſen hat; dafür hat denn die Schule des Pariſer Lebens das Ihrige gethan. So iſt er, obwohl hoch in den Dreißigern, ein alberner Geck geblieben; es iſt eigentlich ein Mann, den der Schneider gemacht hat und noch täglich macht, denn er iſt unglücklich, wenn derſelbe ihn im Stich läßt. Da er ſeiner mangelhaften Bildung wegen nicht Staatsdiener ſein kann wie der Präſident, ſo begnügt er ſich damit, Hofdiener zu ſein und entſchädigt ſeine Umgebung durch das vollendete Bild franzöſiſcher Etikette und Tournüre. Als Ceremonienmeiſter nur mit Aeußerlichkeiten beſchäftigt, ſind ihm die unbedeutendſten Dinge von der größten Wichtigkeit. Der Erſte in der Antichambre zu ſein und ſeiner Hoheit das Wetter zu verkünden, das kann ihn unendlich glücklich machen; an einem Tage ſechzehn Viſiten abſtatten, die alle von der äußerſten Importance ſind, das iſt die drückende Arbeit, die auf ſeinen Schultern laſtet; und ſich nach einundzwanzig Jahren noch des

verlorenen Strumpfbandes der Prinzessin Amalia und mit demselben eines Todfeindes erinnern, das ist ein Exemplar der kostbaren Früchte, die sein mühevolles Leben zur Reife gebracht hat. Daß ihm, der nichts durch sich selbst ist, der Hof Alles sein muß, das begreifen wir; ist er doch Alles durch den Hof. Deshalb muß er sich ihm aber auch nützlich machen; er erscheint daher überall als der süßliche Schmeichler, vor allem aber als der Neuigkeitsträger, und es ist ihm nichts lieber, als wenn er hierzu benutzt wird. Und die Form, in der er sich seiner Aufträge entledigt, ist die possirlichste von der Welt, er ist der moderne Abklatsch der ehemaligen Hofnarren, weshalb sich auch Alles über ihn lustig macht. Und warum sollte er sich das nicht gefallen lassen, ist er doch sogar genöthigt, Alles zu wagen, um sich bei Hofe zu erhalten. Aber Bescheidenheit hat er deswegen nicht gelernt, denn er bleibt immer noch stolz auf seinen Adel, das Einzige, was er hat. Deshalb kann er auch mit Bravour prahlen, wenn er Ferdinand, „dem Naseweis, den Appetit nach seinen Amouren verleiden" will. Daß er sich dafür später höchst jämmerlich benehmen und sich von dem Major die empörendsten Beleidigungen gefallen lassen wird, das freilich fällt ihm dabei nicht ein; nur als die Milford ihm den Zettel einhändigt, welcher dem Fürsten ihre Entfernung anzeigt, da fühlt er, daß er seine Rolle ausgespielt hat. Und diese Rolle, so wenig wir ihn um dieselbe beneiden, ist doch für den Komiker eine außerordentlich dankbare, umsomehr als sie in die düstere Schwere, welche auf dem ganzen Stücke lastet, einen lichten Zug humoristischer Laune bringt, welche schon um des angenehmen Contrastes willen einen höchst wohlthuenden Eindruck macht. „Es muß auch solche Käuze geben."

Der Dritte im Bunde ist Wurm, der Repräsentant des „dintenkleckſenden Säculums", vor dem Sch. bereits in den Räubern ekelt. Er ist nach Miller's Beschreibung ein confiscirter, widriger Kerl mit kleinen tückischen Mausaugen, rothem Haar und herausgequollenem Kinn, der nicht nur ihm in der

Seele zuwider ist, sondern vor dem auch Louise ein Grauen hat. Was Marinelli seinem Fürsten, das etwa will Wurm dem Präsidenten sein. Schon sein Name kennzeichnet ihn, denn er ist nicht nur ein Herrendiener, sondern auch ein Schleicher und Zwischenträger. Von Anderen poussirt werden, das ist sein eigentliches Lebensziel, zu dessen Erreichung er sich der unlautersten Mittel, der abscheulichsten Ränke bedient. Darum ist er ein Intrigant, der schändliche Rathgeber seines Herren, ein Mensch, der falsche Handschriften macht und sich eben so auf schlaue Ueberredungskunst (III, 1) und den krummen Gang der Kabale versteht, wie auf die biegsame Hofkunst, welche die Leute emporbringen und stürzen kann. Er ist der Repräsentant der herzlosen Beamten so mancher Kleinstaaten des vorigen Jahrhunderts, der, stolz auf die geheime Macht des Systems der Büreaukratie, überall seine Hand bietet, um den unerträglichen Druck auszuüben, unter dem das Volk seufzt. Daß er bei dem allen mit Angst und Zaghaftigkeit erfüllt ist, darf uns nicht wundern; sie begleitet ihn auf Weg und Steg, ja selbst in seiner Liebe. Er liebt wohl überhaupt nicht, er möchte nur eine Frau haben. Aber einem Mädchen einen Antrag zu machen, dazu fehlt ihm der Muth, deshalb möchte er seine Liebeserklärung durch den Vater Louisen's vorbringen lassen. Und da er weiß, daß er einen gefährlichen Nebenbuhler hat, so muß derselbe durch eine nichtswürdige Intrigue beseitigt werden. Ob das Mädchen dabei um ihren guten Ruf gebracht wird, das ist ihm völlig gleichgültig; sie kann ja nachher gleich ihm, der so gern bei der Gnade Anderer betteln geht, es als ein gnädiges Geschick preisen, wenn er ihr seine Hand noch anbietet, mag dies dann auch die Liebeserklärung einer ganz gemeinen Seele sein. Natürlich finden wir bei ihm auch nicht eine Spur von Religion. Seine falschen Handschriften würde er ruhig mit einem Meineid (III, 1 u. 6) ableugnen, selbst auf die Gefahr hin, den Präsidenten zu compromittiren; zieht er doch diesen, als Alles für ihn verloren ist, unter Hohnlachen mit in sein Verderben. Somit ist er ein vollendeter Bösewicht, der

uns nur durch die „Conſequenz in der Anordnung ſeiner Maſchinen“ ein Intereſſe abgewinnen kann, „obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten“ *).

Die vierte Perſon in der Hofſphäre iſt Lady Milford, welche uns das Nöthigſte über ihre Lebensſchickſale (II, 3) ſelbſt mittheilt. Sie iſt fürſtlichen Geblüts, denn ſie ſtammt aus dem Hauſe Norfolk (ſ. d.); aber unglückliche Familienſchickſale haben ſie von ihrer Höhe herabgeſtürzt. Da ihre ganze Bildung ſich auf etwas Franzöſiſch, ein wenig Filet und Muſik beſchränkte, während ſie ſich auf das Anhören von Schmeicheleien und das Commandiren ihrer Untergebenen viel beſſer verſtand, ſo iſt ſie ein Opfer der Verhältniſſe geworden. Wie die Gräfin Orſina in Leſſing's „Emilia Galotti“ hat ſie ihre weibliche Ehre dem Fürſten verkauft, dem ſie die Schuld ihres Falles zuwälzt. Da ſie nicht nur ſchön und ſentimental, ſondern auch geiſtreich iſt, ſo ſpielt ſie bei Hofe eine glanzvolle Rolle. Jeder achtet auf ihren Wink, alle Vergnügungen, alle Luſtbarkeiten hängen von ihrer Laune ab, ja ſie beherrſcht den Fürſten ſelbſt und hat ſomit einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsverwaltung. Aber bei alledem iſt ſie unglücklich, ſelbſt die ausgeſuchteſten Genüſſe gewähren ihr keine innere Befriedigung, und die rauſchendſten Zerſtreuungen ſind nicht im Stande, ihr drückendes Schuldbewußtſein zu übertäuben. Nur ihr Ehrgeiz hat ſeine Rechnung gefunden; das Höchſte, wonach ein weibliches Herz ſich ſehnt, das Glück der Liebe, das muß ſie entbehren. Wenn es noch möglich wäre, in dieſen erſehnten Hafen einzulaufen, dann wäre ſie gerettet. Da lernt ſie Ferdinand kennen, für ſie am Hofe der einzige ſittliche Charakter, aber zugleich der erſte Mann, der ihr Schrecken einflößt. An ſeiner Tugend ſich emporzurichten, das könnte ſie wieder glücklich machen, könnte ihr die innere Ruhe wiedergeben; deshalb beredet ſie ſich, daß ſie ihr Herz frei

*) Man vergleiche Schiller's Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden. Bd. 11, S. 429.

behalten, daß sie im Stande sei, mit einer Louise harmonisch zu fühlen. Aber der schimpfliche Flecken, der an ihrer Ehre haftet, wie soll sie ihn auslöschen? Jetzt sucht sie alle guten Seiten an sich hervor; sie beredet sich, daß sie sich dem Fürsten aufgeopfert, um das Land zu beglücken, daß sie Thränen getrocknet und Kerker gesprengt habe; sie, welche die Hauptursache der sinnlosen Verschwendung des Staatsvermögens gewesen ist, spielt jetzt eine Großmuthsscene und schickt die kostbaren Diamanten, welche der Fürst ihr geschenkt, in die Landschaft. Warum sollte sie, die so lange eine Scheinherrschaft geübt, sich jetzt nicht auch mit dem Schein der Tugend schmücken? Kann sie doch ihrem Kammermädchen einreden, daß die erstrebte Verbindung mit Ferdinand das Werk ihrer Liebe sei, und bemüht sie sich doch, diesem zu beweisen, daß es ihr an Adel der Gesinnung durchaus nicht fehle. Wie bequem, wenn sie auf diesem Wege in die Arme der Tugend zurückkehren kann! Aber Ferdinand liebt bereits, und aufrichtig. Wer ist ihre Nebenbuhlerin? Sie muß sie kennen lernen; auch das gelingt ihr. Aber jetzt lernen wir sie in ihrer wahren Gestalt kennen. Fühlt sie mit Louise wirklich harmonisch? Hat ihre Leidenschaft für Ferdinand nicht vielmehr etwas unnatürlich Forcirtes? Und können wir in den Drohungen, welche sie gegen das arme Bürgermädchen ausspricht, die hochherzige Brittin erkennen, für die Ferdinand sie einen Augenblick gehalten? Nein, Alles ist Schein und Berechnung, denn selbst da sie ihr Spiel verloren geben muß, sucht sie sich wenigstens noch das Ansehen einer Heldin zu geben, indem sie den Hof mit einer gewissen Ostentation verläßt. Man wird von ihrer Wallfahrt nach Loretto erzählen, man wird die büßende Magdalena bemitleiden, das ganze Land wird über ihre That in Aufregung gerathen; das ist aber auch Alles, zurückverlangen wird sie niemand, trostlose Einsamkeit wird ihr Loos sein.

Der Lady zur Seite steht Sophie, die Kammerzofe, ein Mädchen aus dem Bürgerstande, auf welche die Hofluft bereits

ihren verderblichen Einfluß geübt. Sie hat Augen für koſtbares Geſchmeide, aber auch Augen für die Schwächen ihrer Gebieterin, denen ſie zu ſchmeicheln weiß; eben ſo verſteht ſie ſich auf das Intriguiren und weiß der Lady vor dem Empfange Ferdinand's, wie nachher bei dem Empfange Louiſen's allerlei Rathſchläge zu ertheilen, die einem jungen Mädchen nicht gerade zur Ehre gereichen.

Ein ganz anderer Charakter iſt dagegen der Kammerdiener. Obwohl an einem ſittenloſen Hofe beſchäftigt, iſt er doch aufrichtig und redlich geblieben, denn er nimmt keinen Anſtand, die Verhältniſſe wahrheitsgemäß zu ſchildern. Da er aber nicht zu ſchmeicheln verſteht, ſo hat er auch keinen Gönner; wie ſollte es ihm ſonſt nicht möglich geweſen ſein, ſeine Söhne vor dem ſchmachvollen Looſe (vergl. Amerika) zu bewahren, das ſo viele andere junge Leute trifft. Wie er mit dem ausgeſogenen Volke, ſo ſollen auch ſie mit ihren unglücklichen Kameraden leiden; darum wirft er der Lady ihre Börſe zurück, weil er ſein Gewiſſen nicht mit einer ungerechten Bevorzugung belaſten will. Lieber begnügt er ſich, ſeinen Troſt in der Religion zu ſuchen; die göttliche Gerechtigkeit wird ja nicht ewig ſchlummern.

Mit dem Kammerdiener treten wir in die bürgerlichen Verhältniſſe ein, wo wir das am Hofe vermißte Familienleben wiederfinden. Der Hausherr iſt der Muſicus Miller, eine friſch aus dem Leben gegriffene Geſtalt, wie mit dem Griffel eines Shakeſpeare gezeichnet, das echte Portrait eines deutſchen Bürgers, wie es ſich in beſcheidenen Verhältniſſen zu allen Zeiten wiederfindet. Miller iſt ein Mann von echt deutſchem Schrot und Korn, deſſen ſinnlich-anſchauliche Kraftausdrücke ſogleich den „plumpen, geraden, deutſchen Kerl“ verrathen, als den er ſich ſelber bezeichnet. Wie innig er mit dem Volke verwachſen iſt, davon zeugt der vielfache Gebrauch echt deutſcher Sprichwörter, neben denen die aus den Kreiſen der Vornehmen herübergenommenen franzöſiſchen Brocken einen ſeltſamen Contraſt bilden, zugleich aber auch die unglücklich corrumpirte Sprache des vorigen

Jahrhunderts zur Anſchauung bringen. Wie aufmerkſam Sch. hier beobachtet hat, geht ſchon daraus hervor, daß die Darſtellung dieſes Charakters bei den Zuſchauern nie ihres Eindrucks verfehlt; das Volk erkennt in Miller einen Geſinnungsverwandten. Sein Lieblingsinſtrument iſt das Violoncell, dem ſein tiefes Gemüth in einem ſchmelzenden Adagio die ſeelenvollſten Töne zu entlocken weiß. So ſteht ſeine Kunſt in der innigſten Harmonie mit der Liebe zu ſeiner Tochter. Als aufrichtiger und ehrlicher Mann meint er es gut mit ihr; gleich ſeinen biederen Vorfahren hält er auf bürgerliche Zucht und Ehre; darum haßt er die Bücher ſeines Zeitalters, beſonders die ſentimentalen Romane und die flachen rationaliſtiſchen Andachtsbücher, zu deren Höhe ſich ſein einfaches, ſchlichtes Chriſtenthum nicht erheben kann. Was er achten und lieben ſoll, das muß ihm zum Herzen reden, darum liebt er ſeine Kunſt, die ſich frei über allen unnatürlichen Zwang erhebt. In dieſem Unabhängigkeitsgefühl iſt er daher auch eingenommen gegen den Adel, die Beamten und Tintenkleckſer, die er in ſeiner Stellung als Muſiklehrer wohl vielfach kennen gelernt, und von denen er gewiß nicht ſelten mit Geringſchätzung behandelt worden iſt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ſich eine gewiſſe Bitterkeit ſeines Gemüthes bemächtigt hat. Mit dieſem Gefühl im Herzen duldet und trägt er, wie der deutſche Bürgersmann es nicht anders gewohnt iſt; ja er iſt ſelbſt devot gegen die Vornehmen, nur in ſeinem Hauſe mögen ſie ihn verſchonen, vor Allem aber fern von ſeiner Tochter bleiben. Erſt als er ſich zwiſchen ſeinen vier Wänden bedroht ſieht, und ſein Herz in der Beſchimpfung ſeiner Tochter tödtlich getroffen fühlt, da ſteigert ſich auch einem Präſidenten gegenüber die Leidenſchaftlichkeit ſeines Charakters zum höchſten Zorn, und es iſt ihm eine Genugthuung, unmittelbar vor dem Hereinbrechen des äußerſten Unglücks ſeinem Feinde noch eine derbe Wahrheit in's Angeſicht ſchleudern zu können.

So offen und ehrlich Miller der Welt gegenüber erſcheint, ſo unvorſichtig iſt er in der Wahl ſeiner Gattin geweſen; auch

iſt es ja nichts Seltenes, daß Männer, deren Beſchäftigung eine vorwiegend ideale iſt, beſonders Künſtler, geiſtig beſchränkte Frauen haben. Früher vermuthlich ein hübſches Kind mit runden Wangen, iſt ſie nun, nachdem der Zauber der Jugend ſchnell verflogen, eine gutmüthige Alte geworden, welche ſich die Sorgen um ihre Häuslichkeit durch nichts Anderes als die Kaffeetaſſe und die Schnupftabaksdoſe zu verſüßen weiß. Wurm nennt ſie die Dummheit ſelbſt, denn, obwohl gewandt genug mit dem Munde, iſt ſie doch höchſt unbeholfen in der Wahl ihrer Ausdrücke, neben welchen die vielen unterwürfigen Redensarten, ſo wie die bis zur Lächerlichkeit verdrehten franzöſiſchen Brocken einen wahrhaft komiſchen Eindruck machen. Daß ſie ſich in der ihrer Tochter erwieſenen Ehre geſchmeichelt fühlt, wollen wir ihr weiter nicht verdenken; aber für ſie iſt es vor Allem die glänzende Außenſeite, welche ſie beſticht, die Uniform, die niedlichen Geſchenke, die allerliebſten Billetter und die prächtig eingebundenen Bücher. Darum hat ſie das Liebesverhältniß begünſtigt, ja ſie iſt gewiſſermaßen in Ferdinand ſelbſt verliebt; und bedenken wir nun die ſchöne Ausſicht für die Tochter, eine gute Partie zu machen, darf es uns da wundern, wenn die Alte ihr Glück überall ausſchwatzt? Die einzige Wohlthat für Miller beſteht darin, daß ſie keine Keiferin, ſondern das perſonificirte Phlegma iſt und neben ihrem Manne eine höchſt untergeordnete Rolle ſpielt; es iſt daher natürlich, daß Louiſe weniger Vertrauen zu ihr als zu ihrem Vater hat.

Wir kommen nun zu den Helden des Dramas; es ſind Ferdinand und Louiſe, welche die Schranken der Stände, denen ſie angehören, durchbrechen wollen. Durch Stolz und Hochmuth auf der einen Seite, wie durch knechtiſchen Sinn und Unterwürfigkeit auf der andern hat ſich die tiefe Kluft gebildet, die jetzt ausgefüllt werden ſoll. Dies iſt nur möglich, wenn auf jener Seite an die Stelle des Adelsſtolzes der Adel der Geſinnung, auf dieſer Seite an die Stelle der Selbſtunterſchätzung das Bewußtſein inneren Werthes tritt. Aber dieſer langſame

Weg culturgeschichtlicher Entwickelung ist nicht geeignet für ein Drama; der Dichter wählt daher ein schneller wirkendes Mittel, die Liebe, die nicht das ihre sucht und zugleich alles überwindet. Wird es ihr gelingen, die bestehenden Schranken siegreich zu durchbrechen? Wenn die kämpfenden Personen nur auf die Stimme ihres Herzens achten, ohne auf die prosaischen Lebensbedingungen in ihrer Umgebung Rücksicht zu nehmen, so sind Collisionen unvermeidlich; Ferdinand sieht dies auch voraus, denn er sagt: „Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird?"

Ferdinand, ein junger Mann in den ersten Zwanzigern, ist jedenfalls eine stattliche Erscheinung, die auf weibliche Gemüther Eindruck macht, denn er wird von Louise warm und innig, von der Milford mit feuriger Leidenschaft geliebt und von Sophie bewundert. Er hat, wie sein Vater, studirt, aber ihm ist die Wissenschaft (s. d.) nicht „die tüchtige Kuh gewesen, die ihn mit Butter versorgt, sondern die hohe, die himmlische Göttin", die seinen Geist mit erhabenen Idealen erfüllt hat. Der Vater nennt ihn deshalb einen Romankopf, und Wurm findet die Grundsätze, die er aus Academien mitgebracht, die phantastischen Träumereien von Seelengröße und persönlichem Adel höchst unpraktisch. Ferdinand weiß, daß er ein Edelmann ist, aber er hat darüber nicht vergessen, daß er Mensch ist; er ist zugleich ein deutscher Jüngling, der sich schon in seiner Sprache vortheihaft von seiner Umgebung unterscheidet, indem er sich aller französischen Floskeln sorgfältig enthält; außerdem besitzt er Ehrgeiz, denn nur was groß und abenteuerlich ist, vermag ihn zu reizen. Dazu aber bietet ihm seine Stellung keine Gelegenheit mehr, hat er doch schon im zwanzigsten Jahr die Charge eines Majors erreicht. Ueberdies hat die militärische Carriere keinen Reiz für ihn. Bei seinen Begriffen von natürlichem Recht, bei seinem Drange nach persönlicher Freiheit kann es ihm keine Befriedigung gewähren, einfach der Ordre zu pariren; er möchte sich nicht gehemmt sehen, nicht ein Opfer seines Standes werden.

Sein Vater ist bereit, in diesem Punkte nachzugeben, er soll die Uniform ausziehen und in's Ministerium treten. Aber soll er sich hier in Acten begraben? Auch das sagt ihm nicht zu, um so mehr als er die ganze Büreaukratenwirthschaft kennt. Der Vater selbst hat ihn in die Geheimnisse seines Regierungssystems eingeweiht, dessen krumme Wege ihm ein Greuel sind; ja noch mehr, er hat ihn zum Mitwisser seiner Schandthaten gemacht, die ihn gleich einem Mitschuldigen drücken und die er als Sohn doch verschweigen muß. So ist ein Zwiespalt in seinem Gemüthe entstanden, nach dessen Ausgleichung er sich sehnt. Da er seiner Umgebung nicht entfliehen kann, so sucht er sich wenigstens einen Zufluchtsort für seine stillen Stunden. Er will Musik treiben, um den edleren Empfindungen seines Herzens zu genügen, und zwar wählt er die Flöte, deren weiche Klänge seinem melancholischen Temperament am meisten zusagen. Auf diese Weise kommt er in Miller's Haus, und hier, wo er Ruhe gesucht, findet er Louise. Es kann nicht ausbleiben, daß sie ihm auf dem Fortepiano accompagnirt, und die Harmonie der Töne führt auch alsbald die Herzen zusammen. Jetzt ist es natürlich vollends um seine Ruhe geschehen, denn was hilft dem das Glück der Liebe, der sich ihr nicht mit voller Seele hingeben kann. Er kennt die Gefahren, die seiner Verbindung mit einem Bürgermädchen drohen, aber statt seiner Umgebung zu entfliehen, mit den ihm im Wege stehenden Verhältnissen zu brechen, den lockenden Aussichten auf Beförderung zu entsagen, betrachtet er sich vielmehr als einen Tugendhelden, der das Recht hat, der ganzen verderbten Welt Trotz zu bieten. Wie wäre er auch im Stande, besonnen zu handeln, da er in seiner Liebe selbst überspannt und phantastisch ist. Mag er immerhin verlangen, daß seine Geliebte in ihm die ganze Welt sehe; aber daß sie auch ihm die ganze Welt ist, beweist, daß seine Berufspflichten ihm nicht bedeutungsvoll genug sind, daß er der Forderungen, die das Vaterland an ihn zu stellen hat, wenigstens für jetzt vergessen kann. Bei Naturen, die so leidenschaftlich lieben, ist die Eifersucht leicht zu wecken,

das weiß der Vater ſehr wohl, darum gelingt ihm auch ſein Anſchlag auf des Sohnes blinde Leidenſchaft, der in ſeiner exaltirten Stimmung gar nicht daran denkt, daß ein Menſch wie der Hofmarſchall ſich ſeiner Louiſe gegenüber unmöglich zum Nebenbuhler eignet. Leider findet Ferdinand auch in der Religion nicht den nöthigen ſittlichen Halt. Der alte Miller hat ganz recht, wenn er fürchtet, „die überhimmliſchen Alfanzereien aus der hölliſchen Peſtilenzküche der Belletriſten“ würden bei ſeiner Tochter „die Handvoll Chriſtenthum vollends auseinanderwerfen“. Das Wichtigſte, was Ferdinand fehlt, iſt Ergebung und Selbſtverleugnung. Von der Anſicht ausgehend, daß Gott (V, 3) ſeltſam mit dem Menſchen ſpiele, iſt er bemüht, ſich ſein Unglück ſo ſchwarz wie möglich auszumalen; ja er geht ſogar ſo weit, den Himmel unmittelbar herauszufordern, indem er ſeinen Vater tödten und ihn ſelbſt vor den Richterſtuhl Gottes führen möchte. Wer ſo geneigt iſt, der göttlichen Gerechtigkeit in den Arm zu greifen, der ſtellt ſich auch bald über ſie und iſt im Stande (IV, 4) mit dem Himmel zu rechten. Verletzung der Sohnespflicht, ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Geliebte, Pochen auf ſeine Tugend und trotziges Widerſtreben gegen die Wege des Schickſals — das iſt ſeine Schuld, und darum ſtürzt er ſchließlich nicht nur ſich, ſondern auch Andere in's Verderben.

Louiſe, welche nach Sch.'s urſprünglicher Abſicht der Dichtung den Namen geben ſollte, iſt eine ſchlanke, intereſſante Blondine, die ſo eben ihr ſechzehntes Jahr zurückgelegt hat. Wie Ferdinand auf die Frauen, ſo macht ſie Eindruck auf die Männer. Wurm fühlt ſich zu der ſchönen Geſtalt hingezogen, Ferdinand liebt ſie um ihrer ſchönen Seele willen, ja ſogar der alte Miller kann ſelbſt im Zorn die rührend-komiſche Bemerkung nicht unterdrücken, daß er in ihre blauen Vergißmeinnichtaugen vernarrt iſt. Obwohl eine arme Geigerstochter, hat ſie doch eine Bildung erhalten, die über ihren Stand hinausgeht und ihr eine gewiſſe Berechtigung zu einer höheren Lebensſtellung giebt. Sie iſt befähigt, Bücher edleren Inhalts zu verſtehen,

ſpielt Clavier, ſelbſt Schach, und hat Ideen in ſich aufgenommen, die ſich unter Ferdinand's Leitung ausgebildet und zu beſtimmten Lebensanſchauungen entwickelt haben. Aber es iſt eine philoſophiſche Richtung, der ein ſo jugendliches Weſen nicht die ausreichende Kraft des Geiſtes entgegenbringt; beſonders haben Ferdinand's rationaliſtiſche Religionsbegriffe zwar Licht in ihren Verſtand gebracht, aber keineswegs dem Herzen die wohlthuende Wärme geſpendet, deren ein weibliches Gemüth nicht entbehren kann. Wir erblicken daher in Louiſe nicht das naive Mädchen, das wir ihrem Stande, wie ihrem Alter nach erwarten ſollten. Lectüre und liebende Hingebung haben ſie früh reif gemacht, ſo daß ſie neben ihrer ſentimentalen Schwärmerei ſehr wohl weiß, was weibliche Ehre zu bedeuten hat, und eben ſo ſtolz auf ihre Tugend iſt wie Ferdinand auf die ſeinige. Erblickt doch die Milford in ihren ſchlagenden und treffenden Antworten ſogleich den Lehrer, dem ſie ihre Klugheit zu verdanken hat, und wird es doch auch uns nicht ſchwer, zu entdecken, wie der Dichter ſeine Heldin benutzt, um durch ihren Mund die ernſteſten ſittlichen Wahrheiten zu verkünden. Sonſt aber iſt ſie ein reines Gemüth, das vor jedem Frevel zurückbebt; Frömmigkeit und Liebe ſind die einzigen Empfindungen, die ihr Herz erfüllen, nur leider nicht in ſchöner Eintracht, denn „der Himmel und Ferdinand reißen an ihrer Seele“. Wie ihre Frömmigkeit die kindliche Unbefangenheit eingebüßt, ſo hat ſie auch mit ihrer Liebe die Ruhe der Seele verloren; denn es iſt eine Liebe, die nicht beglückt, ſondern mit banger Beſorgniß für die Zukunft erfüllt. So erſcheint ſie gleich bei ihrem erſten Auftreten nicht als die handelnde, ſondern als die duldende Heldin, die in ſteter Angſt lebt und es wohl fühlt, daß ſie dazu beſtimmt iſt, ein Opfer feindlicher Mächte zu werden. Die einzige ſichere Stütze findet ſie in der Pietät gegen ihren Vater, und gerade dieſe wird ihr Verderben; denn ihm zu Liebe will ſie ſich erhalten und Allem entſagen, und vergißt dabei, daß die Offenbarung der Wahrheit eine höhere Pflicht ſei als die Geheimhaltung eines erzwungenen

Eides. Das ist ihre Schuld, die wir ihr so gern verzeihen möchten, der sie aber dennoch unter den gegebenen Verhältnissen zum Opfer fallen muß.

Verfolgen wir nun, wie der Dichter die seinem Drama zu Grunde liegende Idee in dem Verlaufe der Handlung durchführt. Der erste Act zerfällt in zwei Haupttheile, indem die vier ersten Scenen in dem Miller'schen Hause, die drei letzten in dem des Präsidenten spielen. Gleich zu Anfang kündigt sich der tragische Charakter des Stückes an, indem wir einer drastischen Ehestandsscene beizuwohnen haben. Miller's Frau hat die Liebschaft zwischen Ferdinand und Louise begünstigt; der tiefer und weiter blickende Vater will dem ganzen Handel ein Ende machen. Da erscheint Wurm, der auch ein Auge auf das Mädchen hat, um zunächst das Terrain zu sondiren; aber die Mutter läßt ihn merken, daß sich für die Tochter bereits günstigere Aussichten eröffnet haben, und der Vater giebt ihm deutlich zu verstehen, daß er ihm als Schwiegersohn wenig behage. So zieht sich Wurm, gewiß wenig erbaut von der heftigen Scene, der er beigewohnt, zurück, und Miller, der Menschenkenner, prophezeiht sogleich die Kabale, die der Schleicher schmieden wird. Jetzt kommt die Tochter aus der Messe; ihre erste Frage ist nach dem Major, der, nachdem Vater und Mutter sie verlassen, selbst erscheint. Die beiden Liebenden, die sonst in traulichem Gespräch so glücklich gewesen, stehen jetzt einander in nicht erfreulicher Weise gegenüber. Louise ist von trüben Ahnungen erfüllt; ihr Vater hat ihr bereits gesagt, daß er ihr den Major nicht geben kann, und sie fürchtet, der Präsident wird ihn ihr nicht geben wollen. Aber Ferdinand erklärt sich bereit, den Kampf mit den Standesvorurtheilen aufzunehmen. Leider nur will er nicht mit ihr vereint den Sturm erwarten, sondern er will sich „zwischen sie und das Schicksal werfen"; so muß sie an dem Erfolge zweifeln, und wir ahnen bereits, daß der Ausgang kein glücklicher sein wird.

Unterdeſſen zieht ſich das Ungewitter in dem Hauſe des Präſidenten zuſammen. Wie Miller vorausgeſagt, hat Wurm mitgetheilt, was er von dem Liebesverhältniß erfahren. Obwohl der Präſident die Sache anfangs nicht ernſt nehmen will, ſo verdrießt es ihn doch, ſeine Plane gekreuzt zu ſehen; er beeilt ſich daher, ſeinem Hausſecretair mitzutheilen, daß Ferdinand die Milford heirathen ſoll. Und da er ſich berechtigt glaubt, ſeinen Willen als Vater eben ſo durchzuſetzen wie als Staatsmann, ſo veranlaßt er den Hofmarſchall, die Verlobung als feſtſtehende Thatſache bekannt zu machen, damit Ferdinand gezwungen ſei, den getroffenen Anordnungen Folge zu leiſten. Jetzt erſcheint ſein Sohn, erfährt von dem Vater, auf welche Art derſelbe ſein künftiges Lebensglück begründen, zugleich aber auch, daß er ihn vermählen will. Einer Milford ſeine Hand zu reichen bezeichnet er als eine ſchmachvolle Zumuthung; aber auch einer Gräfin von Oſtheim (ſ. d.) kann er keinen Antrag machen, da er bereits innerlich gebunden iſt. Dies letztere ſeinem Vater zu geſtehen, hat er leider nicht den Muth, wodurch der Präſident in ſeinen Vermuthungen, das Verhältniß zu Louiſen ſei kein ernſtes, beſtärkt wird. So muß er ſich denn entſchließen, dem Willen ſeines Vaters vorläufig nachzugeben, indem er hofft, die Milford werde es nicht wagen, ſeine Hand zu erzwingen.

Der zweite Act zerfällt gleichfalls in zwei Abſchnitte; denn die drei erſten Scenen gehen bei der Lady Milford, die vier letzten in dem Hauſe des Muſicus vor. Die Lady ſchüttet ihr Herz, da ſie ja Niemand weiter hat, ihrer Kammerjungfer aus; ſie möchte den niederen Sinnengenuß mit wahrer Liebe vertauſchen und dann den Hof verlaſſen. Doch dieſem Traum des Glücks ſoll ein bitteres Erwachen folgen. Zwar bringt ihr ein Kammerdiener des Fürſten ein koſtbares Brautgeſchenk, aber er öffnet ihr zugleich die Augen über den ſchändlichen Menſchenhandel, welchen der Fürſt mit ſeinen Landeskindern treibt und giebt ihr fürchterliche Wahrheiten zu hören. Natürlich wird ſie hierdurch in eine Stimmung verſetzt, die wenig geeignet iſt, den

Major zu empfangen, der noch dazu in der Absicht erscheint, sie tief zu demüthigen. Indessen gelingt es ihr doch, den ersten Angriff abzuschlagen, um so mehr als Ferdinand wohl fühlt, daß er in der Form seiner Beleidigung die Schranken der Convenienz allzu kühn überschritten. Ja noch mehr, ihre weibliche Beredsamkeit versteht es meisterhaft, sein Inneres zu ergreifen, so daß er die anfangs Verachtete bald in jugendlich excentrischer Weise bewundert. Aber als sie ihm gesteht, daß sie durch ihn gerettet zu werden wünsche, da muß er ihr sein Verhältniß zu Louise entdecken, sie auf die Verpflichtungen hinweisen, die er bereits eingegangen ist. Doch sie, schon an das Herrschen gewöhnt, will auch dieses Hinderniß bekämpfen, denn ihre Ehre erfordert es, daß sie auf die Verbindung dringt.

Wir betreten nunmehr Miller's Haus, um einer mächtig erschütternden Scene beizuwohnen. Der Alte tobt noch ärger als im ersten Act, denn ein Bote des Ministers, der nach ihm fragen läßt, weissagt nichts Gutes; Miller's Frau ist völlig rathlos, und Louise wird von banger Ahnung ergriffen. Da tritt Ferdinand ein, um sich gegen Louise über die mit der Milford zu vollziehende Vermählung auszusprechen, zugleich aber um sein Recht zu behaupten und den Kampf zwischen Liebe und Sohnespflicht zu bestehen. Denn in dem Augenblick, wo er wieder fort will, erscheint sein Vater. Obgleich Ferdinand sich jetzt offen und feierlich zu Louisen als seiner Braut bekennt, und mit männlicher Entschiedenheit für ihre Ehre eintritt, so wird sie doch von dem Präsidenten auf die roheste und empörendste Weise beschimpft. Das versetzt den alten Miller in Wuth; in der gerechten Entrüstung seines tief verletzten Ehrgefühls vergißt er sich, beleidigt den Präsidenten, den Hof und droht sogar, von seinem Hausrechte Gebrauch zu machen. Dafür muß sich der Präsident Genugthuung verschaffen, und soll die ganze Familie darüber zu Grunde gehen. Er läßt Gerichtsdiener eintreten, um seine Befehle zu vollziehen, Tochter und Mutter an den Pranger und den Vater in's Zuchthaus zu führen.

Ferdinand setzt sich mit Entschiedenheit zur Wehr, aber nur durch die Drohung, das Aeußerste zu thun, die geheimen Verbrechen des Vaters an das Licht zu bringen, gelingt es ihm, den Angriff abzuschlagen. Somit ist der Versuch, die Liebenden von einander zu trennen, gescheitert; weder die Lady, noch der Präsident haben ihren Zweck erreicht.

Der dritte Act spielt in den drei ersten Scenen bei dem Präsidenten, in den drei letzten in Miller's Hause. Zunächst unterhalten sich der Präsident und Wurm über den mißglückten Versuch, Ferdinand zum Zurücktreten von seinem Verhältniß zu bewegen. Da der erstere rathlos ist und dennoch gern seinen Zweck erreichen möchte, so wendet er sich fragend an Wurm, der auch sogleich mit schlauer Berechnung die Kabale schmiedet, welche die Herzen der Liebenden auseinander reißen soll. Er selbst ist unfähig, Louisen's Herz für sich zu gewinnen; seinen Nebenbuhler ausstechen zu wollen, wäre ein ganz vergebliches Bemühen; und daß er weder von dem Vater noch von der Mutter etwas zu hoffen hat, ist ihm klar geworden. Jetzt müssen List und Gewalt angewendet, es muß ein Zwiespalt zwischen den Liebenden selbst erzeugt, ihr gegenseitiges Vertrauen erschüttert werden. Warum sollte sich der Major durch einen aufgefangenen Brief nicht eifersüchtig machen lassen? Und Louise von ihren Eltern zu trennen, ist auch nicht schwer; sind doch Miller's beleidigende Reden Veranlassung genug, ihn und, der Sicherheit wegen, vorläufig auch die Mutter verhaften zu lassen; dann ist das Mädchen in seiner Gewalt und ihm wie dem Herrn Minister geholfen. Der Präsident erkennt dies an und nennt den Plan ein satanisches Gewebe, mit dessen Ausführung auch keinen Augenblick gezögert wird. Der Hofmarschall muß seinen Namen zu einem Rendezvous hergeben, Wurm setzt einen in Louisen's Namen geschriebenen Brief auf, die Eltern des Mädchens werden in der Stille verhaftet. So ist Alles zweckmäßig eingeleitet, und es handelt sich nur noch darum, die Mine springen zu lassen.

Wie ſieht es jetzt in Miller's Hauſe aus? Louiſe iſt allein, ohne noch zu ahnen, was bereits mit ihren Eltern geſchehen iſt; aber Ferdinand beſucht ſie. Es iſt ein trauriges Beiſammenſein, denn das Band, das ihre Herzen verknüpfte, iſt bereits gelockert. Sie läßt alle Hoffnungen ſinken, während die ſeinigen ſteigen, da es jetzt Gefahren zu beſtehen giebt. Louiſe hat ſich klar gemacht, daß der Unterſchied der Stände für ihre Liebe eine unüberwindliche Schranke iſt, daß ſie zu hoch hinausgewollt hat. Außerdem iſt ſie von dem Präſidenten auf die ſchmachvollſte Weiſe beleidigt worden; als Mädchen von Ehre muß ſie jetzt zurücktreten. Auf dieſe Weiſe wird Ferdinand ſeinen Verhältniſſen zurückgegeben, ſie ihrem Vater erhalten. Ferdinand dagegen will die Schranken mit Gewalt durchbrechen und verlangt, daß ſie, von ihrem Vater begleitet, mit ihm fliehe. Das aber kann ſie nicht; eine Liebe, auf welcher der Fluch eines Schwiegervaters ruht, iſt ein Frevel, an dem ſie ſich nicht zu betheiligen vermag. Ferdinand betrachtet dieſen Entſchluß als Mangel an feuriger Liebe und ſchöpft Verdacht. Einmal in exaltirter Stimmung, verwandelt ſich ſein Mißtrauen in grundloſe Eiferſucht, die aber bald eine gefährliche Nahrung erhalten ſoll. — Louiſe bleibt jetzt allein und ſehnt ſich vergeblich nach der Rückkehr ihrer Eltern; aber bald ſollen ihre bangen Ahnungen zu ſchrecklicher Gewißheit werden, denn kaum der Charybdis entronnen, nahen ihr jetzt die gefährlichen Klippen der Scylla. Wurm, ihr heimlicher Bewerber erſcheint, um ſein Opfer auf die Folterbank zu ſpannen; ſie hört, daß ihre Eltern gefänglich eingezogen ſind, daß dem Vater ein Criminalprozeß droht, daß Ferdinand's Loos Fluch und Enterbung iſt, wenn er die Milford ausſchlägt; ſie fühlt, daß ſie dies Alles, wenn auch nicht verſchuldet, ſo doch zum Theil herbeigeführt; man ſagt ihr, es ſei der Wunſch des Vaters, daß ſie den Major frei mache; und nun wird ihr der ſchändliche Brief in die Feder dictirt, gegen den ſich ihr ganzes ſittliches Gefühl empören muß; der Brief, durch welchen ſie

genöthigt wird, ihrer Liebe den Todesstoß zu versetzen. Hatte sie bis jetzt nur auf Ferdinand's Hand verzichtet, so hat sie nun auch ihr Herz von ihm losgerissen. Und in demselben Augenblick, wo sie ihn wirklich verloren, ist Wurm im Stande, ihr den Heirathsantrag zu machen. Es ist der Muth des feigen Intriganten.

Der vierte Act zerfällt wiederum in zwei Haupttheile, indem die fünf ersten Scenen in dem Hause des Präsidenten, die vier letzten bei der Milford spielen. Ferdinand, der bereits an Louisen irre geworden, hat den Brief des Hofmarschalls gefunden. Obwohl er sich sagen muß, daß nur blinde Eifersucht ihn foltert, traut er doch seinen Augen mehr als seinem Herzen und sieht alle Liebeserwiederungen als künstliche Berechnung, als absichtliche Täuschung an. Nun kommt der Marschall, den er hat rufen lassen, er zeigt ihm den Brief, fordert ihn auf Pistolen, und findet statt eines Edelmannes einen erbärmlichen Hasenfuß. Militairischer Stolz und eifersüchtige Leidenschaft versetzen ihn jetzt in solche Aufregung, daß er das offene Bekenntniß seines vermeintlichen Nebenbuhlers vollständig mißdeutet, ja kaum anhört und ihn als einen elenden Feigling entfliehen läßt. Blind- und taub für Alles, was ihn umgiebt, rast er jetzt gegen sich selbst, wie gegen die Geliebte seines Herzens und faßt den Beschluß, sie und sich zu tödten. Was hilft es ihm jetzt, daß sein Vater sich nachgiebig zeigt, daß er ihm jetzt das Mädchen geben will, das sich seiner so wenig werth bewiesen; diese Güte ist nur geeignet, ihn völlig toll zu machen, denn von Wurm's geheimer Machination, der durch diesen Schritt des Präsidenten den Verdacht einer möglichen Kabale von sich ablenken will, hat er keine Ahnung.

Was wird nun unter den obwaltenden Umständen aus der Milford werden? Wir finden sie im Gespräch mit ihrer Kammerjungfer, die sie zu Louisen geschickt hat, denn sie möchte ihre Nebenbuhlerin kennen lernen, sie demüthigen, erniedrigen und, wenn noch irgend möglich, aus dem Felde schlagen. Aber sie

findet eine ganz andere Gegnerin als Ferdinand in seinem vermeintlichen Nebenbuhler. Der Verführten, der Gefallenen steht hier die Repräsentantin der Unschuld und Tugend gegenüber, die ihr die ernstesten Wahrheiten sagt und sie einen tiefen Blick in ihr eigenes Innere thun läßt. Es ist, als ob ein Beichtvater zu einer schweren Sünderin rede. Aber obwohl die Lady fühlt, daß die Spitze des Pfeils, den sie abdrücken wollte, sich umkehrt und ihr eigenes Herz trifft, ist sie doch nicht im Stande, sich zu demüthigen. Nur die Zerrissenheit ihres Gemüthes trägt sie zur Schau, indem sie zuerst in heftig aufloderndem Zorn die fürchterlichsten Drohungen ausstößt und unmittelbar darauf in schmeichelnd entgegenkommender Weise Louise bittet, sie möge ihr Ferdinand abtreten. Das war beschlossen, ehe sie es ahnte; aber aus welchen Händen soll sie den Major empfangen? Aus den Händen einer Selbstmörderin. Jetzt erst fühlt sie die ganze Tiefe ihrer Schmach, begreift sie die volle Größe ihres Unglücks; jetzt erst gewinnt sie Kraft, ihre Schwäche zu besiegen. Schnell entschlossen, zerreißt sie die Bande, welche sie an den Herzog knüpfen und verzichtet fortan auf das stolze Bewußtsein einer Herrschenden wie auf das Glück der Liebe. Des ersteren ist sie überdrüssig, das letztere hat sie verscherzt; jetzt muß sie beides entbehren, das ist ihre Strafe.

Der fünfte Act erinnert uns an den Anfang des Stücks, indem er uns in dasselbe Zimmer führt, wo wir die Familie Miller's kennen gelernt. Louise ist jetzt allein, ein mattes Dämmerlicht umhüllt ihre Gestalt, Gedanken des Selbstmordes ziehen durch ihre Seele. Aber sie möchte nicht allein sterben, das schwache Weib bedarf auch im Tode eines Anhalts, ihr Ferdinand wird sie in dieser schweren Stunde nicht verlassen. Jetzt kommt ihr Vater; er ahnt, es sei ein Unglück geschehen, während ihn ein schlimmeres noch erwartet. Louise spielt auf den Tod an, den Brief an Ferdinand hat sie schon geschrieben, der Vater soll ihn ihr besorgen. Es ist eine schwere Aufgabe, noch dazu heut, an seinem sechzigsten Geburtstage. Er will den

Inhalt des Briefes wissen, erbricht ihn und erfährt das Entsetzlichste, was ein Vaterherz treffen kann. Er mahnt sie an ihre Kindesliebe, an das göttliche Gericht, nennt ihren Tod einen Stich in sein Herz und beschwört sie, das Heil ihrer unsterblichen Seele zu bedenken. Sie kämpft einen furchtbaren inneren Kampf, endlich zerreißt sie den Brief und will mit ihrem Vater fliehen. Aber es ist zu spät, Ferdinand tritt herein, und Louise fühlt, daß sie verloren ist. Miller bittet ihn, er möge fliehen, aber er hat ja Wichtiges zu berichten. Louise muß wissen, daß die Milford geflohen, daß der Präsident in die Wahl seines Sohnes willigt, daß jetzt alle Hindernisse, die der Verbindung von seiner Seite her im Wege standen, beseitigt sind. Jetzt ist nur noch die Frage, ob von Louisen's Seite nichts geschehen ist, was den Bund der Herzen trennt. Er wirft ihr den Brief an den Marschall zu und fragt, ob sie ihn geschrieben. Nach schwerem inneren Kampfe bejaht sie es und bittet ihn, sie zu verlassen. Jetzt hat sich Ferdinand's Eifersucht in Haß verwandelt und der fürchterliche Entschluß ist gefaßt; er bittet um die verhängnißvolle Limonade. Die beiden Männer bleiben jetzt allein, es ist eine rührende Scene, der Erinnrung an glückliche Zeiten geweiht; wir bedürfen ihrer, ehe wir den entscheidenden Streich fallen sehen. Nach einem kurzen Monologe, in welchem Ferdinand mit sich zu Rathe geht, ob er auch ein Recht habe, dem Vater seine einzige Tochter zu rauben, entledigt er sich seiner letzten Pflichten gegen denselben und bittet ihn, ihm ein Billet an den Präsidenten zu besorgen. In dem Augenblick, wo Louise ihrem Vater hinausleuchtet, schüttet er das Gift in die Limonade.

Louise kommt zurück; es erfolgt eine peinliche Scene. Ferdinand steht stumm in sich gekehrt. Während ihm sonst jeder Blick seiner Louise eine Seligkeit war, beachtet er jetzt keins ihrer Worte, beantwortet keine ihrer Fragen, bis er sich in allerlei hämischen Aeußerungen Luft macht. Nun läßt er sie von der Limonade trinken, es kommt zu neuen Erörterungen, bei ihr bricht das volle Liebesgefühl wieder hervor, er ergeht sich in

Digitized by Google

frevelhaften Aeußerungen über das ſchlechte Herz, an das er gerathen; Louiſe wird auf eine fürchterliche Probe geſetzt. Endlich richtet er die wiederholte Frage an ſie, ob ſie den Marſchall geliebt; aber erſt als er ihr den Tod ankündigt, ſagt ſie ihm, daß ſie unſchuldig ſterbe, daß der Brief ein erzwungener geweſen ſei. Mit dem Gebete, Gott möge ihm und ſeinem Vater vergeben, ſtirbt ſie; daß er eine Unſchuldige getödtet, das iſt ſeine härteſte Strafe. Die letzte Scene führt den Präſidenten an Louiſen's Leiche, um ihm die Frucht ſeiner Kabale zu zeigen. Schaudernd an das göttliche Gericht gemahnt, wälzt er jetzt die ganze Schuld auf Wurm, doch dieſer von Ingrimm über das Mißlingen ſeines Plans erfüllt, will nicht das alleinige Opfer gemeinſamer Schuld ſein, ſondern zieht ihn mit in den Abgrund. Nur von dem ſterbenden Ferdinand erlangt er noch ein Zeichen der Vergebung, während der unglückliche Miller voll Verzweiflung aus dem Zimmer ſtürzt.

So endet das Stück mit einer furchtbaren Diſſonanz, denn wenn auch die Liebe ihre Macht über die Kabale mit dem Tode beſiegelt, ſo kommt es doch nicht dazu, daß die Väter der unglücklichen Liebenden ſich wie in Shakeſpeare's „Romeo und Julia" die Hände reichen. Die Verſöhnung der einander feindlichen Stände ſollte einer ſpäteren Zeit vorbehalten bleiben, wo die künſtlich gezogenen Schranken zuſammenſtürzten, wo die Natur wieder in ihre Rechte trat und die Menſchenliebe als ſolche den Sieg errang. Bekanntlich iſt Sch.'s „Kabale und Liebe" von Gervinus, Hoffmeiſter, Schlegel, Schwab, Vilmar und Anderen ziemlich herbe, von Hildebrand, Hinrichs und Rötſcher milder, am richtigſten wohl von Palleske und Eckardt beurtheilt worden. Der Letztere ſagt: „Es darf uns nicht befremden, wenn auch dieſe Dichtung weit mehr mit menſchlicher Leidenſchaft und Erhitzung als mit künſtleriſcher Mäßigung geſchrieben iſt; ſie iſt ein Vorbote jener großen Bewegung, die ganz Europa erſchütterte, und die kommende Sonne kündigt ſich bekanntlich mit Sturmeswehen an." Und wer möchte leugnen, daß das Stück

im Bunde mit der geschichtlichen Entwickelung der Völker eine mächtige Wirkung geübt; dürfen wir doch mit Stolz darauf hinweisen, daß wir jetzt auf Europas Thronen fast überall das wohlthuende Bild des Familienlebens erblicken, daß es die Fürsten für eine Ehre halten, wenn man sie als Vater des Vaterlandes bezeichnet, daß es unter den Ministern weder an wahrhaften Patrioten, noch unter den Staatsbeamten an Männern von erprobter Gewissenhaftigkeit fehlt. Auch Adel und Bürgerstand sind einander vielfach näher getreten, so daß die Gegenwart eines Stückes wie das vorliegende als Zeitspiegel nicht mehr bedarf.

Kabbala (Gstf. 10, 166), von dem hebr. Kabal, arab. Kabala, an- od. aufnehmen; die mündlich fortgepflanzte Lehre der Juden im Verein mit den nicht-mosaischen heiligen Büchern derselben, eine Geheimlehre der Juden, die sich zu einer eigenen Schule und Literatur ausgebildet hat und wesentlich in einer mystischen Religionsphilosophie besteht. Gaukler und Volksverführer haben sich ihrer oft zu unedlen Zwecken bedient. Ebendaher Cabale (R. IV, 2 — F. Vorr.), frzs. ein heimliches Verständniß, geheime Verbindung zu einer bösen Absicht, wie Hof-Cabale (K. u. L. II, 1).

Kadmus (Myth.), der Sohn des phönicischen Königs Agénor, kam, seine von Jupiter entführte Schwester Europa suchend, 1550 v. Chr. nach Böotien, wo er die Stadt Theben (Phön.) gründete, die daher (ebendas.) „Kadmus Stadt" genannt wird. Er vermählte sich mit Harmonia (s. d.), welche ihm die Semele gebar, die Juno daher (Ged. Semele 1) „die Tochter Kadmus" nennt.

Kaffeesatz (Tur. III, 2), der nach der Bereitung des Kaffees in dem Kochgefäß zurückbleibende Grund, aus dessen Beschaffenheit die Zigeuner und alte einfältige Weiber zu prophezeihen pflegen.

Kalchas (Ged. 2. B. d. Aen. 17 — D. Siegesfest — Iph. I, 1) der berühmteste Priester und Seher, welcher während

des trojaniſchen Krieges den Griechenfürſten den Willen der Götter kund that (Il. 1).

Kalender, von dem lat. calendae (d. i. der erſte Tag jedes Monats), ein Verzeichniß ſämmtlicher Tage des Jahres. Man pflegt daſſelbe wohl zu benutzen, um beſonders wichtige (freudige oder traurige) Ereigniſſe zu notiren; daher (Meb. IV, 4):

— — — — „Verflucht auf ewig ſtehe
Die Unglücksſtunde im Kalender."

Kálydon, eine Stadt in Aetolien, einer Landſchaft des alten Hellas. Mit Beziehung auf die Tapferkeit ſeiner Bewohner heißt es (Phön.) von Tydeus:

„Dem ſchlägt der kalydon'ſche Mars im Buſen."

vergl. Ares.

Kaminiec [ſpr. c = z] (Dem. I) am Dnjeſtr, die Hauptſtadt des ruſſiſchen Gouvernements Podolien, welches ehemals zu Litthauen gehörte.

Kämmerer, gew. der Vorgeſetzte einer Kammer, beſ. der, welcher die Einkünfte einer Stadt oder Gemeinde verwaltet; die Kämmerer (Meb. II, 10) od. Kämmerlinge (Meb. II, 4), ſ. v. w. Kammerdiener.

Kammerherr, der aufwartende Edelmann bei einem Fürſten, der als Zeichen ſeiner Würde hinten am Rock ein goldenes Schlüſſelchen (Wſt. T. I, 7), den Kammerherrnſchlüſſel (K. u. L. I, 6), trägt; daher ſagt (Picc. II, 7) Buttler zu Queſtenberg:

— — — — — „Schwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüſſel vor Mißhandlung ſchützen."

Kamönen od. Kamenen, ſ. Muſen.

Kampf, Der (Ged.), ein Gedicht, das vor dem Richterſtuhl der Moral auf den erſten Anblick durchaus verwerflich erſcheint. Es erſchien im Jahre 1786 in der Thalia unter dem Titel: „Freigeiſterei der Leidenſchaft" mit dem Zuſatze: „Als Laura

vermählt war" und bezieht sich vermuthlich auf die Auflösung des Verhältnisses, in welchem Sch. zu Margarethe Schwan, der Tochter seines Manheimer Buchhändlers, gestanden. In einer Anmerkung sucht er den Verdacht, als habe er in dem Gedicht seine eigene Ansicht ausgesprochen, von sich abzuwälzen. Er sagt: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte (nämlich den Kampf und die Resignation) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann." Uebrigens ist das Gedicht gegen früher sehr abgekürzt, so daß der innere Zusammenhang dadurch verloren gegangen ist; es macht daher keinen erfreulichen Eindruck, umsomehr als der innere Zwiespalt, um den es sich hier handelt, ungelöst bleibt. Aus dem letzteren Grunde fühlte sich Sch. auch veranlaßt, die später gedichtete Resignation (s. d.) mit demselben zusammenzustellen.

Kampf, Der, mit dem Drachen (Ged.). Dieses Gedicht stammt aus dem Jahre 1798. Obwohl die längste unter den Balladen, ist sie doch in dem kurzen Zeitraum von acht Tagen entstanden. Den Stoff lieferte dem Dichter Niethammer's Uebersetzung von Vertot's Geschichte des Johanniterordens, eine Arbeit, die Sch. mit einer Vorrede begleitete. Es wird darin eine Begebenheit erzählt, die sich zur Zeit des Papstes Clemens VI. unter dem Großmeister Helion de Villeneuve zugetragen haben soll, der von 1323—1346 Oberhaupt des Ordens war. Auf Rhodos, einer der unter den Sporaden bekannten, an der Küste von Kleinasien gelegenen Inseln, befand sich zu jener Zeit ein fürchterliches Amphibium (ein Krokodil oder eine Schlange), welches mannigfache Verheerungen unter den Viehheerden der Einwohner anrichtete. Als selbst mehrere Menschen verschlungen

worden waren, hatten sich verschiedene Ritter aufgemacht, um das Ungeheuer zu erlegen, aber alle waren ein Opfer ihres Muthes geworden. Da gebot der Großmeister bei Verlust des Ordenskleides, dem Kampfe zu entsagen. Rücksichten der Menschenliebe und der Klugheit hatten den Befehl gegeben, dem auch willig Folge geleistet ward. Nur einer der Ritter Dieudonné (Deodat) von Gozon, ein Provenzale, hatte keine Ruhe. Er bat um Urlaub und ging nach seiner Heimath, wo er auf einem Schlosse Gozon, das noch jetzt sich dort findet, die in dem Gedichte geschilderten Vorbereitungen traf. Hierauf kehrte er 1345 nach Rhodos zurück, ließ in aller Stille seine Waffen nach einer Kirche auf dem Berge St. Stephan bringen und unternahm den Kampf, aus welchem er als Sieger hervorging. Von den Einwohnern im Jubel eingeholt, begleitete man ihn nach dem Palaste des Großmeisters. Dieser jedoch, verpflichtet, die strenge Ordenszucht aufrecht zu erhalten, schickte den Ritter in's Gefängniß. Indessen suchte er, nachdem dem Gesetze Genüge geschehen, die Sache so zu lenken, daß die übrigen Ordensritter als Fürbitter auftraten, worauf Gozon wieder in den Orden aufgenommen und von ihm mit Wohlthaten überhäuft wurde. Ja, nach des Meisters Tode ward er sogar zum Oberhaupt des Ordens ernannt, dem er bis zu seinem Tode (1353) vorstand. Auf seinem Grabsteine las man später die Inschrift: „Draconis exstinctor" (des Drachen Vertilger). — Ein anderer mit dem Inhalte der Schiller'schen Ballade überraschend ähnlicher Bericht dieser Begebenheit findet sich in: „E. G. Happelii, Gröste Denckwürdigkeiten der Welt oder sogenannte Relationes curiosae. Hamburg gedruckt und verlegt durch Thomas von Wiering im güldenen A, B, C bey der Börse, im Jahr 1683; Vol. I, S. 39 unter dem Titel: Die greuliche Drachen-Geschichte", von der es heißt: „Diese Historia ist genommen aus Bosio, und zwar aus dem andern Buche seiner Historia, die er geschrieben von der Religion der Johanniter-Ordens-Ritter von Jerusalem."

Sch. hat dies Gedicht mit dem Zusatz „Romanze" bezeichnet, wohl deshalb, weil die romantische Weltanschauung des christlichen Ritterthums, wie sie sich im Mittelalter ausgebildet, auf den Charakter desselben bestimmend eingewirkt hat. Im Ganzen hat sich der Dichter an die geschichtliche Ueberlieferung gehalten. Es ist nichts hinzu erfunden worden; nur hat sich die Begebenheit unter seinen Händen künstlerisch gestaltet, indem er uns sogleich mitten in einen Hauptakt derselben hineinversetzt und die weit auseinanderliegenden Einzelheiten zu einem leicht überschaulichen Bilde vereinigt. Als Grundidee ist der ritterliche Muth in seiner bescheidenen Unterwerfung unter die strenge Ordenszucht zu betrachten, und das ächt christliche Motiv der edlen Selbstverleugnung ist ein besonders erhebender Zug, den der Dichter seinem Gemälde hinzugefügt hat.

Das Gedicht hat, wie es der Ballade geziemt, einen durchweg epischen Charakter, indem der Verlauf der Handlungen in einfachen jambischen, jedoch ernsten und feierlichen Klängen an dem Ohre des Hörers vorüberzieht. Bei dem bedeutenden Umfange des Gedichts erscheint die Eintheilung in zwölfzeilige Strophen ein glücklicher Griff, umsomehr als die Länge derselben durch die kurzen Verszeilen angemessen gemildert wird. Auf diese Weise bildet fast jede Strophe einen besonderen Abschnitt, was auch wegen der Ausmalung vieler Einzelheiten nöthig war. In letzterer Beziehung ist die Sprache oft höchst malerisch wirksam, und viele Stellen haben eine merkwürdige Kraft, so daß man zu einem gründlichen Studium der einzelnen Schönheiten mächtig angereizt wird. — Str. 2, V. 9—12, s. Johannes der Täufer. — Str. 12, V. 7. In Arabien steht die Pferdezucht in so hohem Ansehen, daß die edleren Thiere Stammbäume haben, aus denen ihre Abkunft zu ersehen ist. — Str. 25 stellt die oben angedeutete, von dem Dichter erfundene Grundidee dar, welcher zufolge ihm die christliche Selbstverleugnung höher steht als der ritterliche Heldenmuth. Mit der Darstellung dieses Grundgedankens schließt die Handlung rasch ab und regt den

Hörer somit zu weiterem Nachsinnen an. Es ist dem Dichter nicht bloß darum zu thun, uns einen Genuß zu bereiten, sondern seine Arbeit strebt eine nachhaltige Wirkung an.

Kampfspiel (Ged. D. Handschuh). Bei den alten Griechen und Römern, wie auch noch während der Ritterzeit war es ein Hauptvergnügen der Großen und Vornehmen, Menschen mit wilden Thieren, oder auch diese gegen einander kämpfen zu lassen.

Kannibalen (Ged. An die Freude — R. IV, 5), zunächst die Ureinwohner der kleinen Antillen oder caraibischen Inseln, welche Menschenfresser waren; dann bildl. wilde und grausame Menschen; kannibalisch (F. I, 12), grausam.

Kanon, gr. zunächst s. v. w. Regel od. Richtschnur; dann das Kirchengesetz, besonders das Verzeichniß der heiligen Schriften, die bei Festsetzung der Glaubenslehren als Richtschnur dienen sollten; daher heißt es (Gstf. 10, 172) von dem Marchese: „er hätte auf einen Artikel des Kanons geschworen".

kanonisch, den Kirchengesetzen gemäß; daher (Ged. D. berühmte Frau):

„Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
Weiß Deiner Gattin Titel doch zu schätzen."

womit die Kirchengesetze über die Heiligkeit der Ehe gemeint sind.

Kant (Immanuel), geb. zu Königsberg, 22. April 1724 † als Prof. der Logik und Metaphysik an der dortigen Universität, 1804, hat auf dem Gebiete des philosophischen Wissens eine vollständig neue Bahn gebrochen, indem er darauf drang, nicht über die Grenzen der möglichen Erkenntniß hinauszugehen, wenn man der Wahrheit nicht verlustig gehen wollte. Da Viele ihn nicht vollständig verstanden, so heißt es (Ged. Die Philosophen; David Hume): „Der Kant hat sie alle verwirret."

Kant und seine Ausleger (Ged.), ein Xenion, welches einen Hieb auf das große Heer der Kantianer enthält, die sich in Ermangelung eigener Ideen mit denen des großen Meisters brüsteten.

Kanzelei, von dem lat. cancelli, Gitter, Schranken; ein Amtszimmer mit einem durch Schranken abgeschlossenen Raume, in dem sich die Mitglieder eines Gerichts versammeln, um die Ausfertigung richterlicher Angelegenheiten zu besorgen. 1) Die Behörde selbst, wie (Wst. L. 11): „Da schreiben sie uns in der Wiener Kanzlei"; 2) (Wst. T. V, 11) die Gesammtheit von Schriftstücken.

Kanzler, mittl. lat. Cancellarius, eig. der Oberste od. Vorgesetzte einer Kanzelei; ferner in früheren Zeiten einer der obersten Hof- und Staatsbeamten, dem die Ausfertigung der öffentlichen Schriftstücke oblag. Bei der geringen Verbreitung selbst der Elementarkenntnisse legte man diesem Amte, das sich gewöhnlich in den Händen der Geistlichkeit befand, eine große Bedeutung bei, daher auch die ehrenden Titelzusätze, wie (Dem. I) Krongroßkanzler. In England ist der Großkanzler der Präsident und Sprecher des Oberhauses (vergl. Parlament); daher (M. St. II, 1):

„Von dem Wall antwortete der Kanzler."

Der Kanzler (Wst. T. I, 5) od. der schwedische Kanzler (Picc. II, 5), s. Oxenstierna.

Kápaneus, einer der sieben Helden, welche 1225 v. Chr. gegen Theben zogen, und der bei dem vergeblichen Sturm auf die Stadt von einer Leiter, die er (Phön.) an die Mauer gelegt, von Jupiters Blitzstrahl getroffen, herabstürzte. Mit Kápaneus' Sohn (Iph. I, Zw.-H.) ist Sthenelos, lat. Sthenelus (Ged. 2. B. d. Aen. 45) gemeint, der an dem Zuge der sogenannten Epigonen (Nachkommen der ersten Angreifer) gegen Theben, wie auch als Heerführer der Argiver an dem trojanischen Kriege (Il. 2, 564; 9, 48) Theil nahm.

Kapuziner (Wſt. L. 8 — Picc. I, 2 u. V, 2), von Kapuze, d. i. ein Mönchskleid mit einer Kappe (daher R. II, 3 Kapuzinerskutte); eine zu den Franciskanern (ſ. d.) gehörige Brüderſchaft, welche 1528 von Matthäus v. Baſſi geſtiftet worden und ſich äußerlich durch eine lange, ſpitzige Kapuze und oft durch einen langen Bart auszeichnet.

Kapys (Ged. 2. B. d. Aen. 6), ein Trojaner, Gefährte des Aeneas.

Karavanſerai (Tur. I, 1) ſ. v. w. Karavanenhaus, nennt man im Morgenlande öffentliche Gebäude, die theils in Städten, theils in menſchenleeren Gegenden an der Landſtraße erbaut ſind, um Reiſenden ein Obdach zu gewähren.

Karazanen (Tur. I, 1 u. IV, 10), ſ. Keikobad.

Karbatſche (F. I, 9), von dem ruſſ. korbatsch, eine aus ledernen Riemen geflochtene Peitſche.

Karl (F. II, 14 — D. C. I, 2), Karl V, der Bruder Ferdinand's I., deſſen Nachfolger bis 1740 ſtets Söhne oder nahe Verwandte ihrer Vorgänger waren; daher ſagt Terzky (Wſt. T. I, 6) von ihm:

„Der Ohm und Ahnherr dieſes Kaiſerhauſes."

Vergl. Bourbon.

Karlsbad (Ged. D. berühmte Frau), der berühmteſte Badeort Böhmens an dem zur Eger fließenden Bache Tepl, mit fünf heißen Quellen, unter denen der Sprudel mit einer Temperatur von 50° R. weltberühmt iſt. Sch. beſuchte ihn ſelbſt im Jahre 1791.

Karmeliter (K. u. L. V, 1 — Gſtſ. 10, 252), Mönche von dem Orden unſerer lieben Frauen, der im 12. Jahrhundert unter der Leitung Berthold's von Calabrien von Pilgern auf dem Berge Karmel in Paläſtina geſtiftet wurde.

Kärnthen (Picc. I, 1 — Wſt. T. III, 4 u. V, 5), eine Provinz der öſtreichiſchen Monarchie, welche von der Drau

durchſtrömt wird und ſüdlich von dem Erzherzogthum Oeſtreich und dem Herzogthum Steiermark liegt.

Kartätſche (Ged. D. Schlacht), von dem ital. cartaccia (frzſ. cartouche), d. i. Papierhülſe od. Patrone; eine mit kleinen Kugeln gefüllte Patrone od. Büchſe von Blech, welche in die Kanone geladen wird, und deren Inhalt beim Abfeuern furchtbare Verwüſtungen anrichtet.

Karte, „die Karte verrathen" (R. a. D. II, 15), bildl. ſ. v. w. das, was man geheim halten ſollte (wie ſeine eigene Karte beim Spiel), einem Andern, beſonders ſeinem Gegner, mittheilen.

Kartenhaus (Ged. D. berühmte Frau), ſ. v. w. Luftſchloß.

Karthago (4. B. d. Aen. 9), eine phöniciſche Colonie in der Gegend des heutigen Tunis an der Kleinen Syrte, wurde 888 v. Chr. von Dido (ſ. d.) gegründet, blühte durch See- und Karavanenhandel mächtig empor und unterwarf ſich außer dem benachbarten afrikaniſchen Gebiete die Inſeln Corſica, Sardinien, den weſtlichen Theil von Sicilien und viele kleinere Inſeln des Mittelmeeres. Dieſe ſtets wachſende Macht rief den Neid der Römer wach und veranlaßte die drei Puniſchen Kriege (264—146 v. Chr.), deren letzter mit dem Untergange der Stadt endete. P. Cornelius Scipio, „der Mann mit dem vernichtenden Blick" (R. IV, 2) eroberte es, nachdem es länger als ein halbes Jahrtauſend das Meer beherrſcht hatte. Als die Stadt vor ihm in Aſche ſank, ſprach er, mit ahnendem Blick auf das einſtige Schickſal Roms, zu ſeinem Begleiter Polybius die Homeriſchen Verſe (Il. IV, 164):

„Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt,
Priamos ſelbſt, und das Volk des lanzenkundigen Königs!"

In dem Epigramm Karthago (Ged.) aus dem Jahre 1795 iſt „die beſſere menſchliche Mutter" die Stadt Tyrus (ſ. d.), von wo aus die Pflanzſtadt Karthago gegründet wurde. — V. 4. Wenn der Tyrier als Kaufmann auch auf ſeinen Vortheil

bedacht war, ſo ſtiftete er doch Nutzen, indem er Kenntniſſe verbreitete. „Die ausgeartete Tochter“ konnte ſich deſſen nicht rühmen; Karthago kannte nur das Streben nach Reichthum, höhere Zwecke waren ihm fremd.

Karthauſe (Wſt. T. V, 12), ein Karthäuſerkloſter (D. C. II, 14) von der Gegend, welche noch heut la grande Chartreuse heißt, unweit Grenoble im ſüdl. Frankreich, wo das Hauptkloſter des Karthäuſerordens im Jahre 1084 von dem heiligen Bruno geſtiftet wurde.

Karvanſerai, ſ. Karavanſerai.

Kaſſandra od. Alexandra war eine Tochter des Königs Priamus und der Hecuba. Ihre ausgezeichnete Schönheit lenkte die Blicke des Apollo auf ſie, der ihr verſprach, er wolle ſie in die Zukunft blicken lehren, wenn ſie ihn mit ihrer Gegenliebe belohne. Kaſſandra nahm das Geſchenk des Gottes an; daher (Ged. 2. B. d. Aen. 42):

— — — — — „Apoll's Orakel ſpricht
Weiſſagend aus Kaſſandrens Munde.“

Da ſie jedoch ſich weigerte, ihm Wort zu halten, ſo fügte er dem Geſchenke, das er nicht wieder zurücknehmen konnte, den Fluch hinzu, daß Niemand ihren Weiſſagungen Glauben ſchenken möge. Dieſer Fluch ging ſchrecklich in Erfüllung. Man hielt ſie für wahnſinnig (vergl. Iph. III, Zw.-H.), und ſie wurde das Geſpött der Leute. — Die aus dem Jahre 1802 ſtammende Ballade (Ged.), in welcher der an ſich dramatiſche Stoff in ein lyriſches Gewand voll ſchwunghafter Diction eingekleidet erſcheint, giebt dem mitgetheilten Mythus einen höheren Charakter. Der Blick in die Zukunft macht die Prieſterin unglücklich und erfüllt ſie mit einem Schmerz, dem ihre Seele erliegt. So wird ſie in der Vorſtellung des Dichters ein warnendes Beiſpiel für alle diejenigen, welche mit allzugroßem Ernſt in die Tiefen des Lebens hineinſchauen und ſich dadurch den Genuß der Gegenwart verbittern. Zugleich aber erſcheint ſie uns als ein treues Abbild

des Dichters ſelbſt. Man fühlt es dem Gedichte an, daß es aus ſeiner innerſten Seele herausgeſchrieben iſt. Ein beſonderes Intereſſe dürfte ein Vergleich mit dem Monolog (J. v. O. IV, 1) darbieten, welchem eine ähnliche Seelenſtimmung zu Grunde liegt; eben ſo iſt ein Vergleich mit dem Gedichte (D. Glück), beſ. V. 19 u. 20, zu empfehlen. — Str. 1. „Priams ſchöne Tochter", deren Namen wir erſt in Str. 12 erfahren, iſt Polyxĕna. Achilles, „der herrliche Pelide" (ſ. d.), hatte dem Priamus verſprochen, er wolle den Frieden mit den Griechen vermitteln, wenn er ſie ihm zur Gattin gäbe. Nach der Eroberung Troja's verlangte Achilles' Schatten Antheil an der Beute, und die unglückliche Polyxena ward an ſeinem Grabe geopfert. — Str. 5. Bei Hochzeitszügen pflegte die Mutter der Braut eine Fackel voranzutragen (vergl. Hymen). — V. 1—4 beziehen ſich auf den Brand Troja's; mit dem Gotte (V. 7) iſt Ares oder Mars, der Bruder der Eris (vergl. die Schlußſtrophe), gemeint. — Str. 6, V. 8 ſ. Pytho. — Str. 9, V. 6 u. 7. Es iſt der Genuß an der Gegenwart gemeint. — Str. 12. „Der Beſte der Hellenen" iſt Achill. — Str. 13. Kaſſandra's Geliebter war nach Homer Othryoneus (Il. 13, 363), nach Virgil Chorōbus (Ged. 2. B. d. Aen. 61). — Str. 14. „Die bleichen Larven" ſind die erſtarrten Geſichter der Todten, der nächſten Verwandten Kaſſandra's, die ſie im Geiſte ſchon in Proſerpina's Reiche erblickt. — Str. 15. Die Prieſterin ſieht ihr eigenes Loos voraus. Als die gefangenen Trojanerinnen den Siegern als Beute vertheilt wurden, ward ſie dem Agamemnon (ſ. d.) zu Theil. Sie prophezeihete demſelben ſein Schickſal, ohne jedoch Glauben zu finden und ſtarb mit ihm unter Mörderhänden. — Str. 16. Der Sohn der Thetis iſt Achilles. — Die ganze Strophe bildet einen ergreifenden Gegenſatz zu der erſten.

Kaſſiopeia (Wſt. T. V, 3), ein Sternbild in der Form eines W in der Milchſtraße am nördlichen Himmel.

Kaſtor, ſ. Dioscuren.

Katafalk (Br. v. M. 5, 494), angeblich aus dem Arab. falak, Erhöhung; ein Trauergerüst, die stufenartige Erhöhung, auf welche der Sarg eines Todten gestellt wird, sammt der dazu gehörigen Kerzenbeleuchtung und anderen zur Ausschmückung dienenden Gegenständen.

Katastrophe (R. Vorr. u. II, 1 — Sp. u. d. L.), gr. die Umkehr, der Wende- od. Entscheidungspunkt einer Begebenheit.

Katechismus, gr., ein in Fragen und Antworten abgefaßtes Büchlein, das zum Unterricht der Jugend, besonders zu dem in der christlichen Religion eingerichtet ist und sämmtliche Heilswahrheiten, zu denen sich die Christen bekennen, enthält. 1) (Picc. II, 7) s. v. w. Glaubensbekenntniß; 2) (R. I, 2) s. v. w. Richtschnur für das Leben.

Katharina (M. St. II, 2) **von Medici**, Gemahlin König Heinrich's II. v. Frankreich, die Zeitgenossin der Königin Elisabeth, führte die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn Karl IX. (1560—1574). Neben einem lebhaften Sinn für die schönen Künste und einer unmäßigen Verschwendungssucht, welche auf die Sittenverderbniß ihrer Zeit von bedeutendem Einfluß war, besaß sie eine unbezwingliche Neigung zu allerlei Cabalen, sowie zu einer ränkesüchtigen Politik. Der Lust zu herrschen opferte sie Frankreich und ihre eigenen Kinder; auch die Bartholomäusnacht (vergl. Barthelemi) war ihr Werk. Sie starb 1589. — Katharina ist auch der Name mehrerer Heiligen in der katholischen Kirche; daher (Wst. T. IV, 10) „St. Kathrinenstift" und (J. v. O. I, 10) „St. Kathrinen's Kirchhof".

Kathedrale (J. v. O. III, 9 u. IV, 2), von Katheder (s. d.), heißt in Beziehung auf den Bischofssitz jede bischöfliche Hauptkirche. Die Kathedrale zu Rheims mit zwei vollendeten Thürmen ist die schönste in ganz Frankreich. In ihr wurden sonst die Könige von Frankreich von dem Erzbischofe von Rheims gesalbt und gekrönt.

Kaufmann, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Die Culturgeſchichte iſt häufig ein Gegenſtand des Nachſinnens unſeres Dichters geweſen; hier erinnert er an das älteſte Handelsvolk, die Phönicier, „ſidoniſche Männer" (ſ. Sidon), um auf die höhere Bedeutung des Handels (vergl. das Epigramm Karthago) hinzuweiſen.

Kaukaſus (Ged. Semele 2), ein im N. des armeniſchen Hochlandes ſich hinziehendes mächtiges Gebirge, welches ſich 150 Meilen lang und 30—40 Meilen breit von dem Schwarzen Meere bis zu den Geſtaden des Caspi-Sees erſtreckt. Es macht durch ſeine zahlreichen Gebirgsketten, Gipfel, Thäler und Schluchten einen höchſt großartigen Eindruck und wurde früher meiſt von wilden Horden (Tur. I, 1) bewohnt. Mit Beziehung auf ſeinen wilden Felſencharakter ſagt Dido (Ged. 4. B. d. Aen. 67) zu Aeneas in bildlicher Ausdrucksweiſe:

— — — — — „In grauenvoller Wüſte
Schuf Kaukaſus aus rauhen Felſen dich
Und Tigermütter reichten dir die Brüſte."

Keicobad (Tur. I, 1). Die Geſchichte und Geographie in Turandot iſt, wie das Stück ſelbſt, mährchenhaft. Doch findet ſich in den islamitiſchen Dynaſtieen Kleinaſiens der Name Keikobad mehreremal, deſſen Träger mit Hülfe chowaresmiſcher Söldner (woraus Karazanen vielleicht verſtümmelt iſt) um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegen die Mongolen kämpften und das Reich von Chowaresmien gründeten, das ſich vom Tigris bis zum Indus erſtreckte. In dieſem Gebiete liegt die perſiſche Provinz Khoraſan, ein Name, der unverkennbar an Karazanen erinnert. — Wenn der Kaiſer von China Altoum als Gegner des Keikobad gedacht wird, ſo beſtieg allerdings 1210 ein Altun-Chan als ſiebenter Herrſcher der ſogenannten goldenen Dynaſtie den Thron des Nordchineſiſchen Reiches. Derſelbe erſcheint aber in der Geſchichte als der Gegner des großen Mongolenreiches, welches ſich von China bis Kleinaſien ausdehnte.

Keile (Ged. Semele 2), ſ. Zeus.

Kelch, ſ. Utraquiſt.

Kerbholz (Wſt. L. 11), ein Stück Holz, deſſen ſich ehemals die Verkäufer bedienten, um durch die auf demſelben gemachten Einſchnitte die Größe ihrer Schuldforderungen im Gedächtniß zu behalten.

Kerkyon (Myth.), ein übermäßig ſtarker Räuber, welcher bei Elis hauſete, wo er jeden Wanderer zwang, mit ihm zu ringen. Da er, als der Stärkere, jedesmal Sieger blieb, ſo richtete er die Ueberwundenen hin, bis ihm von Theſeus (Ph. I, 1) ein Gleiches widerfuhr.

Kerneck (Mcb. I, 2). Nach Delius' Commentar zu Shakeſpeare an dieſer Stelle ſind die Kernen und Galloglaſſen (Kernes-Gallowglasses) leicht- und ſchwerbewaffnete, beuteluſtige und kaum diſciplinirte Mannſchaften aus Irland, die auch ſonſt bei dem Dichter vorkommen. Sie ſind celtiſchen Stammes (d. h. Iren), nicht in Irland geborene Engländer (d. h. Irländer).

Kerns (W. T. I, 4), Hauptort des Cantons Unterwalden, zwiſchen Stanz und Sarnen, an der zum Vierwaldſtätter See fließenden Aa.

Kernwald, ſ. Unterwalden.

Kerze, die geweihte, ſ. Waſſer, geweihtes.

Kettenhund, der hölliſche (F. V, 6), ſ. Cerberus.

Kettenkugeln (Wſt. T. III, 19), durch eine Kette verbundene Kanonenkugeln, die beim Abfeuern auseinanderweichen und ſomit eine verheerende Wirkung ausüben. Die Anwendung derſelben im Kriege iſt wider das Völkerrecht.

Ketzer werden von der katholiſchen Kirche, die ſich für die allein rechtgläubige hält, alle Andersmeinenden genannt; daher ſagt der Großinquiſitor (D. C. V, 10) zu dem Könige in Beziehung auf Marquis Poſa:

„Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
Den Ketzer."

Da bigotte Katholiken ſolche Menſchen als von Gott Verworfene betrachten, ſo ſagt die Marquiſin von Mondecar (ebendaſ. I, 3) von einem Auto da Fé ganz gelaſſen:

„Es ſind ja Ketzer, die man brennen ſieht."

und die Prinzeſſin Eboli (D. C. II, 8):

„Da fing Don Philipp's heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an."

Die Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe oder dem üblichen Gottesdienſte wird Ketzerei genannt, wie (D. C. I, 6), wo der König ſagt:

— — — — — „Die Peſt
Der Ketzerei ſteckt meine Völker an."

Der letztere Ausdruck wird von Sch. auch bildlich gebraucht, wie (J. v. O. III, 3), wo Burgund, welchen der König tadelt, daß er die Treue, der Frauen ſchönſte Tugend, ſchmähe, von ſich ſelbſt ſagt:

„Die Ketzerei ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt."

Keule, Jupiter's (R. II, 3), ſ. Zeus.

Khan (Tur. I, 1), tartar. u. türk., ein Fürſt od. Oberhaupt der Tartaren; Großkhan (ebendaſ.) für Kaiſer, da dem Kaiſer von China viele Khans tributpflichtig ſind.

Kidebarri (K. u. L. V, 5), verd. aus dem frzſ. cul de Paris, eig. Pariſer Steiß, ein unterhalb der Hüften umgelegtes Polſter, um die Taille vortheilhafter hervortreten zu laſſen.

Kiel, der phrygiſche, ſ. Haberrohr.

Kind. Die Stelle (Picc. I, 2):

„Das Kind, ich weiß, hat man ihm ſchon gefunden"

bezieht ſich auf Kaiſer Ferdinand's II. Sohn, von dem es (Picc. II, 5) heißt:

„Der Ungarn König iſt's, der Ferdinand,
Des Kaiſers Söhnlein, der iſt jetzt ihr Heiland."

Derſelbe übernahm nach Wallenſtein's Ermordung, mit dem Grafen Gallas zur Seite, das Commando und regierte ſpäter als Ferdinand III. von 1637—1657.

Kind, Das, in der Wiege (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Es wird das mit der Anlage zu Allem ausgeſtattete und dabei innerlich zufriedene Kind dem ſich ſelbſt beſtimmenden, aber ſich wenig genügenden Manne gegenübergeſtellt. Vergl. „Erwartung und Erfüllung".

Kinder, Die, des Hauſes (Bd. 7), ein von Körner mitgetheilter Entwurf zu einem dramatiſchen Gemälde der Wirkſamkeit der Pariſer Polizei unter Ludwig XIV. (ſ. d.). Es ſind zwei Plane, von denen der erſte (S. 347—349) im Jahre 1803 entworfen wurde. Es ſollte ein großer Reichthum von Handlungen, Vorfällen, Perſonen und Anſichten zu einem Ganzen verwebt, und in Verbindung damit ſollten die Zuſtände und Gebrechen dargeſtellt werden, wie ſie in Paris ſich zeigten, dem Centralpunkte, aus welchem die damalige vornehme Welt ihre Bildung zu holen pflegte. Ein leitender Faden ſollte durch das Ganze hindurchgehen, den die Alles überwachende Pariſer Polizei in den Händen hielt. Dieſe ſollte dann zugleich die Rolle der Nemeſis übernehmen, das geheimnißvoll verſchlungene Gewebe entwirren und durch eine überraſchende Kataſtrophe die endliche Entwickelung herbeiführen. Das dramatiſche Culturgemälde, welches auf dieſe Weiſe entſtanden wäre, bot eine ſo überwältigende Maſſe des Stoffes dar, daß Sch. vermuthlich ſelbſt daran zweifelte, es in den engen Rahmen eines Dramas einſchließen zu können. Deshalb verfaßte er im Januar 1805 den zweiten Plan (S. 349—356), welcher als ein kleinerer, von dem erſten umſchloſſener Kreis zu betrachten iſt, dem Charakter eines Perſonenſtücks näher kommt und die Möglichkeit der Ausführung leichter in Ausſicht ſtellt. Indeſſen iſt auch dieſer Plan mehr eine flüchtige Skizze als ein klar durchgearbeiteter Entwurf. Er wurde des Demetrius wegen vorläufig zurückgelegt. So weit

ſich die leitende Idee durchſchauen läßt, iſt Narbonne, der Held des Stückes, ein einflußreicher und eben darum ſicherer Böſewicht, der ſich nicht ſcheut, die rächende Nemeſis kühn herauszufordern, bis er den Gang der von ihm eingeleiteten Unterſuchungen nicht mehr hemmen kann und ſchließlich ſelbſt ihr Opfer wird. Auf dieſe Weiſe iſt das Schickſal innig mit der Handlung verknüpft, deren geheimnißvolle Elemente Schritt für Schritt zu Tage treten, wodurch der Zuſchauer jedenfalls in der lebhafteſten Spannung erhalten worden wäre. Ob Sch., wie G. Schwab meint, mit einem ſolchen Drama einen Rückſchritt gemacht hätte, möchte ſchwer zu beweiſen ſein; vielleicht hätte es den Dichter von Kabale und Liebe auf dem Gipfel höherer Vollendung gezeigt.

Kindesmörderin, Die (Ged.), das erſte unter den Jugendgedichten, welches eine maßvollere Haltung und größere Vollendung in der Form zeigt. Str. 1. Die Welt wird Herzvergifterin genannt wegen der berauſchenden Freuden, welche ſie ſpendet. Str. 3. Die Geopferte der Hölle ſtatt die der Hölle Geopferte iſt eine gewagte Conſtruction. Str. 4. Empfindung ſoll mein Richtſchwert ſein, d. h. meine an ſich nicht ſtrafbare Empfindung bringt mir dieſen ſchmachvollen Tod. Str. 7. Zu den 4 erſten Verſen iſt zu ergänzen: vermochten dich zu feſſeln, in meine Arme zurückzuführen. Str. 10. Die Freudenquelle iſt das Kind ſelbſt, das unter andern Umſtänden für die Mutter ein Quell der Freude ſein könnte. Str. 11. Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder, d. h. nicht aus ſeinem (des ja noch Lebenden) Grabe, ſondern aus der Vergangenheit, die ihr jetzt wie mit Grabesnacht umhüllt erſcheint. — Die Hyder (ſ. d.) iſt der Wahnſinn der Verzweifelung. Str. 15. Henker, kannſt du keine Lilie knicken. Da ſie ihrem Verführer verziehen und ihren Groll der Erde geweiht hat, ſo erſcheint ſie ſich jetzt gereinigt, daher der Ausdruck Lilie, der ſonſt mit „der Geopferten der Hölle“ in Widerſpruch ſtehen würde.

Kiów (Dem. I), gew. Kiéw, im mittleren Rußland, an dem Einfluſſe der Deſna in den Dnjepr, war unter Rurik's Nachfolgern (880—1157) die Haupt- und Reſidenzſtadt des ruſſiſchen Reiches. — In der Nähe von Kiew vereinigten ſich Dimitri's Truppen mit 2000 Mann doniſcher Koſaken und anderen Freiſchaaren.

Kirchenſtrafen (M. St. V, 7). Da die Kirche, inſofern ſie es mit der Seelſorge zu thun hat, auf Erhaltung eines reinen ſittlichen Lebenswandels bei ihren Anhängern dringen muß, ſo hat ſie von jeher den Irrenden Zurechtweiſungen zu Theil werden laſſen, den Fehlenden aber Büßungen auferlegt. Beſonders geſchah dies für ſolche Vergehen, welche von dem weltlichen Richter ungeahndet bleiben. Die von der katholiſchen Kirche auferlegten Strafen beſtehen in Gebeten, Faſten, Almoſen, Geldſpenden zu milden Stiftungen, Enthaltungen von erlaubten Genüſſen, Kaſteiungen, Wallfahrten nach heiligen Orten; endlich bei entſchiedener Widerſetzlichkeit in der Strafe der Excommunication, d. h. der Ausſchließung vom Gottesdienſte und den Sacramenten.

Klage der Ceres (Ged.). Dies Gedicht entſtand im Jahre 1796, vermuthlich auf Anregung Goethe's. Der Mythus, welcher ihm zu Grunde liegt, iſt der Raub der Proſerpina, der auch ſchon von mehreren Dichtern des Alterthums beſungen worden iſt. Proſerpina war die Tochter des Zeus und der Ceres. Als ſie herangewachſen war, tanzte ſie einſt in den Reihen der von Pallas und Artemis angeführten Nymphen. Aber angelockt durch liebliche Blumen, die dem Boden entſproſſen, entfernte ſie ſich mit einigen Geſpielinnen, und zuletzt auch von dieſen. Da erbebte plötzlich die Erde; aus den finſteren Klüften erhob ſich Pluto (vergl. Aïdes) mit ſeinem von vier ſchwarzen Roſſen gezogenen Wagen, ergriff die Proſerpina und entführte ſie in die Unterwelt. — Was die Form des Gedichtes betrifft, ſo deuten nach Körner's feinſinniger Bemerkung

die langgedehnten Strophen auf die einer Gottheit inwohnende ausdauernde Kraft, die andererſeits durch die kurzen Verszeilen glücklich gemildert und einem weiblichen Weſen wohl angepaßt erſcheint. Ueberdies iſt das trochäiſche Versmaß als Ausdruck ſchwermuthsvoller Klage durchaus treffend gewählt. — Die ſymboliſchen Deutungen, welche verſchiedene Erklärer dem Gedichte zu geben verſucht haben, erſcheinen mehr oder weniger gezwungen. Sch. hat wohl nur den Mythus ſelbſt dabei im Auge gehabt. Höchſtens dürfte der frühzeitige Tod ſeiner geliebten Schweſter Nannette, der in dieſem Jahre erfolgte, die zu dem Gedichte nothwendige Stimmung herbeigeführt haben. — Str. 1. „Der unbewölkte Zeus“ (ſ. d.) iſt der heitere blaue Himmel. — Str. 4. „Des Grabes Flammen“ erinnert an die Sitte der Alten, ihre Todten zu verbrennen. — Str. 6. „Des Tages ſicherer Wagen“ iſt das Geſpann des Sonnengottes (vergl. Apollon u. Helios).

Klaus von der Flüe (W. T. Perſ.-Verz.), eig. Niklas von der Fluh (ſ. Flüe), gehört einer ſpäteren Zeit an, die ihn als Einſiedler und Friedensſtifter auf der Tagſatzung in Stanz (1481) nennt. Seine Gebeine ruhen in der Flühlikapelle, ½ Stunde von Sarnen.

Klausner, von dem lat. claudĕre, ſchließen; eig. ein Menſch, der in einer Klauſe ein abgeſchloſſenes Leben führt, alſo ein Mönch; ferner ein Eremit od. Einſiedler, der in freiwilliger Armuth ein beſchauliches Leben führt; daher (Br. v. M. 5, 471) „ein frommer Klausner“; und (Meb. I, 13) „arme Klausner“.

Kleinigkeiten (Ged.). Unter dieſem Titel wurden eine Anzahl von Diſtichen vereinigt, die, ganz ſpecielle Gegenſtände betreffend, den übrigen Epigrammen von allgemeinerem Inhalt nicht wohl ebenbürtig geweſen wären.

kleinmeiſteriſch (Ged. D. Freundſchaft), ein von Sch. gebildetes Eigenſchaftswort für pedantiſch, d. h. ſteif und ängſtlich

an gewiſſen beſchränkten Formen od. Anſichten hängend, keine freie Bewegung des Geiſtes zulaſſend.

Kleopätra, eine Königin von Aegypten, welche es verſtand, den großen Cäſar für ſich zu gewinnen und durch ihre Schönheit eine Zeit lang an ihren Hof zu feſſeln. Daſſelbe gelang ihr ſpäter mit Antonius, der längere Zeit an ihrem Hofe ein ſchwelgeriſches Leben führte, bis Octavian, nachdem er den Antonius (31 v. Chr.) in der Seeſchlacht bei Actium beſiegt, ſich ihrer bemächtigte. Aus Furcht, von dem kalten und ſtrengen Sieger zu Rom im Triumphe aufgeführt zu werden, ſuchte ſie dieſer Schmach zu entgehen, indem ſie ſich eine giftige Natter an den Arm ſetzte, deren Biß ſie in wenigen Minuten tödtete. Die Darſtellung dieſer Scene iſt mit der „Kleopatra zu Venedig" (F. II, 17) gemeint.

Klima, gr., eig. die Neigung, beſ. die der Erdaxe gegen die Erdbahn; dann der Himmelsſtrich, die Beſchaffenheit der Atmoſphäre eines Landes; auch in weiterer, beſ. bildlicher Bedeutung (R. II, 3) der geiſtige und ſittliche Zuſtand der Bewohner eines Landes; daher verlangt Spiegelberg (ebendaſ.) „ein gewiſſes Spitzbubenklima".

Klippenfiſch od. Klippfiſch (Ged. D. Taucher), eine Gattung unförmlich geſtalteter Fiſche, die meiſt höher als lang ſind, deren Arten aber alle in den tropiſchen Meeren vorkommen, von Sch. alſo irrthümlich in die Straße von Meſſina verſetzt worden ſind.

Kloánthus, abgek. Kloánth (Ged. 4. B. d. Aen. 54), einer der willkürlich gewählten Namen, mit denen Virgil die Begleiter des Aeneas bezeichnet.

Klopſtock, Friedr. Gottlieb (Metr. Ueberſ. Vorer. — R. Vorr.), geb. 2. Juli 1724, † 1803, einer der größten deutſchen Dichter, beſonders bekannt durch ſein epiſches, in Hexametern abgefaßtes Gedicht „Der Meſſias", an welchem er 1745 bis 1773 arbeitete.

Kloſtermeier, ſ. Meier.

Klytämnéſtra (Myth.), die zweite Tochter des ſpartaniſchen Königs Tyndarĕus (Iph. I, 1 u. V, 3) und der ſchönen Leda (ebendaſ. I, 1), die Schweſter der Dioscuren (ſ. d.) Kaſtor und Pollux, war zuerſt mit Tantalus, dem Sohne des Thyeſtes, ſpäter mit Agamemnon (Iph. III, 2) vermählt, dem ſie drei Töchter und einen Sohn, den Oreſtes gebar. Während Agamemnon in Troja war, ließ ſie ſich von Aegiſthus, dem Vetter deſſelben, zur Untreue verleiten und willigte endlich ſogar in die Ermordung ihres rechtmäßigen Gatten, was ſie (Iph. V, 3) prophezeihend andeutet. Als ihr Sohn Oreſtes herangewachſen war, rächte dieſer des Vaters Tod, indem er ſie nebſt Aegiſthus erſchlug.

Knabe, der phrygiſche (Iph. IV, Zw.-H.), ſ. Ganymedes.

Knabe, der ſpielende (Ged.), ein Epigramm (1795), in welchem Sch. die ſorgloſe, von der Mutterliebe bewachte Kindheit, die in dem unſchuldigen Spiel keinen anderen Zweck hat als die Bethätigung der friſch ſich regenden Kraft, mit der ernſten und mühevollen Arbeit des Mannes zuſammenſtellt, deſſen Aufgabe es iſt, im Dienſte einer beſtimmten Pflicht zu wirken.

Knäs (Dem. I) od. Knees iſt in Rußland der Titel für Perſonen von altem Adel. Man unterſcheidet 18 ſolcher Familien, die zum Theil von alten Regentenfamilien einzelner Provinzen des ruſſiſchen Reiches abſtammen.

Knäul (Wſt. T. III, 15), ſ. Gordiſcher Knoten.

Kobold, ein Berg- oder Poltergeiſt, welcher die Leute in Schrecken ſetzt; bildl. nennt Wurm (K. u. L. III, 1) den „Schatten der Majeſtät" einen „zuſammengeflickten Kobold".

Kocȳtus, abgek. Kocȳt, von dem gr. ko-kúein, weinen; der Thränenſtrom, ein Fluß der Unterwelt, der ſich in den

Acheron (ſ. d.) ergießt, wird bei den griechiſchen Dichtern der ſchwarze, von Klagen wiedertönende Fluß genannt, weil ſeine ſchwarzen Wellen den Tartarus (ſ. d.) umfloſſen; daher (Ged. Hektor's Abſchied):

„Der Kocytus durch die Wüſten weinet."

ferner (Ged. Laura am Clavier):

„Thränenwellen der Kocytus ſchleift."

desgl. (Ged. Gruppe aus dem Tartarus):

„Wie durch hohler Felſen Becken weint ein Bach."

und (ebendaſ.), wo es von den Schatten der Unterwelt heißt:

„Spähen bang nach des Kocytus Brücke."

Endlich ſteht Kocyt bisweilen auch für die Unterwelt ſelbſt, wie (Ged. Klage der Ceres), wo dieſelbe von den Blumen ſagt:

„Ach, ſie ſind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Kocyt."

Köder (Tur. II, 1), eine Lockſpeiſe zum Fangen der Thiere; vergl. Popanz.

Kokette (R. I, 1 — F. Perſ.-Verz.), von dem frz. coq, Hahn; eine Gefallſüchtige; davon kokettiren, gefallſüchtig ſein, oder wie (R. I, 1) „Künſtler, die ſich in ihrem Werke kokettiren", d. h. in ihr eigenes Werk verliebt ſind.

Kolet, ſ. Koller.

Koller od. Goller, wie in einigen Ausgaben ſteht, von dem lat. collum, der Hals; zunächſt eine Halsbekleidung; dann der Theil eines Kleidungsſtückes, welcher den Hals umſchließt; endlich ein Bekleidungsſtück, das vom Halſe heruntergeht, wie (W. T. III, 3): ein lederner Harniſch ohne Aermel, (Wſt. L. 11) auch Kolet genannt.

Koloß, zunächſt eine Bildſäule von rieſiger Größe; dann in weiterer Bedeutung rieſige Werke der Baukunſt. So wird das hölzerne Roß (Ged. 2. B. d. Aen. 31), welches die Griechen für die Zerſtörung von Troja erbauten, ein Koloß genannt;

eben so werden die Kriegsschiffe der Armada (Ged. D. unüberwindl. Flotte) als „feuerwerfende Kolosse“ bezeichnet. Auch bildlich braucht es Sch. vom Menschen, wie (R. I, 2): „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus“; desgl. nennt er (F. II, 5) das gemeine Volk einen „blinden, unbeholfenen Koloß“; kolossalisch, gew. kolossal, s. v. w. übergroß, ungeheuer. So spricht Sch. (R. Vorr.) von der „kolossalischen Größe“ des Lasters.

Kolosseum (vergl. Koloß), das riesenhafte Amphitheater, welches Kaiser Vespasian (69—79 v. Chr.) erbauen ließ. Es hatte sich bis in's 13. Jahrhundert ziemlich unversehrt erhalten und war häufig als Festung benutzt worden; da viele Päpste indeß aus seinen Steinen prächtige Paläste haben aufführen lassen, so ist es nur noch eine Ruine. Aber auch als solche macht der 581 Fuß lange und 481 Fuß breite innere Raum, der an 80000 Zuschauern Platz gewährte, mit seiner auf der nördlichen Seite ziemlich erhaltenen Umfassungsmauer einen imposanten Eindruck; daher (M. St. I, 6): „Des Kolosseums Herrlichkeit“.

Komet, von dem gr. kómē, Haar; ein Haar- od. Bartstern, ein Schweifstern, ein Himmelskörper, welchem der Aberglaube früherer Zeiten eine unheilvolle Vorbedeutung zuschrieb; daher (R. II, 2): „ein drohender Komet“, der (Wst. L. 8) einer Ruthe verglichen wird.

Komma, der Einschnitt od. Abschnitt eines Satzes. „Wohlgemerkt, ohne Komma“ (R. I, 2), s. v. w. ohne weiteres Besinnen.

Kommendant (Wst. L. 2) im Munde des Wachtmeisters für Commandant (s. d.).

kommlich (W. T. IV, 1), s. v. w. angenehm, behaglich.

Komödie, ein Schauspiel, bes. ein Lustspiel; scherzweise wird (R. II, 3) von Schufterle die Hinrichtungsceremonie,

vergleichungsweiſe (F. II, 9) das „Poſſenſpiel“, welches Fiesco dem Mohren vorſchlägt und (Gſtſ. 10, 130) die Reihe ſeltſamer Vorgänge Komödie genannt; Komödienrolle (R. IV, 3), das Concept eines Schauſpielers, der Theil des Stückes, welchen er darzuſtellen hat.

König (Wſt. T. I, 7), ſ. Friedrich V.

König, der nie ſtirbt (J. v. O. Prol. 3). In Frankreich war es ehemals Sitte, daß bei dem Tode des Königs ein Herold öffentlich ausrief: „Le roi est mort, vive le roi“, woher die Redensart: Le roi ne meurt pas.

König von Ungarn (Picc. V, 1 — Wſt. T. I, 7), der Sohn Ferdinand's II., vergl. Kind.

Königin von Böhmen (D. C. I, 2), Maria, Tochter Kaiſer Carl's V., geb. 1528, ſeit 1548 Gemahlin Maximilian's II., welcher 1562 König von Böhmen wurde; ſie ſtarb 1603.

Königin von Ungarn (Picc. II, 2), Maria Anna, Tochter König Philipp's III. von Spanien, geb. 1606, ſeit 1631 Gemahlin Ferdinand's, welcher damals König von Ungarn war und ſpäter als deutſcher Kaiſer Ferdinand III. hieß. Sie ſtarb 1646.

Königingrätz (Wſt. T. III, 10), eig. Königgrätz, Feſtung im öſtlichen Böhmen.

Korah (R. II, 3), der Sohn Jezehars, empörte ſich (4. Moſe 16) wider Moſe, indem er gleich den Kindern Levi an dem Prieſterthum Theil haben wollte, wurde aber auf Moſes Gebet (4. Moſe 16, 30—33) zur Strafe für ſeinen Hochmuth ſammt ſeiner Rotte von der Erde verſchlungen und durch Feuer vertilgt.

Korallen (Ged. D. Taucher), eine Abtheilung der wirbelloſen Thiere, deren zackige, meiſt baumartige Kalkſtämme die Klippen des Meeresbodens bedecken.

Korela (Dem. I). Andrei Korela und Michail Nieſchokoſch, zwei Koſaken-Hetmane, hielten ſich (nach Herrmann's Geſchichte),

als ſie ſahen, wie König Sigismund den Dimitri ehrte, von deſſen Echtheit überzeugt, ließen die Ukraïne aufwiegeln und führten ihm Koſakenſchwärme zu.

Korinthus (Ged. D. Kraniche d. Ibykus), gew. Korinth, eine der mächtigſten und blühendſten Städte Griechenlands, lag dicht an der Landenge, welche den Peloponnes (Morea) mit Hellas (dem mittleren Griechenland) verband; Akrokorinth (ebendaſ.) hieß die dicht bei der Stadt gelegene Burg.

Koſak (Dem. 1), ein mit einer Lanze bewaffneter Soldat; Koſaken, die Völkerſtämme, welche die ſüdlichen und öſtlichen Gegenden Rußlands bewohnen.

Kothurn, von dem gr. kóthornos, eine Art hoher Schuhe, deren ſich die Schauſpieler der Alten bedienten, um dadurch ihre Körpergeſtalt größer erſcheinen zu laſſen; daher (Ged. D. Kraniche d. Ibykus):

„Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über Menſchliches hinaus."

Im bildlichen Sinne, wie (Ged. Shakeſpeare's Schatten) „Der alte Kothurn": die Ausdrucksweiſe des Trauerſpiels; od. „ſeine Figuren auf den Kothurn ſtellen" (Br. v. M. Einl. 5, 381), ihnen ein erhabenes Gepräge geben; in ironiſchem Sinne, wie (Ged. Jeremiade) der „geborgte Kothurn": eine hochtrabende, ſchwülſtige Schreibweiſe.

Kraft, Die moraliſche (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Wem die harmoniſche Stimmung nicht vergönnt iſt, in welcher von Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung keine Rede iſt, der kann doch wenigſtens ein moraliſcher Menſch ſein, der ſich bemüht, im Hinblick auf die Pflicht ſeiner Neigung Gewalt anzuthun. Vergl. Knabe, der ſpielende.

Krahn (Ged. D. Spaziergang), eine nach dem Vogel Kranich benannte Maſchine, mit dem ſie in der Geſtalt einige Aehnlichkeit hat. Der Krahn beſteht aus einem ſenkrechten und einem Querbalken mit einer Rolle, über welche ein Zugſeil läuft, das

durch eine Zusammenstellung von Rädern mittelst einer Kurbel auf- und abgewunden werden kann. In Handelsstädten findet man Krahne oft am Flußufer errichtet, um Lasten aus den Schiffen zu heben, worauf dieselben durch Drehung des Krahns an's Land gebracht werden.

Krakau (Dem. I), an der Weichsel, aus welchem mit seinem Gebiete im Wiener Congreß (1815) ein Freistaat, der einzige Ueberrest der ehemaligen Republik Polen, gebildet wurde, ist seit dem Aufstandsversuche der Polen im Jahre 1846 dem östreichischen Staate einverleibt worden. (Vergl. Reichstag zu Krakau.)

Kraniche, Die, des Ibykus (Ged.). Diese Ballade wurde im Jahre 1797 vollendet, nachdem Schiller und Goethe sich beide mit dem Stoff beschäftigt und beide den Plan gefaßt hatten, ihn als Ballade zu bearbeiten. Goethe hatte sie als Gegenstück zu dem Ring des Polykrates liefern wollen, da er aber damals nach dem Süden reiste, so gab er die Idee auf, machte jedoch nach Empfang der ersten Bearbeitung Sch. mehrere Aenderungsvorschläge, die derselbe auch größtentheils benutzt hat. — Der Stoff zu dem Gedichte ist uns aus dem griechischen Alterthum überliefert und erinnert an eine christliche Legende von den Raben des heiligen Menrad (vergl. Meinrad's Zell), die in einem allbekannten Gedichte von Chr. Schmid bearbeitet ist. — Str. 1. Die isthmischen Spiele, welche auf der Landenge von Korinth (s. d.) gefeiert wurden, bestanden im Wettlauf, Ringen, Wagenrennen u. s. w., denen sich bisweilen auch Wettkämpfe in der Dichtkunst, dem Gesange und der Musik hinzugesellten. — Str. 2. Dem Poseidon (s. d.) war ein Fichtenhain geweiht, in dessen Nähe die Kampfspiele stattfanden. — Str. 4, V. 3: gedrang wird im Oberdeutschen für eng gebraucht. — Str. 5, V. 7 erinnert an die Denkweise der Alten, welche die Blutrache forderte. — Str. 7, V. 8 ist auf den Gastfreund zu beziehen. — Str. 10 führt den Leser auf die Schaubühne, den Boden, auf

welchem Sch. ſich vorzugsweiſe heimiſch fühlte, was ſich auch ſogleich durch die ſchwungvollere Sprache verräth. — Str. 11 dürfte nach V. 4 ein Punkt zu ſetzen ſein, wodurch eine beſſere ſymmetriſche Eintheilung der Strophe entſteht. Dieſe Strophe ſchildert das Theater der Alten, welches gewöhnlich am Abhange eines Berges mit der Ausſicht auf das Meer angelegt war. Der Zuſchauerraum bildete einen Halbkreis an der Berglehne, welche zugleich die amphitheatraliſch emporſteigenden Sitze darbot und die Bühne mit ihren beiden hohen Seitenwänden umſchloß. Zwiſchen dieſen beiden Theilen lag die ſogenannte Orcheſtra etwas vertieft mit einer Art Altar. Der ganze Raum war unbedeckt, und da man bei hellem Tage ſpielte, ſo lieferte die umliegende Landſchaft zugleich die nöthige Decoration. — Str. 12. Theſeus (in der neueren Lesart: Cekrops) Stadt iſt Athen. V. 8. Der Chor der griechiſchen Tragödie hatte die Aufgabe, der durch die dramatiſche Handlung in den Zuſchauerraum hervorgerufenen Stimmung den entſprechenden Ausdruck zu geben. — Str. 13, V. 7, ſ. Kothurn. — Str. 15—17 erinnert lebhaft an einen Chor in den Eumeniden des griechiſchen Dichters Aeſchylus, der Sch. bei ſeiner Darſtellung zum Muſter gedient hat. — Str. 19, V. 3 die furchtbare Macht iſt die Nemeſis (ſ. d.), die Göttin der vergeltenden Gerechtigkeit, welche auf geheimnißvolle Weiſe die Strafe des Verbrechers vorbereitet, von dem es (Ged. D. Künſtler) gleichſam prophetiſch heißt:

„Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied."

Krater. Die obere Oeffnung der feuerſpeienden Berge, in welche man bis zu einer gewiſſen Tiefe hinabſteigen kann, wenn die Zeit eines Lavaausbruchs vorüber iſt. Mit Beziehung auf die Greuel der franzöſiſchen Revolution wird Frankreich (Ged. D. Erbprinzen v. Weimar) ein Krater genannt.

Kremel (Dem. I) oder Kreml, die alte Feſtung im Innern der Stadt Moskau, am Zuſammenfluß der Moskwa und der

Reglina. Sie liegt auf einem anſehnlichen Hügel von mehr als einer Stunde Umfang und iſt von 60 Fuß hohen Mauern eingeſchloſſen und mit Gräben umzogen. Der Kreml enthält eine große Menge von Gebäuden, unter denen der im Jahre 1367 erbaute Palaſt der Czaaren, die ihn bis zu Peter dem Großen bewohnten, das bedeutendſte iſt.

Kreon (Phön.), ſ. Antigone.

krepiren, von dem lat. crepāre, krachen; 1) zerplatzen, wie (R. I, 2): „und wollt' halb krepiren vor Lachen"; 2) umkommen, wie (R. IV, 2): „und daran krepirt ein Menſch".

Kreta (Ged. 4. B. d. Aen. 13 — Ph. I, 1) od. Kandia, eine 33 Meilen lange und 3—11 Meilen breite Inſel, welche den griechiſchen Archipelagus im S. begrenzt, war ſchon 1250 v. Chr. durch die Geſetzgebung und die Seeherrſchaft des Minos berühmt. Ihre Bewohner ſind die Kreter (Ged. 4. B. d. Aen. 27 — Ged. D. Ring d. Polykrates).

Krëüſa (Ged. 2. B. d. Aen. 103), die Tochter des Königs Priamus von Troja und der Hekuba, war mit Aeneas, einem der edelſten Heerführer der Trojaner vermählt. Als bei der Eroberung von Troja die Stadt bereits in Flammen ſtand, wollte ſie mit ihrem Gemahl entfliehen, verlor ihn jedoch im Gedränge. Erſchrocken kehrte dieſer zurück, um ſie zu ſuchen, fand ſie aber nicht. Da erſchien ihm ein luftiges Schattenbild, das ſich ihm als ſeine Gattin zu erkennen gab, von ihm (Ged. 2. B. d. Aen. 130—132) Abſchied nahm, und ihm ſagte, daß die Mutter der Götter ſie lebend in den Olymp aufgenommen habe.

Kreuz, das Symbol des Chriſtenthums, welches Sch. (Ged. D. Johanniter) „Religion des Kreuzes" nennt, iſt beſonders in der katholiſchen Kirche zu einem heiligen Zeichen erhoben worden. Man muß das lateiniſche Kreuz (†) der abendländiſchen Kirche, bei dem der Querbalken weit über der Mitte des ſenkrechten Pfahls angebracht iſt, von dem griechiſchen Kreuz (+)

unterſcheiden, welches vier gleich lange Arme hat. Außerdem wird bei dem Schlagen des griechiſchen Kreuzes (Dem. II) nach der ſenkrechten Linie die Querlinie von rechts nach links gemacht, während die römiſch-katholiſche dieſelbe von links nach rechts ziehen läßt.

Kriegsgott (Br. v. M. 5, 421), ſ. Ares.

Kriegsgöttin (Wſt. L. 7 — J. v. O. I, 9). Die Jungfrau wird einer Kriegesgöttin verglichen, womit Athene (ſ. d.) oder Bellóna, die Kriegesgöttin der Römer, gemeint ſein kann, die zu den altitaliſchen Gottheiten gehörte, und den Dichtern zufolge als Gefährtin des Mars im Kriegsgetümmel mit Spieß und Geißel erſchien.

Krippenreiter (Tur. II, 1), ein armer Junker, der zu fremden Krippen reitet, um dort ſein Pferd zu füttern.

Kroaten (Wſt. L. 1), ein ſlaviſcher Volksſtamm im ſüdweſtlichen Ungarn.

Krokodil. Plinius (röm. Naturforſcher 79 n. Chr.) erzählt, daß das Krokodil bei dem Anblick eines Menſchen Thränen vergieße und ihn dann ſogleich auffreſſe; daher (R. I, 2) „falſche, heuchleriſche Krokodilbrut".

Kronbeamte (Dem. I), Würdenträger des Hofes, die zugleich ein Staatsamt bekleideten, das in beſonderen Familien erblich war.

Kronbediente (J. v. O. Perſ.-Verz.), Perſonen, welche bei den Krönungsfeierlichkeiten die niederen Dienſte zu verrichten haben.

Kronfeldherr (J. v. O. I, 10), ſ. Connetable.

Krongroßkanzler, ſ. Kanzler u. Kronbeamte.

Krongroßmarſchall, ſ. Marſchall u. Kronbeamte.

Kronide, **Kronion** } ſ. Zeus.

Krónos, bei den Römern Satúrnus (vergl. d.), war nach Heſiod ein Sohn des Uranus und der Gäa (d. i. des Himmels und der Erde) und wurde als der Vater des alten Göttergeſchlechtes betrachtet. Unter ſeiner Herrſchaft wurde das Menſchengeſchlecht von keiner Sorge belaſtet; daher (Ged. D. vier Weltalter):

„Erſt regierte Saturnus ſchlicht und gerecht."

Zu ſeinen Kindern gehörten vor Allem Zeus und Here, welche Ged. Semele) von ſich ſagt:

„Kronos Blut in den unſterblichen Adern,
Königlich ſchwillet mein göttliches Herz."

Als Kronos ſpäter durch Zeus vom Throne geſtoßen wurde, hörte das goldene Zeitalter auf. — In Italien war Saturnus der Gott des Feldbaues, als welchem ihm die Sichel als Attribut beigegeben war; zugleich wurde er aber auch als Bild der waltenden, ſich immer neu aufrollenden Zeit betrachtet; daher (Ged. Phantaſie an Laura):

„Lange ſucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit."

und (Ged. Gruppe aus d. Tartarus):

„Ewigkeit ſchwingt über ihnen Kreiſe,
Bricht die Senſe des Saturns entzwei."

Krummſtab, urſprünglich ein hölzerner Hirtenſtab, welchen die Biſchöfe bei der Inveſtitur oder Belehnung als Zeichen ihres Berufes empfingen, da ſie als die Hirten der Gläubigen angeſehen werden ſollten. Später verwandelte ſich derſelbe in einen hohen, oben gekrümmten Stab, der mit ſilbernem oder goldenem Laubſchmuck verziert wurde. Bei Amtsverrichtungen laſſen die Biſchöfe und Aebte ihn als Zeichen ihrer Würde neben ſich hertragen; nur bei Ertheilung des Segens nehmen ſie ihn ſelbſt in die Hand. Der Krummſtab und die Biſchofsmützen (ſ. d.), welche (Picc. IV, 5) auf dem Kelch dargeſtellt ſind, bezeichnen ſymboliſch die katholiſche Kirche.

Kryſtall (Menſchenſ. 7), von dem gr. kryſtăllos, welches eigentlich Eis bedeutet, nennt man in der Naturgeſchichte jedes regelmäßige, nach mathematiſchen Geſetzen gebildete Mineral. Im gemeinen Leben meint man damit vor Allem den zum Geſchlecht des Quarzes gehörenden Bergkryſtall, der in ſechsſeitigen Säulen mit aufgeſetzter ſechsſeitiger Pyramide vorkommt und rückſichtlich ſeiner Klarheit und Durchſichtigkeit dem Eiſe oft auffallend ähnlich iſt. Sch. braucht den Ausdruck häufig vom Waſſer, wie (Ged. D. Abend): „Des Meers kryſtallene Woge"; ferner (Ged. D. Künſtler):

„Gefällig ſtrahlte der Kryſtall der Wogen
Die hüpfende Geſtalt zurück."

und (Br. v. M. 5, 421), wo es von dem Meere heißt:

„Wer das grüne kryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele."

Auch von dem Himmelsgewölbe, das der Dichter (Ged. Parabeln u. Räthſel 4) einem großen geräumigen Hauſe vergleicht, heißt es:

„Es hat ein Dach kryſtallenrein."

und eben ſo (Ged. Parabeln u. Räthſel, 6) von dem Auge:

„Und kannſt Du den Kryſtall mir nennen?"

Endlich braucht er ihn ſogar bildlich auf dem geiſtigen Gebiete, wie (Ged. Würde d. Frauen):

„Klar und getreu in dem ſanfteren Weibe
Zeigt ſich der Seele kryſtallene Scheibe."

womit der ſanfte Blick des Weibes dem „verdüſterten Blick des Mannes" gegenübergeſtellt iſt.

Kuhreihen od. Kuhreigen (W. T. I, 1) iſt eine alte Volksmelodie, welche die Alpenhirten in der Schweiz beim Austreiben ihrer Heerden urſprünglich wohl zu pfeifen oder zu ſingen pflegten, die aber jetzt allgemein auf dem Alpenhorne geblaſen wird. Da die Melodie aus wenigen einfachen, mit einander gut

harmonirenden Intervallen beſteht, ſo macht ſie in den wiederhallenden Bergen eine mächtige Wirkung.

Kulm, von dem lat. culmen, der Gipfel, iſt noch in manchen Gegenden Deutſchlands für Berggipfel ſelbſt als Eigenname gebräuchlich, wie der Kulm bei Heringsdorf, wenn er nicht etwa ſlawiſch ſo benannt wird; desgl. (W. T. IV, 1) „die hohen Kulmen" der Eisgebirge.

Kulm (Dem. l), eine kleine Stadt in dem Regierungsbezirk Marienwerder der jetzigen Provinz Preußen, die bis 1618 zu Polen gehörte und bis zum Frieden von Oliva (1660) von demſelben abhängig war.

Kumpán (Wſt. L. 7), verd. aus Compagnon, Gefährte, Kamerad.

Kunkel (R. IV, 5), der Spinnrocken.

Künſte, Bildende und redende. Der Menſch, als das höchſte und vollkommenſte Weſen der Natur, iſt nicht darauf angewieſen, in Abhängigkeit von der letzteren mit ihr allein zu verkehren, ſondern er kann ſich ihr auch gegenüberſtellen. Und zwar thut er dies durch eine von ſeinem Geiſte ausgehende Fertigkeit, welche beſtrebt iſt, etwas Selbſtändiges hervorzubringen und für Andere darzuſtellen. Den Stoff zu ſolchen Darſtellungen empfängt er von der Natur und Geſchichte und bildet ihn allerdings nach Naturgeſetzen um; indeſſen iſt die Kunſt ihrem Weſen nach als Darſtellung des Inneren zu betrachten, das nur an einem bereits gegebenen Stoffe zur Erſcheinung gebracht wird. Die einzelnen Künſte ſind nun theils mechaniſche, die einem beſtimmten, außerhalb der ſchaffenden Thätigkeit liegenden Zwecke dienen; theils freie, die in ihrer Aeußerung ſelbſt ihren Zweck und zugleich wahren Genuß finden. Die Werke der letzteren ſind als Erzeugniſſe eines begeiſterten Gemüths zu betrachten und müſſen durch ſich ſelbſt gefallen. Entſprungen aus dem Bedürfniß des Menſchen, die Ideale ſeiner Phantaſie in würdigen

Formen darzuſtellen, iſt ihr höchſter Zweck die Schönheit, die alſo in nichts Anderem beſteht, als in der Vereinigung des Sinnlichen mit dem Idealen. Somit iſt die ſchöne Kunſt nichts Anderes als freie Darſtellung des Schönen in ſelbſtändigen, anſchaubaren Werken. Die Darſtellungsmittel der ſchönen Künſte, mit denen es Sch. (H. d. K.) allein zu thun hat, gründen ſich natürlich auf die Empfindungen der edleren oder der Schönheitsſinne, vermittelſt deren wir äußere Formen mit Vergnügen wahrnehmen. Es ſind dies Geſicht und Gehör, weshalb man die ſchönen Künſte gewöhnlich in bildende und tönende eintheilt, oder wie Sch. in „die drei bildenden“ (Architectur, Sculptur und Malerei) und „die vier redenden und muſikaliſchen“ (Poeſie, Muſik, Tanz und Schauſpielkunſt). In Betreff der Poeſie iſt zu bemerken, daß man ſie, weil ſie ſich der Sprache bedient, früher fälſchlich zu den ſchönen Wiſſenſchaften rechnete, die es aber nicht mit der Darſtellung als ſolcher, ſondern nur mit dem Bewußtſein über die Geſetze derſelben zu thun haben; Sch. weiſt ihr daher hier die richtige Stelle an. In Betreff des Tanzes iſt daran zu erinnern, daß die höhere Tanzkunſt, wie ſie von der Bühne gepflegt wird, es weſentlich mit der Mimik oder Geberdenſprache zu thun hat.

Kunſtgriff, Der (Ged.), ein Xenion, welches ſich auf Werke ſchlüpfrigen Inhalts bezieht, die das Unheil, das ſie bei unbefangenen Leſern nothwendig anrichten müſſen, durch trockene moraliſche Phraſen wieder abzuwenden ſuchen. Nach Viehoff's Angabe zielt es auf einen moraliſchen Roman von J. T. Hermes, Probſt zu Breslau: „Für Töchter edler Herkunft, eine Geſchichte“, Leipzig 1787.

Künſtler, Die (Ged.). Als Sch. ſich im Mai 1788 nach dem einſamen Volkſtädt zurückgezogen hatte, ſchrieb Wieland am 2. Juni an ihn: „Sie ſind alſo in Ihrem ſelbſtgewählten Patmos glücklich angelangt, mein liebſter Schiller! und gefallen ſich da? Quod felix faustumque sit! (d. h. „Möge es Ihnen Glück und

Heil bringen!“ eine alte lateiniſche Segensformel) und mögen Ihnen auch, wie dem heiligen Johannes Theólogus, — nur nicht ganz in ſeiner Manier — hohe Offenbarungen daſelbſt zu Theil werden.“ Als eine ſolche Offenbarung iſt dies lyriſch-didaktiſche Gedicht zu betrachten, das im Herbſt 1788 in Volkſtädt begonnen, im Februar 1789 zu Weimar vollendet wurde, und in dem Leben des eben zum Manne gereiften Dichters als ein Epoche machendes angeſehen werden muß. Durch ſeinen gediegenen Inhalt, durch ſeinen Reichthum an Gedanken, ſowie durch Schönheit der Form und eine edle, zum Theil glanzvolle Sprache übertrifft es Alles, was Sch. bis dahin gedichtet. Die wilden Wogen ſeines Jünglingsfeuers haben ſich beruhigt, eine maßvolle Haltung in den Bildern und ein feiner Geſchmack in der Ausdrucksweiſe machen einen wohlthuenden Eindruck. Zugleich iſt das Ganze von einem erhabenen Ernſt durchweht, der deutlich bekundet, daß es dem Dichter darauf ankam, etwas wirklich Vollendetes zu liefern. Welch eine unermüdliche Sorgfalt er darauf verwendet, geht aus ſeinem Briefwechſel an Körner hervor, zugleich aber auch, daß es dem Gedichte nicht an dunklen Stellen fehlt, und daß Sch. in ſpäteren Jahren ſelbſt wenig damit zufrieden war.

Sch. bezeichnet ſelbſt als die Hauptidee des Ganzen: „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ d. h. geſtützt auf die Reſultate, die er ſelbſt durch ſeine Götter Griechenlands gewonnen, ſpricht er hier ſeine Anſicht von der Erziehung des Menſchen durch die Kunſt aus. Der Gedankengang iſt folgender:

Zunächſt (Str. 1) ſtellt der Dichter den Menſchen als Sieger über die Barbarei dar. Als ſolcher ſoll er nicht der Kunſt (2) vergeſſen, die ihn zu ſeiner gegenwärtigen Höhe emporgehoben hat; nicht den mechaniſchen Beſchäftigungen („den fremden Armen“, denen die Kunſt ihn übergeben hat) zu hohen Werth beilegen, ſondern ſich wieder der wahren Kunſt zuwenden, die einer ſeiner ſchönſten Vorzüge iſt. Demnächſt (3)

wird die Kunſt als Vorläuferin der Wiſſenſchaft dargeſtellt, indem ſie durch die Schönheit zur Wahrheit führt, welche vor ihrem ſelbſtändigen Auftreten noch an die ſinnliche Hülle gebunden erſchien. Eben ſo iſt die Kunſt (4) auch die Vorläuferin der Moral, indem ſie das veranſchaulicht, was erſt ſpäter intellectuell gefaßt werden kann. Sie iſt genöthigt, Symbole ſtatt der Begriffe zu geben; denn die ſo ſchwer zu erringende Wahrheit, die rein göttliche (5) kann dem Menſchen als einem ſinnlich-vernünftigen Weſen während ſeines irdiſchen Daſeins nur unter der Hülle der Schönheit dargeboten, nur in dieſer Form genießbar gemacht werden. Da er von dem Schöpfer (6) dazu beſtimmt iſt, den ſchweren Kampf mit ſeiner ſinnlichen Natur durchzukämpfen, ſo ſoll die Kunſt ihm ein Mittel werden, um ſich an ihr wieder aufzurichten und zur Freiheit zu gelangen. Dies war von jeher (7) um ſo leichter, als die Kunſt keine Scheiterhaufen brauchte, um die Menſchen zu ſchrecken und ſie auf dem Wege der Pflicht zu erhalten. Im Gegentheil: ſie führte ſie in freierer Weiſe an liebender Hand, indem ſie den Sinn für das Schöne und Edle zu wecken ſuchte. Die Künſtler (8) mögen ſich alſo glücklich ſchätzen; es iſt ihnen eine hohe Würde verliehen, da ſie allein im Geiſte ſchauen, was Andern nur aus einer körperlichen Hülle entgegen ſtrahlt.

Ehe die Kunſt (9) auf Erden erſchien, hatte der Menſch kein Verſtändniß von der Natur; ſie erſchien ihm roh und wild, wie er ſelbſt. Zunächſt leiteten ihn (10) die Schattenbilder der Naturgegenſtände auf die Nachahmung ihrer Geſtalten. Hierzu geſellte ſich ſpäter (11) die Reflexion und der Empfindungs- und Bildungstrieb, und ſo entſtanden ſelbſtändige künſtleriſche Schöpfungen. Dieſe wurden nun (12) zu einem Ganzen verknüpft, ſo daß das Einzelne ſeine „Krone" der Vollendung einbüßte, inſofern es als Theil einem größeren Ganzen untergeordnet erſchien. Auf dieſe Weiſe (13) üben alle gebildeten Völker vermittelſt der Kunſt einen Einfluß auf die rohen Nachbarvölker aus. Der menſchliche Geiſt (14) wird frei von

beengenden Feſſeln; er fängt an zu denken, und edlere Gefühle beginnen ſich in ihm zu regen. Selbſt die ſinnliche Zuneigung (15) der Geſchlechter veredelt ſich und wird zu einem Bande der Geiſter und der Herzen. So ſchafft ſich der Menſch allmälig ein Ideal (16) ſeines eigenen Weſens; er erhebt ſich zur Vorſtellung von der Gottheit, die ihm Vorbild und Ziel ſeines Strebens wird.

Vor Allem iſt es die Kunſt des Geſanges (17), die Dichtkunſt, welche, ſorgfältig prüfend, weit von einander Entferntes zu einer höheren Ordnung verknüpft und zu einem gedrängten Bilde vereinigt. Epos und Drama wirken mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die Menge ein (vergl. Ged. D. Kraniche d. Ibykus, Str. 16 u. 20) und ſuchen die Räthſel des Schickſals zu löſen. Und wo ſich dieſe Räthſel (18) nicht löſen laſſen, da führt uns der Dichter über das zeitliche Leben hinaus in eine jenſeitige Welt, die mit dem irdiſchen Leben in Beziehung ſteht. So erhebt ſich die Kunſt (19) zu höheren Sphären; ſie begnügt ſich nicht mehr mit der Darſtellung ſchöner Formen, ſondern ſie tritt in den Dienſt des Geiſtes, ſie wird Ausdruck einer Idee. Als Vorläuferin der Wiſſenſchaft (20) empfängt ſie von dieſer eine anregende und wohlthuende Rückwirkung, ſo daß auch der reflectirende Verſtand durch den Bau eines Kunſtwerkes befriedigt werden kann. Ueberhaupt wird die ganze Lebensanſchauung (21) durch die Kunſt verklärt, Freude und Leid empfangen eine höhere Weihe, ſelbſt die Schrecken des Todes erſcheinen in milderem Lichte. So ſind uns alſo die Künſtler (22) von der Vorſehung zur Veredelung unſeres Daſeins gegeben; deshalb ſollen wir ſie ehren und hochſchätzen; denn ſie ſind (23) dem Schöpfer ähnlich, der ſeine Werke gleichfalls mit holdem Reiz geſchmückt, dem Nothwendigen die Anmuth der Erſcheinung hinzugefügt hat.

Die Kunſt des alten Hellas (24) war der Welt entflohen; im Mittelalter herrſchte Rohheit und Verwilderung; in der Neuzeit iſt ſie im Abendlande wieder erblüht, zuerſt in Italien unter den Mediceern, bald darauf in Deutſchland und den

benachbarten Ländern. Die Trümmer (25) der Kunſt, welche nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken von flüchtigen Griechen nach Italien gebracht wurde, erblühten im Abendlande auf's neue und ſchöner. Bildhauerkunſt, Malerei und Poeſie errangen ſich friſche Lorbeeren. Wenn etwa die Männer der Wiſſenſchaft (26) bemüht ſein ſollten, der Kunſt den erſten Rang ſtreitig zu machen, ſo mögen die Künſtler in dem Bewußtſein ihres eigenen Werthes und in der Erinnerung an das höhere Alter der Kunſt ihre Befriedigung finden und ſicher ſein, daß die Kunſt als ſolche ſtets ihren Werth behalten wird. Dies wird um ſo mehr der Fall ſein, da (27) die Reſultate der Wiſſenſchaft erſt dann Freude machen, erſt dann eine den ganzen Menſchen befriedigende Wirkung hervorbringen, wenn ſie in ſchöner Form auftreten; denn „nur der Geſchmack genießt, was die Gelehrſamkeit pflanzt.“ So wird ſicher (28) „die Cypria (vergl. Aphrodite) zur Urania“, d. h. die Schönheit zur Wahrheit. Der Denker, der eine ſtreng logiſche Schlußfolge liebt, wird anfangs die Schönheit fliehen, ſpäter aber, wenn er die Wahrheit in der Schönheit erkannt, gern in die Arme der letzteren zurückkehren. Darum folgt nun (29) eine Mahnung an die Dichter, des hohen Werthes und der erhabenen Beſtimmung der Poeſie ſtets eingedenk zu ſein; und ferner (30) eine Aufforderung an die Wahrheit, da, wo ſie etwa verſtoßen werden möchte, ſich in die Arme der Poeſie zu flüchten, um aus dieſer in neuer Kraft hervorzugehen. Die Tyrannei kann zwar (31) die Gedanken in Feſſeln ſchlagen; die Künſtler aber ſind „der freiſten Mutter freiſte Söhne“, ihr Bilden und Schaffen dient nur den erhabenſten Zwecken. Und wenn die Wahrheit auch nicht das unmittelbare Ziel der Kunſt iſt, ſo wird ſie doch von dieſer eingeholt werden, da eben beide Schweſtern und Töchter der „höchſten Schöne“ ſind. Deshalb ergeht zum Schluß an beide, an Künſtler, wie an Forſcher, die Mahnung, einträchtig mit einander zu wirken, um ſo ſicherer und angenehmer das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen.

Anm. In Str. 8 kann in den beiden letzten Verſen:

„In die erhab'ne Geiſterwelt
War't ihr der Menſchheit erſte Stufe!"

der Accuſativ „die" auffallen. Derſelbe hängt nicht von dem Zeitworte, ſondern von dem Hauptworte „Stufe" ab. Wie man allenfalls ſagen kann: Das iſt eine Stufe zur Hölle, eine Stufe ins Himmelreich, ſo hat der Dichter hier in ſeiner jugendlich-kühnen, elliptiſchen Ausdrucksweiſe nichts Anderes gemeint als: Ihr war't der Menſchheit erſte, in die erhabene Geiſterwelt führende Stufe.

Kunſtſchwätzer, Die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es iſt gegen diejenigen gerichtet, die ſich ein Urtheil über künſtleriſche Gegenſtände anmaßen, ohne den rechten Sinn für das Streben einer genialen Kraft zu haben. Dieſe wird ſtets originell ſein und einen fortwährenden Krieg gegen die herkömmlichen Kunſtgeſetze führen.

Kuoni (W. T. Perſ.-Verz.), ſchweizeriſche Abk. für Konrad (althd. chuonrat).

Kuppel (Ged. D. Spaziergang), von dem aus dem deutſchen Kuppe gebildeten frzſ. coupole, ein rundes, helmartig gewölbtes Dach, wie es ſich beſonders bei Thürmen findet.

kuppeln, von koppeln, eng und nahe verbinden, beſ. (F. II, 2 u. II, 16) im unedlen Sinne. — Kuppler (R. III, 2 — K. u. L. II, 6 — Par. I, 2), ein Menſch, der zu ſolchen Verbindungen Gelegenheit verſchafft.

Kurfürſt (Ged. D. Graf von Habsburg; Anm.), von dem altd. küren, od. wählen; ein Wahlfürſt, zur Kaiſerwahl berechtigter Fürſt.

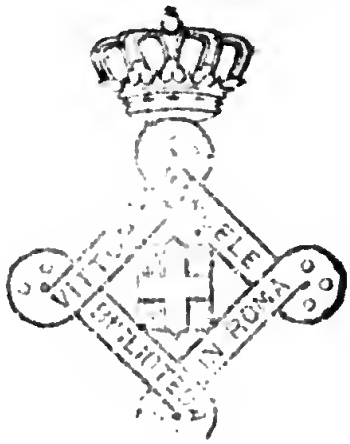
Kurl (M. St. I, 8), engl. Curle, ſ. Nau.

Kurland (Gſtſ. 10, 127), eine der ſogen. deutſchen Provinzen Rußlands, welche bis 1795 eigene Herzöge behielt, wo

die Stände, da der letzte Herzog keine männlichen Nachkommen hatte, sich dem russischen Scepter unterwarfen. Es liegt südlich vom Rigaischen Meerbusen.

Küßnacht (W. T. I, 2), ein Städtchen im Canton Schwyz, am Vierwaldstättersee und dem Fuße des Rigi. Nahe dabei, auf der Straße nach Immensee (s. Imisee) liegen noch jetzt Reste von Geßler's zerstörter Burg. Dicht dabei war ein Hohlweg, „die hohle Gasse" (W. T. IV, 3), an deren Ende die Tells-Kapelle steht, während die Gasse selbst durch einen neuen Straßenbau fast gänzlich verschwunden ist.

Kutteln (R. II, 3), sd. für Kaldaune od. Eingeweide.



A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Mag 2000504

In der **Nicolaischen Verlagsbuchhandlung** in Berlin sind ferner erschienen:

L. Rudolph **Praktisches Handbuch für den Unterricht in den deutschen Stilübungen.** Erste Abtheilung für Elementar- und Volksschulen ⅓ Thlr. — Zweite Abtheilung für Mittelschulen ⅓ Thlr. — Dritte Abtheilung für Bürgerschulen 1 Thlr. — Vierte Abtheilung für Real- und höhere Töchterschulen 1⅓ Thlr. — Jede Abtheilung wird auch einzeln verkauft.

Nicht bloß die Reichhaltigkeit der Musterstücke und Aufgaben, sondern ihr innerer Gehalt und ihre Zweckmäßigkeit allein sind es, die dem Werke einen vorzüglichen Werth verleihen; sein besonderer Vorzug vor vielen anderen ähnlichen Inhalts, besteht hauptsächlich in der Anleitung, die dem Lehrer zu einer erfolgreichen Betreibung des stilistischen Unterrichts im Allgemeinen, und zur Behandlung und Ausführung der einzelnen Aufgaben im Besonderen geboten wird. Der Lehrer wird kaum ein Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen finden, das ihm in dieser Hinsicht bessere Dienste leisten könnte, als das von dem Oberlehrer Rudolph.

Th. Körner's **sämmtliche Werke.** Neue Taschen-Ausgabe in 4 Bänden. Mit dem Bildnisse des Dichters und einem Facsimile seiner Handschrift, einer Abbildung seiner Grabstätte in Farbendruck und einem schönen Holzschnitt nach einer Zeichnung des Directors Ed. Bendemann. Geh. 1 Thlr. Eleg. gebunden 1⅔ Thlr.

Th. Körner's **sämmtliche Werke** in Einem Bande. Mit denselben Kunstbeilagen wie zur vorstehenden Classiker-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

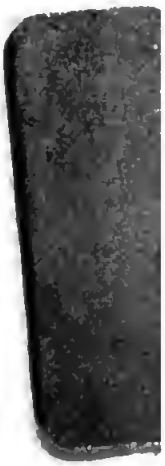
Grimm, Brüder **Deutsche Sagen.** Zweite vermehrte Ausgabe. Mit einem Titelbilde von **Wilhelm v. Kaulbach, „Die Sage"** darstellend. 2 Bände. Elegant gebunden 3 Thlr. — Geheftet 2 Thlr. 20 Sgr.

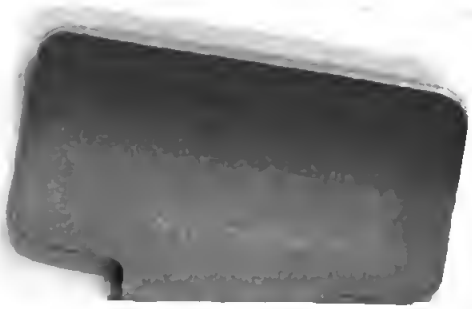
Kein Volk ist reicher an Märchen und Sagen als das deutsche, darum Dank dem biedern **Geschwisterpaar**, welches ihm in obiger Sammlung der deutschen Sagen ein bleibendes und kostbares Denkmal gesetzt hat! —

Der **erste Band** ist hauptsächlich den **Ortssagen** gewidmet, und enthält ein reichhaltiges Material in zwangloser Anordnung über Frau Holla, den wilden Jäger, den treuen Eckart, die Hünen, die Zwerge, die sämmtlichen sagenhaften Gestalten der bösen und guten Hausgeister in bunter Mischung. Der **zweite Band** behandelt **jene Sagen**, welche sich schon enger an die **Geschichte** anschließen, und bedingt schon deshalb eine bestimmte chronologische Ordnung. Ein reichhaltiger Kranz windet sich um die Person Carl des Großen. Besonders rührend ist die Sage, wie Kaiser Carl für Hoch und Nieder sich zugänglich macht, und wie eine Schlange dies benützt, um ihn um Recht wider eine Kröte zu bitten, die ihre Eier ausbrütet. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten: daß **Alle, Gelehrt und Ungelehrt,** eine **reiche Fülle von Gedanken** daraus schöpfen werden, und **Niemand diese Sammlung der deutschen Sagen** aus der Hand legen wird, ohne vom tiefsten Dank gegen die nun dahin geschiedenen trefflichen Brüder Grimm erfüllt zu sein.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Schreiberstr. 47.

Digitized by Google





LEGATORIA DI LIBRI · A. FARNESI ·
ROMA
Via Pietrasperna
N. 34